Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dritte Gesammtausgabe.

Siebenter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.

Zur

Deutschen Geschichte.

Vom Religionsfrieden

bis zum dreißigjährigen Krieg.

Von

Leopold von Ranke.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1874.

Inhalt.

I.

Ueber die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.

(Bruchstück von Betrachtungen über die deutsche Geschichte.)

Es ist noch nicht damit gethan, daß eine Nation dieselbe Sprache rede und gleichförmige Sitten habe. Die innere Uebereinstimmung, die ihr Gott einpflanzte, wird sie, schon um sie in höherem Bewußtsein selber inne zu werden, in zusammenfassenden, allgemeinen Lebensformen suchen.

Wir wissen alle, welcher Art unsere Einheit war, als das Reich in seiner Kraft und Größe die vorherrschende Macht von Europa bildete. Wir wissen nicht minder und sind einstimmig darüber, wie sehr uns jetzt eine eigene, das Fremde entschiedener ausstoßende, das Eigene sicherer bewahrende Vereinigung abgeht.

Folgen wir dem, wie es gekommen, daß wir aus dem ersten Zustand in den letzten gerathen sind, so ist auch hierüber die Antwort beinahe gleichlautend; vor allem klagt man die Reformation der Kirche an, unsere Zerfallenheit verursacht zu haben.

In der That, jenem nationalen Stolzes, mit dem wir uns des großen Werkes der Kirchenverbesserung erinnern, eines Werkes, in sich nothwendig, ursprünglich deutsch und glorreich, gesellt sich in den Meisten das schmerzliche Geständniß hinzu, daß es bei alle dem zu unsern Entzweiungen, zu den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, zu der verschiedenartigen Entwickelung, welche durch das abweichende Bekenntniß in den Völkerstämmen deutscher Zunge Platz gegriffen hat, zu der Abnahme und dem Ruin des Reiches, — daß es zu alle dem den Grund gelegt, die Veranlassung gegeben habe.

Wenn aber die Reformation, wie man von beiden Seiten eingesteht, unvermeidlich gewesen ist, war es auch diese ihre Wirkung? War mit dem, was uns erhob und befreite, dasjenige nothwendig gegeben, was uns in Zerwürfniß und Entzweiung setzte? Oder ist

es durch zufällige Umstände dahin gekommen, durch Fehler, welche eben so gut vermieden werden konnten?

Ich halte dafür, daß man diese Frage noch immer einmal aufwerfen darf.

Nicht als wäre zu erforschen, ob die Reformation von Anbeginn einen andern Gang nehmen, zu einer andern Entwickelung hätte können geführt werden, ob etwa eine Vereinigung des Glaubens möglich gewesen wäre. Diese Untersuchung würde nicht sowohl deutsch und politisch, als universal und theologisch sein.

Setzen wir vielmehr, daß es dahin gekommen war, wohin es unter Carl V. kam. War es dann bereits um die Einheit unseres Vaterlandes geschehen? Oder, in wie fern war es möglich, eine solche auch damals noch zu behaupten, nachdem die Reformation vollbracht war, ohne ganz Deutschland umfaßt zu haben? Und wenn dies nicht geschehen ist, woran hat dies wesentlich gelegen?

Fragen, die in gar manchem Bezug an unsere Zustände und die Bedürfnisse der Gegenwart erinnern[1]).

Die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. sind für den damaligen Gang der Dinge entscheidend. Wenn es überhaupt möglich war, den gemeinschaftlichen Interessen noch einmal ein entschiedenes Uebergewicht zu geben, so war es das damals; — wenn es nicht gelungen ist, so wird das eben auch damals veranlaßt worden sein.

Sei es mir erlaubt, meine Bemerkungen hierüber mitzutheilen, gewiß ohne allen besonderen Anspruch; nur als die Wahrnehmungen und Gedanken eines Vaterländischgesinnten. Außer den deutschen Quellen bediene ich mich hiebei der Berichte eines florentinischen Residenten, mehrerer venezianischen Gesandten und einiger päpstlicher Nuntien, die ich in Wien, Rom, Florenz und Venedig gefunden habe[2]).

1) Man erinnert sich an Cannings Wort: It is true that in no former period in history is there so close a resemblance to the present as in that of the reformation. Speech on Mr. Macdonald's motion. April 30, 1832.

2) Die vorliegende Abhandlung, eigentlich die erste Arbeit aus den auf meiner italienischen Reise für die allgemeine Geschichte gesammelten Materialien, erschien bereits 1832 in der historisch-politischen Zeitschrift (Bd. I); sie ist früher als die Geschichte der Päpste und der Reformation geschrieben. Sie könnte aus diesen Werken und auch aus anderweit dargebotener Kunde vielfach erweitert werden; aber ich ziehe es vor, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der sie eine gute Aufnahme fand, zu lassen. Sie bleibe zugleich ein Denkmal jener Jahre.

Wirkung des Religionsfriedens.

Ehe die Franzosen Norddeutschland überzogen, erzählte sich das Volk in unsern Gegenden von nichts so gern und viel, wie von den Thaten und Vorfällen des siebenjährigen Krieges. Aeltere und kundige Leute erinnerten dann bei den Schwedenhügeln, daß demselben einmal ein dreißigjähriger vorausgegangen. Unter denen, welche das Alterthum und die Sage liebten, ging das Gespräch, lange Zeit zuvor habe es sogar einen hundertjährigen Krieg in Deutschland gegeben, in welchem die benachbarten Burgen, deren Ruinen wir besuchten, gebaut und wieder zerstört worden seien.

Ich möchte dafür halten, daß in dieser dunkeln Erinnerung unserer Landleute eine Spur von den Zeiten des alten Faustrechts und der Fehde erhalten war. Wenigstens hätte sie nicht übertrieben. In der That brauchte es mehr als ein Jahrhundert, um Deutschland nach dem Verfalle der Macht des Kaiserthums endlich wieder in Ruhe zu setzen.

Der Landfriede, so oft geboten, war eben so oft gebrochen worden; und kaum schien es, als wolle ein friedlicheres Geschlecht das Erbtheil so vieler kriegerischer in Besitz nehmen, so ergriff die Bewegung der Reformation die Geister. Welch eine Unruhe, alle die Jahre Carls V. daher! Vom Rhein bis nach Thüringen standen einmal die Bauern in Empörung; darauf schlug die Hanse ihre letzten großen Schlachten mit den nordischen Reichen. Die Fürsten bedrohten sich erst eine Zeitlang in Bünden und Gegenbünden; dann führten die Protestanten mit bewaffneter Hand den Herzog von Würtemberg in sein Gebiet zurück, und verjagten den Herzog von Braunschweig; endlich stand das gesammte Deutschland in der Blüthe seiner Kraft, bei Ingolstadt und Mühlberg, sich selber gegenüber. So mächtig und geschickt Kaiser Carl, so entschieden sein Sieg auch war, so gelang es ihm doch nicht, Frieden zu machen. Wider ihn selber erhoben sich noch einmal diese unermüdlichen Waffen; kaum der Gefangenschaft entronnen, unmuthig, mit ermüdeten Sinnen, wandte er Deutschland den Rücken.

Weder an Talent noch an Macht war ihm sein Bruder Ferdinand zu vergleichen. Wie merkwürdig, daß mit dem Religions-

frieden [1]) den Ferdinand, und zwar nicht einmal in eigener Gewalt, sondern nur von dem Kaiser ermächtigt abschließt, die Waffen plötzlich ruhen und ein langer Friede eintritt.

Die Veränderung vor allem fiel den fremden Geschäftsträgern auf, wenn sie damals Deutschland beobachteten. „In Kaiser Carls letzten Zeiten", sagt ein päpstlicher Nuntius, der dem Cardinal Caraffa über die deutschen Dinge Bericht erstattete [2]), „war kein Fürst und keine Stadt, es war kein Staat in Deutschland, der nicht entweder um kirchlicher oder weltlicher Interessen willen mit seinen Nachbarn in Streit gewesen wäre. Unter andern war zwischen Markgraf Albrecht und dem Hause Braunschweig, zwischen Churfürst Ottheinrich von der Pfalz und dem Cardinal Otto von Augsburg offene Feindschaft; auch alle übrigen war einer voll Mißtrauen gegen den andern und hielten sich in den Waffen; Religion, usurpirte Güter, Jurisdiction und andere Beschwerden entzweiten sie". Die Zusammenkunft der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen zur Erneuerung ihrer Erbverbrüderung in Naumburg sah der Nuntius als eine Art von Gegenreichstag an. — Wie ganz anders aber erschien ihm Deutschland, als er es wenige Jahre nach dem Religionsfrieden wieder besuchte. Er mißbilligt den Frieden, er nennt ihn gottvergessen: aber er findet doch, daß er sehr wirksam sei, daß es seit dem Abschluß desselben weder eine kleine noch eine große Bewegung der Waffen in Deutschland gegeben habe; nie, seit langer Zeit, habe eine solche Einigkeit unter den deutschen Fürsten geherrscht [3]).

1) Er ist zugleich ein Landfriede. Er heißt: nachfolgende Religions, auch gemeine Constitution aufgerichteten Landfriedens.

2) Informatione del Rev^mo^ Vescovo Delfino a MS^r^ Illmo R^mo^ Caraffa; MS. der Bibliotheca Barberina zu Rom nr. 3007: „Ed in somma chi per la religione, chi per beni usurpati chi per causa della giurisdizione chi per altri gravami ogn'uno viveva con sospetto e conveniva per consequente stare in armi, il che causava la ruina di Germania. Si aggiunge a questo che mentre il ser^mo^ re sta nella dieta li principi della casa di Sassonia, Brandeburg et Hassia che sono in se potensissimi e capi degli heretici si ridussero a Naumburg e di la quasi da una antidieta scrissero a S. M." Auf die Wichtigkeit dieser Naumburger Zusammenkunft hat noch vor Kurzem Menzel aufmerksam gemacht.

3) Delfino: Ed è stato, per dire il vero, di tanta efficacia questa quantumque empia pace, che dall' hora non è stato piccolo nè grande movimento d'armi in parte alcuna dell' imperio e di qua credo che

So viel ist gewiß, daß ein friedlicher Zustand bei dreißig Jahre lang anhielt. Die Grumbachische Sache, die so bald endigte, bestand doch mehr in gefährlichen Absichten auf der einen, in strenger Bestrafung auf der andern Seite, als daß sie ein Krieg gewesen wäre. Vielmehr hörte der Widerstand auf, welchen der Kaiser bisher gefunden; die Reichstage wurden von den Fürsten besucht und zu einhelligen Schlüssen gebracht; die Kreisverfassungen zeigten sich nun allererst wirksam; es bestand eine ungewohnte Ordnung; Sicherheit und öffentliche Freiheit schienen sich eine Zeit lang zu vereinigen.

Was war es nun, wodurch es nach alle den Kriegen, bei so offenbarem innern Zerwürfniß dennoch hiezu kam?

Von den Bedingungen des Friedens.

War denn dieser Friede eine so glückliche Auskunft? Vertrug er so genügend die widerstreitenden Ansprüche? War er so sorgfältig abgewogen, so einmüthig angenommen?

Ich will nicht auf alle seine Bestimmungen eingehen, größtentheils waren sie nicht neu; allein in Hinsicht der wichtigsten Punkte kann ich nicht finden, daß sie mit besonderem Glücke erledigt worden wären.

Ohne Zweifel kam es am meisten auf die Anordnnngen in Betreff der geistlichen Fürstenthümer an, auf denen die Gesammtverfassung des Reiches um so mehr beruhte, als sich damals die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in den Fürstenrath gezogen hatte, in welchem die Anzahl der geistlichen Mitglieder die Majorität zu bestimmen pflegte.

Die Frage war, ob auch die geistlichen Fürsten das Recht haben sollten, zur augsburgischen Confession zu treten. Nicht als ob sie darum ihre Stifter hätten sollen säcularisiren dürfen. Die Protestanten haben ausdrücklich erklärt, dies sei so wenig ihr Wunsch als ihr Interesse [1]). Sie wollten die Nichterblichkeit der geistlichen Reichs=

nasce la risposta gagliarda che fece a me il ser^{mo} re, quando la seconda volta andai a. S. M, e mi dolsi con lei da parte di S. Beat^{ne} di questo recesso come a pieno scrissi da Vienna alli 27 di Marzo 1550. (Diesen Brief sah ich nicht.)

1) Der Chur und Fürsten augsburgischer Confession endliche und schließliche Erklärung bei Lehmann de pace religionis Bd. I. Cap. XXI. „Ihre Chur und Fürstliche Gnaden haben hiebevor der Güter halben, so den Geistlichen zugehörig, ausdrücklich erklärt, beruhen und verharren darauf nochmals, daß

fürstenthümer auch ferner beibehalten wissen, doch wollten auch sie zu denselben zu gelangen das Recht haben.

Es kam, wie es wohl auch nicht anders sein konnte, hierüber zu den lebhaftesten Streitigkeiten, und es war zuweilen nahe genug an einer Auflösung der Versammlung. Es ist immer merkwürdig, daß die geistlichen Churfürsten wenigstens Anfangs und stillschweigend für die protestantische Forderung waren, daß sich selber unter den geistlichen Fürsten Neigungen dafür fanden, die, wenn sie sich nicht geradezu dafür erklärten, nur durch Einschüchterungen davon abgehalten worden sind [1]). Leider ist unsere deutsche Geschichte über Wirkung und Gegenwirkung der Persönlichkeiten, woran bei berathenden Versammlungen so viel liegt, nur allzuhäufig stumm, und wir können nicht sagen, wodurch die entgegengesetzte Richtung endlich die Oberhand behielt; allein sie war ganz entschieden, selbst Ferdinand ward davon hingerissen; und wenn die Protestanten weder nachgeben (was sie um ihres Gewissens willen nicht thun zu können erklärten), noch auch den Frieden rückgängig werden lassen wollten, so mußten sie einen Mittelweg ergreifen. Sie gestatteten dem König eine Verordnung hierüber, doch mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß sie für sich in einen solchen Artikel nicht gewilligt [2]). Und so setzte

Ihr Gemüth nicht sey, solche Güter den Reichsstifften zum Nachtheil von abhanden oder in Zerrüttung bringen zu lassen, sondern vielmehr neben den andern Reichsständen daran zu seyn und darob zu halten, weil nicht der geringste Theil der Reichsstände und sonderlich die Hoheit der Churfürsten darauf gewidmet, daß sie bei den Stiften unverruckt bleiben, und so sich Jemand einiger Erblichkeit deren anmaßen wollte, dieselben davon abzuweisen".

1) Unter andern der Bischof von Passau. Auszug der Instruction der würtembergischen Reichstagsgesandten von 1556; bei Sattler würtembergische Geschichte IV. S. 96. Vgl. Bd. V. [Nachträgliche Anmerkung: Gleich hier ist ein Punkt, der in der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. V, S. 266 G. W. näher bestimmt worden ist; doch waren auch die zuerst ausgesprochenen Ansichten im Allgemeinen richtig.]

2) Es ist merkwürdig, wie sie dies zugleich gestatten und doch dawider sind. Erklärung (wie oben): „Da aber E. Kön. Maj. je auf obbemeldter ihrer Resolution beruhen — — — und diesen Artikul dergestalt, wie er von E. Kön. Maj. gesetzt, an Statt, auf Heimstellung und habenden Gewalt, auch Vollkommenheit der Kays. Maj., unsers allergnädigsten Herren, und also von wegen ihres obliegenden Amts und für sich selbst zu verordnen endlich beschlossen, so wissen J. Chur- und Fürstl. Gn. E. Kön. Maj. über beschehene unterthänige Bitt und Fürwendung hierin kein Form oder Maaß zu setzen; — aber darum wollen J. Ch. Gn. sich ihres Gewissens halben dies declarirt haben, daß sie für sich in einen solchen Artikul nicht willigen können".

Ferdinand fest, daß ein geistlicher Reichsstand sein Amt und Einkommen verlieren solle, sobald er den alten Glauben verlasse. Dies ist der geistliche Vorbehalt.

Auf der Stelle aber erhob sich eine andere Frage. Wie sollte es nun in den Ländern dieser geistlichen Fürsten gehalten werden? Sollten sie ihre landesherrliche Gewalt auch wider ihre Unterthanen augsburgischen Bekenntnisses anwenden dürfen? So wie die Verfassung des Reiches in seiner Gesammtheit an der ersten, so hing die Verfassung eines großen Theiles der einzelnen Landschaften an der zweiten Bestimmung. Hartnäckig hatten die Protestanten dem Vorbehalt widerstanden; nicht minder hartnäckig widersetzten sich die geistlichen Fürsten jeder Beschränkung ihrer Gewalt. Hier aber war Ferdinand für die Protestanten. Er bildete aus dem zahlreichen Ausschuß, von dem keine Versöhnung zu erwarten war, einen kleinern; er stellte auf das dringendste vor, man bedürfe nicht eines halben Friedens, sondern eines ganzen; dreimal erschien er in der Versammlung und erklärte ihr, er werde sie nicht von der Stelle lassen, bis sie sich vereinigt habe; endlich überwog sein persönliches Ansehen; nachdem die Katholischen bis zur ungewohnten Abendstunde ausgehalten, erklärten sie sich zuletzt, „um den Verdacht der Unfriedfertigkeit abzulehnen und den König zu beruhigen", wie derselbe wünschte: auf das Recht die protestantischen Unterthanen zum katholischen Glauben zu nöthigen, leisteten sie, jedoch ganz in der Form Verzicht, wie die Protestanten über den andern Punkt nachgegeben hatten. Sie gestatteten, daß der König den Ständen des augsburger Bekenntnisses hierüber eine beruhigende Declaration gebe[1]).

Sonderbarer Friede! Dies sind die beiden wichtigsten Punkte. Vorbehalt und Declaration ergänzen sich wechselsweise. Jener sichert der katholischen Kirche die geistlichen Fürstenthümer; diese gewährleistet den Unterthanen dort, wo sie am meisten zu fürchten haben, die Ausübung der veränderten Religion. Die ganze Zukunft von Deutschland liegt darin. Lange und weitläufig verhandelt man über diese Bestimmungen: endlich fügen sich die Parteien, allein sie wissen ein Mittel, dieselben doch nicht vollkommen anzunehmen. Zwar wird der Vorbehalt in den Reichsabschied eingerückt, jedoch mit der ausdrücklichen Bemerkung, es sei unmöglich gewesen, die Stände von beiderlei Glauben darüber zu vereinigen; kraft einer ihm vom Kaiser ge-

1) Handlung der Königl. Maj. mit der Churfürsten und Stände Ausschuß am 20. und 21. September, bei Lehmann cap. 23.

gebenen Heimstellung und Vollmacht setze ihn der König fest. Zwar erhalten die Protestanten die Versicherung, nie solle ein geistlicher Stand befugt sein, seine Unterthanen von ihrer hergebrachten Religion augsburger Bekenntnisses zu verdrängen, aber fast wörtlich wiederholt Ferdinand, die Stände von beiderlei Glauben seien darüber nicht zu vergleichen gewesen, kraft der ihm vom Kaiser gegebenen Vollmacht und Heimstellung setze er dies fest[1]).

War aber eine kaiserliche Erklärung auch vollkommen verbindlich? Die damalige hatte einen eigenen Charakter. Eine Bestimmung, über die so viel und mühselig gestritten und berathschlagt worden, kann man nicht einen Act kaiserlicher Machtvollkommenheit nennen. Man gab zu, daß ein solcher Act der Form nach an die Stelle des Einverständnisses träte, welches nicht zu erreichen war; es war eine Uebereinkunft, aber verbunden mit einer Protestation von beiden Seiten.

Was soll man nun von diesem Frieden sagen? Es ist wahr, er bestätigte die sichernden Bedingungen des Vertrages von Passau. Allein über die wichtigsten Streitigkeiten eine genügende Ausgleichung — eine zufriedenstellende Bestimmung für die Zukunft gefunden zu haben, war man weit entfernt. Man schloß ihn, nicht weil man eine solche gefunden, sondern trotz dem, daß man sie nicht gefunden hatte.

Wenn Deutschland von innern Kriegen befreit blieb, so können es diese Bestimmungen nicht gewesen sein, die das bewirkt haben. Der Friede war das Ergebniß anderer Umstände, die denn auch machten, daß man ihn hielt. Diese aufzusuchen ist numehr unsere Aufgabe.

1) — — adeo, ut utriusque religionis ordines in hoc puncto concordari non potuerint. Quapropter nos, de S. C. Majestatis, fratris ac domini nostri, data potestatis plenitudine et arbitrationis declaravimus, constuimus et decrevimus, declaramus etc. Diese Declaration wird zwar sonst deutsch angeführt, in dem Protocoll vom Churfürstentag von 1575 bei Senkenberg: „Sammlung von ungedruckten und raren Schriften, Theil III." findet sie sich aber „von Wort zu Wort in lateinischer Sprache, darinnen sie verabfasset worden." Sie ist übrigens, eben wie die meisten Bestimmungen dieses Friedens, sehr schwankend. Denn was heißt es: qui a longo tempore Augustanae confessionis religioni addicti — — — et ad hunc usque diem (eam) observant. Wer will bestimmen, was lange Zeit sei oder was kurze?

Innere Lage der deutschen Politik.

Wenn man noch einmal aus lauteren Quellen die Geschichte Carls V. schriebe, so würde die großartige Wendung der Dinge, welche er am Ende seiner Tage erlebte, Verwunderung, Erstaunen und Mitleid erregen.

So groß war nach dem schmalkaldischen Kriege sein Beruf für Deutschland, so erhaben seine Stellung in der Welt, so mächtig sein Arm. Das günstige Geschick hatte ihm alle seine Kränze gewährt Während England und Frankreich Krieg führten, hatte er Zeit. Deutschland zu ordnen und Italien, woran ihm so viel lag, in seinem Gehorsam zu befestigen.

Es ist merkwürdig, in welchen Zwiespalt er geräth, indem er in Deutschland, wenn nicht das Papstthum wiederherzustellen, doch eine demselben minder entgegengesetzte Glaubensform einzurichten sucht, und dagegen in Italien keinen gefährlichern Gegner als Papst Paul III. und nach dessen Tode die farnesische Partei hat.

Wir beobachten, wie in Italien seine Diener und Anhänger, Don Fernando Gonzaga, Diego Mendoza und der Herzog von Florenz sich fortwährend bemühen, ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen und ihn in Krieg zu verwickeln, wie sie aber in seiner Natur, die allen gewaltsamen Maßregeln innerlich abgeneigt ist, einen unüberwindlichen Widerstand finden[1]). Der Erfolg ist, daß man nichts durchsetzt noch ausführt und alles aufreizt. Mehr noch durch unentschiedene und schwankende, als durch entschiedene Maßregeln werden die großen Oppositionen in Gährung gebracht.

Indessen athmete Deutschland schwer unter dem Druck einer ungewohnten Atmosphäre. An so vielen Orten im Reiche spanische und italienische Kriegsvölker, so viele Fürsten von Land und Leuten verjagt, andere gefangen, allenthalben gewaltsame Religionsänderungen zu Gunsten einer Formel, auf welche nur die völlige Rückkehr des alten Glaubens folgen zu können schien; der Nerv der deutschen Sachen in den Händen der verhaßten Ausländer, des Granvella und des Alba, die ihr Wesen nicht verstanden und es sogar an der gewohnten Ehrerbietung gegen die getreuen Fürsten ermangeln ließen[2]).

1) Ueber diese Zeit enthalten die florentinischen Depeschen, im mediceischen Archiv zu Florenz, und die Correspondenz des Mendoza, in der corsinischen Bibliothek zu Rom, sehr bemerkenswerthe unbekannte Daten.

2) Relatione del cl^{mo} Sr Federico Badoero: ritornato Amb^{re} da Carlo V. 1556 Ms. der Bl. zu Wien und in vielen italienischen Bibliothe-

Es mag wohl schwerlich als ein Glück für Deutschland anzusehen sein, daß unser Kaiser in einer so wichtigen Periode zugleich Spanien und Amerika, Italien und die Niederlande besaß; daß unter so verhängnißvollen Umständen nicht sowohl das deutsche Interesse, als ein allgemeines seine Schritte bestimmte, und daß ausländische Rathgeber einen so entscheidenden Einfluß auf unsere Angelegenheiten ausübten. Zwar mit Murren, aber man ertrug es: denn man sah das Ende davon ab. Schon war Ferdinand von Oesterreich, der sich als ein deutscher Fürst erwies, römischer König. Wie sehr aber mußte man dann erschrecken, als Carl V. den Plan faßte, seinem Sohn Philipp, der in Spanien erzogen worden und von Spaniern umgeben in Deutschland ankam, die Anwartschaft auf die deutsche Thronfolge zu verschaffen. Eine Vereinigung, die man kaum noch für eine kurze Zeit ertragen zu können glaubte, wäre verewigt worden. Die Spanier hätten sich in Deutschland leicht so heimisch gemacht, wie in Mailand oder in Brüssel. Was hätte erfolgen müssen, wenn nach dem Schlusse des tridentinischen Conciliums ein Philipp II. unser Vaterland regiert hätte!

Die Gefahr, mehr noch als die Sorge um die gefangenen Fürsten, war es, was auch Deutschland in eine dumpfe Gährung, in erwartungsvolle Bewegung versetzte. Moritz sammelte seine Truppen bei Magdeburg, in glücklich verheimlichtem Einverständniß mit anderen deutschen Fürsten, bis daß er sähe, wie er sagte, wo die Winde hinweheten.

Bald waren sie günstig. Frankreich machte mit England Friede und trat mit der Opposition in Deutschland und Italien in Bund. Dann brachen die Stürme los. Er, der alte Sieger, ward nun auch seinerseits übermannt und gebeugt.

leu zu finden. Tutti i Tedeschi si lamentano che S. M^ta^ non a avuto amore verso il governo loro, di non aver avuto conoscimento di quel loro vero modo di vivere. Er sei verpflichtet gewesen, nur deutsche Minister zu haben u. s. w., er habe dies aber nicht gehalten. Schwendi', von Regierung des Röm. Reichs §. 15: „Ist alsbald bey Kaiser Carls Regierung ein ander Unheil in weltlichem Regiment dazu geschlagen, nemlich die Einmischung der fremden Nation in deß Reichs Regierung. Daher — die Deutschen — einen heimlichen Grollen und Widerwillen gegen ihres Herren Kaiser Carls Regierung gefaßt haben — —. Und obwol Kaiser Carl ein theurer deutscher Held gewesen und mit echtem guten Herzen und Eifer die deutsche Nation gemeynt hat, so haben ihn doch solche Leut — in vielen wichtigen Sachen geblendet und irre gemacht."

Es war eine Schwachheit, daß er eine so widernatürliche Verbindung auch nach seinem Tode erhalten, daß er seinem ungeeigneten Sohne die Herrschaft auch über Deutschland verschaffen wollte: auch war es wohl eine Ungerechtigkeit gegen das Haus seines Bruders. Schwer hat er dafür gebüßt. Niemand glaube, daß ihm seine Fehler ungestraft hingehen: die Nothwendigkeit der Dinge wird durch keine mildernden Umstände eingehalten.

Für uns ist das Merkwürdigste, wie sehr die Lage von Deutschland hierdurch verändert ward.

Der churbrandenburgische Canzler, Lambert Distelmeyer, stellte einmal seinem Fürsten vor, die Absicht des Kaisers werde den Deutschen nützlich sein, sie werde König Ferdinand nöthigen, von ihm abzufallen[1]). Eben dies geschah.

Während der langen zweifelhaften Unterhandlung, welche über diese Sache in der Familie des Kaisers geflogen ward, schien es wohl zuweilen, als gebe Ferdinand nach: in der That aber hat er das nie gethan; sein geheimer Rath Hofmann, dessen verschollenes Andenken schon um dieses einen wichtigen Dienstes willen zu erneuern wäre, ward nie gewonnen; unerschütterlich war derjenige, auf welchen hiebei das Meiste ankam: der Sohn Ferdinands, welcher nach ihm die Hoffnung auf das Reich hatte, König Maximilian. Schon seit dem Jahr 1548 suchten sie vielmehr geheimes Verständniß mit den deutschen Fürsten; durch den gemeinschaftlichen Haß gegen die ausländischen Rathgeber des Kaisers, gegen die spanischen Absichten, wie man es nannte, wurden sie allesammt vereinigt.

Ueber die großen Erfolge des Churfürsten von Sachsen, als er nach der Donau wider den Kaiser aufbrach, darf man sich demnach nicht wundern. Seine Sache war die Sache beinahe sämmtlicher Fürsten: Ferdinand selbst war auf eine gewisse Art sein Verbündeter.

Es ist eine sehr unerwartete Wendung der Dinge.

Nicht allein Moritz war von Carl abgefallen; im Grunde waren alle die, welche bei Ingolstadt und Mühlberg mit dem Kaiser gewesen, jetzt wider denselben vereinigt.

Carl V. fühlte es wohl. Versuchte er doch bei denen Hülfe zu

1) Grundling, Auszug Churbrandenburgischer Geschichten bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Herrn Lampert Distelmeyers p. 124. Hierher gehörige Auszüge aus den Depeschen Marillac's in Fr. v. Raumers Briefen aus Paris I. S. 26.

finden, welche er damals unterworfen! Eben der geborne Churfürst, den er früher beraubt hatte, war nunmehr in seinem Vertrauen. Die niedersächsischen Städte waren dessen getreueste Verbündete gewesen: so gut, wie ihn selbst, suchte jetzt der kaiserliche Hof auch diese sich geneigt zu machen. Welches Land hatte Oesterreich und seine Uebermacht im Reich öfter und stärker zu fühlen gehabt, als Würtemberg! Carl hoffte dennoch den jungen Herzog Christoph für Philipp zu gewinnen: „dem Reiche möchte kein anderer fürständiger seyn als Sr. Maj. Sohn"[1]). Alle deutschen Bewegungen zwischen 1552 und 1555, auch die Fehden des Markgrafen Albrecht, der nicht immer von dem Kaiser verlassen war, wenn es so schien, hangen mit mit jenen Absichten zusammen[2]).

Erst im Jahre 1555 ließ sie der Kaiser völlig fahren. Vielleicht daß die entschiedene Feindseligkeit, in die Papst Paul IV. mit ihm trat, wie sie zunächst eine Erneuerung des französischen Krieges zur Folge hatte, so auch diesen Plan vollends hintertrieb. Von einem solchen Papst war nie eine Billigung einer so weitaussehenden Wahl römischer Kaiser und Könige zu erwarten, gesetzt auch, man hätte sie in Deutschland zuwege gebracht. Auf die Bitte Ferdinands, mit Frankreich Friede zu machen, um die deutschen Mißhelligkeiten beizulegen, entgegnete Carl, daß er um seiner Krankheit, sowie um eben dieser französischen Geschäfte willen, sich den deutschen nicht widmen könne, daß er sie ihm, seinem Bruder, gänzlich überlasse[3]). Er überließ ihm Verhandlung und Abschluß, wie seine

1) Hievon hat Pfister, Herzog Christoph zu Würtemberg p. 213, gegründete Notiz. Es wäre zu wünschen, daß Stücke von so großer Wichtigkeit, wie die Urkunde, die der Autor hier benutzte, im vollständigerm Auszuge mitgetheilt wären.

2) Auf die Verwickelungen, die auch bei Lang: Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth, Bd. II. noch nicht vollständig entwirrt werden, wirft wie mich dünkt folgende Stelle des Soriano vieles Licht: L'anno passato, quando il marchese era in arme e si temeva ch'assaltasse la Bohemia, non si potè indurre mai l'imperatore a sententiarlo al bando imperiale come autore delli tumulti di Germania finchè non fu rotto tre o quatro volte e benchè fosse bandito per la camera imperiale di Spira pero si trovarono lettere dell' imperatore scritte a quel marchese con tutti i titoli che si solevano dargli prima, che fusse dichiarato ribelle. Dies sind freilich Dinge, die Schmidt nicht berührt, obwohl er den Soriano kannte.

3) Delfino Informatione enthält dies wörtlich: „Responde S. M., che alle cose di Germania non puo attendere per la malattia e negozj della

Urkunde sich ausdrückt „ohne Hinterbringen". Es war auch dies eine Art von Abdankung.

Hierauf erst wurden die deutschen Geschäfte aus den Händen der ausländischen Räthe, vornehmlich Granvella's, den man sogar beschuldigt, er habe aus Mißvergnügen eine Menge deutscher Papiere an sich behalten, völlig abgelöst; worauf man schon in Passau gedrungen, daß der kaiserliche Hofrath mit einheimischen Räthen unter einem einheimischen Präsidenten besetzt werde, es ward nunmehr ins Werk gesetzt.

Von dem Verhältniß zu Frankreich hatte man sich abgewendet, sowie man die eigennützigen Absichten der angeblichen Befreier wahrgenommen. Deutsch, wie der Rheingraf sich ausdrückte, blieb noch einmal deutsch.

Es ist wohl zu bemerken, daß hiedurch jene Fürsten und Stände, welche anfangs wider den Kaiser und darauf, öffentlich oder insgeheim, mehr oder minder entschieden für ihn gewesen waren, zum zweiten Male besiegt wurden. Diejenigen, welche Anfangs entweder mit ihm oder doch nicht gegen ihn waren, welche darnach an dem Widerstande mehr oder minder Theil genommen, blieben Sieger. Sie behielten im Reiche die Oberhand.

Sie waren es, unter deren Auspicien — nachdem aller Einfluß des Kaisers aufgehört, nachdem die Agenten des Papstes sich entfernt hatten — der Reichstag zu Ende gebracht und der Friede, dessen man übereinkam, auch gehalten wurde[1]).

Nicht auf die Worte, noch auf ein paar Artikel einer Uebereinkunft kommt es in der Regel an; daran liegt es, daß die lebendigen Interessen in derselben zusammentreffen; daß die Menschen, welche sie schließen, sich wenigstens zu der Hauptsache einverstehn; wie es da-

guerra della Francia e rimittendo il tutto al sermo re cominciò allore come mi fu dopo affermato a parlare di volersi ritirare in Ispagna e lasciare l'imperio." An einer andern Stelle: „L'imperatore scrisse l'anno del 55 al sermo Ferdinando ch'egli non voleva saper piu cosa nè di diete nè di altri negozj di Germania e che intendeva rinunziare quel carico.' Der König bittet ihn, es nicht zu thun: weil er einsehe „che all' imperio era gran freno solo il nome di Carlo V." — — Jedoch „l'imperatore scrisse assolutamente di voler cosi, tanto piu, che pensava di lasciar ogni cura mondana." Hiernach wäre die Abdankung schon 1555 wesentlich vollzogen gewesen: es hätte nur die Förmlichkeit gefehlt.

1) Vedendosi, wie Delfino sagt, il sermo re senza ministro alcuno della sede apostolica.

mals die vorwaltenden deutschen Fürsten thaten. Es war die gemäßigte Partei des damaligen Deutschlands.

Persönliche Verhältnisse der deutschen Fürsten.

Es war Churfürst August von Sachsen in jener Zeit der mächtigste und reichste Fürst von Deutschland. Wenn hauptsächlich sein Bruder Moritz die großen Erfolge erfochten hatte, so war er bestimmt, sie zu genießen, sie auszubilden. In den letzten Jahren hatten sich die alten Parteiungen zwischen den sächsischen Häusern wieder erneuert. Daß Johann Friedrich zugleich Verbindungen in Böhmen hatte, machte ihn zum entschiedensten Feinde König Ferdinands. Eben darum war zwischen Moritz und Ferdinand ein natürlicher Bund, welchen denn August, der am Hofe des Königs erzogen worden, aufnahm und fortsetzte. August befolgte wie in dem Innern des Landes, das er zu guter Aufnahme brachte [1], aber mächtig und rücksichtslos bewältigte, so in den Sachen des Reiches eine entschlossene Politik. Er sagte selbst: „was er sich in Sinn gesetzt, das müsse also fort.“ Es bezeichnet ihn, daß er noch in dem vierzigsten Jahre Latein lernte, um ein rechter Churfürst zu sein, wie es die goldene Bulle gefordert. In den Reichsversammlungen zeigte er jene persönliche Ueberlegenheit, die damals, wo die wichtigsten Geschäfte durch mündliche Unterhandlungen ausgemacht wurden, von so großer Be-

1) Obwohl nicht daran zu denken ist, daß er und zwar nach den mäßigsten sächsischen Berechnungen 7 Millionen Thaler Einkünfte gehabt hätte. In unsern venezianischen Berichten finden wir, daß sein Einkommen sich bei seiner Erhebung auf 500,000 Thaler belaufen haben möge. Bei seinem Tode gab man es im Lande auf 2 Millionen an. Nach Jacopo Soranzo (lettera delle cose di Sassonia. Di Praga 14. Oct. 1586. MS. Roma Bibl. Barberina) blieben die Unparteiischen bei 1,000,000 stehn. Dennoch eine ungeheure Summe, ein außerordentlicher Anwachs. Er beruhte allerdings, und wir werden sehen, wie sehr, auf dem Ertrage der Bergwerke; jedoch auch auf streng eingetriebenen Steuern. Die Tranksteuer ertrug 400,000 Thlr. Ich kann nicht finden, daß diese Auflagen nothwendig, noch daß sie besonders nützlich gewesen wären. Der Churfürst sammelte unglaubliche Schätze. „Resta l'erario, sagt J. Soranzo, tenuto in una gran sala, dove fui introdotto e lo viddi in botte, casse e sacchi; affermano coloro per la somma di 30 milioni di taleri ma mi riporto alla verità, che mi par molto a persuadermi, che possino ascendere a 20 milioni; ma arrivando anco (nur) a questa somma mi par assai perchè non vi deve esser in Christianità principe, che vi si possa metter al paragone.“

deutung war. Er hatte Beredtsamkeit und Würde. Vor allen deutschen Reichsfürsten suchten ihn die auswärtigen Gesandtschaften von Toscana und Venedig, von Frankreich und England, von Polen und Dänemark auf.

Ganz eine andere Natur war Joachim II. von Brandenburg: gutmüthig, prächtig, freigebig; ein Fürst, welcher lebte und leben ließ. Seine Politik war, die Reformation ohne Ungestüm, durch allmähliche Aenderungen, ohne viel Streitigkeiten mit Kaiser und Reich, ins Werk zu richten. Mitten in den Stürmen, in denen die andern deutschen Staaten erbebten oder unterlagen, wußte er seine Mark bei dem ungestörten Frieden zu behaupten, dessen sie so sehr bedurfte; niemals hatte sie früher einen so glücklichen Fortgang des Wohlstandes und der Handlung, oder so ausgezeichnete Gelehrte, oder so mannigfaltige Regsamkeit in den Gewerben gehabt. Einen Schatz freilich sammelte Joachim nicht, wie August; er hinterließ beträchtliche Schulden. Mochte indeß sein Bruder, Markgraf Hans zu Cüstrin, die kleine Landschaft, die ihm zugefallen, mit der Wirthschaftlichkeit regieren, die etwas für künftige Zeiten erübrigt. Er, der Churfürst, hatte nicht dies Talent. Auch muß man bekennen: Sparsamkeit hätte ihm niemals die Landschaften ausgebreitet, noch seinem Sohne Magdeburg verschafft, noch die Anwartschaft auf Preußen erworben; hätte er Geld sammeln wollen, so würde er nie den mächtigen Einfluß gehabt haben, den er im Reiche ausübte [1]. Immer hatte er sich näher an das albertinische, als an das ernestinische Sachsen gehalten. Wie er am Hofe Maximilians I. erzogen worden, so war er mit den Nachkommen desselben, vor allen mit Ferdinand, in gutem Vernehmen und Vertrauen. Sie nannten ihn an diesem Hofe ihren Vater; er war es ihnen.

Sachsen und Brandenburg, vereinigt wie sie unter diesen Fürsten und ihren Nachfolgern waren, hatten ein überwiegendes Ansehen in dem Reiche, vornehmlich in dem nördlichen Theil desselben. Mit Philipp von Hessen und seinem Sohne erneuerten sie die alte Erbverbrüderung. Dem Herzoge von Pommern ward in Gegenwart brandenburgischer Gesandten gehuldigt. Julius von Braunschweig

1) Eine reiche Sammlung von Notizen über Joachim II. und seine Zeit enthalten Nic. Leutingeri de Marchia ejusque statu Joachimo I. et Joachimo II. principibus electoribus commentarii. S. u. a. XVIII, p. 632. Er spricht auch von den benachbarten Fürsten mit Einsicht. Mit vielem Sinn für das, was wissenswürdig ist, sammelte Möhsen, Geschichte der Mark Brandenburg; u. a. §. 50.

hatte in seinen jungen Jahren eine Zuflucht in Berlin gefunden, und regierte nach den Rathschlägen Joachims II.

Schwieriger schien die Lage der Dinge im obern Deutschland. Wenigstens hatte der Kaiser, wie wir sahen, sich der alten Mißhelligkeiten zwischen Würtemberg und König Ferdinand, diesem zum Nachtheil, zu bedienen gedacht. Allein es gelang ihm nicht. In das Heidelberger Bündniß, dessen oberster Hauptmann eben der Herzog Christoph von Würtemberg war, trat zu Heilbronn auch König Ferdinand. Ich finde die Nachricht, daß dieser Bund insgeheim eine Tendenz eher gegen den Kaiser eingeschlossen habe, als für ihn [1]). Nun ist es wahr, daß derselbe, als er abgelaufen, nicht wieder erneuert ward. Es gab aber etwas, was ihn wohl ersetzen konnte. Ich meine das schöne persönliche Verhältniß zwischen Christoph und Maximilian, daß sich seitdem immer freier und edler entwickelte. Es mag nicht so romantisch sein, wie man es hat finden wollen, aber es ist, wie es sich bei Männern geziemt, verständig und herzlich. Sie begnügen sich wahrhaftig nicht, einer den andern mit dem Wein seines Landes oder mit den Erträgnissen der Herbstjagd zu erfreuen. Ueber die wichtigsten Geschäfte des Staats und der Kirche pflegen sie vertrauliche Berathung. Einer ermahnt den andern, Christoph den König, bei der wahren ungezweifelten Religion auszuhalten, zu noch mehrerer Ausbreitung des göttlichen Wortes und Namens beizutragen; Maximilian den Herzog, auf die Einigkeit der lutherischen Kirche Bedacht zu nehmen, den nachtheiligen Gerüchten, die sich über die Absichten des Kaisers ausgebreitet, keinen Glauben zu schenken.

1) Von diesem heilbronner Bund hat, so viel ich weiß, nur Sattler Geschichte der Herzoge von Würtemberg IV. p. 58 eine Notiz, allein eine sehr dürftige. Etwas ausführlicher, aber schwerlich ganz genau, ist die Relation Soriano's von 1554: L'altra (lega) che fu conclusa in Hailprun terra di Franconia, nella quale il ser[mo] re de Romani, li conti Palatini, duchi di Baviera, di Vertimberg e di Cleves, l'arcivescovo di Salispurg et alcuni altri principi sono obligati con un certo numero di forze alla difesa e conservatione l'uno dell' altro contra quoscunque. La conclusione della quale dieta non ho potuto vedere, perchè il ser[mo] re de Romani non ha voluto che sia publicata e la causa come intesi, fu perchè S. M. non è nominata come principal contraente, ma come aggiunto; e mi disse il s[mo] re di Bohemia che S. M. fu accettata in quella lega acciochè non paresse che S. M. trattasse alcuna cosa contra l'imperatore, ma ch'anco contra S. M. Cesarea sarebbe quella lega, quando ella tentasse di voler molestar i confederati in qualche cosa li quali hanno da stare con le sue forze deputate all'ordine.

Ihre Politik traf wie ihre Gesinnung von verschiedenen Seiten her zusammen. Wie sie einander denn wiederholt versichern, Maximilian, daß er seinem Freunde im Großen und Kleinen von Grunde des Herzens gern willfahre, Christoph dagegen, daß ihn der König immer voll geneigten, dienstlichen Willens finden solle; so halten sie ungeirrt von den allgemeinen Zwistigkeiten, die ihnen so nahe kamen, treulich bis zum Tode bei einander aus [1]). Wie schön beklagt dann Maximilian den Herzog, den hochverständigen, vernünftigen Friedefürsten, dessen er und das gesammte Vaterland zu gemeiner Wohlfahrt freilich länger bedurft hätten. Gewiß es war ein Vortheil, Christoph gewonnen zu haben. Er war einfach und thätig, bieder und entschlossen, er hatte das glückliche Talent seine Absichten hinauszuführen, er war was man damals mit dem passenden Worte „ausrichtig" bezeichnete. Mit den Landgrafen von Hessen, deren Hause er die Wiedereroberung seines Landes zu danken hatte, mit den Pfalzgrafen hielt er vertrauliche Nachbarschaft. Er hatte auf dieselben großen Einfluß. Daß der Churfürst von der Pfalz zu der Wahl Maximilians, gegen welche er sich lange sträubte, endlich doch seine Stimme gab, dankte man am kaiserlichen Hofe vornehmlich dem Herzog Christoph [2]).

Nicht minder nützlich war es für den Kaiser, daß zwei so mächtige Reichsfürsten, deren Vorfahren so oft die Opposition wider Oestreich gehalten, die Herzöge von Cleve und von Baiern, seine Schwiegersöhne waren, und mit ihm in gutem Vernehmen blieben [3]). Wie man in Albrecht von Baiern schon an Kaiser Carls Hofe einen besondern Widerwillen gegen die Spanier wahrgenommen — er versäumte sogar, sie auf ihren Gruß wieder zu grüßen, — so schloß er

1) Der Briefwechsel geht von 1554 bis 1568, ungefähr von der Zeit des heilbronner Bundes bis zum Tode Christophs. Man ist dem Andenken Gemmingens und Lebrets allen Dank schuldig, daß sie ihn vollständig bekannt gemacht haben. Lebrets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staatengeschichte Bd. IX.

2) Die Unterhandlungen, die dieser Wahl vorangingen, zusammengestellt von Veit Stoß, und von Moser in der Beilage zu Franz I. Wahlcapitulation herausgegeben, sind für die Kenntniß der innern Verhältnisse der Reichsfürsten von vielem Werth. Häberlin, neueste deutsche Reichsgesch. IV. 467—636, hat davon einen weitläufigen Auszug.

3) Soriano: Il duca di Baviera et il duca di Cleves tutti due suoi generi mostrano verso S. M. segni d'amore e di riverenza.

sich enger an das Interesse der deutschen Linie. Bei der Wahl Maximilians übernahm er das Amt eines kaiserlichen Commissarius und versprach Gut und Blut bei demselben aufzusetzen. Als der heidelbergisch-heilbronnische Verein zu Ende ging, wurde hauptsächlich durch ihn ein anderer zu Landsberg zu Stande gebracht. Die Bischöfe von Salzburg, Würzburg und Bamberg, die Städte Augsburg und Nürnberg sammelten sich in demselben um ihn; auch der Kaiser stand darin, und erhielt dadurch einen besondern Einfluß auf bairische und fränkische Lande.

So breitete sich die Obergewalt des Kaisers in verschiedenen Kreisen, deren jeder wieder seinen Mittelpunkt hatte, über Deutschland aus. Es machte wenig Unterschied, ob ein Fürst katholisch oder protestantisch war. Sie glaubten einander nicht entbehren zu können. Durch die Bestätigung des Kaisers wurden die Maßregeln der protestantischen Fürsten vollkommen gesetzlich; aber auch er sah es gern, wenn die Gesandten von Brandenburg und Sachsen auf seinem ungarischen Reichstage oder bei der Huldigung in Böhmen erschienen. Es war ein freiwilliges Zusammentreten der vorwaltenden Fürsten, auf welchem Ordnung und Sicherheit mehr beruhten, als auf aller Uebereinkunft.

Ferdinand I.

Bei so persönlichen Verhältnissen ist es besonders bedeutend, wie gut sich Ferdinand in die deutsche Art und die deutsche Sitte schicken lernte; niemals hätte man dies erwarten sollen.

In Spanien war er geboren und nicht ohne Hoffnung auf den Thron, eben darum aber ausdrücklich zu der Sitte des Landes auferzogen worden. Bei seiner melancholischen Mutter, seinem ernsten Großvater, dem katholischen Ferdinand, war er aufgewachsen. Der sah ihn einst zu Burgos an der Seite des gelehrten, entschlossenen, kriegerischen Cardinals Ximenes auf- und abgehn, und pries ihn glücklich in dieser Gesellschaft [1]). Welche Gesellschaft für einen Prinzen, der doch nichts als ein kleines deutsches Land, das damalige Oestreich zu erwarten hatte!

Es ging freilich anders, als man hätte vermuthen sollen. Die

1) Breve relacion del Infante Don Fernando, hermano del Emperador; aus Fray Alvaro Osorio de Moscoso bei Sandoval, Vida y hechos del Emperador Carlos V. lib. I. §. 64.

Mutter in sich versunken, der Welt entfremdet, der alte Ferdinand mit der nämlichen Welt auf das lebhafteste beschäftigt, hatten nur eben ihre Freude an dem artigen, blondhaarigen, muntern Knaben, ohne ihm besondere Sorgfalt widmen zu können; sie ließen ihm Raum, ungehindert den Keim seiner Natur zu entwickeln.

Indessen konnte sich Ferdinand, als nun Carl den Thron von Spanien wirklich eingenommen und ihm Oestreich überlassen hatte, anfangs in Deutschland nicht gefallen. Er lernte die Sprache nur langsam. Wenn er, blaß und mager, wie er war, nicht eben schön, fest zu Pferd, zu Turnier und Jagd ritt, hatte er ein sehr ausländisches Ansehen; er galt für stolz und ehrsüchtig. Er hatte einen Spanier zu seinem vertrautesten Rathgeber. Die östreichischen Landschaften, die nach dem Tode Maximilians nicht ohne Gährung in die Hände seiner Enkel übergegangen, waren um so weniger zufrieden, da Ferdinand mehr als die gewöhnlichen Auflagen forderte, und die verpfändeten Güter einzulösen suchte. Wie gesagt, auch er gefiel sich nicht da. Es wäre ihm zuweilen lieber gewesen, wenn ihm sein Bruder das erst so eben eroberte Mailand überlassen hätte, so unsicher der Besitz desselben auch noch war. Ich finde, er habe sich einmal bereit erklärt, Oestreich dafür abzutreten.

Aber bald ergriff ihn die Entwickelung der Dinge, in deren Mitte er gekommen.

Die Schlacht bei Mohacz brachte ihm die Nachfolge in Böhmen und Ungarn, aber zugleich den Kampf mit den Osmanen. Nach wenigen Jahren suchte ihn dieser Feind vor Wien auf.

In Deutschland ward er in Abwesenheit seines Bruders als römischer König auch der gesetzliche Stellvertreter desselben; wie sehr nahmen ihn dann die innern Bewegungen unsers Vaterlandes in Anspruch!

Diese großen Weltverhältnisse gaben fortan seinem Leben den Inhalt. Sie machten seiner Unruhe ein Ende, sie wiesen seine Thätigkeit in ihre bestimmte Bahn.

Jede Eifersucht, jeder Zwist mit dem Bruder war nunmehr beigelegt. Man fand zwischen ihnen jene enge Vereinigung der ursprünglichen Gesinnung, jene unvorbereitete ungezwungene Uebereinstimmung, welche das Siegel einer mehr als zufälligen, einer innerlichen Brüderlichkeit ist. Man glaubte, sie würden ihr Leben lang niemals wieder verschiedener Meinung sein. Der Kaiser hatte als der ältere, begabtere, mächtigere, wie natürlich, den Vortritt. Der

König verehrte Carl als seinen Kaiser und Herrn; er sah dessen Willen als sein Gesetz an.

Dabei waren sie doch von sehr verschiedenem Temperament und äußerlich einander ganz entgegengesetzt. Der Kaiser war, wie man weiß, phlegmatisch, langsam, ernsthaft mit Jedermann, streng und stille. Auf dem Reichstag von 1548 wunderte man sich, daß er so viel Sänger und Musiker besolde, und niemals Musik habe. Wie ganz anders drüben bei König Ferdinand, bei welchem täglich große Tafel war, täglich Musik und alle Kurzweil, die dies Jahrhundert kannte. Ferdinand war heftig und rasch, jedoch voll Gutmüthigkeit und jener Offenheit, welche die Herzen gewinnt. Er sprach viel, mit Jedermann, von jedem Gegenstand. Er war freigebig und liebte die Pracht. Allmählich hatte er sich den deutschen Sitten vollkommen bequemt, und wußte mit den deutschen Fürsten, als einer aus ihrer Mitte, wie sie wünschten, zu leben. Wie diese, überließ er einen großen Theil der Geschäfte seinen Dienern und Räthen; wie diese, liebte er im Ganzen den Frieden und bequemte sich nach den Umständen. Wie das Volk es gern hat, war er gnädig in Strafen, nachgiebig im Gespräch, überaus leutselig nnd hausväterlich anspruchlos im Umgang [1]).

Nicht als ob er in der Bewegung seiner männlichen Jahre, wo er alle seine Fähigkeiten entwickelte, von der Härte und Schärfe, die er wohl anfangs gezeigt, völlig frei gewesen wäre. Wenn er beleidigt ward, sah man den alten Menschen in ihm aufwachen: man sagt, er habe es nie vergessen, wenn man einmal seiner Ehre zu nahe getreten war. Gegen Johann Friedrich, von dem er behauptete, er habe ihm nach der Krone Böhmen gestanden, that er, was er nie gethan, er ging selber wider ihn zu Felde; er setzte unter den Ersten bei Mühlberg über die Elbe. Den Gefangenen redete er mit einer Heftigkeit an, die unter diesen Umständen an Grausamkeit grenzt. Mit Zapolya zögerte er auch unter den gefährlichsten Umständen, wie man behauptet, darum so sehr sich in einen Vertrag einzulassen,

1) Niccolo Theupulo (Tiepolo), Rel^ne di Germania 1533, MS. enthalten in der Chronik von Sanuto. Di complexion i costumi quasi in tutto diversi; ambi savii, prudenti e molto intelligenti di tutte le cose: ma l'imperatore piu riservato, piu considerato e piu grave; — questo piu pronto, piu efficace e piu espedito; — — — in vero principe di molto spirito, ambitioso di honore, desideroso di esser risguardato.

weil es ihn beleidigte, daß ein Privatmann mit ihm um eine Krone stritt [1]. Die Böhmen bekamen seinen Unwillen zu fühlen.

Wenn es merkwürdig war, wie von den beiden Brüdern derjenige, der in den Niederlanden erwachsen, sich allmählich von unsern Sitten immer mehr entfernte, der in Spanien erzogene dagegen sich dieselben aneignete [2]), so hatte dies, wie wir wissen, auch seine politische Beziehung und Folge.

Als Carl das Reich an seinen Sohn zu bringen dachte, traten doch die alten Zwistigkeiten zwischen den Brüdern wieder hervor. Ueber die würtembergischen Ansprüche kam es sogar zu scharfen und hitzigen Worten.

Um so enger schloß sich Ferdinand an die Deutschen an, deren Unzufriedenheit mit dem Kaiser die Sache der Nachfolge zu seinen Gunsten entschied. Gegen den Papst, welcher Schwierigkeiten wider eben dieselbe erhob, sah er sogar in dem Protestantismus eine Stütze.

Es gelang ihm, das volle Vertrauen der Deutschen zu erwerben. Sie fanden es rühmlich, daß er sich den ausländischen Räthen Carls V. so standhaft widersetzt, daß er, wie Schwendi sagt, den passauer Vertrag, den augsburger Frieden durch sein emsiges, treuherziges und väterliches Zuthun zu Stande gebracht hatte. Er verwarf einmal die Forderungen der Geistlichen; er gab ein ander Mal den Protestanten Unrecht, nicht aus Willkür, wie man sah, sondern

1) Soriano: riputandosi ad ingiuria ch'una persona privata havesse avuto ardire di contendere seco per un regno che per molte ragioni, antiche e nuove, doveva pervenire a lui e fu chi senti allora S. M. che disse che voleva piu tosto spendere tutti gli altri suoi regni, che supportare che colui regnasse.

1) Den Italienern schien es doch zuweilen etwas zu viel. Rel^ne^ delli Amb^ri^ estraord^rii^ Veneti Zuanne Capello e Bernardino Navagier all imp^r^ Ferdinando. 1558. MS. in meinem Besitz. Non è S. M. molto cerimoniosa ma molto umile e libera, talche per la sua humiltà è poco temuta et obbedita; non veste pomposamente; va levandosi la mattina dal letto, s'introduce ogn'uno nella camera et ivi comparisce allacciandosi le calze, con un scuffiato di tela in testa, onde a ogn'uno responde e parla con ogn'uno, e quando noi eravamo nella camera di S. M. parlando con Lei e stando S. M. e noi in piedi, due o tre volte si parti da noi, lasciandoci e ritornando solo per parlare con questo e con quello con poca dignità e riputatione sua.

um der Sache willen und unparteiisch; beide Theile nahmen es gut auf [1]), sie sahen seinen aufrichtigen Willen, sein gleichmäßiges Wohlwollen.

Er war katholisch; doch was er in Deutschland dulden mußte, bequemte er sich, wenn auch noch minder entschlossen, in seinen Landschaften zu ertragen [2]). An seinem Hofe, in seinem Hause selbst hatte er Lutherische; er schien es nicht zu bemerken. Es war ihm genug, wenn man von reinen Sitten und unbescholtenem Wandel war; darüber aber hielt er. Hiernach richtete sich denn sein Hof; selbst die fremden Gesandten richteten sich hiernach, weil sie nur auf diese Art jenen Einfluß zu erlangen hoffen durften, welcher sich von persönlicher Uebereinstimmung nicht trennen läßt [3]).

Mit Vergnügen betrachten wir ältere Männer, von denen sich alles, was in frühern Jahren leidenschaftlich oder gewaltsam oder hart in ihnen erschien, nach und nach ablöset, so daß der ursprüngliche Grund einer guten und reinen Natur sich immer unverhüllter darstellt. So war es in Ferdinand. So fanden ihn die Gesandten der fremden Mächte. „Er sterbe denn, wenn er wolle", sagt Micheli, der ihn im Jahre 1564 während seiner letzten Krankheit verließ, „sein Tod muß Jedermann betrüben. In ihm wird einer von den besten Fürsten sterben, die unsre Zeit gehabt hat, ein Fürst durch Natur und Wahl friedfertig. Sein unbescholtener Lebenswandel, seine unabläßige Gottesfurcht, vor allem seine Gutmüthigkeit und Leutseligkeit machen ihn würdig für einen Heiligen gehalten zu wer-

1) Schwendi: Von Regierung §. 53.

2) Rel^ne di Micheli 1564: Ferdinando, cattolico come si sa, sopra tutti gli altri principi non ha comportato che sia dato fastidio alli protestanti, ma ha lasciato vivere ciascuno nel senso suo non dico tanto nella Germania, quanto nelli proprii suoi stati, anzi che pareva piu strano nella propria sua casa, nella quale ciascuno vivea al modo suo, e facea vista di non vedere.

3) Michael Soriano: Quelli sono amati che hanno i costumi conformi alla M. S. la quale stima sopr' ogni altra cosa la religione la modestia e la bontà della vita e di queste parti ne fanno gran professione li suoi consiglieri e tutti quelli che li sono piu cari. Onde niuna cosa può fargli un Ambasciatore piu grata che questi costumi, costumi propri da buon christiano e di vita civile e d'huom veramente di republica et all' incontro questi, che hanno costumi diversi o contrarii a questi, sono reputati leggeri e scandolosi e sono poco amati dal ser^mo re e poco stimati dalla corte.

den". So fanden ihn die Einheimischen. Schwendi nennt ihn „den löblichen heiligen Kaiser und Vater des Vaterlandes".

Solcher Natur und solcher Gesinnung war dieser unser Kaiser und waren die andern Häupter unseres Vaterlandes. Es war eine ausgezeichnete Generation von Fürsten. Forscht man nach, so wird man finden, daß die meisten von ihnen ihren Ländern die Verfassung gegeben haben, die sich bis nahe an die neueste Zeit heran erhalten hat. Die Bewegung der Reformation, die Verbindung weltlicher und geistlicher Geschäfte, die erst von ihnen feste Gestalt erhalten sollten, hatten allen ihren Geisteskräften ungewohnte Anregung gegeben; eine so großartige Wirksamkeit hatte sie gereift. Durch Glückeswechsel und Erfahrung hatten sie ihre Meinungen und Bestrebungen mäßigen gelernt. Sie waren kräftig und entschlossen, verständig und friedfertig; durch die großen Interessen des Vaterlandes waren sie vereinigt.

Zustand des Landes.

Wie aber? Vergessen wir hierbei die Nation?

Man wird uns einwenden, daß eine politische Vereinigung der Fürsten wenig helfen konnte, so lange eine innere Feindseligkeit in dem Volke bestand, so lange sich eine katholische und eine protestantische Bevölkerung befehdeten, und die Elemente des Lebens einer Versöhnung entgegen waren.

Gewiß so ist es; auch uns scheint es unleugbar; aber wir gehen noch einen Schritt weiter, und behaupten, daß eine solche Vereinigung gar nicht einmal hätte Statt finden können, wofern man nicht in der Nation bis auf einen gewissen Punkt einig, wofern nicht der Streit auch in den untern Kreisen, ich will nicht sagen geschlichtet, doch bis zu einer überwiegenden Richtung der allgemeinen Gesinnung vorgerückt gewesen wäre.

Ich finde nicht anders, als daß die gereinigte Lehre um die Jahre 1560, 1570 eine entschiedene Uebermacht in Deutschland erlangt hatte.

Man weiß, wie sie Obersachsen und Niedersachsen, so zu sagen, vollkommen beherrschte, in Franken an den Bisthümern einen wahrhaft schwachen Widerstand fand und sich ihnen zum Trotz in ihrem Gebiete festsetzte; wie sie von Adel und Städten in Schwaben von Anfang an willkommen geheißen und angenommen ward. Allein auch in Baiern und Oestreich, am Rhein und in Westphalen hatte

sie die größten Fortschritte gemacht. In Baiern mußte ihr — wir werden darauf zurückkommen — Albrecht V. bedeutende Verwilligungen zugestehen; es ist merkwürdig, daß er selber, der späterhin so gut katholisch war, im Jahre 1561 den Predigten des evangelischen Pfarrers Pfauser zu Neuburg freiwillig, mit seinem ganzen Hofe beigewohnt hat [1]). Noch um das Jahr 1570 war, wie der Herzog selbst dem Papst meldete, ein großer Theil seines Adels der neuen Meinung so völlig zugethan, daß er lieber ohne Sacrament und Gottesdienst leben, als zum alten Ritus zurückkehren wollte [2]).

In Salzburg forderten im Jahre 1563 vier Gerichte auf einmal die Erlaubniß des Kelches: der Erzbischof erklärte dem Concil, keine menschliche Gewalt würde sie vermögen, davon abzustehn. Wie lange erhielten sich hier lutherische Gemeinden im Verborgenen [3])!

In Oestreich hatte man das Lutherthum mit besonderm Eifer ergriffen. Der Adel besuchte die protestantischen Universitäten; in Wittenberg finden wir in kurzer Zeit drei junge Leute aus dem östreichischen Herrenstand, nach damaliger Sitte, zu dem Rectorat gewählt. Die ersten Jesuitenschulen wurden wieder aufgehoben, weil kein Einheimischer dahin zu bringen war, ihren Unterricht zu benutzen. Von dem Adel eingeführt, von der Regierung geduldet, wenn nicht begünstigt, erfüllten lutherische Prediger beide Oestreich und die steiermärkischen Landschaften [4]).

Schwendi versichert um 1570, der Adel im Reiche sei fast durchgehend, sowohl unter katholischer als unter lutherischer Obrigkeit, der geänderten Religion zugethan; wenn ja irgendwo nicht öffentlich, doch gewiß insgeheim [5]).

Die Domherren, fügt er hinzu, seien entweder des nämlichen Glaubens, oder kalt und gleichgültig. Man erhalte kein Kloster

1) Sitzinger bei Strobel: Leben von J. Seb. Pfauser, Beiträge zur Literatur Band I. p. 313.

2) Relatio de infelici statu Bavariae ad Pium V. MS. Archivio Vatic. nr. 3221. p. 418. Copie in der Bibliotheca Vallicelliana zu Rom. C. 20. p. 175: „Noverit Sanctitas Vra magnam Bavariae nobilitatis partem haeresi infectam esse et malle sine sacramentis et religione vivere, quam se ad fidei catholicae unitatem recipere.“

3) Göding, Emigrationsgeschichte der Salzburger p. 86.

4) Raupach, Evangelisches Oesterreich 1, 58 u. a. St.

5) Schwendi: Von der Regierung des Röm. Reichs §. 38—43.

länger, man stifte keine Messe mehr. Jener Bericht des Herzogs von Baiern kann den Zustand der Geistlichkeit nicht verfallen genug schildern. Die Mönche hatten die Klöster verlassen; wenn sie Pfarrer geworden, so hatten sie nicht versäumt Weiber zu nehmen [1]). In ganz Deutschland, behauptet Staphylus, sei unter hundert Priestern kaum ein einziger unverheirathet [2]). In Münster unter andern gab es lauter verheirathete Geistliche, und man erlebte das seltsame Beispiel von Dompröpstinnen.

Wer hätte da das Volk etwa wider seinen Willen bei dem alten Glauben zurückzuhalten vermocht! Der gemeine Mann wollte von diesen Ceremonien nichts mehr wissen: er verließ die Kirche, sobald die Predigt aus war; konnte er diese nicht nach seiner Neigung haben, so las er zu Hause evangelische Predigten, oder hörte deren von seines Gleichen an. Eben darum fand man keine Leute mehr für die Klöster. Lehren, wie vom Fegefeuer, konnte man nicht mehr durchbringen; Functionen, wie die Wallfahrten, konnte man nicht länger in Uebung erhalten.

Und selbst unter den Gewalthabern, die noch katholisch geblieben, war die Ehrfurcht vor Rom vollkommen verfallen. Wie oft spottete selbst König Ferdinand über die Curie und ihre vorgeblichen Reformen. Vormals, sagt der Reichsvicekanzler Seld, ward der römische Stuhl beinahe angebetet; jetzt wird er verachtet; vormals fürchtete man den päpstlichen Bann mehr als den Tod; jetzt lacht man desselben. „Das römische Leben und Wesen ist jetzt in der ganzen Welt so wohl bekannt, daß beinahe jedermann, er sei wer er wolle, der alten oder neuen Religion, davor Abscheu hat. [3])“.

Eben dieser große und ungetheilte Abfall der Nation von dem Papstthum tritt in den Berichten der Ausländer hervor.

„Fürsten und Völker von Deutschland, sagt Soriano 1554, sind beinahe sammt und sonders von Ketzereien angesteckt. Die römische Kirche hat wenig Autorität und verliert dieselbe täglich mehr.“

1) Relatio de infelici statu Bav.: „monachi quam plurimum in parochiis extra monasteria degunt, concubinas sicut et reliqui clerici fovent et liberos proceant, potationibus addicti et ignorantes. In diversis Bavariae locis multa sunt beneficia, quae nemini conferuntur nec a multis annis collata fuere“.

2) Schreiben von Staphylus in Strobels Beiträgen zur Literatur I. p. 265.

3) Consilium oder Bedenken an Kaiser Ferdinanden u. s. w., von Seld p. 9.

Tiepolo findet 1557 die Protestanten muthig, die Katholiken lau und unentschlossen. „Hätte ich ein Urtheil zu fällen, sagt er, so würde ich glauben, daß dieses Land in Kurzem der römischen Kirche völlig entfremdet sein werde."

Eben damals war Badoero beim Kaiser. Die Beschreibung, die er von Deutschland macht, zeigt wenigstens, daß er sich Mühe gegeben hatte, es kennen zu lernen. Er findet, daß von den Deutschen sieben Zehntheile dem Lutherthum zugethan, und ein einziger Zehntheil katholisch geblieben; die beiden übrigen seien andern Secten beigefallen [1]).

Auf diesem entschiedenen Uebergewicht der Unkatholischen beruhte der damalige Zustand von Deutschland, seine politische Haltung und sein innerer Friede.

Keineswegs war es so gerade hin, so durchaus, wie nachher, in ein katholisches und ein protestantisches zerfallen. Beide Theile wohnten untereinander, durcheinander. Von dem wilden Sectenhaß, welcher späterhin entbrannte, war man damals weit entfernt. Selbst die geistlichen Fürsten dachten nicht daran, ihre Unterthanen um der Religion willen zu bedrängen; die entschiedensten Evangelischen haben die friedliebenden und wohlmeinenden Erklärungen derselben von 1562 nur zur rühmen gewußt. Ihr Verfahren war eine lange Zeit diesen Erklärungen gemäß. Natürlich, unter ihren Räthen und Kanzlern war vielleicht ein einziger katholisch: die übrigen waren Protestanten und zuweilen sogar heftige Protestanten [2]).

In der religiösen Entzweiung sieht denn Micheli 1564 nicht die Gefahr, welche Deutschland zu fürchten habe. „Ein Theil",

1) Badoero Rel[ne]: Delle dieci parti le sette sono Luterani, due delle altre opinioni et una di catolici. Auch er findet, daß die Katholiken ganz unterliegen müssen.

2) Relatione del Commendone dello stato della religione in Germania — nach jener Mission Commendone's, bei der er auf dem Fürstentag zu Naumburg erschien, verfaßt, und zwar nicht so ausführlich, wie man wünschen möchte, aber doch merkwürdig genug. MS. der Vallicelliana zu Rom. St. 19. Nr. 14: Li catolici principi non ardiscono di mostrarsi e si avvezzano tuttavia a tolerar molti inconvenienti. — Er bemerkt, daß es ihnen auch an gutem Willen fehle. — Essi catolici sono disuniti et hanno i vasalli e le corti loro corrotte, che molti prelati hanno appresso di loro un solo consigliere o un solo servitore catolico nè sanno di chi fidarsi anzi vi sono di quel.i, i quali ritengono studiosa[m] anche a canto de' piu arrabbiati heretici per potersene secondo l'occasione valere con i principi protestanti.

sagt derselbe, „hat sich so sehr bequemt, den andern zu dulden, daß in den gemischten Orten wenig darauf gegeben wird, ob man mehr protestantisch oder mehr katholisch ist. Nicht allein Ortschaften aber sind dergestalt gemischt, die Familien sind es. Es giebt Häuser, wo die Kinder auf die eine, die Eltern auf die andere Weise leben. Die Brüder haben verschiedene Religion: Katholiken und Protestanten verheirathen sich unter einander. Niemand achtet darauf, oder stößt sich daran." — Wie in dem Reiche überhaupt, so führte sich allenthalben, wo nicht der Protestantismus gesetzlich geworden war, in Landschaften, Städten und Häusern, eine ungebotene, naturgemäße praktische Duldung ein.

Und hier darf ich mir wohl erlauben noch einige andere Punkte zu berühren.

Es ist eine verbreitete Meinung, die geistige Entwickelung der Deutschen in Literatur und Poesie sei durch die Reformation aufgehalten worden.

Allein war es nicht die kirchliche Bewegung, welche dem Meistergesange, dessen etwas langweilige Formen schon lange an die Stelle der alten Poesie getreten waren, erst seinen Inhalt gab? Der begeisterte Ausdruck des religiösen Gefühles und Tiefsinnes unserer Nation in dem protestantischen Kirchenliede, wäre er für nichts zu achten? Sinnesweise und Weltansicht des deutschen Bürgerstandes spricht Meister Hans Sachs ehrlich und anmuthig, künstlich und belehrend aus; niemals hatte er wieder seines Gleichen; er gilt in seiner Art für alle Zeiten. Die Poesie der Rollenhagen und Fischart hat die ganze Kraft, Einfachheit, Wärme und Wahrheit des deutschen Geistes.

Man verkenne nicht das Verdienst der Chroniken des sechzehnten Jahrhunderts. Sie haben Studium, Vaterlandsliebe, und den Ausdruck einer treuherzigen mannhaften Biederkeit, wie sie in Leben und Lehre so erwünscht und förderlich ist.

Es lebte noch ungeirrt der alte in seinem Grunde schaffende ewig hervorbringende Geist der Nation. Jene tiefsinnigen Fabeln, von Faust oder dem ewigen Juden, und wieder wie viele schöne und zartgedachte Volkslieder [1]) verdanken ohne Zweifel ihre Entstehung keinem andern als diesem Jahrhundert.

1) Mit vielem Sinn sammelte sie unter andern Georg Forster. Man

Sollte auch der Genius der Nation, der aus eigenen Antriebe, mit großem und allgemeinem Schwunge, reinere und tiefere Religion wieder erweckt hatte, damit sich selber entgegen getreten sein?

Die Werke dieser Zeit ermangeln allerdings der Schönheit der Form, die nur aus selbstbewußter Beschränkung der eigenen Fülle hervorgeht; sie sind mehr künstlich, tiefsinnig und mannigfaltig, als eigentlich wohlgestaltet. Welche andere unserer Epochen aber hätte so großes Recht, jene darüber zu tadeln? Oder hätten wir es? Der Vorzüge sinnreicher Vertraulichkeit wenigstens ermangeln wir überdies.

Der lebendige Geist des damaligen Deutschlands, gesund und noch sein eigen, schien nur den Augenblick zu erwarten, wo die theologischen Streitigkeiten sich beruhigen würden, um seine Kräfte auf allen großen Bahnen zu versuchen, die dem Menschen ehrenvoll und rühmlich sind.

Auch hat man wohl behauptet, mit dem Handel und Wohlstand der deutschen Städte sei es gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts schon durch die Einwirkung neu entdeckter Handelswege ziemlich am Ende gewesen. Ich kann dies so im Ganzen nicht finden.

Wenigstens venezianische Gesandte sehen so gut nach wie vor dem schmalkaldischen Kriege eine Hauptstärke von Deutschland in den Städten. Badoerò findet sie an wohlgelegenen Stellen erbaut, mit schönen Stadthäusern und Palästen, mit vielen und großen Kirchen ausgestattet, denen selbst der Vorzug vor den italienischen gebühre[1]); reinlich gehalten; bewohnt von wohlhabenden Privatleuten und den geschicktesten Handwerkern der Welt; gut bewaffnet und eifersüchtig auf ihre Freiheit.

Ihm zufolge waren die Seestädte noch keineswegs in Verfall. Den Städten Hamburg, Lübeck, Rostock, Danzig und Riga schreibt er einer jeden hundert bis hundertfunfzig eigene Schiffe zu. Danzig

erinnere sich an die schöne Vorrede zu seinen frischen Liedlein. Nürnberg 1552.

1) Le chiese molte e grandi e di maniera ornate, che vengano stimate superiori a quelle d'Italia. Merkwürdiges Urtheil eines Italieners, sei es nun, daß es sich vornehmlich auf die gothischen Kirchen bezieht, oder daß man sagen muß, daß in der That, was in Italien breit und massenhaft in die Augen fällt, großentheils von späterer Zeit ist.

war vielleicht der zweite oder dritte Handelsplatz der Welt. Hier trafen beide Wege zu dem Orient, der alte russische Landweg und der Seeweg der Portugiesen, wieder zusammen; der europäische Osten und Westen hatten hier ihren großen Austausch; häufig sah man 400 bis 500 Schiffe an der Rhede[1]).

Noch war der Verkehr im Norden nicht verloren. In dem dänischen Reiche bestätigte der odenseeische Vertrag nach 1560 die Hansen in ihren althergebrachten Freiheiten als die meistbegünstigten Fremden; sie blieben die Herren des Handels auf Schonen; sie hatten den Heringsfang an der norwegischen Küste, der so viel eintrug.

In Schweden hatten sie zwar ihre großen Freiheiten, doch lange noch nicht Zutritt und Handelschaft verloren. Dem König zum Trotz eröffneten sie die Fahrt nach Narwa, um mit Rußland unvermittelt in Verbindung zu bleiben.

Ihre wichtigste Station war jedoch noch immer London. Das Privilegium, dessen sie genossen, war so wirksam, daß sie im Jahre 1551 44,000 Stück Tuch aus England ausgeführt haben, während die Engländer auf eigenen Schiffen nur 1100 verluden. Die Verbindung Carls V. mit England und die Geschicklichkeit seines Gesandten Hans von Werdern erhielt sie trotz aller Widersprüche bei ihren hergebrachten Rechten; 1554 verluden sie wieder 30,000 Stück Tuch, wobei sie, wie leicht zu erachten, einen außerordentlichen Vortheil hatten. Aber freilich machte ein solches Uebergewicht, zumal da man nicht immer streng bei den Gesetzen blieb, eine Rückwirkung von England her unvermeidlich; und es kam alles darauf an, einer solchen mit Vernunft und Nachdruck zu begegnen.

Der Zwischenhandel zwischen England und den Niederlanden war noch großentheils in den Händen der Hansen. Die Privilegien der brabantischen Herzoge bestätigte ihnen 1551 Philipp II.; in Ant-

1) Rel^ne del cl^mo S^re Girolamo Lippomani, ritornato amb^re del re di Polonia. L'anno 1575. MS. in meinem Besitz. Dansica, dove entrano le navi nel tempo dell' estate, che alle volte il numero è di 400 in 500. È commodo e frequent^mo mercato della Suetia Dania Norvegia; Fiandra Francia Inghilterra e Portogallo somministrando pani vini olii zuccari e drogherie che vengono di quei paesi in Polonia in Littuania et altere provincie soggette, ricevendo da quelli formenti lini canove lana corame, mele e cera. Doch finden sich noch glänzendere Beschreibungen dieses Hafens.

werpen, dem vornehmsten Sitze des damaligen Welthandels, baueten sie ein neues prächtiges Residenzhaus[1]).

In Frankreich wuchs ihr Gewerbe dergestalt an, daß sie erst damals sich entschlossen, einen beständigen Residenten daselbst zu halten. In großen Gesellschaften unternahmen sie die Fahrt nach Lissabon.

Hier, sowie in Flandern, in Frankreich und in dem gesammten Westen trafen sie mit den oberdeutschen Landstädten zusammen, die nicht minder in großer Blüthe standen.

Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt. Die Weltstellung Nürnbergs ist, daß es, so zu sagen, an die Stelle der so oft in Vorschlag gebrachten Wasserverbindung zwischen Rhein und Donau trat. Man hat berechnet, daß die Waaren vom Ausfluß des Rheins bis zum Ausfluß der Donau über Nürnberg nur 40 Stunden Weges zu Lande zu machen hätten. Doch begnügte man sich hier nicht etwa mit reinem Zwischenhandel; schlesische Leinwand, italienische Seide, englische Tuche bearbeitete man erst, ehe sie weiter vertrieben wurden; man kennt die Mannigfaltigkeit des der Kunst nahe verwandten Handwerks, das von allen Seiten der Welt sich hieher zog und seine Erzeugnisse von hier in alle Welt aussandte. Im Jahre 1544 befand sich einer von unsern Venezianern hier; dieser einsichtige Republikaner kann den Nürnbergern seine Bewunderung nicht versagen. Er rühmt, wie sparsam sie in ihren Häusern leben; wie sie sich nicht allzuprächtig in Seide und kostbares Pelzwerk kleiden, ihre Feste mit Mäßigkeit begehn; wie sie dann, da sie in der Fremde und zu Hause immerfort gewinnen, täglich reicher werden. In demselben Sinne werde die Stadt verwaltet. Man könne rechnen, daß sie jährlich bei drei Viertheil ihrer Einkünfte erspare, sie müsse einen Schatz von 15 Millionen Gulden haben. Wenn Nürnberg die Tochter von Venedig sei, so habe es die Mutter hierin weit übertroffen. Dabei spare man nicht bei dem Nothwendigen; ohne Rücksicht auf die Kosten befestige man die Stadt und rüste sie aus; er habe daselbst bei 300 Stück Geschütz, in den Kornhäusern für mehr als 2 Jahre Getreide gefunden; das Volk sei den herrschenden Geschlechtern mehr als irgendwo anders gehorsam[2]).

1) Sartorius, Geschichte des hanseatischen Bundes, Band II. Buch 14—17.

2) Relatione di Germania 1544. In meinem Besitz. Ich halte dafür, daß sie von Martin Cavalli sei. Ich habe sie sonst nirgend, selbst nicht in den Archiven von Wien und Venedig, gesehen. E fatta rep^{ca} libera e la

Freilich hatten sich auch diese noch nicht als Adel abgesondert: sie trieben den Handel wie ihre Väter und Mitbürger. Ihr einheimischer Poet findet, daß ihnen Weisheit, Gerechtigkeit und Gewalt zur Seite stehe.

Nicht minder blühete Augsburg. Die Kosten des schmalkaldischen Krieges hat man auf 3 Millionen Gulden berechnet, doch ist es wohl ein Irrthum, daß sich die Stadt seitdem nie wieder habe erholen können. Im Jahre 1557 rechnet es Badoer unter die blühendsten Städte. Es habe die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser, Baumgartner, deren Geschäft sich auf viele Hunderttausende auf einmal belaufe. Im Jahr 1560 bezeichnet es Guicciardini als die reichste und mächtigste deutsche Stadt. Wie prächtig, mit wie reichen Geschenken empfing man 1566 Kaiser Maximilian und seine Gemahlin. Erst im Jahr 1567 versah sich der Rath mit kostbarem Silbergeschirr, prächtigen Schüsseln und Pokalen [1] — worin damals vor allem der deutsche Luxus bestand — um hohe Gäste würdig zu empfangen. Mit großem Behagen verweilt unser Cosmograph Münster bei Augsburg. Er weiß nicht genug zu sagen, mit welcher Billigkeit die Obrigkeit der Gemeine vorstehe, wie glückhaft und tugendlich die Bürger sowohl unter einander leben, als ihren Handel in die Fremde treiben „bis in die weitesten Länder. gegen den vier Winden der Welt gelegen"; wie ehrlich sie ihre Kinder auferziehen; wie ein jeder in Schmuck und Zierrath seines Hauses mit den andern wetteifere, wie prächtig, kostbar und wohleingerichtet ihre Lebensart und Sitte sei [2]). Der Lustgarten der Fugger übertraf den Park zu Blois; in dem Herwartischen Garten blühte 1559 die erste Tulpe des Occidents.

piu potente di Germania. Hanno una bell^{ma} munition d'artegliarie armature et polvere, e se ben mi ricordo, li pezzi di bronzo sono piu di 300, et oltre di queste hanno molte sale piene di formenti e di segale: le quale ho giudicato che passino 600^{m} stara Venez^{ni} che è il viver per piu di due anni per questa terra. In Hinsicht des Reichsanschlags: sempre per gratificare al rè fanne qualche cosa di piu e sono li primi et li extremi: hanno nel governarsi grand^{ma} dexterità et s'intertengono con Catholici et Lutherani, talmente, che sicuramente vivono a modo suo e sono benvoluti da ogniuno senza nemicizia e malvoler d'alcuno. Ein nicht übles Gegenstück zu dem schönen Lobspruch des Hans Sachs.

1) Stetten, Geschichte von Augsburg S. 567. 577.

2) Münster, Cosmographie S. 880.

Diese oberländischen Städte hatten im Ausland ähnliche Privilegien wie die Hanse. In Frankreich erneuerte sie ihnen Franz I. und Heinrich II.; sie wurden — ganz wie die Schweizer, die mit Frankreich in so engem Bunde standen — nur zu den alten gewohnten Auflagen verpflichtet und von allen neuen freigesprochen. Für die Messe von Lyon erhielten sie besondere Gerechtigkeiten. Die Parlamente zu Paris und Rouen, in der Bourgogne und der Dauphiné haben die Freibriefe registrirt. Carl IX. hat sie noch 1566 bestätigt [1])

Für diesen Verkehr war Lindau von allen westlichen Plätzen, so viel ich weiß, der wichtigste. Der Waarenzug zwischen Danzig und Genua, zwischen Nürnberg und Lyon ging über Lindau. Unser Cosmograph nennt es das deutsche Venedig.

In Wien hatten Italien, das Wein und Seidenwaaren, und Ungarn, welches Vieh und Häute sendete, ihren Verkehr mit den deutschen Donauländern, mit Polen und Böhmen. Die Straße von Wien nach Lyon ging über Lindau.

Die frankfurter Messe kam empor. Italiener und Ungarn, Engländer und Franzosen, Polen und Russen fanden sich daselbst ein. Da erkennt, sagt Scaliger, Occident und Orient seine Landesproducte wieder, auch sammelt man ewig dauernde Schätze für den Geist.

Diese großen Plätze hatten eine bedeutende Wirkung auf das ganze innere Deutschland.

Wie sehr blühte z. B. die Altmark: Stendal, das allein 700 bis 800 Tuchmacher zählte, das kleine Garbelegen, das im Jahre 1547 700 Soldaten werben konnte; man führte den Hopfen in viel tausend Winspeln aus; der Durchgang des Herings brachte einen sehr bedeutenden Vortheil, man war — ein seltener Fall — reich zu Berlin [2]).

Das Salz, das von Lüneburg, das Korn, das von Magdeburg verschifft ward, erhielt diese Städte in großer Aufnahme. Magdeburg war reich genug dem Kaiser Carl gegenüber eine Besatzung zu

1) Privilèges pour les marchands des villes de Augsbourg, Ulme, Nuremberg, Constanze, Strasbourg, Norlingen, Memmingen et autres villes et cités impériales de la nation germanique bei Roth, Geschichte des nürnbergischen Handels II. S. 288—306.

5) Möhsen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 483.

halten, welche bei 4 Millionen Gulden gekostet hat [1]). Man machte Saale und Spree schiffbar.

In Schwaben betrieb man das Gewerbe bereits nicht ohne Calcul und in Compagnien [2]). Männer und Frauen beschäftigte das Spinnen und Weben der Leinwand. In Ulm verkaufte man jährlich 100,000 Stück Golsch und Barchent. Die Italiener berechnen, daß zu diesem Barchent doch auch Baumwolle gebraucht werde, die man von ihnen hole, so daß der Vortheil nicht ganz auf deutscher Seite sei.

Wenn es sich ja so verhielt, selbst wenn, wie sie behaupten, die Bilanz in der That im Ganzen zum Nachtheil der Deutschen ausfiel; so war dies damals eher zu ertragen. Vielleicht sind die deutschen Erzgruben niemals ergiebiger gewesen.

Man kennt jene Sage, die sich an so mancher Stelle wiederholt von dem Alten, der tief da drinnen in den Bergen hinter eisernen Thüren reiche Schätze hüte. Ihre Bedeutung — leicht ist sie zu errathen — hatte damals an vielen Orten eine glänzendere Erfüllung, als man jemals hätte erwarten können.

Vor allem im Erzgebirge.

Zwar wollen wir nicht die ungeheuren und unglaublichen Angaben der Chronika Carionis über die schneeberger Ausbeute wiederholen, so viel Mühe sich auch der gute Albinus gegeben hat, sie wahrscheinlich zu machen; allein außerordentlich waren sie doch, wie schon ihr Ruf bezeugt. Die Register, obwohl unvollständig, ergeben in den ersten 79 Jahren, bis 1550, bei 2 Millionen Güldengroschen, das ist gegen 3 Millionen Thaler [3]), die unter die Gewerke vertheilt worden. In Annaberg hat man zwischen 1500 und 1600 über vierthalb Millionen Güldengroschen, das ist über 5 Millionen Thaler, in Freiberg jährlich lange Zeit zwischen 50000 und 60000 Güldengroschen, zusammen in 71 Jahren über 4 Millionen Thaler, in Marienberg endlich — wir haben von allen diesen Orten die genauen

1) Rathmann, Geschichte von Magdeburg III. S. 600.

2) Münster, Cosmographie S. 527. Wörtlich ebenso in Boemi mores etc., woraus Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels schöpfte.

3) Albinus, meißnische Bergchronika S. 33. Schon damals fehlten indeß die Verzeichnisse vor 1511.

Verzeichnisse[1]) — zwischen 1520 und 1564 über 2 Millionen Gülden-groschen, nach späterer Währung bei 3 Millionen Thaler, ausgetheilt. Die stärkste Ausbeute, Trinitatis 1540, ward durch ein Lied gefeiert, welches uns erhalten ist[2]). Nun sind dies nur die bedeutendsten Werke, neben denen noch andere blüheten; von jener Summe sind alle Berg- und Hüttenkosten bereits abgezogen; der Zehnte und Schlagschatz des Landesherrn, der sehr bedeutend, ist dabei nicht gerechnet; viele Zechen bauete man frei. Gewiß ist der Ertrag der sächsischen Bergwerke in diesem Jahrhundert auf 30 bis 40 Millionen Thaler gestiegen. Unser Venezianer behauptet, man habe in Dresden täglich 3000 Thlr. geschlagen, was denn im Jahr eine Million betragen haben würde.

Nicht viel minder reich waren einige östreichische Landschaften. Auch was Joachimsthal eingebracht, ist von Bergmeister zu Bergmeister genau verzeichnet. Zwischen 1516 und 1560 hat man daselbst über 4 Millionen Thaler reinen Ueberschuß ausgetheilt; der Fundgrübner Merten Heidler hat ganz allein mit seiner Frau 100,000 Gülden Ausbeute gehoben.

Erst im Jahre 1525 hat man im Leberthale zu bauen angefangen. Es waren bereits über dreißig Silbergruben im Gange, welche das Jahr niemals unter siebenthalbtausend Mark Silbers geliefert haben, als man zu Bachofen und S. Wilhelm überdies auf gediegene Silberstufen stieß.

Unerschöpflich zeigte sich Schwatz. „Da haut und schmilzt man, sagt Münster, ein unsäglich Gut für und für, Tag und Nacht.“ Die Einkünfte Ferdinands aus diesem Bergwerk werden jährlich auf 250,000 Gulden angeschlagen. In der That hat es zwischen 1526 und 1564 über 2 Millionen Mark Brandsilber, das ist über 20 Millionen Gulden, ertragen[3]).

Indessen aber gingen auch die alten Gruben nicht ein. An dem Rammelsberge ließ schon Herzog Heinrich der Jüngere, ein guter

1) Gmelin, Geschichte des deutschen Bergbaues S. 322.

2) Marienbergische Geschichtsbeiträge in der Sammlung zur sächs. Gesch. VIII. „Aus einem sichern Archive.“ Das Verzeichniß der annabergischen Ausbeuten, von Gmelin übersehen, ebendaselbst X. p. 338. Das Lied, das sich bei Albinus findet, giebt jenen Ertrag auf 113,262 G. an; das Verzeichniß der Ausbeute auf 114,810. Man sieht wenigstens, daß der Poet nicht übertrieb.

3) Gmelin, Geschichte deutschen Bergbaues §. 319. 320.

Bergmann, fleißig arbeiten. Wo er aufgehört, an dem goslarischen Stollen, setzte es Herzog Julius mit noch größerem Eifer fort. Er brachte seinen jährlichen Ueberschuß auf 20,000 Thaler höher als sein Vater [1]).

Faßt man dies alles zusammen, erinnert man sich, wie vieler anderer Silbergruben Matthesius nur allein in Böhmen erwähnt, daß z. B. bei Budweis in sieben Jahren über 23,000 Mark brachen; daß Röhrbüchel im Jahre 1552 über 22,000 Mark lieferte, daß Rauris und Gastein „mit Gewalt Gold schütteten", und unzählige andere Werke im Gange waren: so möchte man sagen dürfen, daß Deutschland die Masse der im Weltverkehr befindlichen edlen Metalle in diesem Jahrhundert um nicht viel minder vermehrt habe, als Amerika — dessen Ertrag, wie wir wissen, sich anfangs lange nicht so hoch belief, als man hat glauben wollen — in den ersten funfzig Jahren nach der Entdeckung.

Allein es war nicht allein um das Silber. An die bergmännischen Beschäftigungen, die in ihrer abgeschiedenen, besondern Freiheit und Art auch an und für sich etwas bedeuten, knüpfte sich das mannigfaltige Handwerk an. Wie jener Herzog Julius „ein rechter Vater aller Handwerksleute" das Eisenwerk zu Gittelde, die Messinghütten zu Buntheim ihnen zum Nutzen in gutem Stande zu halten wußte. Die Waffenschmieden von Suhl versorgten bereits Deutschland und Welschland, Ungarn und Polen. Wie reich an neuen Erfindungen oder Erweiterungen der alten ist diese Periode; von der feinen Handarbeit des Spitzenklöppelns auf der einen Seite bis zu den gewaltigen Maschinen des Bergbaues auf der andern, oder den künstlichen Uhrwerken, den sinnreich erdachten Himmelskugeln, jenen Compassen, die unser Georg Hartmann mit so viel Beobachtung verfertigte, daß er dabei die Declination der Magnetnadel entdeckte. Unmittelbar befinden wir uns wieder bei den großen geistigen Interessen.

Es war eine allgemeine nach dem Neuen suchende, das Element bezwingende kunstfertige Regsamkeit, welche mit dem geistigen Uebergewicht, das man überhaupt in der Welt noch hatte, zusammenhing. Da hatte sich denn, wie man auch in Münsters Beschreibung wahrnimmt, über den ganzen Boden hin Behagen und Wohlhabenheit ausgebreitet. Wir sehen bei ihm, wie sich der Landertrag nach den Städten sammelte, etwa der Kornhandel nach Schweinfurt oder

1) Rehtmeyer, Chronik von Braunschweig S. 1008.

Ueberlingen, wie 200 Städte, Flecken und Dörfer zu Markte nach Worms gingen; wie man dann das Getreide des Elsaß in alle Länder umher und auch durch Churwalen hinauf in die italienischen Grenzen führte, wie die Kastanien durch die Thüringer Fuhrleute nach dem Norden oder flußabwärts nach England gebracht wurden, auch der Wein von Weißenburg in Brabant und Niederland seinen Markt fand. Mit Vergnügen folgen wir dieser Beschreibung. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäumt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland wie eine Sommerlandschaft mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut; aber, was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhme alter Tugend verharrenden tapfern Volke bewohnt.

Was zur Erhaltung der Ruhe von Deutschland erforderlich war.

Kehren wir zu unserm vornehmsten Gegenstande zurück.

Wir können es leicht, indem wir bemerken, daß auch diese ausführliche Beschreibung von Deutschland von dem Unterschiede der Religion so gut wie keine Meldung thut. Hie und da wird wohl ein Fürst oder ein Stadtrath mit Lob erwähnt, weil er das Wort Gottes in seiner Reinheit predigen lassen, aber nicht anders, als habe er sich sonst durch eine gemeinnützige Einrichtung ausgezeichnet. Diejenigen, die es nicht auch gethan, erwähnt man nicht weiter.

So viel ist wohl einleuchtend, daß, um die Möglichkeit einer Erhaltung der Einheit Deutschlands in diesem Zeitraum denken zu können, nicht gerade nothwendig ist, eine andere Entwickelung der Reformation vorauszusetzen.

Nach alle den Stürmen, welche dieselbe begleitet haben, sehen wir doch die Nation gewerbthätig und mächtig, blühend und groß, von ihren Fürsten in Eintracht zusammengehalten, gegen auswärtigen Einfluß eifersüchtig und abgeschlossen.

Sie in diesem Zustand zu erhalten, zu befestigen, darauf kam

alles an. Auch kann man in der That nicht sagen, daß es völlig versäumt worden sei.

Einmal suchte man die aus der Spaltung hervorgegangenen Uebelstände so gut wie möglich zu heben. Das churfürstliche Collegium war in zwei Hälften getrennt, die eine geistlich und katholisch, die andere protestantisch und weltlich; und es war zwischen ihnen zu ernsthaften Entzweiungen gekommen. In dem Jahre 1558 schlossen sie einen neuen Verein. Sie beschlossen, sich beiräthig und behülflich, brüderlich und vertraulich gegen einander zu halten, keiner den andern, etwa um der Religion willen, bei künftigen Wahlen auszuschließen, und das Reich bei der deutschen Nation zu behaupten. Man kennt die Churvereine, wie sie seit 1338 öfter Statt gehabt. Diesmal ward der Eid dahin verändert, daß ihn die Evangelischen so gut schwören konnten, wie die Katholiken. Genauer als früher nahm man auf die Aufnahme der Nachfolger, mithin auf ein längeres und ungestörteres Bestehen Rücksicht [1]).

Sodann benutzte man die Richtung der Reformation sogar, das Kaiserthum von seiner alten Abhängigkeit von dem Papste so gut wie völlig abzulösen. Trotz aller Protestationen Pauls IV. übernahm es Ferdinand bei der Abdankung Carls V.; und Pius IV. ließ sich gefallen, was er nicht zu ändern wußte. Bei der Wahl Maximilians bestanden selbst katholische Fürsten ausdrücklich darauf, daß der Name des Papstes dabei nicht genannt würde: sie äußerten die Hoffnung, der Papst werde künftig eher vom Kaiser, als der Kaiser vom Papst bestätigt werden [2]). Wie der Reichsvicekanzler in einem ausführlichen Bedenken auseinandersetzte, daß der Papst nicht im mindesten mehr Einfluß auf die Wahl eines Kaisers in Anspruch zu nehmen habe, als auf die Erhebung eines andern gekrönten Hauptes, so verlor diese Würde in der That alles, was ihr von allgemein christlicher europäischer Bedeutung beigelegt worden war: sie ward vollkommen eine deutsche.

Allein man konnte nicht glauben, daß hiermit alles gethan sei.

In jeder Gesundheit liegt eine Möglichkeit der Krankheit; die Möglichkeit des Verfalls in jeder Größe und allem Bestehen; in jeder Vereinigung die Möglichkeit der Trennung.

1) Eine Vergleichung dieses Churvereins mit den früheren bei Häberlin, neueste Reichsgeschichte III, 449—458.

2) Der Herzog von Jülich, nach der Relation der kaiserlichen Gesandten von 1562.

Dadurch unterscheidet sich der vorausdenkende Staatsmann von dem schwatzenden Pöbel oder der Leidenschaft der Partei, daß er die Elemente der Gefahr von Ferne erkennt und ihnen vorzubauen versucht.

Leugnen wir nicht, daß diese Elemente in dem damaligen Zustand der deutschen Nation besonders stark waren. Durch das glückliche Zusammentreffen von Umständen, die ihnen eine andere Richtung gaben, nur eben noch gehindert uns ganz zu verderben, waren sie nicht einmal völlig beschwichtigt worden, geschweige denn eigentlich beruhigt.

Man mußte in den Jahren des innern Friedens sorgfältig Bedacht nehmen, ihrem Ausbruch vorzubeugen.

Die größte Gefahr war aber unfehlbar da, wo die geistlichen und weltlichen Interessen einander berührten, in den Verhältnissen der deutschen Kirche. Gerade die deutsche Kirche war von dem Protestantismus wenigstens in einem Theile ihrer Grundlagen angegriffen und während der Unruhen, als die Gewalt nicht selten statt des Rechts galt, beleidigt und beeinträchtigt worden Und doch beruhte die Verfassung des Reichs, in dessen beiden vornehmsten Räthen, dem churfürstlichen und dem fürstlichen, so viele geistliche Mitglieder saßen, wesentlich auf der Kirche.

Ich halte nicht für gewagt zu behaupten, daß die deutsche Kirche wenigstens eben so gut und vielleicht noch mehr ein politisches Institut war, als ein religiöses.

Vor allem ist es nun einmal nicht anders. Die geistlichen Amtshandlungen der deutschen Bischöfe und Erzbischöfe wollten wenig sagen. Mit der Seelsorge hatten dieselben so viel wie nichts zu thun; auch an der Regierung der allgemeinen Kirche nahmen sie geringen Antheil; sie waren deutsche Fürsten, mit derselben Autonomie wie die andern, und wenigstens während des 14ten und 15ten Jahrhunderts haben sie sich vielleicht von allem am meisten um die allgemeinen Reichsangelegenheiten bekümmert. In diesen werden sie genannt; damit waren sie beschäftigt. Freilich gab es da oft seltsame Widersprüche zwischen dem geistlichen Titel und der weltlichen Amtsführung. Aber was half es, darüber nun immer wieder einen leicht zu findenden Spott zu ergießen? Es war nun einmal so.

Dazu kam aber noch ein anderer bedeutender Umstand. Wie oft haben protestantische Grafen und Herren wiederholt, daß Stifte und Erzstifte vornehmlich zwar zur Ehre Gottes, dann aber auch zur Erhaltung fürstlicher, gräflicher und adliger Häuser gegründet,

und von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren milder Gedächtniß reichlich begabt seien [1]): wie oft haben sie ausgeführt, das Fortbestehen ihrer Geschlechter knüpfe sich hieran. Es läßt sich schwerlich leugnen, daß diese Rücksicht bei der Stiftung mitgewirkt habe; zuletzt war sie überwiegend geworden. Die Stifter waren das Erbtheil der jüngern Söhne aus fürstlichen und adligen Häusern. Sie kamen ihnen zu Gute, insofern sie darauf verzichten wollten selber eine Familie zu gründen. Den erblichen Fürstenthümern der Aeltesten setzten sich diese Wahlfürstenthümer der jüngern Söhne zur Seite. Weltliche Austheilung und weltliche Bestimmung hielten einander die Wage.

Wie konnte man nun hoffen, daß man da, wo der Protestantismus nicht mehr insgeheim — denn das war, wie wir sahen, ziemlich allenthalben der Fall — sondern öffentlich die Oberhand behauptet hatte, um jenes Vorbehaltes willen seinen Antheil an den geistlichen Beneficien und die Wirksamkeit in den Geschäften des Reiches, die damit verbunden war, ruhig aufgeben würde?

Trotz den Bestimmungen des Religionsfriedens finden wir gar bald in dem ganzen nördlichen Deutschland protestantische geistliche Fürsten, welche ihre Reichsstandschaft keineswegs aufgaben.

Als Joachim Friedrich von Brandenburg Erzbischof von Magdeburg wurde, versprach er Session und Stand im Reiche in Uebung zu erhalten, und das Land nicht anders zu besitzen, als es bei den Erzbischöfen herkömmlich sei. Auf das geistliche Primat im Reichsfürstenrathe machte er auch dann noch Anspruch, als er sich förmlich verheirathet und eine Landesfürstin, obwohl ohne Anspruch auf das Erbe, in das Erzbisthum eingeführt hatte [2]). Hatte doch schon sein Vorgänger Sigismund sich vor Kaiser und Reich zu der gereinigten Lehre bekannt, und war ruhig bei Stift und Würden gelassen worden [3]).

Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg, Erzbischof von Bremen,

1) Z. B. Copia supplicationis etlicher der augsburgischen Confession verwandten Stände. (Bei Meixner, Beschreibung des augsburger Reichstages a. 1566. Senkenberg III, 306.)

2) Rathman, Geschichte von Magdeburg IV, 69.

3) Hamelius, in der sogleich anzuführenden Schrift.

behauptete, obschon verheirathet, seine Stelle auf der Bank der geistlichen Fürsten [1]).

Bischof Eberhard von Lübeck und Verden war eingestandenermaßen ein Protestant, doch war er vom Kaiser und Papst bestätigt; ohne Widerspruch zu erfahren, hat er den Reichstagen durch seine Gesandten beigewohnt und ihre Schlüsse unterschrieben.

Bischof Hermann von Minden, ohne Zweifel evangelisch, hatte dennoch Sitz und Stimme am Reich.

In Osnabrück hatte man abwechselnd einen katholischen und einen protestantischen Bischof. Sie waren so duldsam, daß ein jeder einmal in Verdacht gekommen ist, der entgegengesetzten Partei zugethan zu sein. Auch in Paderborn betrug sich lange Zeit Johann von Hoya sehr gemäßigt [2]).

Den Herzog Julius von Braunschweig erkannte der Kaiser in Halberstadt an. Nur forderte er noch die Bestätigung des Papstes, und der Herzog verzweifelte keineswegs dieselbe zu erhalten.

Kostete es doch der Aebtissin Elisabeth von Quedlinburg, die eben auch evangelisch war, weniger Mühe von dem Legaten des Papstes bestätigt zu werden, als von ihrem Nachbar, Chursachsen [3]).

Aber wie? wird man fragen, wie stimmte dies mit jener Clausel des Religionsfriedens, die man sich doch hatte gefallen lassen, mit der deutschen Gesetzlichkeit und Gewissenhaftigkeit?

Den Religionsfrieden glaubte man nicht zu verletzen. Man behauptete, er verbiete nur, daß ein schon eingesetzter Prälat von der katholischen Kirche zu der protestantischen übergehe: die Absicht sei nur gewesen, den Zwiespalt, der etwa zwischen einem altgläubigen Capitel und einem zur neuen Lehre übergetretenen Bischof entstehen müsse, zu verhüten; allein mit nichten verbiete er einem bereits evangelischen Capitel, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen [4]).

1) Hamelmann, Oldenburgisches Chronikon S. 435, hat ein gleichzeitiges Gedicht von ihm, worin es heißt:
Quin lolium papale sacra runcavit ab aede.

2) Schlegel, Kirchengeschichte von Norddeutschland II. S. 422.

3) Häberlin, neueste Reichsgeschichte VI, 438—456. Eichhorn, Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV. §. 503.

4) Bedenken über den Paß des geistlichen Vorbehaltes, oder Freistellung, gestellet von Hrn. D. Henningio Hamelio, anno 1596. Er behauptet geradezu, der Religionsfriede sei zu halten; aber wie z. B. Churfürst Truchseß in Cölln in fundamento nicht gute Sach gehabt, weil sein Stift unreformirt gewesen,

Es scheint, als seien die Kaiser dieser Meinung gewesen. Sie erkannten die Landeshoheit evangelischer Bischöfe oder Administratoren an und duldeten ihre Reichsstandschaft. Hätte die Bestätigung der Bischöfe allein bei dem Kaiser gestanden, so wäre alles gethan gewesen; aber nach dem Gesetz stand sie auch dem Papste zu. In diesem Verhältnisse lag die Schwierigkeit.

Man trug Bedenken, sich demselben geradehin zu entziehen. Vielleicht giebt es kein stärkeres Beispiel der den Deutschen natürlichen Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, als die auffallende Thatsache, daß man lange nach der Reformation auch in den reformirten Stiften das dem Papste in den reservirten Monaten zustehende Besetzungsrecht erledigter Pfründen anerkannte. Nur fand sich oft, daß es zu spät ausgeübt ward, oder Personen zu Gute kommen sollte, die aus andern Gründen unfähig waren [1]. Wie hätte man dann bei der Besetzung der Bisthümer selbst die alten Formen ganz aus den Augen setzen sollen?

Man hatte das Glück, einen alten Gebrauch in Uebung zu finden, dessen man sich unter den neuen Umständen mit Vortheil bedienen konnte: ich meine die kaiserlichen Indulte. Unter dem Vorwand, man habe das Geld, das für die römischen Gebühren erfordert werde, nicht sogleich zur Hand, bat man um die vorläufige Verleihung der Regalien auf ein paar Jahre. Indessen leisteten die Unterthanen den Eid, man setzte sich fest: man suchte die Bestätigung in Rom. Erlangte man sie auch nicht, so blieb man im Amte, und wußte sich eine Prorogation des Indultes zu verschaffen.

Auf diese Weise verletzte man das Gesetz nicht, aber man umging es.

so habe unter andern Joachim Friedrich eine vollkommen gute Sache, weil sein Capitel mit ihm übereinstimme. Bei Lünig, Staatsconsilia S. 482.

1) Minuccio Minucci, Discorso sopra il modo di restituire la religione cattolica in Allemagna. MS. Di qua è venuto che in Magdeburg, in Brema, in Halberstadt, Verd, Lubecca, Minda et altri Vescovati, che o in tutto sono distaccati da questa loro madre, overo si tengono legati con debol^{mo} filo, hanno sin qui sempre avuto luoco le provisioni apostoliche, quando di sua natura non sono state manchevoli; ma è accaduto piu volte che le collationi sono state fatte in persone inhabili per difetto di nobiltà o sono state tarde e ben spesso ancora, che per fraude delli speditioneri di Roma con false relationi si sono impetrati beneficj agli heretici e talora a qualche persona finta et imaginaria.

So weit kamen die Sachen durch ihren natürlichen, unaufhaltbaren Gang in dem nördlichen Deutschland.

Man wird eingestehen, daß diese Lage der Dinge die ernsthafteste Rücksicht forderte.

Eben darum sind die Gesetze ein menschliches, nicht ein göttliches Institut, damit sie, sobald es nothwendig geworden, sobald das Leben einen andern Gang genommen hat, demgemäß verändert werden können.

Wenn man die Sache so gehen ließ, so war auf der einen Seite das Umsichgreifen ungesetzlicher Zustände nicht zu vermeiden; auf der andern mußte die katholische Gegenpartei sich immerfort für beleidigt und gefährdet halten. Der Friede konnte niemals völlig sicher sein.

Vielleicht scheint es verwegen, wenn man, nachdem Jahrhunderte vorübergegangen sind, nachdem sich die lebendigen Kräfte in gewaltigem Widerstreit auseinandergesetzt haben, noch immer Möglichkeiten berechnen will.

Allein, wie wir verschiedene Wege vor uns haben, so hatten deren jene Zeitgenossen. Wenn man das Verderben kommen sieht, welches gekommen ist, so kann man sich, nicht als hätte man die Anmaßung etwas besser zu wissen, sondern aus jener Vaterlandsliebe, welche Gegenwart und Vergangenheit umfaßt, schwerlich enthalten zu fragen, wie dem Uebel vielleicht zuvorzukommen war.

Sollte es bei der Opposition, in welcher das Reich mit dem Papst stand, so schwer gewesen sein, die deutsche Kirche von dem Einflusse der Curie völliger abzulösen?

War man verbunden, die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums, durch welche Eide und Verpflichtungen der Prälaten gegen den Papst so sehr geschärft wurden, in Deutschland anzunehmen?

Oder gab es eine Möglichkeit, eine deutsche Kirche zu erhalten, in der das weltliche Element, wie es wesentlich überwog, auch der Form nach das bedeutendere geworden wäre?

Konnte man nicht den Besitz dieser Wahlfürstenthümer, die so wenig geistliche Pflichten hatten, von dem Bekenntniß gewisser Formeln unabhängig machen?

Es ist dies die große Frage der Freistellung, welche Deutschland vom Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Kriege fortwährend in Bewegung gehalten hat.

Nicht als hätte man hiemit den Protestantismus schlechthin zur herrschenden Religion machen wollen. Man wollte nur den Besitz

der Wahlfürstenthümer von dem Bekenntniß, die Reichsstandschaft, die mit ihnen verknüpft war, von dem Verhältniß zur Curie absondern. Die Frage betraf nicht so ausschließend, wie es scheint, die Religion. Sie war: ob ein Theil der deutschen Fürsten in Pflichten des Papstes, die doch nur damals einen Sinn hatten, als die ganze Christenheit eine Art politischer Einheit bildete, zu bleiben habe, oder ob das deutsche Reich, sich gegen ihn abschließend, sich allein für sich selber verwalten solle.

Es wäre darum nicht nothwendig gewesen, die Güter der Kirche geradehin für Pfründen zu erklären oder ihrer geistlichen Bestimmung völlig zu entfremden.

Jene Grafen und Herren, welche so oft geltend machten, daß diese Güter auch zur Erhaltung ihrer Familien gestiftet seien, gingen nicht bis zu einem solchen Anspruch fort. Einmal drangen sie, vornehmlich seit dem tridentinischen Concilium, nur auf eine Milderung der Statuten, auf den Nachlaß der neugeschärften Eide und Pflichten. Dieser erledigt, versprachen sie sogar, eine strengere Disciplin einzuführen. Aber die Hauptsache war, daß man der geistlichen Bestimmung der Kirchengüter nur eine andere Richtung zu geben dachte. Man erbot sich, sie ritterlich wider die Türken zu verdienen, wie die Güter der alten Ritterorden ihnen zum Kampfe gegen die Ungläubigen gewährt worden, wie diesen Rittern in Spanien sogar die Ehe gestattet worden sei.

Auf mehr als Einer Versammlung, auf mehr als Einem Reichstage sind hierauf die bestimmtesten Anträge gemacht, es sind einige dahin zielende Einleitungen getroffen worden.

In diesem Punkte trafen die beiden großen Aufgaben der Nation zusammen.

Noch lebte der Eroberer von Ungarn, der schon einmal in Deutschland eingebrochen und, wider alle Wahrscheinlichkeit, durch die schwachen Bollwerke von Wien abgehalten worden war. Noch öfter sollte er seine Hunderttausende heranwälzen, immer wieder in der Absicht, die deutschen Landschaften und den ganzen Westen dem Hufschlag osmanischer Rosse zu unterwerfen.

Geziemte es einer großen Nation, diese ununterbrochene, auf ihre Vernichtung berechnete Feindseligkeit so hinzunehmen? immer zu warten, bis man sie anfiele, niemals auch ihrerseits freiwillig zum Schwerte zu greifen? [1])

1) Augerii Busbequii de re militari contra Turcas instituenda consilium: „ad bellum omni spe pacis sublata cogimur: nullae hic consilii,

Wenn die Deutschen sich verstanden, so begnügten sie sich, das Christenthum von Menschensatzung gereinigt, das unvermittelte Verhältniß, in welchem der Mensch zu der Gottheit und ihren ewigen Gedanken steht, aus der Verdunkelung so vieler Jahrhunderte wieder zur Anschauung gebracht zu haben. Es war nicht vonnöthen, daß sie sich wieder in dialektische Formeln verloren, um das kaum entdeckte Gold wieder zu verbauen.

Allein unerläßlich war es, die Entzweiungen vollends beizulegen, in die man hiebei verfallen war; der Verfassung eine Gestalt zu geben, bei der man für den Augenblick bestehen konnte, und das Leben Freiheit hatte sich zu entwickeln; dann zu dem großen Unternehmen zu greifen und den Feind, der an der Pforte des Landes lag, mit gesammter Hand abzuwehren.

Welch eine Aussicht! Man bemerke wohl, daß das türkische Reich, welches eben so gut eine religiöse als politische Institution ist, damals allerdings mächtiger, größer, drohender nach außen war als jemals, aber seine Unterthanen noch lange nicht in dem Maße zu dem Muhamedanismus bekehrt hatte, wie das später geschehen ist. Es bedurfte eines glücklichen großen Schlages, und Bosnien so gut wie Ungarn, Albanien so gut wie Griechenland, war dem Christenthum zurückgegeben. Dann hätte Deutschland, dessen Kaiser Ungarn beherrschte und auf alle alten Pertinenzien desselben Anspruch oder Recht hatte — wie man denn damals den Vorschlag machte, Ungarn unmittelbar mit dem Reiche zu verknüpfen, — das vorwaltende Ansehn im östlichen Europa auf immer erworben, und diese Länder mit dem Ueberfluß seiner Bewohner erfüllen können.

Betrachtet man, wie schwach die folgenden Großherren, wie reißend schnell eine Zeit lang der Verfall der innern Institutionen ihres Staates, wie gewaltig dagegen die Kriegsmacht von Deutschland war, so sollte es scheinen, als wäre dies nicht unausführbar gewesen.

Allein man mußte es wollen. Man mußte die Interessen der

nullae arbitrii nostri partes: vis necessitatis omnia occupavit: ad bellum violenter rapimur: bellum nobis vel invitissimis subeundum, gerendum, exantlandum. Quid frustra obnitimur? Quid circumspectamus? Quid vanis pacificationibus somniandis nos decipimus? In media nimirum flamma otium nobis falsa cogitatione fingimus, malumque, cujus si advigilaremus remedia aliqua esse poterant, differendo nutrimus et parum providendo reddimus insanabile.

wichtigsten Reichsfürsten dahin richten, den Adel dazu vereinigen, die ganze Nation dazu anstrengen. Es mußte als ein allgemeines nationales Werk alle Kräfte aufrufen.

Dann würde die Spaltung, es ist kein Zweifel, schon an sich unmerklicher und unschädlicher geworden sein.

Man glaube nicht, eine Nation sei damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung ableugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu trägem Verdumpfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Thätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte, freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Bewegung eine verderbliche Richtung einschlage, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen.

So mußte denn Deutschland dazuthun und im Gefühl seiner Einheit eine Kirchenverfassung ausbilden, bei welcher beide Theile bestehen konnten; es mußte alsdann, wenn wir nicht irren, den großen Kampf ausfechten, der ihm durch den oft erneuten und immer zu fürchtenden Angriff desjenigen, den es den Erbfeind nannte, angewiesen war.

Auch waren dies die Gedanken, welche die Nation beherrschten. Nicht allein in den Schriften, wie unter andern fast in allen Büchern von Schwendi, wird es eingeschärft, auch auf den Reichstagen ist davon fortwährend die Rede.

Und nicht ohne die größte Hoffnung war man. Ein Fürst von außerordentlichen Fähigkeiten, in der Religion mild und gemäßigt, entschlossen, den Türkenkrieg aus allen Kräften zu führen, bestieg den Thron, Maximilian II.

Erwartungen von Maximilian II.

Die Zeitgenossen wissen nicht genug zu sagen, in wie hohem Grade sich Maximilian II. eine allgemeine Bildung angeeignet hatte. Die Sprachen, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen, die er gesehen und besucht, ihre Tugenden und Fehler, ihre Sprüchwörter und Scherze, ihre Literatur waren ihm gegenwärtig. Mit einer jeden ging er auf ihre Art um; herablassend mit den Italienern, munter und freimüthig mit den Deutschen, mit den Böhmen

nachgiebig, lebhaft mit den Ungarn, abgemessen mit den Spaniern. Es ist zuweilen, als brächte eine Zeit alles was sie Neues, Edles nnd Eigenthümliches hat, wieder in einem Einzelnen hervor. Wir werden darauf zurückkommen, wie sehr Maximilian an der neuen Entwickelung der religiösen Ideen Theil nahm. Eben traten die Studien der Natur auf den Weg der Erfahrung ein; er trieb sie in seinen Gärten; eifrig stellte er Versuche mit den Metallen an. Die moderne Musik breitete sich in ihrer ersten Ausbildung über Europa aus; er richtete eine Capelle ein, welche damals für die beste, die es gäbe, erklärt worden ist; — allein obwohl er bekannte, wenn er seinem Geschmack folgen dürfe, so würde er nie etwas andres treiben, so ließ er sich doch von diesen Neigungen nicht beherrschen. Gleichmäßig — daß ich so sage, in sich selber Harmonie — bewegten sich die Kräfte seiner Seele. Man konnte keine angenehmere Gesellschaft haben. So geistreich und vertraulich, ohne Affectation, voll Grazie gab er sich hin. Nicht allein fremde Gesandten oder Fürsten behandelte er auf eine Weise, daß sie ihn für den vollkommensten Hofmann der Welt erklärten[1]); es war in ihm der Zug einer absichtslos wohlwollenden Natur; und wenn er etwa den Dorfpfarrer, bei dem er einst gern seine Beichte abgelegt hatte, in dem Audienzsaal erblickte, bescheiden, weit dahinten, den letzten, ging er mitten durch die Gesandten und Herren, welche sich eingefunden, auf ihn los, redete ihn mit dem wohlbekannten Gruß an, und nahm ihn mit sich in sein Cabinet. Einem Jeden bewies er seine Ehre: er hätte Niemand geduzt.

Es ist ein Glück des Lebens, dann und wann einmal wieder in einen Kreis zu treten, wie ihn eine talentvolle fein organisirte edle Natur um sich her zu ziehen pflegt. Jene Bildung, die sich von der Welt nur das Würdige und Schöne aneignete, umfängt uns gar

1) Micheli 1564: Di statura non grande non piccolo, ma di bella taglia et dispositione e sopra tutto di bel aspetto, con una carne viva rossa e bianca insieme, color naturale e proprio de Tedeschi, fatto quanto alla sanità per quelli tremori di core et altro che pativa molto piu gagliardo, che non si credeva e di giorno in giorno fortificandosi meglio. Questo ha tanta gratia in tutte le attioni e cosi bel procedere e belle maniere da affettionarsi ogn'uno che è cosa maravigliosa con una gravità e dolcezza contemperata insieme mediante una allegrezza che dimostra nell' esteriore, accompagnata da una tal vivezza d'occhi che non si può desiderare cosa nè piu viva nè piu amabile. Benchè alcuni prendono questa prontezza a ridere con ciascheduno per duplicità.

bald wie mit reiner Atmosphäre; ein durchdringender unterscheidender Verstand giebt uns eine leichte, heitere Spannung; feine Sitte und ungesuchter Ausdruck des Wohlwollens und der Güte, der auch eine Art von Talent ist, halten uns innerlich fest. Solche Naturen pflegen die allgemeine Stimme für sich zu haben. Wie sollten sie auch nicht? Das Behagen, das sie verbreiten, strömt auf sie zurück.

Ich möchte sagen, daß wir das Gefühl haben, als träten wir in einen solchen Kreis, so oft uns in der Historie Maximilian II. begegnet.

Zwar sind es nicht diese Eigenschaften, mit denen man Staaten regiert: wiewohl jene Leutseligkeit, die zugleich Majestät ist, niemals ihre Wirkung verfehlt. Den Geschäften selbst aber widmete sich Maximilian mit eben so viel Fleiß als Talent. Wie er sogleich, wenn sich etwas zu thun fand, von seinen Erholungen abbrach, so hörte er stundenlang, unermüdlich; seine Antworten, seine Einreden trafen in der Regel den rechten Punkt. An keinem Hofe gab es so rasche und leichte Expeditionen, wie damals zu Wien. Die Lage der großen Geschäfte hatte vielleicht kein anderer Fürst noch Staatsmann besser begriffen und durchdrungen. Gewiß äußerte sich Niemand mit einer größern Freimüthigkeit, mit unbefangnerem Lob und Tadel. Die fremden Gesandten mußten sich in Acht nehmen, von ihm nicht in eine Richtung fortgerissen zu werden, die ihrer eignen Absicht zuwiderlief. Ueber die Angelegenheiten nur, die ihn selber berührten, hielt Maximilian an sich. Ueber diese drückte er sich mit sorgfältiger Ueberlegung aus[1]).

Vor allen Sprachen besaß er die deutsche vollkommen. Wäre er Kanzler geworden, sagte Dr. Weber, sein Vicekanzler, so würde er uns Schreiber alle beschämen. In der That haben seine eigenhändigen Briefe einen lebhaften und angemessenen Ausdruck. Vornehmlich hatte er die seltene Gabe der Beredsamkeit in deutscher Sprache. Auf so vielen Landtagen und Reichsversammlungen, die er hat besuchen müssen und auf denen denn allemal schwierige Gemüther zu bearbeiten gewesen sind, hat er sie zu üben gehabt. Seine Rede war mild; wie ein paar brennende Lichter glänzten ihm die hellen Augen.

1) Vornehmlich Gerlachs türkisches Tagebuch und Raupachs evangelisches Oesterreich enthalten nebst unsern Relationen die von Maximilian II. hier zusammengestellten Züge. Die Rede, welche Leuthinger Joachim II. in den Mund legt, ist zwar fingirt, doch enthält sie einiges Bemerkenswerthe.

Ich denke, es versteht sich schon, daß eine solche Seele voll von Ehrgeiz sein müsse. Sie war es nicht von jenem, der sich mit Lob befriedigen läßt, sondern von dem, den nach großen Unternehmungen und trefflichen Thaten dürstet.

So gehorsam und ergeben Maximilian seinem Vater sonst auch war, so verhehlte er doch nicht, daß ihm die Politik desselben allzu friedfertig, und noch immer, sei es von den Umständen oder von den zufälligen Meinungen einiger Räthe oder von fremdem Einfluß, allzu abhängig scheine[1]).

Jene Richtung gegen Spanien war zum Theil von ihm selber ausgegangen, und noch viel strenger wollte er sie einschlagen. Wie bitter hat er sich beklagt, daß Kaiser Carl die jüngere Linie schon bei der Erbtheilung verkürzt und darnach öfter beeinträchtigt habe. Er selber, dessen Schwiegersohn, hatte durch seine Verheirathung gewisse Ansprüche auf Mailand oder die Niederlande zu erhalten geglaubt, doch mußte er sich mit einer kleinen Pension begnügen, die ihm nicht einmal regelmäßig bezahlt wurde. Unmittelbar aber und am härtesten griff ihn jener Plan des Kaisers an, die Nachfolge im Reiche Philipp II. zuzuwenden[2]). Wie? das höchste Diadem der Welt, das ihm von selber zufallen mußte, sollte dieser hochgesinnte Mensch aufgeben, um eine untergeordnete Rolle neben Philipp II. zu spielen, neben diesem Philipp, dessen Fähigkeiten ihm so unzureichend, dessen Eitelkeit ihm so abgeschmackt vorkam, von dem er nur mit Widerwillen und Geringschätzung redete? Man darf vielleicht annehmen, daß er gerade aus Abneigung gegen seinen Vetter die Talente und Richtungen ausbildete, die diesem so auffallend abgingen.

Geflissentlich entfernte er denn alle Spanier aus seiner Umgebung und von seinem Hofe. Er betrug sich so, daß es schien, wie man sagte, als wolle er von allen andern Nationen geehrt, von den Spaniern aber gefürchtet sein. Er wendete dafür seine Neigung dem deutschen Wesen zu. „Gute, runde deutsche Worte und Werke, nicht spanische", versprach er den Nachkommen des Landgrafen Philipp

1) Soriano, Relne 1854: Nelle cose del governo biasma l'imperitia de' consiglieri la facilità di S. M. et il troppo rispetto all' imperatore.

2) Soriano 1554: La materia della cession dell' imperio ha acceso l'animo di quel re di sorte che piu non si potria, e benchè paia al presente, che questa trattation sii sopita, pero m'a detto quel re in gran secreto che l'imperator è per tentarla certo un' altra volta. Noch 1562 glaubte man, Philipp habe diese Gedanken nicht fahren lassen.

von Hessen[1]). Dem Herzog Christoph von Würtemberg bezeugt er, wie er nur würdig zu sein wünsche, nicht allein in Einer Sache, sondern, wie er sich ausdrückt, in allen des geliebten Vaterlandes ob- und angelegenen Beschwerungen Mittel und Wege zur endlichen Abhülfe derselben entdecken, befördern und ins Werk richten zu können; das würde seine größte Freude sein[2]).

Dieser Fürst bestieg in dem Jahre 1564 den kaiserlichen Thron.

Etwas anderes ist es, Talente haben, denken, überlegen, entwerfen: etwas anderes, ausführen und ins Werk setzen. Die Hoffnungen, die er erweckt, er hatte nunmehr die Aufgabe, sie wahr zu machen.

Es konnte nicht lange dauern, so mußten jene beiden großen Fragen, die innere und die äußere, an ihn gelangen.

Betrachten wir, wie spöttisch er zu wiederholten Malen von dem Papst und dem säuberlichen Conciliabulum zu Trient, aus dessen Decreten man wenig Trost schöpfen könne, an Herzog Christoph schreibt, wie sorgsam er die Bücher Luthers verzeichnet, die er hat, und jenen seinen Freund bittet, ihm die übrigen, sowie die Schriften von Melanchthon und Brenz zuzuschicken, wie er nicht allein zum Druck der slawischen Bibelübersetzung beiträgt, sondern auch die Proben derselben von kundigen Männern prüfen läßt, wie er Furcht bezeigt, daß die Papisten den jungen König von Frankreich verführen möchten, wie er endlich geradezu die protestantische Partei die seine nennt, und die päpstliche die feindliche: so überzeugen wir uns, daß er dem Protestantismus von Herzen zugethan war.

Es fragte sich, inwiefern er dies auch als Kaiser bewähren würde. In einem seiner Briefe vom Jahre 1557 beschwert er sich, daß sein Vater damals in der Sache der Freistellung nicht etwas mehr gethan habe, und sagt denen einen üblen Lohn voraus, die ihn daran verhindert hatten[3]). Auf jeden Fall ließ er von sich eine

1) Aus einem Schreiben Maximilians 1563 9. Nov. bei Rommel, Landgraf Philipp Bd. II., 579.

2) Schreiben Maximilians 1556 9. December bei Lebret, Magazin IX., 71.

3) Prag 13. April: „So viel aber die Freistellung betrifft, hätte ich mich gleichwohl versehen gehabt, die Kön. Maj. solle sich etwas weiter als beschehen eingelassen haben, und kann wohl denken, wer die gewesen sind, die solches Werk verhindert haben. Sed recipient mercedem suam.“ Bei Lebret S. 85.

größere Willfährigkeit, ein förderliches Eingehen auf die große Aufgabe für das Innere erwarten.

Auch für die zweite aber durfte man alles hoffen. Wie ganz anders dachte er einen Türkenkrieg zu führen, wie viel kriegerischer gesinnt zeigte er sich überhaupt als sein Vater. Er redete am liebsten von Befestigung, Angriff und Schlachtordnung [1]). Die beschränkte Herrschaft, die er zu erwarten hatte, meint der kluge Venezianer, welcher Gesandter an seines Vaters Hofe war, werde ihn nicht befriedigen; man müsse ihm Raum geben und ihm eine Laufbahn eröffnen, wo er seine Begierde vergnügen könne, ohne eine allgemeine Verwirrung in der Christenheit hervorzubringen [2]). In einer großen Unternehmung gegen die Türken hatte er diesen Raum, diese Bahn vor sich.

Theologische Entzweiung.

Wir kommen wohl alle überein, daß ein einzelner Mensch, den Dingen gegenüber, nur wenig vermag.

Auch von diesem Kaiser, der zwar, wie wir sehen, geistreich und wohlgesinnt, aber an Kräften und Macht beschränkt war, von dem sich erst zeigen sollte, inwiefern seinem Talente Entschluß und That beiwohne, war nur dann etwas zu erwarten, wenn ihn die Umstände begünstigten, wenn die allgemeinen Gedanken und Gefühle seinen Entwürfen entgegenkamen.

Statt dessen fand er Widerstand; es entwickelte sich ihm gegenüber eine allen gemeinsamen Bestrebungen zuwiderlaufende Richtung

Das Reich in eine dem neuen Glauben angemessene Verfassung zu setzen, vermochte der Kaiser doch auf keinen Fall anders, als dann, wenn dieser siegreich in sich, immer fester ward und die Ueberzeugungen immer mehr unterwarf.

1) Paolo Tiepolo 1558: Continuamente pensa, poco contentandosi dello stato suo. Disegna a cose grandi. Seine religiöse Stellung bezeichnet Tiepolo auf folgende Weise: Non si alienando in tutto da cattolici si ha guadagnato una gran gratia con luterani.

2) Micheli: Saria per beneficio universale non solo da desiderare, ma per dir così da procurare da tutti gli altri principi qualche occasione senza maleficio di alcun principe cristiano, nella quale avesse modo di sfogarsi: altrimente è grandissimo pericolo, che questa povertà con questa ambitione e desiderio di gloria non siano causa, che si precipiti tanto piu.

Leider entwickelte sich in demselben gerade zur entscheidenden Stunde eine heftige innere Entzweiung.

Da die Fürsten einen so großen Einfluß auf Kirchen und Lehranstalten erlangt hatten, so konnte es nicht fehlen, sie knüpfte sich an die politischen Verhältnisse.

Die Partei, welche, als sie wider Carl V. stand, in dem schmalkaldischen Kriege, und als sie demselben günstiger wurde, durch die Umstände, die seine Abdankung begleiteten, überwunden worden, diese Partei, geschlagen durch die Waffen, bei Seite getrieben durch die politische Verwickelung, griff zur theologischen Polemik. Den Universitäten gegenüber, welche dem zur Chur gelangten Sachsen zugefallen, errichteten die Söhne des geborenen Churfürsten eine andere, zu der sie die entschiedenen Feinde dortiger Professoren beriefen. Es ist dies auch eine Art von Fehde.

Denn in den Theologen nicht minder hatte sich in Folge der Ereignisse eine lebhafte Entzweiung ausgebildet.

Die Wittenberger hatten sich, obwohl ohne dem Lehrbegriff etwas zu vergeben, dem Interim angenähert. Andere waren um eben dieses Interims willen verjagt worden oder ausgewandert [1]). In Magdeburg, das dieser Glaubensformel einen so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, hielt sich die entschiedenste Schule streng lutherischer Eiferer. Eben die glückliche Unternehmung, welche der gemäßigten Partei politisch das Uebergewicht verschaffte, vermochte das nicht theologisch. Der Fall des Interims, den sie bewirkte, erschien vielmehr als der Sieg der strengen Partei. Die verjagten Prediger kehrten zurück; ihre Heftigkeit darf uns nicht Wunder nehmen, da sie durch die Verfolgung, die sie erlitten, gleichsam das Recht dazu erlangt zu haben schienen; sie breiteten sich über alle niedersächsischen Städte aus; die Herzoge von Sachsen beriefen sie zu sich.

Sollten sie nun den Wittenbergern nachgeben? Sollten sie noch Melanchthon, das Oberhaupt derselben, als den Regenten des Wagens Israel, den Präceptor Germaniä, wofür man ihn ausgab, anerkennen? Es war ihnen längst anstößig, daß Melanchthon in seiner Theologie das Studium der alten Philosophen durchblicken ließ, daß er etwa den Terenz empfahl, daß er neben St. Paulus

1) Musculus, Osiander, Sarcerius, Schnepf, Flacius, Amsdorf, Gallus u. A. mußten fliehen. S. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie Th. II., B. 16. C. 26, S. 934.

auch den Homer erklärte; es war ihnen unerträglich, daß Johann Major diesen Homer ein göttliches Buch genannt hatte, und mit dem Studium des Pindar schien ihnen in Strigel, einem Schüler Melanchthons, die Verunreinigung göttlicher Sachen, welche sie ihm Schuld gaben, zusammenzuhängen.

Unglücklicherweise warf sich der Streit auf das Dogma; er warf sich auf eben die beiden Hauptpunkte, über die man schon mit dem Katholicismus gekämpft hatte: die Lehren vom Abendmahl und von der Rechtfertigung, von denen er sich über alle wichtigen Fragen der Theologie und das gesammte Verhältniß Gottes zu Menschen und Welt ausbreitete.

Um das Jahr 1548 war man noch ziemlich gemäßigt. In dem Artikel von der Rechtfertigung ging man nicht bis zu allen Folgerungen des Augustinischen Lehrbegriffes fort; es ist bemerkt worden, daß, wenn Luthers Lehre zu demselben hinneigte, die Meinungen Melanchthons unvermerkt dawider waren [1]). In Bremen, wo man sich später so heftig gezeigt hat, war man damals zufrieden, als Hardenberg, obwohl bereits verdächtig, nur die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl anzunehmen erklärte; auf eine besondere, bestimmter ausgesprochene Vorstellung über die Verbindungsart drang man noch nicht [2]).

Es war eine Zeit, wo die neue Lehre eben nur als die gereinigte alte erschien; wo man Calvin noch für einen Lutheraner erklärte; wo man noch nicht fragte, zu welchem von den drei Glaubensbekenntnissen Jedermann gehöre; wo bei weitem die Meisten einem von den Mißbräuchen befreiten, mit der Bibel wieder in Uebereinstimmung gesetzten Christenthum anhingen, welches noch immer Modificationen individueller Anschauung zuließ.

Nur allzubald aber kam man hiervon ab, sei es nun, daß der menschliche Geist den Zwang bestimmter Formen sogar fordere — wovon ich, den Geist in der Fülle seiner Thätigkeit gefaßt, mich nicht überzeugen kann — oder daß die Beschränktheit der Minderfähigen sich erst innerhalb der strengsten Umzäunungen beruhigt fühle; oder endlich, daß sich die Leidenschaften dieser Dinge bemächtigten.

Wenigstens findet sich, daß die stärksten Behauptungen oft in der Hitze des Streites geäußert und danach mit Hartnäckigkeit festgehalten wurden.

1) Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs IV., S. 562.

2) Planck V., 2, 146.

In Osiander, der auch um des Interims willen von Nürnberg nach Königsberg gewandert, war es vielleicht am meisten das Selbstgefühl eines Autodidakten — wie er denn niemals einen Grad auf einer Universität hatte annehmen mögen — und der Ehrgeiz, durch eine glückliche Entdeckung sich einen Namen zu machen, was ihn bewog eine zuerst zufällig in einer Vorlesung geäußerte Meinung über die Lehre der Rechtfertigung weiter ausgebildet aufzustellen. Seine Ansicht ist fein, tief und glücklich combinirt[1]). Sie ist ein merkwürdiger Versuch, eine innerliche Anschauung schriftgemäß in das System einzuführen. Ob sie darum auf Catheder und Canzel verfochten werden mußte? Ob es wohlgethan war, die bisherigen Vorstellungen von der Heilsordnung, welche dem menschlichen Bedürfniß so wohl dienten, zu erschüttern? Ob es nicht sogar — denn wenn die Lehre Osianders sich dadurch unterscheidet, daß die Rechtfertigung nicht, wie man annahm, ein Fürgerechterklären, sondern ein Gerechtmachen sei, so möchte sich erwiedern lassen, daß dies in Gott untrennbar und eins sein müsse — ob es nicht in einem höheren Begriff doch nur ein Streit um Worte war? Auf jeden Fall setzte diese Lehre die ganze Gemeinschaft der Lutherischen in unverträgliche Bewegung.

Um so mehr, da man bald darauf, unter den Auspicien der sächsischen Herzoge, den nämlichen Streitpunkt ergriff. Daß ein alter Genosse Melanchthons, Georg Major, um einem gefährlichen Vorurtheil des gemeinen Volkes, welches wenig nachdenkt, zu begegnen, nicht etwa von der angenommenen Rechtfertigungslehre abwich, sondern nur behauptete, gute Werke seien zur Seligkeit nützlich, fanden seine Gegner in Thüringen eine freche, frevele und vermessene Lehre[2]). Sie eilten, das Gegentheil festzusetzen. Amsdorf, ein alter Freund Luthers, ließ sich zu dem Satze fortreißen, gute Werke seien zur Seligkeit sogar schädlich; ja was mehr, er fand damit Beifall; Melanchthon meint mit Recht, es werde künftigen Jahrhunderten unglaublich vorkommen. Das Haupt dieser Partei war ein in Deutschland ausgebildeter Istrianer von Albona, Flacius (Wlacich), der sich mit dem strengsten Lehrbegriff von der Rechtfertigung unter vielen geistlichen Anfechtungen durchdrungen und schon längst eifersüchtig

1) Adam, vita Osiandri p. 226. Vornehmlich Planck IV., S. 2. Uebrigens scheint mir die Auffassung von Osianders Lehre eine der geistreichsten Stellen in Woltmanns Reformationsgeschichte, Th. 3.

2) Adam, vita Majoris p. 40. Planck. Menzel.

Melanchthons Widerpart gehalten hatte[1]). Zuerst in der Hitze des Streites behauptete er, die Erbsünde sei die Substanz der menschlichen Seele[2]); statt hierüber inne zu halten, setzte er nur um so ausführlicher auseinander, wie unsere Seele, vorher das Bild Gottes, der Quell der Gerechtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, durch den Sündenfall in ein Bild des bösen Geistes umgewandelt und den Flammen der Hölle gleich geworden sei; wie wenn jemand eine reine Masse durch und durch vergifte und sie dergestalt in das Wesen des Giftes verwandle. Für so ausschweifende Meinungen fand er eine Schule zu Jena und in dem ganzen Gebiete der protestantischen Theologie Anhänger und Verfechter.

Mit freiwilliger Nachfolge aber war man noch nicht zufrieden. Flacius und die Seinen führten zu Jena eine Art von Inquisition ein, und es ist sehr merkwürdig, daß sie ihre Aufsicht mit allem Selbstbewußtsein vornehmlich auf die Unbescholtenen richteten, gegen die, „welche sonst gelehrt, ehrbar und züchtig, aber der heilsamen Lehre der Wahrheit unzugänglich seien." Weder Amt, noch Gelehrsamkeit, weder Herkunft, noch das lutherische Glaubensbekenntniß selbst, wofern es nicht mit ihren übertriebenen Meinungen völlig übereinstimmte, schützte vor ihren Verfolgungen. Wie wenig genoß jener Matthäus Wesenbeck die Freiheit des Evangeliums zu Jena, um derentwillen er seine Vaterstadt Antwerpen und den Dienst seines Fürsten verlassen hatte[3]).

Nicht länger konnte denn die alte Streitfrage über das Sacrament ruhen. Von Niedersachsen aus begann man den Kampf mit Calvin Ist es wirklich böser Wille zu nennen, wenn die Eiferer auf das Wesen calvinischer Beweise oder Einwürfe wenig Rücksicht nahmen, und nur immer das widerlegten, wovon er selbst sagte, er

1) Stellen aus dem endlichen Bericht der Leipziger und Wittenberger, der dem Flacius seine heftigen Anklagen zurückgiebt, in dem Anhang zu Arnold II., S. 1599.

2) Stellen aus seiner Schrift de peccato orginali bei Planck V., 1, S. 292. In M. Matthiä Flacii Illyrici, ehemals berühmt- und gelehrten Theologi in Teutschland, Leben und Tod von J. B. Ritter, Frankf. 1725, stoße ich auf die gute Bemerkung, daß ein Tübinger Lehrer und Freund des Flacius, Leonhard Fuchs, ein Arzt, die Meinung hatte: morbum esse substantiam; worin allerdings der Keim vielleicht anfangs der Anfechtungen und alsdann der Lehren des Flacius gelegen haben mag.

3) Von der strittigen Excommunication Matthaei Wesenbecii JCti in J. J. Müllers entdecktem Staatscabinet. Erste Eröffnung S. 38.

bekenne es nicht [1])? Oder war es natürliche Beschränktheit eines Verstandes, der sich der feinen Unterscheidungen nicht zu bemächtigen weiß, keinerlei Abweichung von seiner Meinung duldet und sich in dumpfer Passion für Dinge, die ihm einmal eingeleuchtet, in die Fehde wirft? Mit wie groben Händen fassen diese Leute das Geheimniß an, wie gewaltsam betastet Johann Timann zu Bremen das Mysterium des Abendmahls! Wer seine Schlußfolge, aus welcher sich ergab, daß, weil Gott allenthalben, auch das Fleisch Christi allenthalben sei, nicht sehr bündig fand, hatte seinen Haß zu erfahren, wie sein Amtsbruder Hardenberg. Der Schutz, den die Domherren diesem ihrem Amtsbruder angedeihen ließen, entrüstete den Grimm seiner Gegner. Heßhusen erklärte, „es sei eben, als wollten sie eine Mördergrube auf dem Dom anrichten, um die Bürger daselbst zu erwürgen, oder eine Batterie daselbst aufpflanzen, um die Stadt zu beschießen."

Wie dann, wenn diese Verfechter extremer Meinungen die öffentliche Gewalt zu leiten bekamen! Welch ein trostloser Anblick, jene armen niederländischen Flüchtlinge, welche die katholische Maria eben aus England verjagt hatte, wie sie mitten im Winter aus allen den niedersächsischen Städten, dahin sie den Fuß setzten, ohne Erbarmen ausgewiesen wurden. Natürlich! sie neigten sich in der Abendmahlslehre zu den Vorstellungen Calvins.

Das ganze lutherische Deutschland war von diesen Bewegungen erfüllt. In Königsberg hat man nicht allein ausgesprengt, Osiander werde von zwei Teufeln in Gestalt schwarzer Hunde begleitet, man hat gepredigt, „der Antichrist sei in ihm erschienen". Seine Anhänger gingen mit gewaffneter Hand einher; seine Gegner spieen vor denen aus, die in seiner Kirche gewesen — es waren ihre Nachbarn und nächsten Freunde. Die Universität verfiel [2]); das ganze Land spaltete sich in Factionen. In Jena rückten einmal zehn Fähnlein Soldaten ein, um ein paar Gegner des Flacius aufzuheben und nach dem Grimmenstein in Gewahrsam abzuführen. Eben diese wurden wieder frei und dagegen 30 Prediger aus der Zahl ihrer Widersacher zusammen abgesetzt. Der Churfürst von Sachsen verjagte einmal sämmtliche Flacianer aus Thüringen. Herzog Johann Wilhelm

1) Planck V. 2, 98.

2) Simon Schardius, de rebus gestis sub Maximiliano II. Rerum germanicarum IV, p. 14: „cum academica falso Osiandri dogmate de hominis essentiali justitia collapsa fuisset."

nahm sie sämmtlich wieder auf. Zusammen kommen die Parteien empor, überwältigen ihre Gegner, werden von andern überwältigt, die dann den Besiegten wieder einmal Platz machen müssen. Diese geistlichen Ministerien mit ihren Oberhäuptern, leitenden Gedanken, Discussionen sind den weltlichen Ministerien heutiger großer Staaten nicht ganz unähnlich; von der Gunst und Ueberzeugung des Fürsten, von der Dringlichkeit der Umstände, der Haltbarkeit der politischen Richtung, die sich leicht damit verknüpfte, ebenso abhängig.

Leider gaben diese Bewegungen keinen Stoff zu den großen Leidenschaften, welche in ihrer Aeußerung ihre eigene Befreiung haben; mit den Waffen der literarischen Verleumdung, des collegialischen Hasses, der übeln Nachrede bei Hofe und in dem Volke, Waffen, welche zwar den Leib unverletzt lassen, aber die Seele mit kleinen zahlreichen Wunden um so sicherer treffen, bekämpfte man sich.

Wie mußte Melanchthon zu Muthe sein, der, weil er in lebendiger Anschauung lebte, von Niemand begriffen ward, dem man jeden Fehltritt, zu dem man ihn gedrängt und fortgerissen, über den er sich bescheiden entschuldigt, als ein moralisches Verbrechen anrechnete! [1]) — — Endlich sah er sich dem erwünschten Tode nahe. Wie wohl noch die Väter unserer Väter die Sitte hatten, schrieb er sich die Betrachtungen seiner Seele in kleinen Sätzen auf. „Du wirst in das Licht kommen“, sagte er zu sich; „du wirst Gott sehen; du wirst den Sohn Gottes anschauen.“ Nicht allein aber die Hoffnung auf ein zukünftiges Glück, ebenso tröstete ihn die bevorstehende Erlösung von der gegenwärtigen Unseligkeit. „Du wirst“, schrieb er weiter, „von allen Mühseligkeiten, von dem unversöhnlichen Haß der Theologen wirst du befreit werden“ [2]). Wie? waren sie nicht seine Schüler? Er, der Lehrer Deutschlands, der Gründer der protestantischen Theologie, er hatte sie, so zu sagen, erzeugt und erzogen. Sie wären nicht gewesen ohne ihn. Aber den Adel seines Gemüthes, seine menschenfreundliche, große Seele, den Grund, aus dem alle

1) Camerarius, de vita Melanchthonis c. 86: „multas amaras tunc quasi potiones hausit Philippus Melanchthon et concoxit tacendo et tolerando.“

2) Adam kommt in Vita Strigelii nochmals darauf zurück: Ut Melanchthon ante mortem dixit: „Cupio ex hac vita migrare propter duas causas, primum ut fruar desiderato conspectu filii dei et coelestis ecclesiae, deinde ut liberer ab immanibus et implacabilibus odiis theologorum“: ita Strigelius saepe easdem causas inter precandum usurpare solitus fuit. Vitae theologorum p. 427.

Einsicht und alles Wissen quillt, den hatte er ihnen nicht mittheilen können. Welch ein Leben! So reich begabt sein mit herrlichen Kräften, so edel beginnen und die rechte Bahn einschlagen, so wacker aushalten und siegreich kämpfen, die gute Sache in seiner Nation bis nahe an den entschiedenen Sieg führen; immer großgesinnt, duldsam und ohne andere Fehler, als die nun einmal eine mit feineren Sinnen ausgestattete zartere Natur bedingen; und eben um dieser willen — denn niemals verzeiht das Geschlecht der Menschen — angefallen, nicht mehr verstanden, gelästert werden, und dies alles bis in das Geheimniß der tiefsten Seele fühlen, unter den Streichen seiner eigenen Schüler erliegen, so sein zerschlagenes und gequältes Haupt nach dem befreienden Grabe neigen! — Trösten wir uns seines Trostes, daß er befreit ward, das er schaute, wonach sein gottseliges Herz immer gedurstet hatte.

Ich kann nicht anders finden, als daß diese gewaltsame Behauptung theologischer Theoreme, die doch zu Gottesfurcht, Frömmigkeit und Religion bei weitem nicht einen so unmittelbaren und nothwendigen Bezug hatten, als sie vorgaben, der großen Sache, die man verfechten wollte, nachtheilig und zu der unglücklichen Wendung, welche die deutschen Dinge nahmen, eine Hauptursache wurde.

Das letzte Religionsgespräch, zu dem man 1557 nach Worms zusammenkam, war nicht so ganz ohne Hoffnung. Man war frei von Fehde und innerem Kriege; die vorwaltenden Fürsten beider Religionen waren durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt; der Papst hatte durch seinen Widerspruch gegen die Uebertragung der Kaiserwürde Kaiser und Reich beleidigt, und die Opposition, die immer vorhanden war, neuerdings bestärkt. Eben auf diese kam es an. Hätte man sich über ein paar wichtige Artikel verstanden, so hätte man sich eine große Zukunft eröffnet. Wie sehr wünschte dies unter andern Maximilian! Nicht ohne Schmerz muß man bemerken, daß dies Gespräch nicht an dem Streite der beiden Hauptparteien scheiterte: so weit kam man nicht einmal; es scheiterte an der Entzweiung der Protestanten unter einander. Die Weimarischen Theologen brachten eine Instruction zur Ausführung, die aus einem von Flacius dem Herzog eingereichten Bedenken fast wörtlich entnommen war[1]). Wie hätte es anders sein können, als daß er darin auf eine Verdammung aller der Meinungen drang, die er jemals bekämpft

1) Planck VI, S. 131.

hatte. Man sah sehr wohl, daß man hiedurch eine Spaltung unter den Lutherischen hervorbringen und den Fortgang des Colloquiums verhindern mußte. Man sah es, aber man war entschlossen, von der einmal angenommenen Meinung, wie ausschweifend sie auch war, um kein Jota zu weichen; da half kein Zureden, kein Nachgeben, kein Vermitteln, es kam so weit, daß sich die fünf dissentirenden Theologen mit Klagen über ihre eigenen protestantischen Glaubensgenossen an den katholischen Präsidenten dieses Collegiums wandten und hierauf sich entfernten [1]. Was konnte dann noch geschehen? Ich sah zu Rom eine Relation über dies Gespräch an Philipp II., in der ein gewisses Vergnügen über diesen Verlauf athmet, in der es ausdrücklich heißt: „Ihr Krieg ist unser Friede“ [2].

Den Fürsten kann man nicht vorwerfen, daß sie daran Schuld gewesen seien.

Der Abschied, über den die oberländischen Fürsten unter der Leitung von Pfalz und Würtemberg 1557 zu Frankfurt übereinkamen, blieb bei der Confession und ihrer Apologie stehen, ohne späterer strengerer Formeln zu gedenken, er erinnerte die Theologen, nicht die allgemeine christliche Einigkeit ihren eigenen Leidenschaften nachzusetzen.

Der Frankfurter Receß von 1558, zu welchem sich die meisten Stände Augsburgischer Confession unter den Auspicien der drei weltlichen Churfürsten vereinigten, ließ die calvinistische Vorstellung vom Abendmahl unverdammt; er war verständig und gemäßigt.

In dieser Zeit neigte sich, so viel ich sehe, die Mehrzahl der Gewalthaber einem weiteren Lehrbegriff zu, der sehr wohl zu der politischen Stellung stimmte, die sie angenommen. Auf dem Fürstentag zu Naumburg 1561 war Jedermann mit den Erklärungen des Churfürsten von der Pfalz zufrieden, obwohl derselbe eine gewisse

1) Aus dem Bericht des Sarcerius, bei Planck VI, 162.

2) Relatio colloquii Wormatiensis ad Philippum II. (Ms. der Bibl. Altieri zu Rom XXVII, G. 3), enthält nicht gerade besondere Umstände. Der Autor versichert, von den Streitigkeiten der Protestanten seien die Katholiken „satis superque“ unterrichtet gewesen, „aliis adhaerentibus Sneppio et Sarcerio, aliis Philippo et Brentio“, als sie ihre bekannten Forderungen machten. „Gavisi sumus non parum, existimantes bellum adversariorum pacem fore nostram.“ Es folgt in dem MS. eine italienische Relation, die indeß um nichts bedeutender, sondern nur eine Wiederholung der lateinischen ist.

Hinneigung zu Calvins Vorstellungen so wenig damals verleugnen konnte, als späterhin [1]).

Allein jene Söhne des gefangenen Churfürsten waren nicht zu beruhigen. Hatte ihnen nicht die Behauptung der reinen Lehre Land und Leute gekostet? Und sie sollten dieselbe jetzt, bei so viel geringerer Gefahr, aufgeben? Johann Friedrich der Mittlere, den sein Vater den Katechismus unter den übrigen Kindern in öffentlicher Kirche hatte beten lassen, hielt aufs Strengste darüber. Dem Receß von Frankfurt setzte er eine förmliche Recusation dieses, wie er es nannte, samaritanischen Interims entgegen. Wie er einmal mit seinem Schwager, dem Pfalzgrafen, und Herzog Christoph von Würtemberg zu Halspach allein war, versprach er allerdings sich mit der Unterschrift der Confession zu begnügen, seinen Theologen die Streitschriften zu untersagen, und sich alsdann gegen seinen vornehmsten Gegner, Churfürst August, als einen Freund und Vetter zu halten. Eben dies war der Anlaß zu dem Naumburger Fürstentage. Allein hier waren seine Theologen wieder um ihn: statt freundlicher Unterredung zu pflegen, erließ er eine heftige Protestation und reiste ohne Abschied weg [2]). Trotzig, hartnäckig, unbeugsam, und doch leidenschaftlicher Einflüsterung nur allzu leicht zugänglich, ging er einem unvermeidlichen Schicksal blindlings entgegen.

Und so wogten die theologischen Streitigkeiten ungehindert weiter. Es war vielleicht der erste große Mißbrauch der Presse, die schon damals eine unwiderstehliche Macht entwickelte. Die Nürnberger waren, wie wir sahen, eine unabhängige, reiche und mächtige Bürgerschaft. Als auch sie einmal, und zwar, so viel wir bemerken, ohne rechten Grund von Flacius angegriffen wurden, bedachten sie sich lange; tief fühlten sie die Beleidigung, aber sie wagten kein Wort

1) Bericht Sebastian Glasers an Ernst von Henneberg, 4. Februar 1561, bei Gelbke, der Naumburgische Fürstentag S. 96: „Es hat der Ch. Pfalzgraf sein Bekenntniß dermaßen stattlich und klar gethan, daß Churfürsten und die andern damit gesättigt."

2) H. Christoph an Maximilian, Stuttgard 24. März 1562: „Herzog Hans Friedrich in Sachsen (hat) nicht allein ihm den Tag gefallen lassen, sondern auch in die Subscription der Augsburger Confession allbereit bewilligt; daß auch die Condemnationes eingestellt sollten werden, ihm gefallen lassen, und also des Concepts des Ausschreibens sich mit dem Churfürsten von Sachsen verglichen, und — beschehener Bewilligung zuwider diese Sonderung vorgenommen."

zu sagen [1]. So stark war ihr Gegner. Die Fürsten, welche es verstanden hatten Ruhe in dem Reiche zu stiften — denn ihre Uebermacht hielt die entgegenstrebenden Leidenschaften ein — vermochten es nicht, diesen erhitzten Fehden Einhalt zu thun. Leider sind dieselben nicht ohne Bedeutung gewesen; sie haben die unglücklichsten Folgen, und zwar zunächst für die Protestanten, nach sich gezogen.

Tag für Tag schärften, bestimmten, schieden sich die Lehrmeinungen mehr; es kam endlich zu einem Gegensatze der gleichartigen Systeme.

Wenn man betrachtet, wie die protestantischen Parteien noch nach Luthers Tode trotz der schweizerischen Abweichungen ziemlich als eine einzige angesehen werden konnten und wie sie dann in jenen wichtigsten Punkten, der Lehre von der Rechtfertigung und dem Abendmahl, und von ihnen aus weiter zerfielen; wenn man dann die Entwickelung mit einem kurzen Worte bezeichnen wollte, so könnte man, dünkt mich, sagen, daß der eine Theil in dem einen, der andere in dem andern die extreme Ansicht ergriff.

Als die Lutheraner in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Annahme des absoluten Rathschlusses Gottes die Menschen selig zu machen, zu dem particularen fortgehen sollten, hielten sie inne: die Art und Weise, beide ohne Anstoß zu vereinigen, fühlten sie, deuteten sie mehr an, als daß sie dieselbe ausgeführt hätten; sie ertrugen es, nicht völlig consequent zu sein. Ohne sich irren zu lassen, ging dagegen der entschlossene Calvin zu der harten und herben Lehre von der Prädestination fort. „Prädestination", sagt er ohne einige Milderung, „nennen wir den ewigen Beschluß Gottes, kraft dessen er bei sich festgesetzt hat, was mit jedem Menschen geschehen solle. Denn nicht alle werden mit denselben Anlagen geboren. Einigen ist das ewige Leben, andern die ewige Verdammniß vorherbestimmt" [2]. Es ist schwer, daß das persönliche Gefühl der Freiheit sich hiemit einverstehe. Dennoch ward dies die Unterscheidungslehre seiner Partei, dem Stifter der lutherischen Concordie gegenüber verfocht sie noch einmal der alte Beza [3].

1) Nürnbergischer Rathschlag, den unruhigen Flacium betreffend, 1564, bei Strobel, Beiträge II, 403.

2) Calvini institutiones III, 21, 5.

3) Beza, Summa totius Christianismi sive descriptio et dissertatio causarum salutis electorum et exitii improborum. Diese Schrift verfun-

In der Lehre von dem Abendmahl faßte die entgegengesetzte Entwickelung Platz. Calvin, der weder das Geheimniß fallen lassen, noch die etwas sinnlichen Vorstellungen Luthers annehmen wollte, kam auf den Begriff der geistigen Substanz und der geistigen Mittheilung. Die Lutherischen dagegen beharrten ohne Wanken bei den Buchstaben der Einsetzungsworte. Jene schneidenden Behauptungen, wie sie ein Timann gegen Hardenberg geäußert hatte, bildeten sie zu der Lehre von der Idiomencommunication, nach welcher die Eigenschaften der göttlichen Natur in Christo in die menschliche ausgegossen sind, und mithin von der Allenthalbenheit auch der menschlichen aus, einer Lehre, welche dem Gemeingefühl des Menschen nicht minder widerspricht, als jene dem persönlichen.

So setzten sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Confessionen einander völlig gegenüber. Es kam hinzu, daß die beiden Kirchen sich auch in der Verfassung wesentlich unterschieden.

In unserm Vaterlande fingen sie an sich beide geltend zu machen. Man weiß, welchen Antheil die doch vielleicht hauptsächlich nur aus persönlichen Reibungen hervorgegangenen Zänkereien des Heßhusen zu Heidelberg daran hatten, daß die Pfalz sich immer deutlicher und entschiedener von den Lutherischen absonderte. Unberechenbar ist die Wirkung, die dies auf Deutschland gehabt hat. Sogleich auf dem ersten Reichstage Maximilians II., 1566 zu Augsburg, begann sie hervorzutreten.

Die Protestanten drangen auf die Freistellung der Religion. Glücklich, wenn sie einmüthig gewesen wären! Allein wenn unter andern Pfalzgraf Wolfgang eben jenen Heßhusen, den der Churfürst von der Pfalz verjagt hatte, als seinen Rath mitbrachte, wenn dann diesem Churfürsten die rechtliche Theilnahme an den Zugeständnissen des Religionsfriedens von seinen Glaubensgenossen streitig gemacht wurde, konnte dies anders als der Einwirkung der ganzen Partei auf Kaiser und Reich nachtheilig sein? Gerade die Forderungen dieses Churfürsten waren die entschiedensten.

Und während es zwischen den Protestanten zu einer völligen Spaltung gekommen sein würde, wenn nicht August von Sachsen, der in derselben nur den Vortheil seiner Vettern von Gotha sah,

bildet die Doctrin durch einen Holzschnitt. Ueber den Streit mit Andreä: Schlosser, Leben Beza's S. 268.

die er so sehr haßte, sie aus allen Kräften verhindert hätte [1]), waren die Katholiken einmüthiger als jemals.

Nicht allein die Anwesenheit einiger geschickten päpstlichen Nuntien hielt sie zusammen. Sie hatten auch ein bestimmtes Gefühl einer neuen Consistenz.

Das tridentinische Concilium war geendigt; es hatte über die streitigen Lehren im Sinne des alten Systems entschieden; es führte eine strengere Kirchenzucht ein; allmählich wurden seine Schlüsse auch in Deutschland angenommen. In Rom gründete man ein Seminar des modernen Katholicismus für Deutschland, aus welchem junge Deutsche mit wohlbedachter Unterscheidung zum Theil für die höheren Würden, zum Theil für das Lehramt gebildet, hervorgingen.

Während nun die Protestanten in zwei Parteien zerfielen und wohl Fortschritte machten, aber mehr eine Partei wider die andere, als gegen ihre gemeinschaftlichen Widersacher, setzte sich der Katholicismus wieder fest und in den Besitz eines abgesonderten Gebietes. Deutschland wurde der Kampfplatz der drei Meinungen und Systeme.

Unternehmungen Maximilians.

Auch mit dem besten Willen hätte Maximilian die Freistellung nicht gewähren können, da die Majorität entschieden dawider, die fordernde Minorität in sich selber entzweit war.

Es fragte sich nun, ob er stark genug sein würde, die entzweite Nation von dem Ausland abzuschließen, ob er ihr vielleicht sogar durch eine große Unternehmung einen den Entzweiungen überlegenen Schwung mitzutheilen vermöchte.

Dies zu versuchen zögerte Maximilian nicht lange. Immer hatte es ihn gedrückt, daß man den Muth wider die Türken ver-

1) Bemerkung von Thuanus lib. 39, S. 783. ed. Francof. — Uebrigens ist nach dem Schreiben Christopher Mundts an Cecill, Straßburg 3. Juni 1567, „differentiae et disjunctionis Germaniae fomes et incendium pertinax illa logomachia de coena domini." Er giebt, wie natürlich, dem Pfalzgrafen in der Sache selbst Recht; wie wollte man auch in Oberdeutschland den Papisten widerstehn, „Palatino per speciem et culpam violatae confessionis Augustanae everso." So daß auch dieß zu befürchten war. Burleigh, Statepapers S. 450.

loren, daß man sie nicht allein in Besitz eines so großen Theils von Ungarn ließ, daß man ihnen sogar einen Tribut von 30,000 Ducaten zahlte, nur damit die kaiserlichen Slavonier und Croaten ihre unter türkische Botmäßigkeit gerathenen Besitzthümer benutzen dürften [1]). Er schrieb diesen schlechten Erfolg mehr der Schwäche des Widerstandes als der Stärke des Angriffes zu. Er glaubte dem Grafen Nicolaus Zriny, der ihm vorstellte, die wahre Macht der Türken entspreche mit nichten ihrem Rufe: habe man nur 70,000 Mann bei einander, so könne man sie mit Gottes Hülfe besiegen [2]). Dies auszuführen, war der Ehrgeiz seines für Großthat und Ruhm empfänglichen Gemüthes.

Man kann nicht sagen, daß Maximilian den Wiederausbruch des Krieges absichtlich veranlaßt habe; so viel aber ergiebt sich, daß er ihn nicht verhinderte.

Noch lebte Soliman. Er fühlte sich nicht allein politisch gereizt: seine Tochter Mirmah und Scheik Nureddin fügten religiöse Beweggründe hinzu; er erhob sich, um die Pflichten des heiligen Krieges zum dreizehnten Mal zu erfüllen; noch einmal begleiteten ihn seine Poeten mit ihren Wünschen, die ihnen so oft gewährt worden, „daß er sich schaukeln möge, gleich dem Cypressenzweig, im Winde des Sieges" [3]). So in der Mitte seiner Pforte, seiner Lehnsleute und ihrer Gefolge — alle seine Sklaven — brach er auf wider Deutschland.

Ohne Murren, einmüthig, wogte diese Menge der reisigen Sklaven heran; die Deutschen verstanden leider nicht sich freiwillig wider dieselbe zu vereinen.

Gerade der Adel, dem es zugekommen wäre, sein Ritterthum wider dieselben zu beweisen, war in einer allgemeinen und lebhaften Gährung gegen die allerdings in starkem Anwachs begriffene Fürstenmacht. Vornehmlich der mächtigste von allen, August von Sachsen,

1) Micheli 1564 giebt diesen Grund an: — il Turco, al quale si pagano 30,000 duc. acciochè quelli di Croatia di Schiavonia e degli altri confini possino sicura[m] godere le loro entrate e le loro decime, che hanno dentro nel paese hora occupato del Turco. Er fügt hinzu: per li molti danni che l'imp[re] ha ricevuto del Turco, S. M. si era totalmente avvilita, come è ancora avvilita tutta la nation Tedesca: ma tutti i pensieri del re erano volti a far questa guerra piu felicemente.

2) Wenigstens legt Isthuanffy, Historiarum libr. 22, pag. 221 dem Zriny eine ähnliche Rede in den Mund.

3) Ghasele des Bali bei Hammer osm. Gesch. III, 751.

war ihm verhaßt. In dieser Gesinnung fand Wilhelm von Grumbach, nach manchen Gewaltsamkeiten, die er begangen, auch nachdem die Reichsacht über ihn ausgesprochen worden, Anhalt und Hoffnung. Hierauf gestützt, wendete er sich an jenen Johann Friedrich, der sich wider Kaiser und Reich, wider die ganze bestehende Ordnung, wider die Protestanten so gut wie gegen die Katholiken, vorzüglich aber wider Churfürst August in Opposition befand. Es mochten Hirngespinnste sein, die man ihm vorspiegelte, die Rückgabe des Churhutes, ja seine Erwählung zum Kaiser auf freiem Felde durch die Ritterschaft; so viel ist gewiß, daß die Aufregung des Adels alle deutsche Landschaften in Bewegung erhielt [1]). In dem Augenblicke, daß man wider die Türken zu ziehen unternahm, bereitete man sich zugleich zu einem innern Kriege vor.

Nichtsdestominder war Maximilian besser unterstützt als so leicht kein anderer Kaiser vor ihm. Der Reichstag hatte ihm eine stattliche Hülfe gewährt [2]); schon standen ihm zwei bedeutende Heere, unter Salm und Schwendi, bei Comorn und Caschau. Wohlgerüstet, von vielen deutschen Fürsten und Herren begleitet, brach er selber von Wien auf. Auf dem Felde von Raika erwarteten ihn die Ungarn. Er hatte ein Heer, zahlreicher als es Zriny früher gefordert.

Ueberdies war dies nicht allein ein ungarisch-deutscher Krieg.

1) Diese große Aufregung wird unter andern auch durch das Gedicht: die Nachtigall, das Lessing aus der Wolfenbüttler Bibliothek hervorzog, bestätigt (Beiträge zur Geschichte und Literatur Bd. I). Lessing fand mit allem Suchen keine andere Spur desselben, als die Stelle in Heydenreichs Chronik von Leipzig, von welcher es ausgeht. Wenn Er keine fand, so gab es wohl damals keine. Später hat man noch andere Gedichte der nämlichen Art und desselben Verfassers — wie es scheint, eines gewissen Klewitz, — auch einen auf die Vernichtung des unsrigen bezüglichen Befehl des Kaisers Maximilian gefunden (deutsches Museum 1779, I; Walch in Meusels Hist. lit. Magazin IV, 167). Diesem allen kann man noch hinzufügen. daß Maximilian auch in einem seiner Briefe an Christoph (Prag 12. April 1567) davon redet. Er wünscht vor allem den Autor zu erfahren. Herzog Christoph ist der Meinung, es werde von denen geschmiedet sein, die nunmehr ihren verdienten Lohn zu Gotha empfangen haben.

2) Man hat gesagt, sie sei schlecht geleistet worden. Die pfälzische Instruction von 1576 behauptet, daß man, als man nachgerechnet, gefunden, man habe 7,800,000 G. bewilligt und gegeben. Eine allerdings sehr bedeutende Summe, wenn sie wirklich gezahlt worden ist (Häberlin X, 22). Am Hofe, wie sich bei Micheli zeigt, leugnete man dies. Wenigstens langsam mag es geschehen sein.

Die gesammte Christenheit sah ihn noch einmal als einen gemeinschaftlichen an. Die Herzöge von Toscana und von Savoyen, sonst feindselig gegen einander gesinnt, sendeten beide ihre Mannschaften; die Herzöge von Mantua und Ferrara erschienen selbst mit stattlichem Reitergefolge; dem jungen Guise folgte kriegslustiger Adel von Frankreich; Johann Smith, Neffe des Johann Seymour, Philipp Butshide und Andere kamen aus England; es fehlte nicht an kühnen Polen; alle die, welche eben in Malta Widerstand geleistet und von einem einzigen Kampfe mit den Osmanen nicht gesättigt waren, erschienen, um ihr Glück nochmals wider sie zu versuchen.

Daß es Maximilian gelungen sein möchte, diese allgemeine Bewegung durch einen glücklichen Fortgang in eine beständige Richtung zu verwandeln!

Allein er rückte langsam heran und schlug sein Lager bei Raab auf. Zum Angriff wollte er nicht schreiten; er ließ es seine ganze Sorge sein, den Feind wohlgerüstet zu erwarten [1]).

Dieser übte seine alte Kriegskunst und warf sich auf die nächstgelegenen Festungen, entschlossen, sie um jeden Preis zu erobern. Wie damals auf Szigeth.

War man nicht verpflichtet, dem tapfern Zriny, der es vertheidigte, einem Manne, der nicht um Sold diente, der längs der Küste des adriatischen Meeres ein reiches Erbe besaß und alle Tage seinen eigenen Vertrag mit den Türken schließen konnte, zum Entsatz herbeizurücken?

Hätte man es doch versucht! Soliman unterlag seinem Alter, seinen Anstrengungen und dem Klima von Szigeth, noch ehe es gewonnen war. Hätte man, wie man konnte, ja wie man sollte, sein Lager damals angegriffen! Ein dem Christenthum geneigter Derwisch zeigte selbst seinen Tod an, aber man glaubte ihm nicht; man blieb, ohne einen Schritt zu thun, vor Raab stehen.

Jene einfach dreiste Verschlagenheit des Wesirs, dem Heere den Tod des Sultans verborgen zu halten, trug den Sieg über alle Geistesgaben unsers Kaisers davon.

1) Wahrscheinlich hatten auch Schwendi's Lehren hierauf Einfluß. Schwendi Kriegsdiscurs S. 289. Vom Türkenkrieg: „Also ist dem Kriegs- oder Feldherrn erstlich dahin zu trachten, daß er sich mit seinem Lager nicht so weit bloß oder hinausgebe, daß ihn der Feind hinterziehen und die Proviant oder Fütterung abstricken oder mit täglichen Lärmen und Scharmützeln sein Volk ermatten, müde machen und in Schreck oder in Unordnung bringen möge, darauf denn die Türken all ihr Thun und Fürnehmen pflegen anzustellen."

Es ist doch eine andere Kraft, das Vermögen der vollbringenden Thätigkeit, als alles Talent des auffassenden, durchdringenden Verstandes. Wie selten ist eine vollkommene Vereinigung von beiden. Auch gehört Uebung und eigen erworbene Kenntniß des Feindes dazu, um ihm, wie er fordert, zu widerstehn.

Dem Zriny half es nichts, daß er sich so lange und so tapfer gewehrt, daß er so viele Stürme abgeschlagen hatte. Es ist wahr: nie starb ein Kriegsman ruhmwürdiger; aber er starb, und das Bollwerk, das er vertheidigt hatte, fiel in die Hände des Feindes [1]. Der Erfolg, der dem lebenden Soliman so vollkommen günstig gewesen, blieb ihm selbst im Tode getreu.

Indessen ermüdete der harte, unfreudige, erfolglose Dienstim deutschen Lager die streitlustigen Mannschaften. Als die Türken, die man noch immer erwartet hatte, sich nach vollführter Absicht zurückzogen, trat auch das große Heer den Rückweg an, ohne irgend eine nennenswerthe That ausgeführt, ja ohne den Feind nur recht gesehen zu haben.

Der Kaiser sah sich zu einem ganz andern Frieden genöthigt, als welchen er erwartet hatte; er mußte ihn trotz einiger Vortheile, die Schwendi im nächsten Jahre erfocht, wieder erkaufen; er mußte den Tribut der 30,000 Ducaten ferner zahlen, er mußte Szigeth und Gyula sammt ihrem ganzen Gebiete fahren lassen. Und doch fand man diesen Frieden nicht unehrenhaft. So sehr war der Muth der Kriegsvölker den Türken gegenüber, das Vertrauen auf das Glück des christlichen Namens neuerdings gefallen [2]. Den Türkenkrieg wieder aufzunehmen, konnte Maximilian selbst durch eine so große Gelegenheit nicht wieder bewogen werden, wie die Liga zwischen Spanien, Venedig und dem Papst, oder durch einen so großen Erfolg, wie der Sieg von Lepanto war.

Auch nahm jener kriegerische Geist, der unsere Nationen immer belebt hat, schon in dem nächsten Jahre entschieden eine andere Richtung.

1) I. Barbaro Rel^ne di Constantinopoli 1573: Ritornò allora (da Zhiget) quel esercito (turchesco) con tanta jattura e danno che sin al presente se ne risentono.

2) Micheli 1571: I Tedeschi erano avviliti contra il nome di Turchi, conciosiacosachè da quaranta anni in quà hanno sempre perduto; con Giula e Zighet era perduto un paese che abraccia piu di 60 miglia ungh.; — e piu per la riputation. L'imp^re anco con la vittoria (del 1571) è dubio, se non si viene seco ad offerte et a partiti che le parino ben assicurati.

Die Ankunft Alba's in den Niederlanden brachte zwar die dortige Bewegung zu einer augenblicklichen Betäubung; allein sie regte den Westen von Europa um so mehr auf. Man schlug sich in Schottland. In Frankreich kam es zu den gefährlichsten inneren Kriegen, die dieses Land jemals erlebt hat.

Für uns wäre es darauf angekommen, den Nachwirkungen, welche diese Kämpfe durch die Verzweigung der Parteien auch in Deutschland hervorbringen mußten, so viel als möglich vorzubeugen und uns nicht zu Verfechtern und Theilnehmern an einer Fehde zu machen, die uns wenig anging.

Allein wenn Wolfgang von Zweibrücken ein stattliches Heer den Protestanten zu Hülfe nach Frankreich führte, so hatten auch die Gegner deutsche Truppen. Bei Montcontour stritt ein Nassau wider einen Mansfeld.

Wie sehr mußte die Unordnung dieser Kriegszüge, mußte das deutsche Blut, das die Deutschen im Ausland vergossen, zu Hause nachwirken; da doch die Religion, welche dort der Anlaß war, auch hier streitig blieb.

Maximilian machte einen Versuch, einem so großen Uebelstande abzuhelfen; auf dem Reichstage zu Speyer im Jahre 1570 trug er darauf an, den Kriegswerbungen der ausländischen Fürsten Einhalt zu thun; und gegen einen Landfriedensbruch, der durch die Frechheit des garbenden Kriegsvolkes so leicht veranlaßt werde, Rüstkammern in jedem Kreise einzurichten und eilende Hülfe vorzubereiten [1]). So weit unterschied sich sein Vorschlag nur wenig von früheren Anordnungen, so weit ließ sich, wenn nicht auf strenge Ausführung, doch im Allgemeinen auf die Beistimmung der deutschen Fürsten zählen. Allein Maximilian ging einen Schritt weiter. Er fügte hinzu, nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers solle man künftig fremden Fürsten zuziehen dürfen; über die eilende Hülfe solle ein allgemeiner Kriegsoberst gesetzt werden. Dies widersprach dem Begriff, den die Fürsten von der deutschen Freiheit hatten; am lautesten widersetzte sich Johann Wilhelm von Sachsen. Die Absicht, einen bleibenden Kriegsobersten anzustellen, erregte sogar einen gewissen Unwillen. Auch Schwendi, der zu der Stelle des Kriegs-

1) Häberlin, N. D. R. Bd. IX. Ich finde merkwürdig, daß in der Antwort, die Maximilian 1568 auf einen ziemlich eben dahin zielenden Antrag der Franzosen gab, die Gegengründe angeführt sind, die man dann wider ihn geltend machte, z. B. „ne arguatur facere contra libertatem Germanicam.“ Schardius, Rerum Germ. IV, 107.

obersten ausersehen zu sein, und Zasius, der mit ihm Antheil an dem Plane zu haben schien, bekamen diese Mißgunst zu fühlen. Wir vernehmen, der Kaiser hätte viel darum gegeben, einen solchen Vorschlag niemals gemacht zu haben [1]).

Wie aber? Wäre es auch damals noch zum allgemeinen Besten gewesen, ihm eine solche Macht anzuvertrauen? Hatte er sich denn selbst von einer einseitigen Verbindung mit dem Ausland so ganz frei gehalten?

Veränderte Stellung Maximilians.

Allmählich nehmen wir eine Veränderung in der politischen Haltung des Kaisers wahr, eine Veränderung, welche mit der Entwicklung seiner religiösen Meinung enge verwebt ist.

Zwar wenn man behauptet, Cardinal Hosius habe ihn zum Katholicismus zurückgebracht, so weiß ich mich davon nicht zu überzeugen. Hosius deutet es mehr an, als daß er es sagen sollte; in den Berichten von seinen Gesprächen sagt er nur, er habe geglaubt, Eindruck zu machen, es habe geschienen, als sei Maximilian ergriffen gewesen [2]). Und auch dies sogar könnte man bezweifeln. In einem

1) Die besonderen Umstände giebt allein Micheli an: Tutte le provisioni et ordini proposti da S. M. e di un publico armamento e d'un publico erario e di un capitano generale con altri capi inferiori non solo furono rigettate sotto colore che venisse impedita l'antiqua libertà di Germania, ma S. M. per questo incorse in una grave et universale indignatione degli stati contra di lei onde S. M. haveria pagato assai a non ne aver parlato e ne furono grandemente imputati come autori di questo il Swendi e il Dr. Zasio, questo Vicecanc[re] e cons[re] di stato di M. S. Cesarea e quello di suprema autorità appresso la M. S. nelle cose di guerra, tenuto che occultamente per suo interesse e per propria ambitione aspirasse a questo generalato.

2) Von den Conferenzen des Hosius mit Maximilian existiren zwei Berichte, der eine in den Briefen desselben an die Cardinäle Borromäo und Morone bei Raynaldus, Annales ecclesiastici tom. 21. p. 218, der andere unter dem Titel Relatio Stanislai Hosii de actis in legatione Germanica, wie man schon aus diesem Titel sieht, eigens von ihm verfaßt, bei Bzovius, Annales ecclesiastici tom. 20, p. 411. Sie stimmen oft Wort für Wort überein. Hosius' Ausdruck ist: visus est huic sermoni meo rex assentiri (Schreiben vom 29. Jan. 1560); oder cum hoc audisset a me, serenitas illius visa est non mediocriter commoveri, oder audivit me patienter neque visus est illi sermo meus ingratus accidere (Schreiben vom 31. Oct. 1560). Maximilian dagegen sagt 23. Juli 1560, allerdings bei einer besonderen Gelegenheit: „Wir aber haben uns in kein Gespräch mit ihm (Hosius) einlassen wollen, sondern gleich dabei gelassen."

seiner Briefe erzählt Maximilian, er habe nicht Lust gehabt, mit Hosius tiefer einzugehen, er habe es vorgezogen, ihn bei seinen Behauptungen zu lassen. War es etwa nichts als dies Stillschweigen, was sich der Controversist so günstig auslegte? Wenigstens sind jene schneidenden Aeußerungen des Fürsten über das Concilium von späterer Zeit. Im Jahre 1560 soll ihn Hosius bekehrt haben; noch 1561 fragte Maximilian bei verschiedenen protestantischen Fürsten an, welche Hülfe er erwarten könne, falls er um der Religion willen verfolgt, ja verjagt werde [1]). Damals hielt er sich noch als der starke Löwe, der heldenmüthige Daniel, wofür ihn sein Hofprediger erklärt hatte.

Doch will ich nicht leugnen, daß Hosius einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe. Wenigstens war es gerade die verwundbarste Stelle des Fürsten, bei der er ihn am unablässigsten angriff.

Die unglückseligen Streitigkeiten der Protestanten untereinander waren demselben lange verhaßt. In allen seinen Briefen an Herzog Christoph dringt er auf eine Vereinigung in der Lehre, die dem Papstthum ans Leben greifen werde. Er sagt, ihm werde bei so vielerlei Meinungen die Weile lang, man gebe damit dem Feinde das Schwert in die Hände, es sei nichts, worüber derselbe so sehr triumphire. In seinem einsamen Nachdenken ging er damit in sich selber um. Man erinnert sich, daß er einmal Melanchthon elf Fragen vorlegen ließ; es ist bedeutsam, daß die drei ersten derselben sich auf die Möglichkeit einer Schlichtung von Glaubensstreitigkeiten beziehen. Von dem Gedanken einer Einheit der Kirche konnten sich edle Gemüther am schwersten losreißen. Von dieser Seite, wie gesagt, griff ihn Hosius an. Dinge, wie die Abweichung der geänderten Augsburger Confession von der ungeänderten, der Widerspruch, in den die bedeutendsten Protestanten mit sich selber gerathen seien [2]), die Aergerlichkeiten der Anfälle eines Wigand und Gallus auf Melanchthon stellte er ihm hauptsächlich vor, er brachte die erbitterten Streitschriften mit, die von der neuesten Messe angekommen waren. Eben diesen Weg schlugen alle Anhänger des Katholicismus bei dem

1) Bei Pfalz, Würtemberg und selbst Hessen. Werbung des Warnsdorf bei Rommel, Philipp d. G. II, 577.

2) Hosius an Morone 25. Sept.: „— mihi sum animadvertere visus, pluris a rege Philippum fieri: quem ego prae ceteris insector quoties cum rege mihi sermo est, et multis argumentis, quod sacramentarius fuerit, demonstrare conor.“

Kaiser ein. Chyträus wiederholt den Protestanten, nichts schade ihnen bei demselben mehr, als dies ihr kadmeisches Kämpfen unter einander, diese täglich wachsende Heftigkeit, diese Anarchie ihrer Kirchen [1]).

So weit zwar brachten es diese Vorstellungen nicht, daß Maximilian völlig auf die andere Seite getreten wäre. Allein so weit doch, daß er in dem Mißbehagen, das die inneren Entzweiungen der Protestanten in ihm hervorbrachten, dem eben hierauf gegründeten Anbringen der Gegner weniger Widerstand entgegensetzte. Er bequemte sich, einen Hofprediger anzunehmen, Zitthard von Aachen, der, obwohl er nur zu den sehr Gemäßigten gehörte, doch für katholisch gehalten ward; und wohnte alle Sonntage der Messe bei.

Allmählich entwickelte sich in diesem Fürsten — er war einer der ersten — das Bedürfniß, das Gefühl der Toleranz, zwar allerdings nicht einer allgemeinen, aber der beiden Hauptparteien neben einander. Den Forderungen des Papstes, die Evangelischen zu unterdrücken, gab er nicht nach. Aber auch seinen evangelischen Ständen, welche die Verjagung der Jesuiten forderten, wußte er zu antworten: seines Amtes sei nicht, Jesuiten zu vertreiben, sondern die Türken. Es war eine leise Erweiterung dieses Gedankens, daß er zwischen katholischer und römischer Kirche unterschied. Er befahl ausdrücklich, die Doctoren bei der Wiener Universität nicht mehr auf die Gemeinschaft der römisch-katholischen, sondern nur der katholischen Kirche zu verpflichten [2]).

Allein in welches Jahrhundert war er mit dieser seiner Gesinnung gekommen! Wie tief bewegten ihn die blutigen Auftritte in Frankreich und den Niederlanden. Wie sehr beklagt er sie in jenem schönen Briefe, den er an Lazarus Schwendi erließ. „Religionssachen," sagt er, „könne man nicht mit dem Schwerte richten. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender werde das sagen. Das Schwert der Apostel sei die Zunge, die Lehre und der christliche Wandel gewesen. Leider gehe es auf der Welt so zu, daß man wenig Lust und Ruhe dabei habe" [3]).

1) Chytraeus ad Marbachium, 8. Juli 1586. Er schrieb es nach einem Gespräch mit Schwendi; Raupach, Ev. Oestreich II, S. 189.

2) S. dies merkwürdige Decret bei Raupach II, 161. Die Promotion eines gewissen Sigmund Eyßler gab nach Pantaleon und Schelhorn den nächsten Anlaß.

3) In Goldast, Reichssatzung. Ander Theil S. 324.

So erhob er sich zu immer gemäßigteren, reineren, milderen Gesinnungen. Allerdings, wenn irgend einem Anderen, so war es ihm natürlich. Er stand nun einmal zwischen Protestanten und Katholischen, keinen entschieden angehörig, in der Welt.

Sich in einer solchen Stellung zu behaupten, ist kein Werk einer schwachen Natur: mir scheint, es gehöre der entschiedenste, kraftvollste Wille dazu.

Die Welt liebt und bewundert am meisten einseitige Richtungen, weil sie zu namhaften Erfolgen zu führen pflegen. Ohne Zweifel aber wird noch größere Kraft erfordert, eine gemäßigte Meinung in der Mitte heftiger Parteien unter widerstreitenden Ansprüchen geltend zu machen und durchzusetzen.

Ob aber auch Maximilian diese moralische Stärke besaß?

Anfangs war er offenbar der protestantischen Partei auch politisch zugethan. Jeder Verfolgte fand bei ihm Aufnahme und Unterstützung. Mit allen Unterthanen Philipps II., welche die Opposition wider die katholische Richtung hielten, die dieser Fürst einschlug, hatte er geheimes Einverständniß; er war auf der Seite Oraniens und Egmonts[1]). Dies war ihm sogar in deutschen Verhältnissen nützlich, da der erste mit Sachsen, der andere mit der Pfalz in naher Verbindung stand.

Daß sich dies änderte und zwar rascher und vollkommener, als man hätte vermuthen sollen, dazu trug ein Ereigniß am meisten bei, das sonst nicht in diese Reihe von Begebenheiten zu gehören scheinen sollte; die Katastrophe des Prinzen Don Carlos.

Der Tod des Erben von Spanien gab der deutschen Linie des Hauses Oestreich eine neue Beziehung zu jener Monarchie. Da König Philipp den Plan faßte, sich mit einer Tochter Maximilians zu verheirathen und seine Infantin an einen Sohn desselben, so mußte die Monarchie auf die eine oder andere Art an die Erben des Kaisers kommen.

1) Micheli 1564: Riceve et assicura tutti quelli, che ricercano la S. M. per causa della religione, di che natione si siano. — So che occultamente fuori di Germania da ancora provisioni grosse a persone ritirate per questo rispetto della religione. S'intertiene studiosa^{m} con molta unione e domestichezza con tutti li sudditi del re di Spagna di altra natione che Spagnoli, specialmente con li Fiamenghi e con li piu grandi, come il principe d'Oranges, che è il primo e nepote per la moglie del Duca di Sassonia e con il conte d'Aghemont, cognato dell' elettor Palatino e tutti li altri.

Auf diesen machte das einen um so größern Eindruck, da er schwächlich von Natur, keineswegs eines langen Lebens gewiß und mit einer großen Familie beladen war.

Indem ihm aber Philipp dies vorstellte, verschwieg er ihm nicht, wozu es ihn verpflichte. Er machte ihn darauf aufmerksam [1]), daß die spanischen Reiche, schon an sich nicht sehr geneigt, fremde Fürsten anzunehmen, die Vermählung einer Infantin mit dem Sohne eines ketzerischen Kaisers schwerlich gestatten würden. Er selbst würde sich ein Gewissen daraus machen, da das Seelenheil einer ganzen Nation sich hieran knüpfe. Auch würde er nicht die Tochter des Kaisers, sondern wieder eine französische Prinzessin zur Gemahlin suchen.

Ich weiß nicht, wie Maximilian dies aufnahm, immer haben seine protestantischen Freunde gefürchtet, er möge sich von Hoffnung und Gefahr allzu sehr irren lassen [2]); so viel ist nicht zu leugnen, daß seine ganze Politik allmählich eine andere Richtung nahm.

„Ich kann mit Grund der Wahrheit versichern", sagt Micheli 1571, „daß ich in S. Maj. eine große Veränderung wahrgenommen habe. Wenn er sich früherhin und bis zum Tode des Prinzen Carl als einen Nebenbuhler des Königs von Spanien zeigte und von demselben bei jeder Gelegenheit nicht eben sehr ehrenvoll sprach, so hat er jetzt eine andere Manier angenommen und redet von ihm nicht anders, als mit dem größten Respect."

Und so knüpften sich allmählich die Bande wieder, deren Lösung für Deutschland so vortheilhaft gewesen.

„Gegenwärtig", fährt Micheli fort, „thut man von Seiten des Kaisers nichts, ja man denkt nichts, man faßt keinen Plan, sei er groß oder klein, der nicht den Spaniern mitgetheilt, mit ihnen berathen würde; wie sie bestimmen, ja oder nein, so wird es ausgeführt" [3]).

1) Dispaccio dell' ambasciatore Venetiano alla corte di Spagna 1568 9. Nvbre (Archivio di Vienna): Il re scrisse all' imperatore passi d'estrema importantia: tragli altri questo della sua successione quando di lui non restasse altra posterità, che queste infante; perciochè questi regni, che mal volontieri admettono principi forastieri, haveriano grande occasione di tumultuare per non lasciar seguir il matrimonio di esse in li figlioli d'un imperatore heretico. Er werde, fügte er hinzu, dazu nicht helfen, per non dar ansa alla perditione e dannatione di tante anime.

2) Es sind die persuasibilia hujus mundi, vor denen ihn bereits zehn Jahre zuvor Herzog Christoph warnt, 29. October 1558. Lebret IX, 140.

3) Die Worte Micheli's 1571: Non che si faccia, non si pensa pur dal canto dell' imperator cosa nè piccola nè grande, che non sia parte-

Schon dies näherte den Kaiser, wie sich von selbst versteht, allen Katholiken und dem Papste. Das geschah aber auch unmittelbar. Der Kaiser hatte Aussicht, die Krone von Polen entweder für sich oder für einen seiner Söhne zu erlangen; nur durch Beistimmung und Unterstützung des Papstes und seiner Legaten vermochte er es.

Nach diesen Verhältnissen gestaltete sich nunmehr die deutsche Politik. Der Kaiser neigte sich immer mehr zu den katholischen Ständen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es für einen Kaiser nützlich sei, katholisch zu bleiben: würde er offen zum Protestantismus übergehen, so würden auch die Prälaten es schon um deswillen thun müssen, um nicht völlig unterdrückt zu werden; alles wäre dann eine einzige Partei, einer würde so viel bedeuten wie der andere, und der Kaiser schlechthin nicht mehr, als er nach den beschränkten Kräften seines Erblandes vermöge. Für ihn war es nützlich, das Haupt einer Partei zu sein. Sie in Pflicht zu halten, dazu bediente sich Maximilian jetzt des Ansehens König Philipps, nicht mehr wie einst der Gegner desselben.

Sehr wohl bemerkte man dies in Deutschland; man hielt einen Fürsten, der so gar nicht die Erwartungen befriedigte, die er erregt hatte, für unzuverlässig; das Vertrauen kehrte sich in Argwohn um; man hegte Besorgnisse von geheimen Anschlägen und verderblichen Verbindungen aller Katholiken, zu denen der Kaiser sich einverstehe.

Es ist ein ausführliches Bedenken Schwendi's über die Regierung des Reichs unter den damaligen Umständen übrig, in welchem er vor allen diesen Punkt entwickelt: „Darum habe die ganze deutsche Nation den Kaiser mit Frohlocken empfangen, weil man von Jugend auf ein gut deutsch aufrichtiges Herz bei ihm gespürt. Jetzt aber, seit er dem Unwesen in den Niederlanden nicht Einhalt gethan, seit man glaube, er handle mehr aus Rücksicht auf fremde Potentaten, als auf das Beste des Reiches, werde das Mißtrauen in der einen Partei immer stärker, ohne daß es doch in der andern Partei unter-

cipata, consigliata o poi eseguita o al si o al no secondo che viene di là. Colla potentia di Spagna si fortifica e si autoriza in tutte le azioni e con li suoi medesimi Tedeschi e con altri. Die Spanier suchten ihn dabei zu halten. E per mettere S. M. in maggior sospetto e gelosia della successione, se pure avvenisse il caso che il re non avesse maschi — consigliano e procurano, di promovere ad ogni sorte di grado e di grandezza questo D. Giovanni d'Austria. Welche Verflechtung von wider einander laufenden Interessen, die alle wirksam waren!

drückt werden könne." Es könne leicht etwas geschehen, „was das glossend Feuer wie ein jäher Wind entzünde und anblase"[1]).

Von den Landeskirchen und dem Anfange der Herstellung des Katholicismus.

Nein, sobald als man dies erwarten mochte, geschah es nicht; vorher hatten die Dinge noch Raum, sich auf ihre eigene Art und Weise zu entwickeln.

Es war keine Vergleichung der Religion gestiftet: es war keine allgemeine Anordnung getroffen, um die unvermeidlichen Reibungen zu verhüten; man hatte der Thatkraft der Nation weder eine neue und überwiegende Richtung gegeben, noch sie gegen das Ausland abgeschlossen; die Wogen der allgemeinen Bewegung schlugen in Deutschland hin und wieder.

Zunächst setzten sich dann die streitenden Kräfte in den einzelnen Fürstenthümern, in denen sich das Bedürfniß von Einheit am unmittelbarsten geltend machte, auseinander.

Allenthalben, auch da, wo man die Sachen ruhiger schlichtete, war es eine ganz neue Vereinigung von Kirche und Staat, von theologischen und politischen Interessen, wodurch die Verfassungen bestimmt wurden. Nähern wir uns einen Augenblick diesen Einzelheiten.

Man weiß, wie eng Reformation und Landeseinrichtungen in Würtemberg zusammenhingen. Eben darauf beruhte die Verfassung,

1) Schwendi. Unserm Venezianer Micheli war das nicht entgangen: S. M. se bene in tutti li tempi per la impotentia sua fosse poco temuta, come avveniva anche a Ferdinande suo padre, però pareva pure, che fusse amata e consequente^m rispettata: hora à mancato assai e ogni dì va piu raffreddandosi quel amore e rispetto, che prima li era portato; perchè pare che restino ingannati dal procedere di S. M. in tutto quello che aspettavano e si promettavano da lei et in conto di guerra e per conto della religione; la tengono per persona che procede con duplicità, avendola intrinsecamente per papista con opinione che hanno, che la S. M. a destruttione della loro religione e con fine di sottometterli abbia occulta intelligentia e con il Pontefice e con li re di Francia e di Spagna horo sui generi e che per scoprir si aspetti tempo et occasione; e tanto piu lo credono quanto che anno veduto per rispetto del re di Spagna non solo ha favoriti ma abandonati quelli di Fiandra e delli paesi bassi.

daß sich die nunmehr lutherischen Prälaten mit der Landschaft vereinigten, die Schulden zu übernehmen; daß der Ueberschuß aus dem Kirchengute, dessen man sich hiezu so gut zu bedienen wußte, zu gemeinschaftlicher Verwaltung der beiden Stände gestellt ward. Auf dem Landtag von 1565, wo man nach langen Bemühungen sich endlich hierüber verglich, bestätigte zugleich der Herzog Confession und Kirchenordnung zu ewigen Zeiten: „falls er selber eine Aenderung vornehmen wolle, so solle man nicht verpflichtet sein, in solche zu willigen"; und hierauf richtete sich dann der Ausschuß der Landschaft in einem eigenen Hause mit einem Gewölbe zu der geheimen Truhe für die Casse ein [1]). Die Landesverfassung kam in Uebung, die bei dritthalb Jahr hundertehindurch Würtemberg ausgezeichnet hat. Man bemerke, daß sie durch eine Vereinigung des Fürsten und seiner Stände in dem nämlichen Interesse zu Stande kam. Meister Caspar Wild, der hiezu so viel beigetragen, war zugleich der Rath des Fürsten und der Landschaft [2]).

In anderen Gebieten, z. B. in Braunschweig, wo das Land nach langem Harren endlich einen protestantischen Fürsten erhielt, war es nicht schwer, dies nachzuahmen.

Merkwürdiger ist, daß etwas Aehnliches zuweilen auch da geschah, wo sich Fürst und Land in dem wichtigsten Punkte, dem Glauben selbst, doch eigentlich nicht vereinigten: wie in Oestreich. Freilich gehörte dazu ein so gemäßigter Fürst, der seine Stellung zwischen den Parteien nahm, wie Maximilian II.

Es war eine Uebereinkunft, den Vergleichungen in protestantischen Ländern nicht ganz unähnlich, wenn auf der einen Seite Maximilian seinen Ständen von Herren und Ritterschaft verstattete, den Gottesdienst der Augsburger Confession gemäß einzurichten, diese dagegen sich durch einen förmlichen Reversbrief verpflichteten, keine andere Lehre zu dulden, als welche die Augsburger Confession enthalte, keine andere Ceremonie anzunehmen, als die neue Agende ausweise [3]). Der Kaiser hatte den entschiedensten Widerwillen gegen alles, was er Secte nannte. Die Agende hat er nicht allein ange-

1) Pfister, Geschichte des Herzogs Christoph S. 545. 598.

2) S. unter andern die Stelle aus Lieblerus, de vita M. Casparis Wildii bei Schnurrer: Erläuterungen der Würtemb. Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte, S. 273.

3) Reversbrief der Stände bei Raupach, Ev. Oestr. I, 128; auch bei Waldau, Geschichte der Protestanten in Oestreich, ist er abgedruckt.

ordnet — er gab ihrem Verfasser, Chyträus, die Weisung, von dem Papstthum so viele Ceremonien beizubehalten als möglich — er hat sie selbst durchgesehen und verbessert. Nicht im Widerspruch mit dem Landesherrn, sondern unter seiner wohlbedachten Leitung wurde die neue Lehre in Oestreich eingeführt. Freilich schloß sie sich dem Interesse desselben auch noch sehr wohl an. Derjenige Theil seines Landesadels, der die Principien der neuen Lehre auf fremden Universitäten eingesogen, hatte sich daselbst auch übrigens zu größerer Geschicklichkeit ausgebildet, als sich die Zurückgebliebenen zu erwerben wußten, und, zurückhaltend in der einen, brauchbar in der andern Hinsicht, alle Landescollegien eingenommen und mit seinen Anhängern erfüllt. Hier nun machte er die Rechte des Staates gegen die Kirche geltend; es war ihm leicht, Kaiser Maximilian, der ohnehin dazu neigte, zu überzeugen, daß er berechtigt sei, geistliche Güter auch ohne Vorwissen des Papstes und der Bischöfe zu veräußern. Beinahe, wie in protestantischen Ländern, verschenkte und versetzte man die Klöster; nicht viel anders als in Würtemberg nöthigte man diejenigen, die man verschonte, den Ueberschuß ihres Einkommens an die Kammer zu zahlen. Auch hier ward Verwaltung und Stände, wie das in deutschen Gebieten immer der Fall gewesen ist, enge vereinigt [1]).

Jedoch scheint dies nur da Statt gehabt zu haben, wo der Protestantismus an die Stelle der bereits in sich verfallenen alten Einrichtungen trat.

Sobald man innerhalb des Protestantismus selbst in Entzweiungen gerieth, kam man nicht ohne Kampf auseinander, einen Kampf, in welchem dann der Stärkere, wie zu geschehen pflegt, den Platz behielt.

Nicht mit dem Tode Osianders war es, daß die Anhänger desselben im Herzogthum Preußen verfielen: es erwartete sie ein anderes Geschick. Geraume Zeit nachher gelang es ihnen noch einmal, zugleich in der Kirche und in dem Lande mächtig zu werden. Johann Funk, Schüler Osianders, war zugleich Hofprediger und Beichtvater, Rath und Schatzmeister des Herzogs. Er benutzte seine Stellung, um den Exorcismus aus der Taufe zu verbannen und überhaupt eine neue Kirchenordnung einzuführen. Allein er begnügte sich damit nicht.

1) Eine außerordentlich merkwürdige Auseinandersetzung dieser Dinge vom Cardinal Clesel findet sich bei Khevenhiller: Annales Ferdinandei VI, 3152.

Herzog Albrecht ertrug die Beschränkung, die er sich durch seine beiden Gnadenprivilegien selber aufgelegt, doch nur mit Unwillen. Er sah sich von seinem Adel nicht viel anders eingeschränkt, als es einst der Hochmeister von dem Capitel gewesen war. In dieser Bedrängniß kamen ihm die Osiandristen zu Hülfe. Funk wußte die mächtigen Regimentsräthe zu verdrängen und die Landesverwaltung in die Hände seiner Freunde zu bringen. Er ließ Abgaben fordern und Truppen werben. Der Herzog schloß sich an die Bürger; seine Gemahlin fing an bürgerliche Kleidung zu tragen.

Wie konnte man erwarten, daß sich der Adel nicht hier widersetzen würde. Er war entschlossen und kannte die Mittel.

Er bewirkte, daß eine polnische Commission ins Land gesendet wurde; diese Commission überließ dem kneiphofischen Gerichte, d. i. dem Adel selbst, den Austrag der Mißhelligkeiten.

Hierauf mußte Funk, sammt seinen Freunden, mit dem Leben büßen. Wie er zugleich kirchliche und politische Neuerungen gemacht, so hob sie der Adel mit einander auf [1]). Es hängt sehr gut zusammen, daß nunmehr auf der einen Seite die Gesammtheit der Privilegien des Adels bestätigt, das Recht, unbewilligte Auflagen zu fordern, dem Herzog völlig abgesprochen und eine Art von Aufsicht über ihn angeordnet wurde [2]), und daß man auf der andern die vertriebenen Prediger wieder berief, — eine streng lutherische Formel festsetzte und im Jahre 1567 die Verordnung veranlaßte, daß ferner Niemand, der sich dieser Formel nicht füge, ein geistliches, ja nicht einmal ein weltliches Amt erhalten dürfe; — alle Einwohner hohen und niedern Standes sollen bei derselben zu ewigen Zeiten verbleiben [3]).

Auch in Sachsen, im Schooße des Protestantismus, traten innere Entzweiungen ein. Die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August hängen ohne Zweifel mit seiner auswärtigen Politik zusammen. Wir werden darauf zurückkommen. Jedoch möchte ich

1) Klagen über Funk bei Leutinger de Marchia eiusque statu p. 524: Quis ferret aulae deliberationes et consilia ad unius arbitrium revocari? — — hominem externum pedem unum in suggesto, alterum in aula habere — —, ignotae stirpis exteros incolis nobilissimarum familiarum praeferri, suae farinae hominibus officia atque munera conspectiora demandari. Funk entgegnete unter andern: non principes, viri Borussi, sed nomina principum vultis.

2) Chytraeus, Chronicon Saxoniae p. 631.

3) Bei Planck, Gesch. d. prot. L. IV, 441.

nicht sagen, daß sie nicht auch zu der Landesverwaltung einen besondern Bezug gehabt hätten. Wenn man bemerkt, daß der bedeutendste Mann, der in diese Unruhen verwickelt ward, Dr. Georg Cracau, zugleich eine Aenderung des Rechtszustandes überhaupt hervorzubringen und namentlich durch die Constitutionen, die er von seinem Fürsten verkündigen ließ, deren Fabricator er sich selbst nannte, dem römischen Recht ein entschiedenes Uebergewicht über das einheimische Herkommen zu verschaffen beabsichtigte; wenn man ferner wahrnimmt, wie große Gährung dies bei dem Adel und in den Stadträthen veranlaßte, und wie hartnäckig er nichtsdestominder darüber hielt: so sollte man vermuthen, daß seine großen Unfälle damit zusammengehangen. In Leipzig waren hierüber alle Doctoren des Rechts aus der Rathstube verdrängt worden. Eben der Bürgermeister Rauscher, der seine Gewalt hiedurch gründete, hat darauf an dem Processe der Verhafteten einen großen Antheil gehabt. Nach dem Falle desselben hat man die alten herkömmlichen Ordnungen den Städten wiederum nachgesehen [1].

Unter solchen Umständen, in so eigentlichem Kampfe, mußte sich natürlich die Sache auch zuweilen zu einem entgegengesetzten Ergebniß entscheiden. Nicht die Aristokratie und die orthodoxe Lehre, wie im Herzogthum Preußen oder in Sachsen, sondern die populare Partei und die Hinneigung zum Calvinismus behielten in Bremen die Oberhand. Von dem Rathe war Hardenberg verfolgt worden; die Majorität der Bürger, die demselben anhing, unter der Leitung ihres Bürgermeisters Büren, verjagte am Ende den alten Rath und beschränkte den neuen dahin, daß er in Religionssachen niemals etwas vornehmen solle, es wäre denn mit Rath und Vollbort der Gemeine [2]. Freilich eine Anomalie unter diesen streng lutherischen und streng aristokatischen Städten von Niedersachsen.

Sollte nun aber diese Wechselwirkung der Politik und der Religion, dies Ringen aufgeregter Kräfte nicht in einem beschränkten Kreise auch wieder einmal dem Katholicismus förderlich werden?

In Baiern, wie in andern Ländern, sah sich der Fürst bereits 1556 veranlaßt, seinen Ständen die wichtigsten Concessionen zu

1) Versuch einer Lebensgeschichte Dr. Georgen Cracau in der Sammlung zur sächsischen Geschichte VIII, 1—138 enthält hierüber ziemlich alles, was man jemals erfahren hat, und auch unsere Notizen. Ueber die Rechtsverhältnisse Weiße: Geschichte der chursächsischen Staaten IV, 155.

2) Erzählung des Notars in Löschers Historia motuum II, 261.

machen. Er gestattete ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt; er gab ihnen die Erlaubniß, an Festtagen in ihren Häusern Fleisch zu essen; er ließ sie Seelsorger hoffen, „von denen das Wort Gottes im Sinne der apostolischen Lehre verkündigt werde." — Es waren dies Versprechungen, unter deren Schutze an anderen Orten die Reformation begonnen oder erhalten worden war. Als Herzog Erich II., obwohl katholisch, seiner calenbergischen Landschaft die Beibehaltung der evangelischen Lehre versichern wollte, hatte er sich der Worte bedient: „er werde sie bei der rechten, reinen und wahren Religion lassen"; keine andere Versicherung hatte er gegeben: diese hatte genügt [1]). In Baiern stand es um diese Zeit beinahe völlig, wie in Oestreich unter Ferdinand I.

Ganz eine andere Wendung aber nahm die Sache in Baiern, und ich möchte nicht behaupten, daß dies allein an der Gesinnung des Herzogs gelegen habe.

Einmal waren die Stände von Anfang an nicht einig; die Prälaten sonderten sich von den Forderungen der beiden andern ab. Auch von diesen aber wurde der eine, die Bank der Städte, nach und nach immer lauer. Wie es nun auch gekommen sein mag, wir finden, daß die Häupter des Adels, Graf Joachim von Ortenburg und Herr Pancraz von Freiberg, sich auf dem Landtag von 1563 lebhaft beklagten, was von den Städten früher gefordert worden, werde jetzt von ihnen hintangesetzt; sie stellten diesen Deputirten nicht allein das Interesse vor, das sie bei der Einführung der neuen Lehre hätten, sondern sie sagten ihnen geradezu, sie seien werth, gesteinigt zu werden, wenn sie ohne Erlaubniß der Confession nach Hause kämen. Jedoch vergebens. Die Prälaten sonderten sich ab; die Städte trieben die Sache nicht ernstlich; dem Adel allein blieb sie überlassen [2]).

Nun war dies die Zeit einer großen Gährung des Adels durch ganz Deutschland. Hatte er allenthalben von der emporkommenden Territorialmacht zu fürchten, so mußte er in Baiern zugleich der Zurücknahme der eben erworbenen Concessionen entgegensehen. Seine Gährung ward doppelt groß; und es ist wohl nicht zu leugnen, daß es darüber wenigstens zu sehr bedenklichen Anschlägen gekommen ist. Bei Adlzreitter findet sich eine in absichtliche Dunkelheit verhüllte

1) Bemerkung von Spittler: Geschichte von Hannover I, 260.

2) Auszüge der Landtagsverhandlungen, authentisch und genügend bei Freyberg: Geschichte der baierischen Landstände II, 313—359.

Geschichte von einer zu offenem Aufruhr entschiedenen Verschwörung des baierischen Adels. Diesem Autor zufolge warb der Adel bereits Truppen, als der Herzog, von Sachsen aus gewarnt, auf einer Reise, die er auf der Stelle dahin unternahm, alles bis auf die Namen entdeckte. Er kommt zurück und läßt die Verschwornen vor sich laden. Er erinnert sie an die Pflicht, mit der sie ihm verwandt seien, fordert ihnen ihre Siegelringe ab und läßt die mit ihren Wappen bezeichneten Steine aus denselben herausnehmen; diese zerschlägt er mit dem Hammer: das ist ihre Strafe, so entläßt er sie [1].

So viel ist gewiß, daß damals eine allgemeine Bewegung des Adels gegen den Fürsten stattgefunden hat. Als jener Graf von Ortenburg auf eigene Hand die Reformation vollkommen in seinem Gebiete einführte und der Herzog hierauf Neu- und Alt-Ortenburg und die sämmtlichen Güter des Grafen in Beschlag nahm, fand er eine Correspondenz zwischen seinen Landsassen, die ihm eine sehr bedenkliche Verbindung unter denselben enthüllte.

Unbestreitbar war ihre Absicht, die Reformation auch gegen seinen Willen durchzusetzen; seiner Person wurde dabei wenig geschont. Ich weiß nicht, wie viel an jener sonderbar ausgedachten symbolischen Sprache wahr sein mag.

Die Sache aber kam vor die Gerichte. Da dieselben dem Herzog Milde anriethen, so begnügte er sich, seinen entschiedensten Gegnern das Recht zu nehmen, das sie hatten, auf den Landtagen zu erscheinen [2].

Eine Strafe, welche die Sache vollkommen schlichtete.

Von dem nächsten Landtage von 1565 kann Albrecht nicht genug rühmen, wie einhellig die Landschaft „in Abwesenheit etlicher unruhiger Leute" gewesen sei. Wie merkwürdig! Von der Religion war früher jedesmal die Rede; späterhin ist ihrer niemals, auf keinem Landtag wieder ist ihrer gedacht worden.

Wenn zuerst die Prälaten, dann auch die Städte sich abgesondert hatten, so war nunmehr der Adel seiner Häupter beraubt und zum Schweigen gebracht. Nichts hinderte den Herzog, eine Lehre und Glaubensform zu unterdrücken, der er ohnehin abgeneigt war und die sich mit einer entschiedenen Bewegung wider ihn selber verbunden hatte.

1) J. Adlzreitter, Annales Boicae gentis II, XI, 273.

2) Freyberg S. 358 aus einer Schrift von Huschberg über Ortenburg, die ich noch nicht sah.

Auch für ihn hatte das einen Vortheil. Er trat mit dem Papst in eine Verbindung, welche ihm in allgemeinen europäischen Angelegenheiten förderlich und selbst in dem Innern seines Landes von Nutzen war.

Das deutsche Fürstenthum hatte durch die Reformation eine sonderbar geistlich=weltliche Gestalt, mit eben so viel geistlichen als weltlichen Gerechtsamen angenommen. Dieser Zug der Dinge, dies engere Schließen der Landschaften, dies Ausstoßen fremder kirchlicher Gewalt vermochte Niemand zu verhindern. Es ist wohl anzumerken, daß dies auf die Letzt in katholischen Gebieten so gut geschah wie in protestantischen, in Baiern so gut wie in Sachsen. Es zuzulassen, ist eine der geschicktesten und wirksamsten Maßregeln der Curie. In seiner Correspondenz mit Gregor XIII. findet man Albrecht V. völlig als den Vertreter und Regenten seiner Geistlichkeit[1]).

Wie viel mehr mußten dies diejenigen Fürsten zu werden suchen, deren Name und Würde selber geistlich war!

Im Anfang der siebziger Jahre fing in den geistlichen Gebieten allmählich die Gegenreformation an.

Der erste, der eine solche unternahm, war, so viel ich finde, vielleicht der kleinste von allen, der Abt von Fulda. Unter sechs Aebten hatte die evangelische Lehre im Fuldischen unbedrängt geblühet. Abt Balthasar zuerst, das Kind evangelischer Eltern, in Hessen im evangelischen Glauben getauft und erzogen, noch ein junger Mann, aber voll Enthusiasmus für die katholischen Grundsätze, wie sie das tridentinische Concilium ausgesprochen, überredete sich, daß er das Recht habe, jeden Unterthan des Stiftes zu der römischen Kirche Gebräuchen und Religion anzuhalten, und wer sich ihnen nicht füge, aus demselben zu entfernen. Er verjagte die evangelischen Prediger, auf keinen Widerspruch hörte er, auf kein Patronatrecht von Ritterschaft oder Städten nahm er Rücksicht: er hatte eine Jesuitenschule eingerichtet, die Zöglinge dieser seiner Schule setzte er an ihre Stelle. Hierauf entließ er die Protestanten auch aus allen andern Diensten. Im Jahre 1576 bereits waren alle Räthe, Beamte, Kanzleipersonen, Procuratoren, Kirchendiener, hohe und geringe, katholisch; alle, die sich den tridentinischen Beschlüssen nicht fügen wollten, waren abgesetzt und entfernt[2]).

2) Es finden sich Copien dieses sehr merkwürdigen Verkehrs handschriftlich auf der Münchner Bibliothek.

2) Auszug der Instruction für die churpfälzischen Reichstagsgesandten von 1567, bei Häberlin, neueste deutsche Reichsgeschichte Bd. X, S. 238.

Ihm, einem Abt von Fulda, wider die ausdrücklichen Worte der kaiserlichen Declaration ging das durch. Wer hätte nun nicht auf ähnliche Art sein Glück versuchen sollen.

Auf dem Eichsfeld war man so gut evangelisch geworden wie in der Nachbarschaft umher, und Mainzer Commissarien selbst hatten in Duderstadt evangelische Pfarrer eingesetzt. Das Beispiel von Fulda gab dem neuen Amtmann Leopold von Stralendorf Muth und Antrieb, Stadt und Ritterschaft, wie diese sich beklagen, „mit lauterer Gewalt" ihrer evangelischen Pfarrer zu berauben und Jesuiten einzuführen [1]).

Man bemerke die Affiliation. Es war von Heiligenstadt, daß hierauf der erste Jesuit, Halverius, mit einem Laienbruder nach Paderborn kam [2]). 1576 waren die Jesuiten bereits in Hildesheim.

Aller Orten zeigte sich die Reaction. Der Erzbischof von Trier suchte die Evangelischen in Wetzlar aus ihrer einzigen Pfarrkirche zu treiben. Der Bischof von Worms wollte der evangelischen Gemeine die schlechte Kirche St. Magnus nicht länger gestatten.

Aber die Bischöfe waren nicht die Einzigen. Die kleinen Städte, in denen die Katholischen die Oberhand hatten, fingen an das Nämliche zu versuchen. In Schwäbisch-Gmünd veränderte man den Bürgereid, wie die Bedrängten klagen, „auf römischen Stylum", und löschte die Neugläubigen aus der Matrikel der Bürgerstube [3]).

Zwar ist es nie von der Pfalz zugeben worden, allein nach den Worten des Religionsfriedens schien es, als habe man in weltlichen Territorien ein gegründetes Recht zu ähnlichen Unternehmungen [4]). Das erste weltliche Land, welches nunmehr eine eigentliche Gegenreformation erfuhr, ist, so viel ich sehe, Baden gewesen. Eben zu diesem Zwecke war der junge Markgraf seinen natürlichen Vormündern entfrembet und in Baiern in jesuitischer Schule erzogen worden [5]).

Um das Jahr 1574 gedenkt Schwendi, wie wir sahen, nicht

1) Beschwerden der eichsfeldischen und fuldischen Ritterschaft, bei Lehmann, de pace religionis II, 117. 119.

2) Bessen, Geschichte von Paderborn II, 85.

3) Beschwerden von Gmünd und andern und die Intercessionen bei Lehmann, de pace rel. II, 120.

4) Noch 1576 protestirte Pfalz gegen jede Erklärung des 14. Artikels zum Nachtheil der Unterthanen, Häberlin X, 247.

5) Häberlin VIII, S. 42.

ohne Genugthuung des unaufhaltsamen, gleichsam von höheren Geschicken herbeigeführten Fortganges protestantischer Meinungen. So schien es; alles deutete dahin; es war die allgemeine Meinung. Allein gerade in diesem Momente — es ist wie ein antwortender Hohn — setzte sich der moderne, nunmehr jesuitische Katholicismus in der Mitte von Deutschland fest und trieb nach allen Seiten geheime Wurzeln.

Verhandlungen von 1575 und 1576.

Wie aber? Standen die Sachen so, daß sich von Seiten der Protestanten gar nichts dagegen thun ließ? Hatten sie nicht die Declaration Kaiser Ferdinands? Konnten sie dieselbe nicht bei einem Fürsten wie Maximilian geltend machen?

Es war zu beklagen, daß man die friedlichen Jahre so gar nicht benutzt hatte, die Mißverständnisse beizulegen. Auf den Zusammenkünften von 1567 und 1570 hatte man sich gescheuet sie zu berühren. Nunmehr, als Maximilian bereits so schwach war, daß er auf die Ernennung seines Nachfolgers Bedacht nehmen mußte, als schon wieder Kriegsbotschaften aus Ungarn erschollen, waren die Uebelstände so vielfach angewachsen, so dringend geworden, daß sie sich nicht mehr beseitigen ließen.

Auf dem Churfürstentage von 1575, der zur Wahl eines neuen römischen Königs einberufen worden, kamen sie zur Sprache. Die weltlichen Churfürsten hatten den Plan, den künftigen Kaiser zu verpflichten, nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch dessen Declaration zu handhaben. Es war eine kleine Veränderung, die sie vorschlugen; sie wollten nur die Worte „und dessen Declaration" in die Wahlcapitulation aufnehmen; nie gab es drei wichtigere Worte: sie hätten genügt, die Gegenreformation in den geistlichen Gebieten zu hintertreiben.

Waren es aber nicht geistliche Churfürsten selber, welche eine solche vorgenommen? Nicht so leicht wollten sich diese in die Forderungen ihrer Collegen fügen. Sie machten zweierlei Einwendungen[1]).

1) Der geistlichen und weltlichen Churfürsten Disputat bei Lehmann II, C. 15. Summarische Erzählung, was in Religonssachen auf dem Wahltag a. 1575 fürgangen, C. 18.

Sie meinten, zu einer Veränderung der Wahlcapitulation bedürfe man der Zustimmung aller Reichsstände. Mit Recht entgegnete Brandenburg, die Wahlcapitulation zu machen stehe den Churfürsten allein zu; deren Pflicht sei, „des Reiches Wohlfarth ohne Zuthun, Rath und Bewilligung anderer Stände" in engerem Ausschuß zu bedenken.

Unerwarteter war ihr zweiter Entwurf. Sie leugneten, sich dieser Declaration zu entsinnen, sie sowie ihre Räthe. Hat doch ein Schriftsteller dieser Partei geradezu behauptet, ein damaliger Rechtsgelehrter, den er ziemlich genau bezeichnet, Niemand anders habe sie auf die Bahn gebracht [1]). In der That war die Sache im Jahre 1555, wie gedacht, rasch entschieden worden und man hatte kein Protokoll darüber geführt.

Allein abzuleugnen war sie darum auf keine Weise. Ich bemerke doch, daß selbst päpstliche Autoren ihrer gedenken, ohne sie im mindesten in Abrede zu stellen [2]). Eine Copie fand sich in den Registern der kaiserlichen Kanzlei; das Original mit seinen Siegeln hatte der Churfürst von Sachsen mitgebracht; es ließ keinem Zweifel Raum.

Und da nun die weltlichen Churfürsten bei weitem die Mächtigeren waren, die Wahl in ihrer Hand, das Recht auf ihrer Seite, da sie die Einwendungen abgewiesen hatten, sollte man nicht erwarten, die Sache werde nach ihrem Sinne entschieden worden sein?

Wären sie nur einmüthig gewesen! —

Niemals zeigte sich die unglückliche Spaltung des Glaubens verderblicher. Zwischen den Churfürsten von Sachsen und der Pfalz hatte sich nach und nach in Folge derselben ein heftiger Widerwille eingestellt. Es dauerte nicht lange, so trat dieser in politischen Verbindungen hervor. Der beherzte Friedrich III. von der Pfalz war mit allen Protestanten in Frankreich und den Niederlanden in engstem Verhältniß [3]); Sachsen stand wenigstens mittelbar gut mit Spanien. Unglücklicherweise wirkten diese Verbindungen auf die Familien zurück,

1) Burgkardus.

2) Pallavicini.

3) Strubens ausführlicher Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie, S. 267 §. 70, erzählt unter anderm, wie sich der Churfürst über den Tod seines Sohnes Christoph, der in einem niederländischen Feldzuge umkam, sehr wohl tröstete. Es sei besser, daß er um der gerechten Sache willen streitend außer Landes gefallen sei, als daß er zu Hause durch Müssiggang verderbe.

und riefen hier die bittersten aller Entzweiungen hervor. Der Prinz von Oranien gab dazu den Anlaß.

August hatte einige Jahre zuvor, nicht ohne Widerspruch der andern Verwandten, seine Nichte Anna, Tochter des Churfürsten Moritz, an Wilhelm von Oranien vermählt. Der Großvater, der alte Philipp von Hessen, hatte ihr wenig Glück prophezeit. Sie ließ sich jedoch durch keine Vorstellung abwendig machen. „Er ist ein schwarzer Verräther", sagte sie von ihrem Bräutigam, „aber es ist keine Ader in meinem Leibe, die ihn nicht lieb hat" 1). So ging sie nach den Niederlanden; nur allzu bald traf die Vorhersagung ein; sie zerfiel mit dem Prinzen, er ließ sie von sich.

Damals hielt sich in Heidelberg Charlotte de Montpensier, aus dem Hause Bourbon, auf. Vor der Zeit, mit abgewendetem Herzen, denn mit einer Freundin hielt sie sich zur protestantischen Lehre, war sie in Frankreich zur Aebtissin gemacht worden. Während der Unruhen, welche die Greuel der St. Barthelemy veranlaßten, fand sie Gelegenheit nach der Pfalz zu entfliehen, von wo sie ihr streng katholischer Vater vergebens zurückforderte. Sie war jung und schön. Der Churfürst von der Pfalz vermittelte, daß sie an Oranien verheirathet wurde 2).

Hierüber außer sich vor Entrüstung, um so mehr, da er dem pfälzischen Einfluß auch die Entlassung seiner Nichte zuschreiben zu müssen glaubte, kam Churfürst August auf den Wahltag. Er klagte laut, seinem Hause sei ein Schandfleck angehängt worden; der Pfalzgraf unterfange sich großer Dinge, die er nicht werde heben können. Glücklicherweise war dieser nicht selbst zugegen; aber auch mit dem Kanzler desselben, Ehem, wollte August nicht zu Rath sitzen; nur unter heftigen Ausdrücken hat er es sich endlich gefallen lassen; niemals hat er ein Wort mit ihm gewechselt 3).

Nun war es aber die Pfalz, welche, wie sie viele andere Neuerungen, die Errichtung eines Reichsregiments zur Seite des Kaisers, die Verwendung der Annaten zum Türkenkriege in Vorschlag gebracht, so auch in Hinsicht der Declaration den Vortritt ergriffen

1) Botschaft an Landgraf Philipp, bei Rommel, Philipp II, 657.

2) Thuanus, Historiarum lib. LIX, p. 109. — Meteren, niederländische Historien Bd. XI, fr. Uebers. S. 215.

3) Wahl- und Churfürstentagsprotocoll bei Senkenberg, Sammlung von ungedruckten und raren Schriften III, S. 8.

hatte und am entschiedensten auf ihre Bestätigung in der Wahlcapitulation drang.

Jedoch hatte sie, wie man sieht, keine Stellung, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Die Verbindungen des Churfürsten mit dem Ausland hatten ihm eine große Menge Gegner gemacht. „Wir waren", sagen seine Gesandten, „beinahe verlassen und wurden verachtet. Es fehlte nicht viel, so hätte man uns als Samariter von der Synagoge der Pharisäer ausgeschlossen." Ja selbst in ihrer Mitte gab es Entzweiungen. Der Churprinz Ludwig von der Pfalz, ihr Oberhaupt, der an seines Vaters Statt zur Wahl gekommen, war der Politik desselben abgeneigt. Als der Kaiser diese Räthe eines Tages ihrer auswärtigen Verbindungen und mancherlei Umtriebe halber ziemlich hart anließ, glaubten diese, der Prinz, der eben von ihm weggegangen, habe ihn dazu veranlaßt [1]).

Unter diesen Umständen fiel eine der pfälzischen Forderungen nach der andern. Bei solcher Entzweiung der weltlichen Churfürsten aber hatten die geistlichen, welche auf das Engste zusammenhielten, dieselben nicht mehr zu fürchten.

Und nun wandte überdies noch der Kaiser seinen persönlichen Einfluß bei dem Churfürsten von Sachsen an. Er stellte ihm vor, diese völlige Religionsfreiheit werde der Ruin von Deutschland sein. Er bat ihn, da die geistlichen Churfürsten so unerschütterlich seien, seinerseits ihm den Schimpf zu ersparen, unverrichteter Dinge von dem Wahltag abziehen zu müssen [1]).

August versprach hierauf, die Declaration für dies Mal fallen zu lassen: im Collegium stellte er vor, dies sei eine Irrung, an

1) Epilogus des Protocolls S. 71.

2) Lettera del nunzio, Vescovo di Torcello (Delfino) al C[le] di Como Ratisbona 18. Ottobre 1575 (MS. der Bibliothek Corsini zu Rom nr. 677): Sabbato mattina s'accommodorno le differenze tra gli elettori circa questa elettione, havendomi l'Imperatore l'istesso giorno particolarmente narrato, con quanta difficultà haveva persuasi gli elettori secolari, a desistere dalla dimanda della libertà della religione, con haver mostrato loro che ciò saria la ruina della Germania e che non lo permetterà mai e così, parte con mostrarsene alienissima parte con pregarli e particular[m] il Duca di Sassonia, del quale si loda essai, non le fara questa vergogna, di doversi partire da qui senza alcuna conclusione, essendo risoluta lasciar piu tosto l'elettione imperfetta che acconsentirvi, ha ottenuto che non si parli d'altro che dell' elettione.

welcher doch der Kaiser keine Schuld habe, und die Niemand anders als er würde entgelten müssen.

So kam es denn, daß man auf nichts bestand und nichts erlangte. Die Wahl wurde vollzogen. Die Declaration blieb unbestätigt; die Gegenreformationen dauerten fort.

Anscheinend zwar hatte man die Erledigung der Beschwerden nur auf den nächsten Reichstag verschoben: allein konnte man hoffen, etwas ausrichten, so lange jener Zwiespalt bestand?

Es war doch wieder der Churfürst von der Pfalz, von welchem auch alsdann — 1576 zu Regensburg — die Anträge gemacht wurnen. Er rieth, auf keine Verhandlung über andere Dinge einzugehen, wofern nicht zuvor die Beschwerden, deren er eine lange Reihe anführte, erledigt worden seien; scharf regte er die Freistellungen an und er begehrte eine runde schriftliche Erklärung vom Kaiser, was er zu thun denke, wenn etwa ein geistlicher Churfürst zum Protestantismus übergehe. Auch hatte er dies Mal einen größern Theil der evangelischen Fürsten auf seiner Seite [1]).

Sollte aber das eifersüchtige Sachsen gern sehen, daß die Gesuche der protestirenden Stände, wie es geschah, mit den Worten der pfälzischen Instruction abgefaßt würden?

Die theologischen Entzweiungen waren stärker denn jemals. In eben diese Periode fallen die anticalvinistischen Bestrebungen des Churfürsten August. Es kam wieder zur Sprache, ob der Churfürst von der Pfalz noch zu den Augsburger Confessionsverwandten zu zählen sei und des Religionsfriedens zu genießen habe. Die Theologen, denen man die Concordienformel verdankt, waren entschieden dagegen. In dem Augenblicke, als nach dem Antrage des Churfürsten von der Pfalz auf eine Erhaltung und Erweiterung der Rechte der Protestanten gedrungen wurde, setzte man in Frage, ob dieser Stand überhaupt an denselben Theil zu nehmen habe.

Dazu kam, daß Sachsen der Freistellung niemals sehr geneigt war. Schien es doch sogar schon geraume Zeit, als fürchte August eine Erhebung verborgener Ueberbleibsel das Katholicismus in seinem eigenen Lande [2])

1) Pfälzische Instruction bei Häberlin X, 20, 283. Häberlin ist über diesen Reichstag aus Wolfenbüttelschen Manuscripten gut unterrichtet.

2) Schon 1556 wird dieser Ursprung des sächsischen Widerspruches erwähnt. Sattler: würtembergische Gesch. VI, 105.

Genug, er erklärte, in dem Punkte der Bewilligungen ohne Weiteres fortfahren zu wollen. Schon vor dem Reichstage hatte er dem Landgrafen Wilhelm von Hessen angerathen, das Nämliche zu thun. Während desselben schrieb er den Herzögen von Weimar und Coburg auf das Ernstlichste, sie möchten sich der Türkenhülfe nicht länger widersetzen: man müsse sie leisten, falls auch der Kaiser den ganzen Religionsfrieden aufheben wolle [1]).

Alles, was die Protestanten jemals erlangt hatten, war durchgegangen, indem sie die Erledigung ihrer Beschwerden von ihren Bewilligungen abhängig gemacht hatten. Man wollte diesen Weg wieder einschlagen: es war der letzte Moment: der Kaiser schwankte und war nicht völlig abgeneigt; aber Sachsen, mit der Pfalz in jener unglücklichen theologisch-politischen Entzweiung begriffen, weigerte sich beizutreten und den alten Weg zu gehen. Man war überzeugt, hätte es sich nicht abgesondert, so wäre die Freistellung diesmal bewilligt worden [2]).

Eben aber trat eine andere Entzweiung in einem andern Kreise hinzu, welche alle Hoffnnng, auch auf die Zukunft, zu vernichten schien.

Wir haben gesehen, wie genau das Gesuch der Freistellung mit der Absicht, den Türkenkrieg volksthümlicher zu machen, zusammenhing. Die Grafen und Herren versäumten nicht, auch jetzt wieder dahin zielende Vorschläge einzureichen. „Eine förmliche Reichssatzung möge alle zu geistlichen Pfründen gelangende Evangelische verpflichten, dem Kaiser, sei es zur Behauptung des innern Friedens oder wider die Türken, ritterlich zu dienen. Sei es denn nicht rühmlicher, das Einkommen solcher Pfründen, mit denen keine Seelsorge verbunden, in gemeinnützigen Sachen redlich zu verdienen, als ohne Arbeit zu genießen?"

Von allen Seiten kam dies in Anregung. Kaiser und Stände gingen in ausführlichen Gutachten auf die Errichtung eines Ritterordens ein, dem ein eigenes Gebiet, etwa bei Canischa, anzuweisen

1) Erklärung des Dr. Lukas Thangel; bei Häberlin X, 331.

2) Bedenken eines Prinzen von Nassau an Churf. Fridericum IV. Pfalzgr. bei Rhein 1594, bei Lünig Staatsconsilia S. 454: „Man weiß, daß a. 76 die Freistellung der Religion auf den Stiften wäre erhalten worden, wenn Sachsen von andern evangelischen Chur- nnd Fürsten sich nicht hätte abgesondert."

und alles, was er eroberte, mit Vorbehalt der Regalien, als sein Eigenthum zu überlassen sei [1]).

Nur war nothwendig, daß der gesammte Adel oder wenigstens die Mehrzahl desselben sich hierüber vereinigte. Unglücklicherweise leistete er einen Widerstand, den man nicht so leicht hätte erwarten sollen.

Der reißende Fortgang, welchen die Reformation im Anfang nahm, war guten Theils dem deutschen Adel zuzuschreiben. Allmählich empfand er jedoch, daß der Erfolg derselben ihm nicht so förderlich sei, als er erwartet haben mochte. Die Territorialmacht der Fürsten sah er täglich mehr anwachsen; er ward inne, daß seine Freiheit und Bedeutung im Reich verloren sei, wenn er die Stifte nicht behaupte, allmählich — wie denn einige protestantische Fürsten mit den geistlichen Gütern nicht ohne Gewaltsamkeit verfahren wären — glaubte er sie nur noch dann behaupten zu können, wenn si katholisch erhalten würden. Grundes genug, um sich der Freistellung entgegenzusetzen [2]). Protestanten und Katholiken waren hierüber Einer Meinung. Ich weiß nicht, wie sie im Jahre 1576 so entschieden das Uebergewicht bekam; doch ist nicht zu leugnen, daß es geschah. Als der Churfürst von der Pfalz im März dieses Jahres die Reichsritterschaft einlud, sein Gesuch um die Freistellung zu unterstützen, entgegnete ihm zuerst die rheinische, sie trage Bedenken, sich einer Neuerung wider die hergebrachte Ordnung theilhaftig zu machen. Hierauf hielt auch der fränkische, schwäbische und wetterauische Adel

1) Gesuch der Grafen und Herren, Bedenken des Kaisers und der Stände bei Häberlin X, S. 270. 398. 403.

2) Der päpstliche Nuntius, Minuccio Minucci, findet, und wie es scheint. mit Recht, ein Hauptmoment für die Erhaltung des Katholicismus darin, daß die Domstifte dem Adel zustehen. Discorso 1588. MS. der Bibliot. Barberina zu Rom. Chi pensasse, di darle tutte (le chiese) in potere di genti ignobili e levare quel instituto di provanze (Adelsproben), saria cosa perniciosissima, la qual porteria in consequenza la ruina manifesta delle chiese, poichè ove in presente sono difese da nobili, come proprio patrimonio loro, sariano allora oppugnate e lacerate senza rimedio nè gli huomini che conoscono bene lo stato delle cose d'Alemagna, potranno mai dir altro, se non che quel antico instituto, d'haver i canonici nobili e di far i vescovi per elettione, sia stato il solo sostegno delle chiese, che restano ancora in piedi, e forse unica causa, umanam parlando, di non lasciar perire affatto il catolicismo in Alemagna.

seine Rittertage. Er war noch entschiedener. Einmüthig ersuchte er den Kaiser, nichts wider das alte Herkommen zu thun; schon seien so viele Stifte freigestellt und weltlich gemacht, zu unwiederbringlichem Schaden des Adels: er möge ihn nicht noch mehr zu Grunde richten [1].

Welch eine sonderbare Entwickelung!

Es war eine einzige Glaubenspartei. Sie hatte nur Ein Interesse, auf welchem ihr eigner Fortgang und der Friede des Vaterlandes beruhete.

Sie spaltete sich über den Glauben. Jeder Theil ergriff eine extreme Meinung. Der eine verwickelte sich in ausländische Händel; auf die einheimischen Entzweiungen wirkte das, wie unvermeidlich, zurück. Was das Oberhaupt des einen vorschlug, hintertrieb das Oberhaupt des andern.

Sie spaltete sich auch über ihr Interesse. An den geistlichen Gütern hatten bisher Fürsten und Adel Theil gehabt: die Majorität war ohne Zweifel protestantisch, und ihr Vortheil war, dieselben auch in dem neuen Glauben zu behaupten. Allein einige starke Schritte der Fürsten setzten den oberländischen Adel in Besorgniß. Er wollte diese Güter lieber ohne die Fürsten katholisch, als mit ihnen protestantisch sehen. So spalteten auch sie sich.

Die ganze Partei zerfiel.

Um so enger hielten sich die Katholischen zusammen. Von jener Lauheit, die man früher an ihnen bemerkt, sehen wir sie zu kräftigen Entschlüssen zurückkehren; der Churfürst von Cöln hat 1575 erklärt, er werde den Katholicismus der Stifte nöthigenfalls auch mit dem Schwert behaupten. Zu dem Reichstage von 1575 hatte Gregor seinen geschicktesten Cardinal, Morone, gesandt und ihn reichlich mit Geld versehen [2]). Die Protestanten klagen über den Einfluß, den derselbe sich zu verschaffen gewußt habe. Eben dies rühmen die päpstlichen Geschichtschreiber [3]). Die Katholiken gelangten nach und nach zum Uebergewicht.

1) Häberlin X, 360.

2) Dispaccio P. Tiepolo Roma 26. Aprile 1576. Archivio di Vienna.

3) Maffei, Annali di Gregorio XIII. 1742 §. I. 228: Seppe con si fatti legami annodare tra se gli animi di cattolici, o laici o di chiesa, o principali o sostituti che fossero etc etc. Minuccio Minucci: Tanto era il valore del Cl Morone ch' era legato. Siccome tenne solda l'impre Massimiliano nella negativa, con tutto che si vedeva piu volte vicino

Die Gelder wurden bewilligt, die Beschwerden nicht abgestellt. Unvertragen blieb die Streitigkeit: entrüstet standen die Parteien einander gegenüber. So hinterließ Maximilian seinem Sohne das Reich.

Andere Hoffnungen hatte er gehabt; wie gern hätte er die Entzweiung gehoben, dem Blutvergießen vorgebeugt! Er durchschaute die Lage der Dinge, er sah alles kommen; allein er war nicht stark genug, um die Dinge zu überwältigen; zu heftig war ihm die Parteiung, zu mächtig waren ihm die Umstände. Kaum vermochte er zwischen den Entzweieten seine Privatmeinung aufrecht zu erhalten; kaum dies und gewiß nichts weiter [1]).

Er starb in der Stunde, als dieser sein letzter Reichsabschied verlesen ward.

Die erste Bemerkung, zu der sein Nachfolger Gelegenheit gab, war, daß er die protestantischen Räthe mehr und mehr bei Seite setze [2]).

Andere Geschicke bereiteten sich vor.

Schluß.

Blicken wir auf die durchlaufene Bahn zurück, so sehen wir zuerst unser Vaterland durch günstige Umstände in Friede gesetzt; von dem Auslande abgeschlossen, sich selber zurückgegeben.

Man ist reich und gewerbthätig, stärker in den Waffen als irgend ein anderes Volk; der Protestantismus überwiegt in allen Theilen des Landes; auf eigenen Bahnen in Literatur und Kunst bewegt sich der deutsche Geist; eine versöhnliche, gemäßigte Gesinnung vereinigt die Häupter der Nation, sowohl die Gewalthaber als die begabten und fähigen Geister; man kann erwarten, daß die noch übrigen Enzweiungen ausgetragen, die Mängel der Verfassung verbessert werden, daß man den gefährlichsten Feind besiege und den Nachbarn Maß gebe, statt es von ihnen zu empfangen.

alla necessità e forse alla determinatione di consentirvi, dalla quale si crede, che fosse ritirato principalmente dall' autorità del Duca Alberto di Baviera.

1) Bericht über seinen Tod, mitgetheilt von Schelhorn. Raupach, evangel. Oestr. II, S. L.

2) Huberti Langueti Epistolae arcanae I, 2, S. 241.

Ja, es war in jenem Reiche lebendiger Geister, welche eine Nation ausmachen, in ihren Bestrebungen und Gesinnungen eine großartige Richtung zu gleichartiger allgemeiner Entwickelung, zur Ausführung großer Unternehmungen, zur Bildung zusammenhaltender starker Institutionen; — auf seinem Wege hatte man sie vor sich; mit Besonnenheit und überwiegender Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt wäre man dahin gelangt; — allein es gab auch widerstrebende Elemente, deren Emporkommen das Ganze zersetzen mußte. Eben diese kamen empor.

Ist es die Beschränkung des überwältigenden Theorems oder Leidenschaft oder beides, in dem Protestantismus entwickelt sich über das Dogma selber ein heftiger Streit. Die Parteien ergreifen die extremen Ansichten und setzen sich einander feindselig gegenüber. Mit untergeordneten Interessen im Bunde, fassen sie, sowie die eine oder die andere die mächtigere wird, in den verschiedenen Landschaften Fuß.

Eine Zeit lang widersetzten sich die vorwaltenden gemäßigten Fürsten dieser Richtung; allmählich, nicht ohne Einwirkung politischer Verhältnisse, werden sie selber davon ergriffen.

Es zerfallen zuerst die sächsischen Häuser nochmals. Es kommt zwischen ihnen zu einer Fehde, die von der einen Seite Opposition gegen das Reich, von der andern Execution von Reichswegen, aber im Grunde doch der alte Zwist ist.

Pfalz und Würtemberg, so nahe Nachbarn, die Linien der Pfalz unter einander selbst zerfallen.

Chursachsen und Churpfalz, beide Protestanten, aber durch die weiter entwickelten theologischen Systeme getrennt, gerathen in die entschiedenste Feindseligkeit.

Hierüber versäumt man die großen Interessen; man bringt es in der Reichsverfassung niemals zu dem erwünschten Ziele; die geistige Bewegung der Nation nimmt eine Richtung, welche keiner Gesammtunternehmung günstig ist; das Oberhaupt, mehr geistreich als stark, wird durch den Widerstreit der Meinungen geirrt und weiß nicht seine Entwürfe durchzusetzen.

Der Einfluß der Nachbarn, in deren Streitigkeiten man sich einmischt, nimmt aufs neue überhand. Man hält die französischen Händel für seine eigenen. Spanien hat wieder seine Parteigänger. Man schlägt in ihren Schlachten.

Hauptsächlich aber werden durch die heftigen Entzweiungen der protestantischen Meinung gar viele irre; der Katholicismus, welcher

geistig bereits besiegt war, der sich indeß zu einem ähnlichen Systeme gestaltet hat, wie die entgegengesetzte Lehre, faßt neuerdings Fuß.

Während die beiden protestantischen Parteien sich ihr Gebiet unter einander streitig machen, bemächtigt sich der Katholicismus derjenigen Länder wieder, die er zwar zum größten Theil, aber nicht völlig verloren hatte.

Er bekommt einen bedeutenden Verbündeten. Der süddeutsche Adel war von Anfang gut evangelisch; nur sah er mit Widerwillen, wie durch die Erfolge der Reformation die Fürstenmacht wuchs. Eine Zeit lang versuchte er eine Gegenwirkung, indem er sich an die heftigste protestantische Partei anschloß. Es ist merkwürdig, wie dies die Veranlassung wurde, daß Baiern sich völliger als bisher dem katholischen System ergab. Aber auch von den protestantischen Fürsten ward die Unabhängigkeit des Adels bedroht. Er sah seine Rettung allein in der Behauptung der geistlichen Fürstenthümer. In den Jahren 1563, 1567 war seine Bewegung noch protestantisch, doch der fürstlichen Macht entgegengesetzt; das Letzte blieb sie ferner, aber ebendeshalb warf sie sich in das Interesse des Katholicismus.

Seitdem nahmen die Gegenreformationen, vornehmlich in den geistlichen Fürstenthümern, ihren Fortgang. Die Geschichte derselben ist höchst wichtig, aber ziemlich unbekannt. Wir sahen, wie sie in Fulda anfingen und auf dem Eichsfelde fortgesetzt wurden. Von großem Einfluß waren die Neuerungen des Bischofs Julius Hechter zu Würzburg. In dem benachbarten Bamberg ahmte man ihm mit der Zeit nach. Nach dem Falle des Churfürsten Truchseß in Cöln ward dieses Erzstift, in dem nämlichen Sinne ward Mainz von dem Churfürsten Schweickard reformirt; erst im Anfange des 17. Jahrhunderts fing man auch in Trier an, den Protestanten Bedienungen zu versagen und alles wieder katholisch zu machen.

Indessen hatte der Papst ein Mittel gefunden, sich mit einigen Fürsten eng und enger zu verbinden. Baiern ging voran; bald folgten Baden-Baden, der Erzherzog Carl von Steyermark, der Pfalzgraf von Neuburg. So kleine Fürsten wie der Herzog von Teschen wußten sich doch im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Gegenreformationen bemerklich zu machen.

Nicht als sei dies alles mit Gewalt durchgesetzt wurden, es war auch das Werk der Lehre; es war die Wirkung der Jesuiten, die ihres Ortes denn auch die öffentliche Meinung zu gewinnen wußten [1]).

1) **Relne della stato infelice della Germania, mandata dal nunzio**

Da sich nun zu gleicher Zeit der Calvinismus von der Pfalz aus nach allen Seiten ausbreitete, in dem heftigsten Gegensatz mit dem wieder emporkommenden Katholicismus, nur siegreich in bereits protestantischen Ländern, so war an keine Vereinigung weiter zu denken. Wie hätte man in diesem Zwiespalt die allgemeinen Interessen sorgsam wahrnehmen sollen. Den Handel auf dem Belt zerstörte Schweden durch unaufhörliche Feindseligkeiten; Dänemark erschwerte die Fahrt durch den Sund mit willkürlichen und starken Zollerhöhungen; der erste Gebrauch, den die Holländer von einer Freiheit machten, die sie zum Theil mit Hülfe der Oberdeutschen erworben, war, daß sie uns den Rhein verschlossen, den sie nie wieder geöffnet haben; England vernichtete nicht allein die Privilegien der Gildehalle, es nahm die Schiffe, die den Canal auf der Fahrt nach Spanien passirten; zugleich sendete er seine Monopolisten nach Emden, um den englisch-deutschen Verkehr allein zum Nutzen der Engländer einzurichten. Schritt für Schritt sah man ihre Uebermacht kommen, aber man sah ihr zu. Da war keine Abwehr, keine kräftige Maßregel: es war keine Einheit. Fing man doch in dem Innern erst jetzt recht an, ein Gebiet vom andern durch Zölle zu scheiden. Man hat einmal den Gedanken gehabt, einen Reichsadmiral im mittelländischen und westlichen Meer aufzustellen, um die Vorrechte des Reiches warzunehmen. Es blieb ein flüchtiger Gedanke.

Immer weiter griff die Entzweiung.

Der Reichsabschied mußte 1608 allein in Gegenwart der Katholischen verkündigt werden: alle Andern hatten sich in Entrüstung entfernt. Im Jahre 1613 erklärten die Correspondirenden, die Stimmenmehrheit sei ein unerträgliches Joch: vor Erledigung ihrer Beschwerden wollten sie zu keiner Berathschlagung schreiten. „Das schnitt dem Kaiser durchs Herz", sagt das Protocoll dieses Reichstags; tief schmerzt es uns noch heute, die wir diese Dinge betrachten.

Schon standen Liga und Union zum Kampf gerüstet einander gegenüber: es bedurfte nur jenes Anlasses in Böhmen, so brach er aus.

Es war der dreißigjährige Krieg. Verwüstet, arm, seines

Ferrero, Vescovo di Vercelli. MS. der Bibl. Barberina. Bald nach 1600. „Da alcuni anni in quà si è convertito alla nostra santa religione una grand^ma^ quantità d'anime, restorate le chiese, rivocate molte religioni di regolari alli loro antichi monasteri etc."

Handels vollends beraubt, ein Spiel der fremden Mächte, ging Deutschland aus demselben hervor. Seine Cultur wie sein Dasein war von dem Ausland abhängig.

Wie viel hat es gekostet, wie gewaltige, tiefe, langaushaltende Anstrengungen, bis wir wieder erst äußerlich unser eigen wurden; bis alsdann der deutsche Geist selbständige Kräfte entfaltete und uns innerlich befreiete.

II.

Zur Reichsgeschichte.

Von der Wahl Rudolfs II. bis zur Wahl Ferdinands II.

1575—1619.

Die Staaten des Mittelalters beruhten auf der engsten Verbindung der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Die weltliche empfing von der geistlichen ihre Sanction, und lieh ihr dafür ihren Arm gegen alle Widerstrebenden.

Als nun dennoch in den abendländischen Nationen eine kirchliche Abweichung eintrat, die nicht wieder beseitigt werden konnte, so entstand die Frage, wie die Einheit und Energie der höchsten Gewalten dabei bestehen würde: der verschiedene Charakter der europäischen Reiche beruht größtentheils auf der Art und Weise, wie diese Schwierigkeit behandelt worden ist.

Die Nationalitäten haben dabei eine große Rolle gespielt; in den westlichen und nördlichen germanischen Reichen sind die regierenden Gewalten selbst von der Neuerung ergriffen worden und ihr beigetreten; in den südlichen und romanischen ist es ihnen in einigen leicht, in anderen unter heftigen Kämpfen gelungen, die Abweichung zu bezwingen und das alte Verhältniß zu erhalten.

In dem deutschen Reiche — vorzugsweise dem Reiche — hatte die Frage von Anfang an eine noch größere Bedeutung als anderwärts, weil die Idee des römischen Reiches deutscher Nation auf die allgemeine Autorität der lateinischen, katholischen Kirche gegründet war.

Zu einem ernstlichen Versuche, das Kaiserthum zu protestantisiren, ist es nie gekommen, und konnte es ohne einen Umsturz von Grund aus nicht kommen. Denn wie das Kaiserthum nun einmal bestand, war es ebensowohl ein allgemein europäisches und kirchliches, als ein nationales Institut; es war darauf angelegt, der geistlichen Macht gegenüber, indem es sie vollständig anerkannte, doch zugleich die natürlichen Rechte der weltlichen Gewalt zu behaupten. Insofern war der Protestantismus dem mächtigen Kaiser der Epoche sogar willkommen; bei den conciliaren Bestrebungen Carls V. lag der

Gedanke zu Grunde, die kirchlichen Befugnisse des Kaiserthums im weitesten Umfange zur Geltung zu bringen. Aber er entzweite sich darüber sowohl mit dem Papstthum, das an andern europäischen Mächten eine Stütze fand, als mit den Protestanten, welche ihre religiöse Autonomie auch gegen den Kaiser behaupten wollten; in diesem Kampf unterlag er ihrem Anfall.

Carl V. hat dann in dem spanischen Kloster, in das er zurückwich, die Meinung ausgesprochen, daß kein Reich ohne Conformität in der Religion bestehen könne. Er hat damit eines der größten Probleme angeregt, welche die europäische Menschheit in Krieg und Frieden beschäftigt haben. Verhält es sich wirklich so, daß das Bedürfniß einer festen Ordnung im Staat auch die Einheit der Religion nothwendig erfordert? Bildet diese eine Bedingung für die Entwicklung einer großen Macht, einer großen Nation? oder ist dafür schon das Uebergewicht Einer Form, neben welcher auch andere sich frei bewegen können, genügend, und welches sind alsdann die Grenzen der herrschenden kirchlichen Autorität und der besondern Gottesverehrungen? Oder ist zuletzt auch das nicht nothwendig? Läßt sich eine völlige Trennung der kirchlichen Verfassung von der Staatsgewalt durchführen?

In Deutschland konnte von alle dem, wenigstens in Bezug auf das Reich selbst, zunächst nicht die Rede sein. Was Kaiser Carl für unmöglich erklärte, das mußten seine Nachfolger dennoch versuchen. Denn im Reiche hatte sich der Protestantismus unüberwindlich behauptet, die alten kirchlichen Institute und die neuen auf einem abweichenden Begriffe beruhenden Organisationen standen einander unvereinbar gegenüber. In dem Compromisse, das sie ohne den Kaiser schlossen — dem Passauer Vertrag und Religionsfrieden — hatten sie einander ihre Existenz gegenseitig gleichsam gewährleistet. Den Protestanten war die Emancipation von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, den Katholischen im Allgemeinen der Besitz ihrer geistlichen Güter versichert worden. Das Kaiserthum bekam dadurch einen neuen Charakter, daß es beide umfaßte, beiden gerecht zu werden hatte.

Mit der Abkunft, welche getroffen ward, stand zugleich eine dynastische Veränderung in Verbindung. Denn da dem Ereigniß überhaupt ein nationales Anliegen zu Grunde lag, nämlich die Abwehr des Einflusses der Spanier und Italiener, der unter Carl V. zuletzt drückend empfunden worden war, so erfolgte, daß der Sohn desselben, bei weitem mehr ein Spanier, als er selbst, von dem deutschen Throne ausgeschlossen und dieser der jüngern Linie des Hauses Oestreich zu Theil wurde.

Maximilian II. ist insofern eine große Gestalt in der deutschen Geschichte, als er es hauptsächlich war, der seinen Vater Ferdinand I. bewog, sich von dem untergeordneten Verhältniß zu der älteren Linie loszureißen und die Nothwendigkeit einer Pacification mit den Protestanten, die von einer Unterwerfung derselben Abstand nahm, anzuerkennen. Ein friedliches Verhältniß zwischen den beiden Parteien anzubahnen, war er dann Zeit seines Lebens bemüht; die Aufgabe es durchzuführen hinterließ er seinen Söhnen Rudolf und Matthias.

Diese vier Kaiser bilden unter den Oberhäuptern der deutschen Nation, von denen die meisten doch wieder ihre eigenthümliche Stellung haben, gleichsam eine besondere Reihe. Sie waren durch ihr Dasein selbst beiden Theilen verpflichtet, und darauf angewiesen, inmitten ihrer Differenzen die Ordnung und Macht des Reiches aufrecht zu halten.

Ein großartiges Unternehmen wäre es, die deutsche Geschichte dieser Epoche in ihren Einzelnheiten zu erforschen und in ihrer Gesammtheit darzustellen: aber zur Ausführung desselben würde ein halbes Leben gehören.

Wohin man auch die Augen wendet, allenthalben, in den Dynastien und dem Adel, den Landschaften und den Städten, nimmt man eigengeartete Lebensformen wahr, die sich in Folge der religiösen Sympathien oder Antipathien, der Nachbarschaft oder Landesart, in den mannigfaltigsten Schattirungen von einander abheben. Unaufhörlich werden sie durch den großen politischen und religiösen Gegensatz des Jahrhunderts in innerer Gährung und äußerer Bewegung erhalten. Die europäischen Ereignisse finden in Deutschland lebendige, selbst thätig eingreifende Theilnahme. Wilhelm I. von Oranien und Alexander von Parma, die französische Ligue und Heinrich IV., die Wasa's von Polen und Schweden spielen eine Rolle in der deutschen Geschichte. Es ist die Epoche, in der die Territorialstaaten, auf der bereits früher gewonnenen Grundlage, nach innen und nach außen eine eigenthümliche Stellung nahmen. Man könnte von einer pfälzischen und einer sächsischen, einer brandenburgischen und einer baierischen, auch einer hessischen und braunschweigischen Politik, selbst einer Politik der verschiedenen Linien dieser Häuser reden. So hatten auch die geistlichen Herren in Folge alter Streitigkeiten und landschaftlicher Beziehungen ihre besondern Standpunkte und politischen Interessen; der Reichserzkanzler, Churfürst von Mainz, wurde durch Rücksichten auf die Nachbarn gefesselt. Allen diesen vielfach wechselnden und doch wieder gleichartigen Bestrebungen des dynastischen und clerikalen Ehr-

geizes, sowie der territorialen Selbständigkeit, ihren Verbindungen und ihrem Auseinandergehen, ihrem Antheil an den deutschen und den allgemeinen Entzweiungen nachzuforschen, und zwar wie es jetzt möglich wird, auf Grund archivalischer Forschung, ist der Mühe sehr werth; viel eigenthümliches Leben kommt dabei zu Tage, manche bedeutende und an ihrer Stelle wirksame, durch den Nutzen, den sie gestiftet hat, unvergeßliche Persönlichkeit; die localen Erinnerungen haften daran, und niemals komme der Tag, wo die Territorialforschung keine Beachtung mehr finden sollte; das Einzelne hat, so entlegen es ist, doch allezeit Bezug auf das Ganze. Gleichwohl läuft man Gefahr dabei das Allgemeine aus den Augen zu verlieren, das nicht etwa aus dem Besonderen und Mannigfaltigen hervorgeht, sondern wieder etwas Besonderes ist, welches die anderen Elemente unter sich begreift. Auch nicht in der Geschichte der Kaiser darf man das so ohne Weiteres zu finden hoffen. Denn da spielt wieder das Interesse der Erblande des Hauses Oestreich eine große Rolle, und so wichtig dies namentlich durch den Krieg gegen die Osmanen gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts auch für das Ganze sein mochte, so wird doch Niemand behaupten, daß es für das Reich als solches eben so viel bedeutet habe, wie für Oestreich; andere Gesammtbeziehungen traten dabei nur zu sehr in den Hintergrund.

Die Reichsgeschichte hat ihre eigenthümlichen, von allen Territorialbestrebungen gesonderten, selbst diesen entgegenstehenden Grundlagen: sie bewegt sich in dem, was sie alle umfaßt und doch mit keinem identisch ist, vor allem in den oben bezeichneten, die religiöse Differenz und den öffentlichen Frieden betreffenden Angelegenheiten. Zunächst erscheint sie auf den Reichstagen und den diese ergänzenden, für neue Wahlen von Zeit zu Zeit nothwendigen churfürstlichen Versammlungen; nicht so sehr jedoch in den besondern Ansprüchen, die jeder erhebt, die man zu Haufen bringt und die dann die Reichstagsacten erfüllen, als in den Verhandlungen, in denen sich Kaiser und Stände mehr oder minder ernstlich bemühen, ihre Differenzen auszugleichen, das Gegeneinanderstrebende durch eine maßgebende Ordnung in Frieden zu halten und selbst zu einer gemeinschaftlichen Action zu vereinigen [1]).

1) Auch für diese Zeiten wird die unter den Auspicien König Maximilians II. von Baiern unternommene Sammlung der Reichstagsacten von großem Werth sein, wenn sie jemals so weit geführt wird. Die voluminösen reichsgeschichtlichen Werke von Häberlin und Senkenberg werden bedeutend, sobald sie über das Formelle und die Reichsabschiede hinaus zu den wirk-

Ich mache einen Versuch, nicht etwa diesen Gegenstand nach allen Seiten hin zu erörtern, was ganz andere Vorarbeiten fordern würde, sondern nur aus dem vorliegenden urkundlichen Material den Gang darzulegen, den die Reichsgeschäfte in jener Epoche in Bezug auf die vornehmsten Fragen nahmen. Wer hätte nicht eine allgemeine Kunde von diesen Dingen? Mit den Specialitäten der Streitigkeiten, der entgegengesetzten Rechtsausführungen, den gegenseitigen Beschwerden wird man überhäuft und sieht sich durch die politischen Beziehungen, die sich damit verknüpfen, in ein unabsehliches Gewirr verstrickt; ich suche nur die beherrschenden Momente zu ergreifen, in denen die Ursachen zu Tage kommen, aus welchen die pacificatorischen Bestrebungen scheiterten und das verderblichste Zerwürfniß entsprang, das jemals die Nation heimgesucht hat.

In künstlerischen Kreisen hörte ich sagen, es sei nicht gut Stoffe zu wählen, in denen die Menschen Partei genommen haben, weil man den Einen oder den Andern leicht verletzt; der Historiker ist nun aber einmal darauf angewiesen, es ist sein eigenstes Geschäft.

lichen Verhandlungen kommen, wie solche dem ersten aus dem braunschweigischen, dem andern aus dem darmstädtischen Archiv mitgetheilt wurden. Wie sehr wird der Blick erweitert werden, wenn in Zukunft einmal eine allgemeine Sammlung zu Stande kommt, wobei das churerzkanzlerische Archiv die Grundlage bilden müßte. Ich will bei meinen Lebzeiten nur etwas Vorläufiges auch für diese Epoche versuchen, was dann geprüft und nach Befinden angenommen oder näher bestimmt werden mag. Mir lagen dabei die brandenburgischen Acten, vor allem die Relationes der Reichstagsbevollmächtigten in großem Umfang vor.

Erster Abschnitt.

Zur Geschichte der Reichstage unter Kaiser Rudolf II.

Erinnerung an die letzten Reichsverhandlungen unter Maximilian II.

Alles beruhte auf der Erhaltung des Religionsfriedens, der in jenen Conflicten mit Kaiser Carl V. zu Stande gekommen war, und zwar auf der Behauptung der beiden denselben ergänzenden Bestimmungen, des geistlichen Vorbehalts, der eine Beschränkung des vordringenden Protestantismus, und der ferdinandeischen Declaration, welche eine Sicherung der protestantischen Ritterschaften und Communen in den Territorien der geistlichen Fürsten, also eine Beschränkung des Katholicismus enthielt. Die Sache ward von Jahr zu Jahr schwerer, weil dem Protestantismus durch seine Ausbreitung in andern europäischen Reichen neue Kräfte und Impulse, die in einer erweiterten Weltstellung lagen, zuwuchsen, im Katholicismus aber durch das tridentinische Concilium das Princip der Einheit zu lebendigem Bewußtsein gekommen und die centrale Macht wesentlich verstärkt worden war, so daß das gekräftigte Papstthum den Kampf gegen alle Abtrünnigen mit einer großen Zuversicht wieder führen konnte. Die ältere und mächtigere Linie des Hauses Oestreich, welche ihre Kraft der Wiederherstellung des Katholicismus in aller Welt widmete, blieb doch immer in den engsten Beziehungen zu Deutschland und den deutschen Irrungen; — ein Glück, so lange es Kaiser gab, welche ihre Selbständigkeit gegen das Uebergewicht ihrer mächtigen Vettern zu wahren den Ehrgeiz hatten; in den Vordergrund aber trat zunächst noch das altherkömmliche Verhältniß des Kaiserthums nicht allein, sondern auch des Reiches zu dem Papstthum, welches diesem

eine unmittelbare Einwirkung auf die katholischen Fürsten und Stände verschaffte. Das Kaiserthum hatte eine natürliche Tendenz dem zu widerstreben: aber besaß es auch die Kraft dazu? Wenn sich das Papstthum mit den katholischen Fürsten vereinigte, oder diese durch das wiedererweckte Gefühl der kirchlichen Einheit, den stärkeren Rückhalt, den sie fanden, bewogen, gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, hatte der Kaiser eine hinreichende Macht und selbst nur eine genügende Position, dem zu widerstehen?

Maximilian II., der den Protestantismus — in seinem Herzen war er der augsburgischen Confession zugethan — aufrecht halten, aber mit der katholischen Welt nicht brechen wollte noch konnte, gerieth darüber in die schwersten Verlegenheiten.

Es traf recht in die Mitte der großen Streitfragen, wenn Churpfalz, als bei der Wahl Rudolfs II. zum Römischen König im October 1575 von der Erweiterung der ihm vorzuschreibenden Wahlcapitulation die Rede war, die Abänderung der altgebräuchlichen Formel, nach welcher der Kaiser als Vogt der Römischen Kirche bezeichnet wurde, in Antrag brachte; nur als Vertheidiger der christlichen Kirche sollte er fortan erscheinen. Aber weder diese, noch andere über den Wortlaut des Religionsfriedens hinausgehende Vorschläge wollten die beiden andern weltlichen Churfürsten gestatten: sie drangen nur auf die Erwähnung der ferdinandeischen Declaration und die Verpflichtung des künftigen Kaisers zu ihrer Handhabung durch die festzusetzende Capitulation. So eben hatte die Gegenreformation in Fulda und im Eichsfeld ihr Werk begonnen. Die weltlichen Churfürsten forderten die Erneuerung der Satzung, durch welche den Ritterschaften und Communen ihre Religionsübung auch in den Gebieten katholischer Fürsten gesichert wurde. Dazu aber waren die geistlichen Mitglieder des Collegiums nicht zu bringen. Die Churfürsten Brendel von Mainz und Eltz von Trier würden ihr eigenes Verhalten haben verurtheilen müssen. Sie leugneten die Existenz der Declaration zu kennen; mag es sich so verhalten oder nicht, daß sie ihren Kanzleien nicht insinuirt worden ist; sie wollten selbst nicht einwilligen, daß der Kaiser im Namen des Collegiums über die Thatsache ihrer Ausstellung befragt würde. In der Sitzung vom 18. October ist es hierüber zu einer förmlichen Spaltung gekommen: die weltlichen Churfürsten drohten dem Kaiser mit ihrer Abreise, wenn ihnen nicht Gerechtigkeit zu Theil würde; die Durchführung der Wahl wäre dann unmöglich geworden. Der Kaiser war sehr betroffen und versuchte ein paar Tage hindurch die geistlichen Herren zur Nachgiebigkeit

zu überreden, aber sie hielten unerschütterlich fest. Wohl ließ sich Sachsen, in mannigfaltigen dynastischen und confessionellen Differenzen mit Pfalz begriffen, wie es war [1]), und aus Rücksicht auf den Kaiser dahin bringen, von der Aufnahme in die Capitulation abzustehen, nicht jedoch ohne die Gültigkeit der Declaration auch dem Kaiser gegenüber auf das stärkste zu betonen [2]). Es sei ein kräftiger kaiserlicher alter Brief, dessen Würde und Wirkungen Niemand bestreiten dürfe: der Kaiser möge auf dem nächsten Reichstag eine Erörterung des Streites verfügen. Schon hatte sich der Kaiser dazu bereit erklärt, er wiederholte jetzt das Versprechen, die Sache auf dem nächsten Reichstag zu erledigen und indessen dahin zu wirken, daß Ritterschaften, Communen und Unterthanen in geistlichen Gebieten der Religion halber nicht bedrängt werden sollten [3]).

Hierauf wurden die Sitzungen wieder aufgenommen und die Wahl Rudolfs II. durchgeführt.

Im Jahr 1576 erneuerten nun die Protestanten auf dem Reichstag, der hauptsächlich deshalb berufen war, weil der Kaiser eine Unterstützung des Reiches gegen die Osmanen und selbst in den Verwickelungen mit Polen gar sehr bedurfte, ihre Anforderungen auf das eifrigste und dringendste. Der Kaiser versprach die Sache noch während des Reichstags in die Hand zu nehmen und, wie er sagt, „richtig zu machen". Und wäre es auf ihn angekommen, so läßt sich nicht bezweifeln, daß er die Declaration, die als der Ausdruck des Kaiserthums selbst betrachtet werden konnte und die überdies seiner Gesinnung entsprach, anerkannt und erneuert haben würde. Aber er hatte diesmal nicht allein mit den deutschen Churfürsten zu streiten: der Papst hatte den geschicktesten kirchlichen Diplomaten, der je gelebt hat, Cardinal Morone, nach Regensburg gesendet, der nun seinen ganzen Einfluß dagegen einsetzte.

1) Wie es im Protocoll bei Senkenberg, Sammlung ungedruckter Schriften, heißt, wenn ich es richtig lese: (Sachsen) ceteris omissis solam urget declarationem. Die Anmerkung S. 36 erläutert die Sache nicht hinreichend. Bei weitem unterrichtender ist die Erzählung bei Lehenmann II, c. XVI.

2) In dem Aufsatz über Ferdinand I. und Maximilian II. habe ich auch diese Seite hervorgehoben; ich will nicht darauf zurückkommen.

3) Nach Lehenmann: de pace religionis (Acta publica I, 28), hat sich Kaiser Maximilian erboten, nicht allein den berührten Streit auf dem nächsten Reichstag richtig zu machen und zu erledigen, sondern auch mit den geistlichen Churfürsten

Er sammelte nicht allein die geistlichen, sondern auch die weltlichen katholischen Fürsten um sich, und vermochte sie zu dem Versprechen, nichts zu thun, ohne mit ihm Rücksprache genommen zu haben. Besonders eifrig standen ihm der Herzog von Baiern, der Erzbischof von Cöln, ein Salentin, der noch zur rechten Zeit eintraf, um wirksam einzugreifen, die Bischöfe von Augsburg, Eichstädt und Regensburg zur Seite. Fast fürchteten die Protestanten, er sei gekommen, um den Krieg gegen sie zu entflammen. Sein Sinn war jedoch nur auf Ablehnung der protestantischen Anträge gerichtet; darauf aber drang er mit allem Nachdruck [1]. Der Kaiser sagte ihm, da den Protestanten die Erledigung der Angelegenheit auf diesem Reichstag versprochen worden sei, so werde sich schwer vermeiden lassen, sie vorzunehmen [2]. Morone antwortete, kein Katholik werde darauf eingehen, und der Kaiser, wenn er bei seinem Vorhaben beharre, sich keine Hülfe von dieser Seite versprechen dürfen [3].

Welch ein Zustand für den Kaiser! die beiden Parteien machten die unentbehrliche Hülfeleistung von der Gewährung ihrer einander

dahin zu handeln, daß die unter den Geistlichen gesessenen Ritterschaften, Communen und Unterthanen der Religion halber nicht beschweret, sondern bei deren Uebung unbedrängt bleiben und gelassen werden sollten.

1) Schreiben des Cardinals Morone vom 19. Juni 1576 bei Theiner, Annales ecclesiast. Tom. II: „I ministri (di Treveri) mi hanno promesso con quelli di Magonza e di moltri altri Vescovi, di non far cosa alcuna in materia della religione senza communicarla meco. Io intertengo tutti questi catholici al meglio che posso con buone parole, e con fargli quelle grazie cortesemente che ho nelle mie facoltà . . .".

2) Morone: „l'Imperatore fece chiamar a se li Commissarii di Sassonia et quelli di Brandenburg, e trattò con essi, e con fatica li ridusse a contentarsi, che si passasse avanti, dicendo essi però, che sebene dai loro Principi non havevano commissione ristretta et espressa di impedire il progresso della Dieta, sul primo punto della libertà della religione, l'havevano però sopra il secondo della confirmatione del Decreto, che dicono gli fu fatto dalla fel. mem. di Ferdinando Imperatore e per questo desideravano che Sua Maestà satisfacesse alli loro Principi avanti il fine di questa Dieta, e sopra di ciò l'Imperatore fece la risolutione, che per l'annessa scrittura vedrà V. S. Illustrissima, dandoli qualche intentione, che al fine della Dieta s'habbia da trattare d'esso Decreto".

3) „Io le replicai che nessun Catholico havrebbe consentito mai, et che sua Maestà entrando su queste contese, non sarebbe riuscita con i suoi disegni degli ajuti contro il Turco et altri."

entgegenlaufenden Forderungen abhängig! Er selbst war von einer lebensgefährlichen Krankheit heimgesucht. Einst auf seinem Bette sitzend gab er den Protestanten Audienz; er sagte, sie würden den Streit der Stände nicht ihn, den Kaiser, entgelten lassen, sie würden nicht verursachen, daß Land und Leute in die Gewalt der Türken geriethen. Die Protestanten sind überzeugt, sie würden mit ihren Anforderungen diesmal durchgedrungen sein, hätte sich nicht der päpstliche Legat mit seiner ganzen Autorität dagegen gesetzt. Sie wollten den Kaiser, gegen den sie doch Verpflichtungen hatten, nicht in den großen Nachtheil gerathen lassen, der ihm drohte. Im Angesichte der unleugbaren äußeren Gefahr bewilligten sie die geforderte Steuer auf sechs Jahre. Es war das Letzte, was Kaiser Maximilian erreichte. Am 11. October 1576 erlag er (in diesem Augenblicke unerwartet) seiner Krankheit. Bezeichnend dafür, daß man nicht wußte, zu welchem Bekenntniß er sich halte, ist die Frage seiner Gemahlin, die aus der Messe kam, als man ihr den Tod des Kaisers meldete, ob er im katholischen Glauben gestorben sei. Erst, als man ihr dies versicherte, gab sie ihrem Schmerze Ausdruck.

Reichtag zu Augsburg von 1582.

Gewiß war es auch im Reiche für die katholische Partei ein Vortheil, daß wieder ein unzweifelhafter Katholik zum Kaiserthum gelangte, aber durch alles Vorangegangene und die bestimmtesten Versprechungen war doch auch der neue Kaiser an die Concessionen seines Großvaters und seines Vaters gebunden, und gesonnen, im Reiche eine vermittelnde Stellung einzunehmen.

Es dauerte sechs Jahre, bis er seinen ersten Reichstag hielt. Auch dann bewogen ihn nicht so sehr die inneren Irrungen, in denen er Maß zu geben sich nicht zutraute, noch auch rechten Eifer hatte; der vornehmste Grund war, daß die bewilligte Türkensteuer zu Ende lief, und ihre Erneuerung für die Vertheidigung der Grenzen unentbehrlich war.

Der Krieg wurde dort mit großem Eifer geführt; Erzherzog Carl von Steiermark, dem die Vertheidigung der Grenzen von der Drau bis zum adriatischen Meere anvertraut war, kam sich vor wie ein neuer Markgraf Luitpold. Wie dieser, sagte er (denn er erschien selbst am Reichstag), so vertheidige auch er die östlichen Marken gegen die eindringenden Barbaren; würde er nicht in den Stand ge=

setzt, die Grenzfestungen zu behaupten, so würde der unersättliche Feind sich nach allen Seiten über das Reich ergießen.

Wie aber der Fortschritt der Feinde der Christenheit überhaupt durch nichts mehr gefördert worden ist, als durch den Zwiespalt in der Christenheit selbst, so geschah es auch diesmal.

Von den protestantischen Gesandten hatten die meisten die Instruction, in keine Türkenhülfe zu willigen, es werde denn ihren Beschwerden abgeholfen. Diese aber waren seit der letzten Versammlung nicht allein nicht gehoben, sondern mächtig angewachsen. Die Ablehnung der Erneuerung der ferdinandeischen Declaration war eben der Grund der immer weiter greifenden Gegenreformation.

Damals trat noch eine andere, aus dem zweiten Punkte der Declaration des Religionsfriedens, dem geistlichen Vorbehalt, herrührende Frage in den Vordergrund.

Man muß sich erinnern, daß das deutsche Bisthum vor allen Dingen ein Fürstenthum geworden, daß von geistlicher Amtsführung auch auf der katholischen Seite nicht mehr die Rede war [1]). Und schon längst hatte sich eingeführt, daß die reichsunmittelbaren Stifter vielfach in die Hände der großen reichsfürstlichen Familien gelangten; sie bildeten Ausstattungen und Wirkungskreise der jüngeren Söhne.

Wenn nun der geistliche Vorbehalt festsetzte, daß ein geistlicher Fürst, der vom katholischen Bekenntniß abfalle, seine Würde verlieren solle, so meinten die Protestanten davon nicht besonders eingeengt zu werden. Nach dem Wortlaut würde es den Capiteln sogar unbenommen bleiben, in einem solchen Falle einen Evangelischen zu wählen — gleich als sei es nur die Absicht, die Willkür der Würdenträger dem Capitel gegenüber zu beschränken — wie viel mehr bei einer gewöhnlichen Vacanz. Die Capitulare der Hochstifte, für die kein Verbot bestand, zu der evangelischen Lehre überzutreten, betrachteten sich als die Inhaber der stiftischen Gewalt, wie auch die Bischöfe und Erzbischöfe allenthalben durch beschränkende Wahlverpflichtungen an deren Einwilligung gebunden waren; sollte es ihnen verwehrt sein, einen aus ihrer Mitte oder einen der glaubensverwandten benachbarten Fürstensöhne zu ihrem Oberhaupte zu wählen? Sie dachten kaum daran, daß das geistliche Fürstenthum nicht auch von einem Protestanten bekleidet werden könne. Der geistliche Vorbehalt hatte auch so wie er war, mancherlei Widerspruch gefunden, ohne diese Voraussetzung aber

1) Bericht an den König von Spanien 1571 bei Döllinger, Beiträge I.

wäre er nimmermehr angenommen worden. Denn sonst würde mit dem Bekenntniß gleichsam eine Pön verknüpft, die evangelischen Fürsten von den benachbarten Hochstiften ausgeschlossen, und einzig den katholischen ferngesessenen Dynastien der Zutritt zu denselben eröffnet worden sein. Sie sagten, sie würden dann nicht mehr als vollberechtigte Glieder des Reiches, ihr Bekenntniß dem andern nicht mehr als ebenbürtig erscheinen.

Denn in dem Ineinandergreifen des allgemeinen Antheils an Reich und Kirche und der landschaftlichen Selbstbestimmung bestand nun einmal das Wesen und die historisch gegründete und mannigfaltig verschlungene Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, auf ihrem Widerspruch die Bewegung, auf ihrem Zusammengehen der Friede und das Recht; miteinander mußten sie fortgebildet werden.

Eins der großen protestantischen Anliegen bildete nun allerdings der dem geistlichen Vorbehalt entgegengesetzte Anspruch der Freistellung des Bekenntnisses für die Hochstifte und Bischöfe allenthalben im Reiche; doch war davon so im Allgemeinen nur dann und wann die Rede. Die zunächst vorliegende praktische, für das Reich ebenfalls unendlich wichtige Frage war eine andere: sie betraf die Theilnahme der Bischöfe evangelischen Bekenntnisses an den Reichsversammlungen, welche die gesetzgebende Gewalt besaßen: Sitz und Stimme derselben an den Reichstagen. Die evangelisch gewordenen Domcapitel wollten durch die Religionsveränderung kein Recht verloren haben, das ihnen früher zugestanden hatte. Die von ihnen gewählten, oder wie man sich ausdrückte, postulirten evangelischen Administratoren sollten die Stelle und den Rang ihrer katholischen Vorgänger ungeschmälert besitzen.

Für sie selbst lag eine Ehre, für die sie noch vielen Sinn hatten, in dem ununterbrochenen Zusammenhange mit dem Reich, aber zugleich wollten sie auch in einer Versammlung vertreten sein, welche die Leistungen bestimmte, die jedem Reichsstande angemuthet und von denen auch sie betroffen wurden.

Auf das prägnanteste trat die Frage in dem Verhältniß von Magdeburg hervor. Das Erzbisthum Magdeburg, eine Stiftung des großen Fürsten, der das deutsche Kaiserthum überhaupt begründet hat, der bestehenden Hierarchie von ihm gleichsam abgerungen, hatte auch in den spätern Zeiten eine seiner ursprünglichen Bestimmung analoge Stellung, zunächst den geistlichen Churfürstenthümern, und den Titel des Primats behauptet. In der zweiten Hälfte

des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts führt es den Vorsitz im Reichsfürstenrathe. Seitdem war das Stift in den allgemeinen Zug der norddeutschen geistigen Bewegung erst mit Connivenz, dann unter dem Vortritt der Erzbischöfe aus dem Hause Brandenburg zum Protestantismus übergegangen. Bei der letzten Wahl im Jahr 1566, die den Enkel des Churfürsten Joachims II., Joachim Friedrich, traf, war es diesem sogar von dem Capitel zur Pflicht gemacht worden, die Reformation im stiftischen Gebiet vollends durchzuführen, was er denn mit Freuden that. Die zwanzig Jahre verschlossen gebliebene Domkirche ward dem protestantischen Gottesdienst wieder eröffnet [1]). Kaiser Maximilian II. hatte so wenig etwas gegen diese Wahl, daß er dem Prinzen, der gerade unter ihm gegen die Türken diente, seinen Glückwunsch dazu aussprach und ihm die besten Versicherungen gab. Joachim Friedrich, der voraussichtlich Churfürst werden mußte — er ist der älteste Sohn Johann Georgs, damaligen Churprinzen, und der Herzogin von Liegnitz, deren Erbrechte auf ihn übergingen — trug kein Bedenken, da die Fortpflanzung des Stammes auf ihm beruhte, sich zu vermählen, obgleich er ein geistliches Fürstenthum administrirte. Das Capitel wußte es voraus, erhob aber keine Einwendung [2]). Es war ihm genug, daß Joachim Friedrich in der Capitulation, die ihm vorgelegt wurde, die Verpflichtung einging, sobald ihm das Churfürstenthum zufalle, auf das Stift zu verzichten; die Huldigung, die man ihm leistete, solle alsdann null und nichtig sein, und das Capitel sein Wahlrecht wie bei einer regelmäßigen Sedisvacanz ausüben.

Und noch ein anderer Artikel von allgemeiner Bedeutung findet sich in der Capitulation. Joachim Friedrich, der sich als Administrator des Primats und Stiftes Magdeburg bezeichnet, macht sich anheischig, Sitz und Stimme desselben zugleich mit seinem Capitel im Reiche aufrecht zu halten. Die Session an dem Reichstage, bereits ein paar Mal auch von protestantischen Bischöfen ausgeübt, war besonders dadurch zweifelhaft geworden, daß der Erzbischof Albrecht von Magdeburg, der zugleich Churfürst von Mainz war, das Directorium im

1) Inschrift darüber bei Lenz, Historia Archiepiscoporum 165.

2) Vgl. Chyträus, Saxonia 636. 681; besonders unterrichtend ist eine ausführliche unter den Acten von 1694 befindliche Rechtfertigung des Markgrafen.

Churfürstenrath dem Vorsitz im Fürstenrathe vorzog und diesen, unter der Bedingung einer gewissen Alternative, an Salzburg überließ. Das Stift war immer dagegen gewesen. Joachim Friedrich versprach ihm nicht allein das alte Recht wieder geltend zu machen, sondern auch bei der Reichsversammlung daran zu sein, daß dem Stift keine Steigerung seines Matricularanschlags aufgedrungen werde. Noch war aber in dieser Beziehung nichts geschehen, als zu Neujahr 1582 ein neuer Reichstag ausgeschrieben wurde. Wie es in einer unter Vermittelung des Churfürsten zu Stande gebrachten Abkunft angekündigt wird, man traf Anstalt, „Session und Stimme dem Erzstift Magdeburg zu erhalten" [1]). Der Administrator machte sich in Person auf, um die Sache durchzusetzen.

Am 27. Juni 1582 hielt Kaiser Rudolf in altgewohntem Pomp — der Churfürst von Sachsen trug das Schwert des Reichs vor ihm her — seinen Einzug in Augsburg.

Die Eröffnung des Reichstags selbst trägt dagegen einen Zug von feierlicher Vertraulichkeit, der sie bemerkenswerth macht. Die anwesenden Fürsten und die Botschafter der abwesenden bilden einen Kreis um den Kaiser, der sich erst niedersetzt, nachdem ein Jeder seine Stelle eingenommen hat; in seinem Namen begrüßt sie dann der Bischof von Würzburg, der Secretär des Reichshofraths liest die Proposition, die sich vor allem auf die Nothwendigkeit, das Kriegsvolk in Ungarn zu erhalten, bezieht; der Kaiser bemerkt hierauf selbst in ein paar Worten, wie sein Ersuchen an die Stände nur zum Besten der Christenheit und der deutschen Nation gemeint sei, so daß er auf ihre Willfährigkeit und ihre Hülfe rechne. In deren Namen ergreift dann nach einer kurzen Besprechung der Erzbischof von Mainz das Wort: es athmet den Ton freundlicher Anmahnung, wenn er den Kaiser an seinen Vater und seinen Großvater erinnert, und die Meinung ausspricht, wie Rudolf bisher eine löbliche Regierung geführt habe, so sehe man, daß er entschlossen sei, das fortan noch mit größerem Ernst zu thun, zur Erhaltung der Hoheit des Reiches und des Friedens in dem Vaterlande deutscher Nation: so seien auch die Stände gesonnen ihn mit Gut und Blut zu vertheidigen und ihm den schuldigen Gehorsam zu erweisen.

1) Capitulation vom 9. Jan. 1567, Art. 32, bei Dreihaupt, Saalkreis I, 299: „sonderlich, daß die Session und Stand im Reich nicht verrücket, sondern in Uebung bleiben möge"; — ferner, „daß das Stift bei den alten des Reichs Contributionen und Anschlägen soviel möglich gelassen werde".

Wer hätte nicht meinen sollen, daß auf diesen guten Anfang gute und einhellige Beschlüsse folgen würden, wie das vorgesteckte Ziel, Ansehen nach Außen, Einigkeit im Innern, sie erheischte?

Aber dazu gehörte nothwendig, daß die große zum Gesetz erhobene Uebereinkunft, durch welche der Friede in den Religionsangelegenheiten hergestellt worden war, nicht allein befestigt, sondern in seinem ursprünglichen Sinne entwickelt worden wäre. Es fiel auf, daß der Kaiser dieselbe in der Proposition gar nicht erwähnte [1].

Nicht mehr aber auf die religiöse Meinung, den Inhalt des Bekenntnisses kam es an — die Schlichtung dieser Differenz hatte man so gut wie aufgegeben —, sondern auf die Stellung der kirchlichen Genossenschaften zur Jurisdiction und Autorität des Reiches, auf welcher für einen Jeden das Gefühl eines anerkannten Bestehens und seine Sicherheit für die Zukunft beruhte.

Aber unmöglich war durch Stillschweigen darüber hinwegzukommen; es waren die Fragen, die alle Gemüther beschäftigten: ihnen gegenüber erschien alles andere, selbst die türkische Gefahr, nur als secundär. Die Protestanten waren entschlossen sie zur Sprache zu bringen; fast die Summe enthielt das Anliegen des Stiftes Magdeburg.

Gleich bei der Ankunft des Kaisers trug Markgraf Joachim Friedrich, der noch vorher eingetroffen war, demselben die Bitte vor, ihm den Titel eines postulirten Administrators zu geben und die Wiederaufnahme der bisher verabsäumten Session am Reichstage zu gestatten; denn das Erzstift dürfe nicht um sein Recht kommen. Der Markgraf war zugleich mit der Stellvertretung seines Vaters am Reichstag betraut. Indem er diese Function im Churfürstenrathe sich selbst vorbehielt, beauftragte er einen Domherrn, Bothmar, mit der Führung der magdeburgischen Stimme im Fürstenrath. Der Reichsmarschall trug kein Bedenken, bei der Proposition, welcher der Markgraf beiwohnte, auch dem Domherrn eine entsprechende Stelle anzuweisen.

Schon da brachten die salzburgischen Abgeordneten jenen Vertrag über den Vorsitz im Fürstenrath zur Sprache; Joachim Friedrich zeigte sich bereit, denselben zu halten, obwohl er ungünstig sei; man konnte hoffen sich gütlich zu vergleichen. Dennoch kam in der ersten Sitzung des Fürstenrathes vom 6. Juli der Streit in einer Weise zum Ausbruch, die noch eine ganz andere Beziehung, als den

1) Kurtzer Bericht was maßen von der Kay. Mt. Fürtrag — geschehen, bei Häberlin XII, Vorr. 15.

Vorrang bei der Session, in sich trug. Der Bevollmächtigte von Salzburg, Georg Bischof von Seckau, protestirte nicht allein gegen den Vorsitz des magdeburgischen Gesandten, sondern gegen dessen Theilnahme am Fürstenrathe überhaupt [1]. Denn man wisse, sagte er, zu dieser Zeit von keinem ordentlichen Oberhaupt des Erzstiftes Magdeburg, welches die Confirmation päpstlicher Heiligkeit oder vom Kaiser die Regalien erlangt habe [2]: er behandelte Bothmar als einen Eindringling, in dessen Gegenwart er keiner Berathschlagung beiwohnen wolle. Bothmar erwiderte, daß der Markgraf regelmäßig erwählt, und die Ertheilung der Regalien nicht verweigert, sondern nur verzögert worden sei. Der Bischof von Seckau ließ sich nicht abhalten, die Versammlung zu verlassen, indem er sich auf die Entscheidung des Kaisers bezog.

Es ist der Mühe werth bei dem ersten Schritt in dieser Streitigkeit stehen zu bleiben, um ihre Tragweite zu ermessen. Die ganze Verfassung des Reiches hing davon ab, oder vielmehr, ihre Unausführbarkeit in dem damaligen Zustand der Dinge kam dabei zum Vorschein.

Für die geistlichen Gebiete, welche evangelisch geworden, war die Vertretung derselben am Reichstag eine unbedingte Nothwendigkeit, in wie fern da die Gesetze, die auch sie betrafen, gegeben, die Leistungen, die man auch von ihnen forderte, bestimmt wurden; sie hatten das Recht, Reichsstände in vollem Sinne des Worts zu sein; das Reich war unvollständig ohne sie und konnte ohne ihre Theilnahme auf die Vollziehung seiner Beschlüsse nicht dringen. Und schon war ihrer eine große Anzahl. Magdeburg stand bei seinem Verlangen an der Spitze der norddeutschen Stifte überhaupt.

Aber dem Grade der Bedeutung des Verlangens entsprach auch die Schwierigkeit seiner Gewährung. Sie lag vor allem darin, daß die Confirmation des Papstes nun einmal für die Oberhäupter der Stifte dazu gehörte, um in dem Reich anerkannt zu werden, der römische Stuhl aber weit entfernt davon blieb, den Religionsfrieden, auf dessen Grund die Veränderung des Bekenntnisses reichsrechtliche Geltung genoß, anzuerkennen, vielmehr für sein Recht und seine Pflicht hielt, denselben rückgängig zu machen. Denn für ihn bestand die Verbindung

1) So das Protokoll des Fürstenrathes bei Häberlin XII, 217.

2) In dem Bericht des churbrandenburgischen Gesandten unterm 15. Juli lauten die Worte: er wisse itziger Zeit von keinem Erzbischof von Magdeburg, der die Confirmation am gebührenden Orte erlangt.

mit Kaiser und Reich in der alten Form, wie sie sich im Laufe des Mittelalters gebildet hatte. An dem Begriffe der Heiligung der weltlichen Gewalt durch die geistliche, der in den frühern Jahrhunderten herrschte, hielt der römische Stuhl fortwährend fest; wo aber wäre derselbe berechtigter erschienen, als in den Gebieten der Hochstifte, die als das Eigenthum der Kirche selbst betrachtet wurden. Wie sollte der Papst Wahlen protestantischer Würdenträger, mochten sie sich Bischöfe oder Administratoren nennen, durch protestantische Capitel anerkennen und bestätigen?

Der vorliegende Fall wurde noch dadurch erschwert, daß der Administrator verheirathet war, wie die Domherren, die ihn gewählt hatten; Joachim Friedrich hatte bereits eine Anzahl von Kindern. Wenn nun Sitz und Stimme des Administrators von der Confirmation des römischen Stuhles abhängig gemacht wurde, so hieß das sie unbedingt verweigern.

Das geistliche Motiv trat hier dem weltlichen unversöhnlich in den Weg.

Und auch diesmal war der römische Stuhl auf dem Reichstag sehr gut vertreten. Aus der Mitte der katholischen Fürsten war Papst Gregor XIII. nicht allein um dieser, sondern auch um anderer Angelegenheiten willen auf die Wichtigkeit der bevorstehenden Berathungen aufmerksam gemacht und ersucht worden, einen Legaten nach Augsburg zu schicken, der sich eigne, die Katholiken unter einander vereinigt zu halten.

Gregor wählte den Cardinal Ludwig Madruzzi, den seine Familienverbindungen und persönlichen Verhältnisse, sowie auch die gute Kenntniß der Reichsangelegenheiten, die er besaß, besonders empfahlen; ihm wurden einige Assistenten beigegeben, welche unter Morone in der letzten Reichsversammlung thätig gewesen waren [1]).

Der Einfluß des päpstlichen Legaten wurde dadurch vermehrt, daß so eben ein neuer Erzbischof und Churfürst von Mainz gewählt worden war — Wolfgang von Dalberg; nicht als ob man auf

1) Maffei, annali di Gregorio XIII., II, 236. In einem Schreiben des Herzogs von Jülich an den Papst heißt es: „Intelligo in id incumbi ut in comitiis religionis libertas publico imperii decreto extorqueatur. . . . . Sanctitas vestra legato suo in mandatis dare velit, ut agat cum apud Imperatorem, tum etiam status Imperii et praesertim Ecclesiasticos, quorum multi, ut sub velamento publicae auctoritatis suis effectibus liberius indulgere queant, ad hoc forte non mediocriter propensi erunt, ne eo dementiae se abripi sinant.“ —

denselben besonders gezählt hätte, eher das Gegentheil; aber er war noch nicht bestätigt. Erst durch sein Betragen am Reichstag sollte er sich die Confirmation verdienen.

Auf den Erzbischof von Trier konnte Rom unbedingt zählen. Der Churfürst von Cöln, Gebhard Truchseß, hielt sich damals noch still; der Bischof von Würzburg mochte in sich selbst vielleicht noch schwanken, aber er erklärte sich zu aller Hingebung mit unbedingtem Eifer bereit. Mit den übrigen geistlichen Fürsten trat der Cardinal in Beziehungen, die seiner Würde entsprachen. Es fiel auf, wie oft sie hin und her zu ihm gingen.

Die brandenburgischen und magdeburgischen Gesandten wurden inne, daß sie es nicht allein mit Salzburg zu thun hatten; sie vernahmen, wenn Bothmar bei der nächsten Zusammenkunft seinen Sitz im Fürstenrath einnehme, so würden die Katholischen sämmtlich aufstehen und ihn auf der geistlichen Bank allein lassen.

Es wäre nun an dem Kaiser gewesen, ein entscheidendes Wort zu sprechen und der Idee der weltlichen Macht als solcher Raum zu machen. Hätte er, was ja doch von ihm abhing, die Session des Stiftes und des Administrators angenommen, so würde darin allerdings vor allem ein großer Vortheil für den Protestantismus gelegen haben. Aber eben so einleuchtend ist, daß es für das Reich von unschätzbarem Werth gewesen wäre, sich des Einflusses der römischen Päpste und der damit zusammenhängenden Abhängigkeit der katholischen Fürsten von dem römischen Stuhl in Bezug auf die Verfassung zu entschlagen. Es hätte ein Princip der Einheit gewonnen, das ihm eben mangelte.

Von dem Standpunkt einer spätern Zeit aus möchte man sagen, die katholischen und evangelischen Fürsten hätten vereinigt den Kaiser dazu drängen sollen. Zur Vollendung und Befestigung des Religionsfriedens gehörte es offenbar, daß der geistlichen Gewalt, die ihn nicht anerkannte, auch keine weitere Einwirkung auf das Reich als solches gestattet worden wäre.

Aber das lag nicht in dem Genius der Epoche. Die nationale Idee war überall nur schwach vertreten, am schwächsten in Deutschland. Die Strömung der Geister war kirchlicher Natur und die Idee der katholischen Einheit unter dem Papstthum, die in den tridentinischen Beschlüssen ihren Ausdruck gefunden, in Fortgang und Sieg begriffen. Vor Kurzem waren diese Decrete von den Würdenträgern der katholischen Kirche in besondern Sitzungen angenommen worden und dienten den Instituten des Unterrichts, die man allenthalben einrichtete oder erneuerte, zur Norm.

Der Kaiser that alles, was von ihm zu erwarten war, wenn er sich von dieser Strömung nicht selbst ergreifen ließ. Aber ihr den Gedanken der Einheit und Macht des Reiches entgegenzusetzen, lag nicht in seiner Natur, dazu war er von den geistlichen Fürsten und dem Papstthum viel zu abhängig. Er bedurfte ihrer unmittelbaren Unterstützung für den Krieg.

Die Protestanten ihrerseits waren durch das Vorwalten der kirchlichen Richtung in zwei Partien gespalten und gingen auch jetzt nicht mit einander. Dem Mächtigsten von ihnen, Churfürst August von Sachsen, entsprang überdies aus seinen eigenen Angelegenheiten ein sehr gegründeter Anlaß, den Kaiser zu schonen. Eben das Jahr zuvor hatte der Bischof von Meißen auf sein Stift Verzicht geleistet, unter der Bedingung, daß es dem Churfürsten von Sachsen als Commende aufgetragen würde, und hierauf war diesem die Huldigung geleistet worden. Aehnliche Transactionen waren mit Naumburg und Zeitz in vollem Gange. Der sächsische Hof hat immer behauptet, er sei von dem Kaiser zu denselben ermächtigt gewesen, dessen Genehmigung um so weniger entbehrt werden konnte, da der Landesadel nicht vollständig einverstanden war. Um keinen Preis durfte der Churfürst einen Bruch im Reich veranlassen, durch den die Autorität des Kaisers in Frage gestellt, seine Stellung zu den Ständen überhaupt gefährdet worden wäre. Er verlangte, daß demselben unter allen Umständen von den Protestanten Hülfe geleistet würde.

Principiell war Churfürst August für den Administrator von Magdeburg. Er übernahm, denn nur dann ließ sich eine günstige Entscheidung von dem Kaiser erwarten, in der Sache eine Ausgleichung mit den geistlichen Fürsten zu Stande zu bringen; er fand sie jedoch in der Hauptsache unerschütterlich.

Der Bischof Julius von Würzburg bemerkte dem Churfürsten August, es könne darüber zum Ausbruche eines Krieges zwischen den Protestanten und Katholiken kommen. Um den Churprinzen von Brandenburg nicht zu beleidigen, machte man ihm den Vorschlag, die Session an dem gegenwärtigen Reichstag auszuüben, aber unter der Bedingung, daß dies niemals wieder geschehen solle, es wäre denn, er selbst und sein Capitel hätten sich dazu regelmäßig qualifizirt, d. h. wie in dem ersten Entwurfe ausdrücklich gesagt war, die Confirmation der Wahl bei dem päpstlichen Stuhle ausgebracht[1]).

1) Darin möchte noch die Modification der kaiserlichen Kanzlei liegen, daß man des Papstthums und seiner Rechte nicht ausdrücklich gedachte.

Die geistlichen Stände wollten die momentane Concession zur Entscheidung der Angelegenheit für immer benutzen. Der Administrator sollte einen ausdrücklichen Revers darüber ausstellen und der Churfürst von Sachsen denselben unterschreiben; mit den Siegeln der beiden Fürsten versehen und von dem Kaiser genehmigt, sollte derselbe den katholischen Ständen übergeben werden; diese würden daran eine Erklärung in ihrem Sinne auf alle Zukunft gehabt haben.

Indem Churfürst August diesen Vorschlag dem magdeburgischen Kanzler übergab, bemerkte er, auf Seiten Magdeburgs würde man ihn wohl nicht annehmbar finden. Joachim Friedrich fühlte dazu nicht die mindeste Versuchung; sein Entschluß in diesem Augenblick war für sein Leben entscheidend. Er hat in der Sache einmal persönlich mit dem Kaiser gesprochen, und sich entschlossen erklärt, den Reichstag lieber zu verlassen, um die Berathungen desselben nicht zu hindern, weil das für die Angelegenheiten des Kaisers nachtheilig sein würde. Der Kaiser hatte ihn gebeten, nur noch ein paar Tage zu bleiben, indessen hoffe er noch die Sache auf gute Wege zu richten. Dann war die Vermittlung versucht worden, die aber zu nichts weiter führte als zu dem erwähnten Vorschlag.

Joachim Friedrich ließ den Vermittlungsentwurf zurückgeben, mit der Bemerkung, daß er dagegen werde protestiren müssen, wenn man ihn etwa auch ohne seine Annahme den Ständen der andern Religion unter der kaiserlichen Autorität mittheile. Dem Kaiser sprach er seinen Dank für die gehabte Mühewaltung aus, und verließ sofort den Reichstag.

Die Frage ward also nicht entschieden; der Administrator, sein Capitel, die protestantischen Stifte überhaupt behielten ihren Anspruch; aber daß er erhoben und dann nicht durchgeführt worden war, gereichte ihnen ohne allen Zweifel zum Nachtheil.

Auch mit ihren andern Anliegen konnten die Evangelischen nicht durchdringen. Sie hatten gemeint, die Freistellung zu suchen, oder wenigstens auf der ferdinandeischen Declaration zu bestehen und ihre Contribution zu dem Türkenkriege von diesen Zugeständnissen abhängig zu machen; aber Churfürst August konnte sich nicht entschließen, diesen Forderungen beizustimmen; denn man würde damit kaiserlicher Majestät etwas zumuthen, was sich bei den päpstlichen Ständen nicht erreichen lasse; dann aber würde (an den türkischen Grenzen) Alles in Verwirrung gerathen, auch jede Drohung würde schädlich wirken. Zu nichts weiter wollte er sich

verstehen, als zu einer Intercession für diejenigen, denen wirkliche Veranlassung zu Beschwerde gegeben sei.

Neben der Magdeburgischen war es besonders noch die Aachner Angelegenheit, was den Reichstag von 1582 beschäftigte: ebenfalls eine Sache von allgemeinster Bedeutung.

Es scheint unleugbar zu sein, daß Ferdinand I., indem er den Religionsfrieden auch für die Reichsstädte bewilligte, doch den Rathsherren der einen und der anderen, namentlich auch von Aachen und Cöln, auf die es dem Hause Oestreich wegen ihrer nahen Berührung mit den Niederlanden besonders ankam, das Versprechen abgenommen hat, die der augsburgischen Confession Verwandten ausgeschlossen zu halten. Sie drangen dennoch da ein, und zwar in Folge des niederländischen Krieges. Indem Viele, um den Gewaltsamkeiten Alba's zu entgehen, ihre Zuflucht nach Aachen nahmen, wurde hier im Jahre 1574 mit Einwilligung der Rathsverwandten und der Zünfte eine neue Rathsordnung gemacht, kraft deren Verwandte der augsburgischen Confession allerdings zu den Aemtern der Stadt gelangen und in den Rath aufgenommen werden konnten. Einmal eingetreten erlangten aber die Evangelischen, in Folge des wachsenden Verkehrs und der Zunahme der Einwohner, auch das Uebergewicht im Rathe[1]). Aachen sah sich als eine evangelische Reichsstadt an, und wollte nun, kraft der im Religionsfrieden ausgesprochenen Zugeständnisse, die bischöfliche Jurisdiction und die Anordnungen der Sendgerichte nicht mehr anerkennen. Aber noch gab es viele Altgläubige in der Stadt, welche das Alles für unrechtmäßig erklärten und die Hülfe des Kaisers dagegen in Anspruch nahmen. Ein kaiserlicher Commissar erschien, Philipp von Nassau und Sprenkenburg, der, unterstützt von spanischen Beamten, dem Kanzler von Brabant selbst, die Herstellung der alten Ordnung der Dinge gebieterisch verlangte. Die evangelischen Rathsherren wurden als Gösen (Geusen) bezeichnet, die man hier nicht dulden könne; Drohungen verlauteten, als würden die Proceduren Alba's wiederholt werden; man werde den Vornehmsten die Köpfe abschlagen, man werde noch Blut auf dem Marktplatze fließen sehen. Hierüber kam es zu einem Auflauf, in welchem die Evangelischen den Platz behielten. Die eifrigsten Katholiken und der kaiserliche Commissar verließen die Stadt.

Zuerst nur ein locales Ereigniß, aber von größter Tragweite.

1) Meteren: la ville s'estoit fort enrichie par les troubles des pays et estoit devenue fort marchande et fort peuplée (320).

Einmal erhielten die nordniederländischen Provinzen, die sich eben für unabhängig erklärten, einen Rückhalt in Deutschland, während der spanischen Regierung, die sich in den übrigen wiederherstellte, alles daran lag, dieselben zu isoliren. Welche Folgen aber waren im Reiche überhaupt zu erwarten, wenn es einer Reichsstadt nachträglich gelang, sich durch innere Bewegung der geistlichen Herrschaft zu entledigen; schon regten sich an vielen Orten ähnliche Tendenzen, namentlich in den kleinern Reichstädten im Elsaß. Selbst in Cöln gab es eine starke evangelische Partei.

Die geistliche Autorität, welche sich, wie das Beispiel von Magdeburg zeigt, den schon erlittenen Verlusten nicht fügen wollte, meinte vollends keine neuen geschehen lassen zu dürfen. Auch am kaiserlichen Hofe hielt man für gut, die Stadt, die einen kaiserlichen Commissar beleidigt hatte, nicht wieder zu dem Reichstage zu bescheiden.

Aber dagegen sahen die Städte die Sache der Aachener als eine gemeinschaftliche an. Durch eine Aeußerung des Commissars glaubten sie sich alle bedroht. Er hatte verlauten lassen, die Städte seien keine Stände des Reiches und des Religionsfriedens nicht fähig. Und besaß denn der Kaiser das Recht, eine Reichsstadt einfach durch Nichteinladung ihrer Reichsstandschaft zu entsetzen? Die Städte nahmen die Abgeordneten von Aachen trotz dieses Mangels in ihre Versammlung auf, und ließen sie zu Sitz und Stimme zu; sie faßten ihre Beschwerden mit den übrigen in eine einzige zusammen und appellirten von dem Verfahren des Kaisers und seiner Beamten an die Reichsversammlung, indem sie unumwunden auf die Berathungen über die Contribution nicht eintreten zu wollen erklärten, wenn ihren Beschwerden nicht abgeholfen werde. Sie bedienten sich sehr anzüglicher Worte: man möge es ihnen möglich machen, bei dem Reiche zu bleiben, und ihre Gebühr abzutragen. — Wie für die Sache, so auch für die Reichsverfassung überhaupt ist es von Interesse, die Behandlung derselben in den beiden höhern Collegien zu erörtern [1]).

In dem churfürstlichen Collegium machten die Aeußerungen der Städte doch einen großen Eindruck; um sie nicht ganz zu entfrem-

1) Die Berichte der Chronisten von Aachen sind von geringem Werth. Mayer's Aachensche Geschichte (ein Buch, wie man es auch in der äußern Form im Jahre 1781 gar nicht mehr erwarten sollte) ist nur eine Uebertragung von Nopp's Aachener Chronik in andere Worte; doch würde ich Nopp vorziehen. Mehr erfährt man aus den amtlich ausgetauschten Berichten und Gegenberichten.

den, hielten die Churfürsten für gut, ihnen die Erklärung zu geben, daß man sie allerdings für Stände des Reiches halte, und daß ihnen, wie alle anderen getroffenen Einrichtungen, so auch der Religionsfriede zu gute komme. Wenn auch in Bezug auf die Gesammtheit der Städte derselben Ansicht, konnten sich doch die Churfürsten über die besondere Angelegenheit der Aachner nicht vereinigen. Die geistlichen riethen, die ganze Sache dem Kaiser wieder anheimzustellen; die weltlichen erinnerten, daß eine Commission zur nochmaligen Untersuchung derselben eingesetzt werden solle. Hierin behielten die weltlichen die Oberhand, denn es war ja deutlich, daß die Beschwerden eben gegen den Kaiser selbst gerichtet waren. Aber sogleich trat nun eine neue Differenz ein, welche das Verhältniß der beiden Religionstheile unmittelbar betraf. Die weltlichen schlugen vor, bei dem Kaiser darauf anzutragen, daß sie aus beiden Theilen zusammengesetzt werde, worauf eben auch der Wunsch der Städte gerichtet war. Aber das ließ sich bei den geistlichen Churfürsten nicht erreichen und da Churfürst Gebhard von Cöln den Muth noch nicht gefaßt hatte, seine Meinung zu bekennen, so kam man über die Stimmengleichheit, wie man sich ausdrückte, Paria, nicht hinweg, so daß man nur beschloß, dem Kaiser die Gutachten beider Theile zu übergeben.

So in dem churfürstlichen Collegium. Im Fürstenrath rief die Angelegenheit selbst eine noch stärkere Meinungsverschiedenheit hervor. Die katholischen Fürsten behaupteten, die Sache von Aachen sei die Sache der kaiserlichen Autorität; denn die Stadt habe den Commissarien des Kaisers den Gehorsam versagt und ihn nicht mehr eigentlich als ihr Oberhaupt anerkennen wollen; ihm sei sie auch lediglich anheimzustellen, er werde schon wissen wie er zu verfahren habe. Dagegen erklärten die Evangelischen, die Angelegenheit gehöre zu den Religionsstreitigkeiten, in welchen der Kaiser nur nach Maßgabe des Religionsfriedens verfahren dürfe. Nach ihrer Ansicht sollte er aufgefordert werden, der Stadt Aachen die freie Religionsübung der augsburgischen Confession gemäß zu gestatten. Sie schmeichelten sich nicht, den katholischen Theil auf ihre Seite zu bringen, aber sie erwarteten, daß ihr Gutachten neben dem des katholischen Theils dem Kaiser übergeben würde. Hieran knüpfte sich dann eine weitere Differenz, welche zugleich die Behandlung der Geschäfte und die Stellung der Parteien noch weiter erläutert. Dem Churfürstenrath lag es ob, die Beschlüsse des Fürstenrathes sowohl, wie ihre eigenen, dem Kaiser als Reichsgutachten, an das er herkömmlich gebunden war, zu referiren. In dem Churfürstenrath trug nun der Bevollmächtigte von

Salzburg — und hier war es doch von vielem Einfluß, daß Magdeburg ausgeschlossen war, — das Gutachten der Katholischen, namentlich der geistlichen Bank, als das der Majorität vor. Aber auch ein Abgeordneter der Evangelischen war erschienen, der Bevollmächtigte von Zweibrücken, Dr. Oehm, welcher in Abrede stellte, daß dies der Fall sei. Er wollte nämlich die Stimmen solcher Fürsten, die in der Aachener Sache besonders interessirt seien, z. B. die des Herzogs von Jülich-Cleve, nicht mitzählen[1]. In dem Zimmer, in welchem sich die churfürstlichen Räthe versammelten, kam es zu einem Wortwechsel von einer Heftigkeit, die sonst nicht gewöhnlich war. Auf jeden Fall verlangte Dr. Oehm, daß das Gutachten der evangelischen Fürsten, das er verlas, dem Kaiser ebenfalls unter Autorität der Reichsversammlung überliefert würde. Dazu aber wollten sich die geistlichen Churfürsten nicht entschließen; sie bemerkten, es sei das Herkommen, das Votum der Mehrheit dem Kaiser zu überliefern, kein Separatvotum.

Pfalz und Brandenburg erinnerten, daß sich das nur auf einzelne Stände beziehe, während im vorliegenden Falle ein Gesammtvotum Vieler vorliege, das um so mehr Gewicht habe, da die Sache zugleich die Religion betreffe. Aber wie in den meisten anderen Fällen, so neigte sich Sachsen auch in diesem zu der katholischen und geistlichen Auffassung, Pfalz und Brandenburg wurden überstimmt. Den evangelischen Fürsten blieb es unbenommen, ihr Gutachten dem Kaiser in ihrem eigenen Namen einzureichen; aber es von Seiten der Churfürsten unter der Autorität des Reiches dem Kaiser zu überliefern, lehnte man ab.

So wurde den Städten die Unterstützung der beiden höhern Stände versagt. Das Gutachten der Churfürsten ließ dem Kaiser freie Hand in Bezug auf die Zusammensetzung der Commission; dem schlossen sich nun auch die Fürsten an, deren Mehrheit sein Verfahren sogar ausdrücklich gebilligt hatte.

Noch gaben die Städte nicht nach. An sich sehr zufrieden mit der Erklärung der Churfürsten, man halte sie für vollberechtigte Stände des Reiches, bemerkten sie doch, das helfe ihnen noch nichts, man müsse es auch in den Reichsabschied einrücken. In dem Entwurf eines Para-

1) „Weil im Fürstenrath viele mit waren, die dem Reich nicht contribuirten und in diesen Sachen mit interessiret“. Bericht der churbrandenburgischen Räthe vom 27. August 1582, wie denn diese Berichte hier überall zu Grunde liegen.

graphen, der das enthalten sollte, nahmen sie zugleich einige Worte auf, durch welche das gegen die Stadt Aachen eingehaltene Verfahren verdammt, ein ähnliches für die Zukunft verpönt wurde.

Die kaiserlichen Räthe warnten die Städte, denn sie möchten leicht dadurch ihren Untergang veranlassen; die kaiserliche Autorität sei es allein, welche sie gegen die mächtigen Fürsten in Schutz nehme. Die Städte merkten auf: die Besorgniß ergriff sie, daß das Verständniß zwischen dem Kaiser und der Reichsmajorität eine verderbliche Wendung gegen sie nehmen könne. Allein sie verloren den Muth darüber nicht, sie antworteten: wenn es so stehe, so würden sie um so mehr befugt sein, mit ihrer Contribution zurückzuhalten und das Geld zu ihrer eigenen Vertheidigung aufzusparen.

Die von den beiden anderen Collegien gemachte Bewilligung betrug vierzig Römermonate. Die Städte beschwerten sich, daß in dem Reichsabschied gesagt würde, sie sei von allen Ständen geschehen, denn ihre Pflicht sei nicht, die von den höheren Ständen gemachte Bewilligung schlechthin auch ihrerseits anzunehmen; sie seien sehr bereit, dem Kaiser zu Gefallen, nicht aus Pflicht, die Hülfe zu leisten, aber nur gegen Handhabung ihrer reichstädtischen Freiheiten und Abstellung ihrer Beschwerden. Waren sie von der Majorität bedroht, so fanden sie Rückhalt bei der Minorität. Auch bei dem folgenden Städtetag blieben sie bei ihrer Weigerung.

So stand es mit dem Reiche: eine katholische Mehrheit war im Fürstenrathe gebildet, welche hauptsächlich auf den geistlichen Fürsten beruhte, die durch den päpstlichen Legaten zusammengehalten, eine compacte Phalanx bildeten.

Der Kaiser schloß sich ihnen nicht mit unbedingter Hingebung an. An dem päpstlichen Hofe beklagte man sich vielmehr, daß er auf die Evangelischen zu viel Rücksicht nehme; aber in dem vorliegenden Falle war er durch die vorangegangene Ausübung seiner Autorität in einem Sinne, welcher den Intentionen des Papstes und der spanisch-niederländischen Regierung entsprach, an diese Partei gebunden, die nun wiederum in der kaiserlichen Autorität ihre vornehmste Stütze sah und deren Prärogativen festhielt.

Dagegen bestand eine starke und thätige Minorität, aus den evangelischen Fürsten und den Städten zusammengesetzt, im Augenblick zurückgeworfen, in beiden großen Angelegenheiten — der Session von Magdeburg und der Religionsfreiheit von Aachen — im Nachtheil geblieben, aber übrigens in dem Umkreis des Reichsgebiets doch überaus mächtig, thätig und vordringend.

Noch hielt es jedwede von beiden für möglich, das Uebergewicht über die andere davonzutragen.

Reichstag von 1594.

Ein unbeschreiblicher Vortheil würde es für die Evangelischen gewesen sein, wenn Erzbischof Gebhard Truchseß von Cöln, der endlich zu ihrem Bekenntniß übertrat, sein Vorhaben, zugleich seine geistliche Würde und sein Churfürstenthum zu behaupten, durchgesetzt hätte. Sie würden dadurch die Mehrheit im Churfürstenrathe gewonnen, und da sich andere geistliche Fürsten geneigt zeigten, wenn es ihm gelang, seinem Beispiel zu folgen, in Zukunft wahrscheinlich auch die ihnen entgegengesetzte Mehrheit im Fürstenrath gesprengt haben. Hätten nicht die weltlichen Fürsten und Churfürsten ihn mit gesammter Hand, auf jede Gefahr hin, unterstützen sollen? In mancherlei Zusammenkünften ist die Sache erwogen worden; Churfürst August erklärte sich zuletzt dagegen. Abgesehen davon, daß sich die anstößigen Motive eines Liebeshandels in das Unternehmen mischten, tadelte er, daß Gebhard es überhaupt nicht besser vorbereitet hätte. Es fehlte demselben nicht an Anhängern, in dem Capitel wie in der Landschaft, aber die Mehrheit der Capitularen, also das Capitel selbst, erklärte sich doch zuletzt gegen ihn: daran schloß sich dann auch die Rheinische Landschaft. So wurde der Fall ein solcher, wie er im geistlichen Vorbehalt vorgesehen war; die Protestanten würden, wenn sie Gebhard Truchseß mit ihrer Macht unterstützt hätten, eine Declaration des Religionsfriedens auch ihrerseits gebrochen haben. Dazu wollte Churfürst August die Hand nicht bieten. Und die gesammte katholische Partei in Europa vereinigte ihre Kräfte, um Truchseß nicht in vollen Besitz kommen zu lassen. Selbst Stephan Bathory hat die beiden nördlichen Churfürsten, seine Nachbarn, abgemahnt, ihn zu unterstützen [1]). Die in den Niederlanden wieder erstarkende kirchliche Reaction hielt es für ihre eigenste Sache [2]): Papst Gregor XIII., der

1) a non volersi ingerire in modo alcuno in questo fatto poscia che si vedeva in effetto che il Truchsess non per altra cagione che per incontinenza effrenata libidine aveva abbracciata l'heresia e non per zelo di religione. Relation Spannoche's über Polen 1586.

2) Nach einem venezianischen Berichte beschloß die Congregation von allem Anfang an, di far la nuova elettione cadere in un principe di tal qualità che in evento di qualche contrasto possa avere forza colli ajuti.

bereits fürchtete, die Mehrheit der Churfürsten würde einen Protestanten zum Kaiser wählen, setzte seine oberpriesterliche Autorität dagegen ein, und verwendete hiezu einige Mittel des Kirchenstaates[1]). So geschah es, daß Gebhard Truchseß vertrieben und ein Prinz aus dem am unwandelbarsten katholisch gebliebenen Hause Baiern auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Dieser Erfolg gereichte nnn wieder der katholischen Partei zur größten Förderung. Die schwankenden Bischöfe wurden befestigt und doppelt eifrig. Die Gegenreformationen in katholischen Gebieten kamen nun erst recht in Gang [2]).

Einen andern Charakter als die Cölnische hatte die mit derselben an sich nahe zusammenhängende Bischofswahl in Straßburg insofern, als es hier das in seiner Mehrheit protestantische Capitel war — in dem sich überhaupt, wie ein päpstlicher Agent sagt, kaum eine Spur von Katholicismus entdecken ließ: sie bestand aus lauter Edelleuten von hohem Adel, ohne gelehrte Domherren, von denen in Cöln das Meiste geschehen war —, welches nach entstandener Vacanz einen protestantischen Prinzen postulirte, eben einen Sohn des von dem Reichstag ausgeschlossenen Administrators von Magdeburg. Die Minderheit des Capitels hielt sich aber für befugt, ihm den Cardinal von Lothringen, aus dem Hause, das sich eben damals der Thronbesteigung des noch protestantischen Heinrichs IV. von Frankreich in Verbindung mit der spanischen Macht eifrig widersetzte, entgegenzustellen. Die Ligue und Heinrich IV., deren Kampf die entgegengesetzten Sympathien Deutschlands aufregte, stießen in dieser Angelegenheit beinahe unmittelbar aufeinander. Es sind Truppen gewesen, die unter dem Fürsten von Anhalt zu Gunsten Heinrichs IV. einen Kriegszug nach Frankreich unternommen hatten, durch welche bei ihrem Rückmarsch im Elsaß das Uebergewicht des protestantischen Bischofs über den katholischen entschieden wurde. Die Landschaft war bei Weitem zum größten Theile protestantisch; die Stadt Straßburg, eine der mächtigsten im Reiche, unterstützte den jungen Fürsten

1) Demselben Berichte zufolge hat der Papst ein paar tausend Ducaten gespendet, um den Legaten zu seiner Reise in Stand zu setzen, die Subsidien, die er dem Kaiser zahlte, mit Anmahnungen in dieser Sache unterstützt, und 40000 Sc. an Baiern gezahlt, per adjuto delle cose di Colonia.

2) Schon 1588 bemerkt ein päpstlicher Nuntiatursecretär: Nella chiesa d'Argentina quella soverchia provenga d'avita illustrezza senza mezzolanza di canonici dottori o Sacerdoti fa che appena si vegga ivi segno alcuno di religione cattolica.

mit besten Kräften. Man hätte meinen sollen, daß die protestantischen Reichsstände wenigstens in diesem Falle auch ihrerseits alles dafür aufbieten würden, ihn aufrecht zu halten. Es war die von ihnen allezeit behauptete Auslegung des Religionsfriedens, an die sich ihr Ansehen im Reiche knüpfte, welche auf diese Weise zur Geltung gelangt wäre.

Aber die churfürstlichen Gewalten im Norden trugen auch diesmal Bedenken sich auszusprechen.

In Sachsen wirkte darauf die Abneigung gegen den Calvinismus, von dem in Frankreich alles ausging und der auch in Deutschland um sich griff. Eine Partei, die dieselbe Richtung in Sachsen verfocht und sich hier mit monarchischen Tendenzen in der Landesverwaltung verband, war so eben bei der eintretenden Minderjährigkeit des Regenten durch eine gewaltsame ständische Reaction ausgestoßen worden: die vormundschaftliche Administration, unter dem nächsten Stammesvetter, Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar, der selbst ein eifriger Lutheraner war, hielt sich grundsätzlich von allem fern, was nach dieser Seite hinneigte.

Auf den Churfürsten von Brandenburg machte besonders die Gefahr, daß Deutschland in den allgemeinen Krieg verwickelt werden könnte, Eindruck. Wem hätte die Sache näher liegen können als ihm, dem Großvater des Gewählten? Aber er ließ vernehmen, er wolle nicht den Schimpf auf sich laden, daß er zum Vortheil seines Hauses die Zerrüttung des deutschen Reiches veranlaßt habe.

Waren aber die beiden Churfürsten nicht für den Erwählten von Straßburg, so war doch der Kaiser nicht geradezu gegen ihn. Rudolf II. hatte schon in der Cölner Sache, in welcher seine Erklärungen und Erlasse doch sehr entschieden gegen Truchseß lauteten, den Erwartungen der Katholiken nicht entsprochen. Sie haben sich in Rom beklagt, daß er den bairischen Prinzen nicht allein nicht unterstützt, sondern dem Prinzen von Parma in seiner Hülfeleistung für denselben entgegengewirkt habe. Noch weniger hätte er durch offene Unterstützung des Cardinals von Lothringen die Guisardische Macht nach Deutschland ziehen und dadurch den spanischen Einfluß im Reiche, den er ohnehin nicht liebte, verstärken mögen.

Der Austrag dieser Streitigkeiten, die immer dieselben waren, nur unter andern Formen ausbrachen, war es überhaupt nicht, was ihm am meisten am Herzen lag. Ihrerhalb geschah es nicht, wenn er im Jahre 1592 einen Reichstag nach Regensburg berief. Was ihn dazu vermochte, war der Wiederausbruch des offenen Kriegs mit

den Türken. Der Großvesir Sinan Pascha, der vornehmste Repräsentant der dem Christenthum feindseligen Gesinnung der Osmanen, erschien im Jahre 1593 in Person in Ungarn, und fand keinen nachhaltigen Widerstand. Man behauptete, seine Absicht sei demnächst auf Wien gerichtet, das er als das Thor von Deutschland betrachte; das Reich und die ganze Christenheit denke er zu Grunde zu richten. Wie oft sagt Rudolf in seinen Briefen, er liege zum Heil der gesammten Christenheit auf der Wacht [1]. Sein Sinn wäre gewesen, einen allgemeinen Bund der christlichen Mächte zu Stande zu bringen; er schmeichelte sich, die polnischen und russischen Streitkräfte mit den italienischen, ungefähr wie es hundert Jahre später geschehen ist, gegen die Türken zu vereinigen. Vor allem war es ihm um eine nachdrückliche Hülfe des Reiches zu thun.

Wohin aber auch immer seine Intention ging, es war ein Ding der Unmöglichkeit, daß eine Reichsversammlung tagen sollte, ohne daß die religiösen Differenzen, welche einen Jeden am nächsten berührten, zur Verhandlung gekommen wären. Das größte Aufsehen machte, daß die protestantischen Administratoren diesmal überhaupt nicht zum Reichstag beschieden worden waren; wohl ihre Capitel; von Straßburg weder der Bischof noch das Capitel

Man hat das in jenen Zeiten mit großer Bestimmtheit daher geleitet, daß Rudolf dem römischen Stuhle versprochen habe, ohne vorherige Qualification in Bezug auf die geistlichen Weihen und andere katholische Gebräuche keinen Protestanten die Regalien ertheilen zu wollen; man hat sogar eine Formel dieser Abkunft von Hand zu Hand gegeben. Authentisch ist eine solche meines Wissens nie zum Vorschein gekommen: ich will ihre Existenz weder leugnen noch bestätigen [2].

War es nun eine wirkliche Abkunft oder blos die Rücksicht, den römischen Stuhl, den er aufs Dringendste um Hülfe anging, nicht durch eine Zusammensetzung des Reichstages, die der katholischen Idee entgegenlief, zu beleidigen und zu ent-

1) Divi Rudolphi Epistolae 1771, aus denen man den Styl seines Hofes und seine auswärtigen Verbindungen im Allgemeinen kennen lernt.

2) Ohne vorhergehende Qualification und Habilität in ordinibus et ejusmodi requisitis et ritibus pontificiis. So die Magdeburgischen Räthe, welche darin nova compactata insciis statibus inita sehen und als ungültig bezeichnen. Aus den Berichten päpstlicher Agenten ergiebt sich wenigstens, daß sie darauf hinarbeiteten.

fremden: die Protestanten gaben, sowie sie noch vor der Eröffnung des Tages in Regensburg beisammen waren, eine lebhafte Aufregung darüber kund. Sie bestanden darauf, daß mit der geistlichen Jurisdiction auch die päpstliche Autorität im Reiche abgeschafft sei; der Papst habe hier nichts anzuordnen; man sei seinem Verbote keine Rücksicht schuldig; er würde sonst den vorwaltenden Antheil an der höchsten Gewalt, wie sie sagen, das Obergebot in Deutschland erlangen, gegen welches die ruhmwürdigen Kaiser gerungen. — In dem vorliegenden Falle komme nicht einmal der geistliche Vorbehalt in Betracht; denn dieser beziehe sich dem Wortlaute zufolge auf katholische von ihrer Religion abtretende Bischöfe, nicht auf Bisthumsadministratoren, die von Anfang an evangelisch gewesen seien.

Und welchen Sinn habe es, die Capitel zu berufen, deren Mitglieder doch auch evangelisch seien, und nicht die Bischöfe? Solle denn das Haupt im Nachtheil gegen die Glieder stehen? Regalien und Session seien eine weltliche Angelegenheit, auf welche dem Papst ohne Abbruch der althergebrachten deutschen Freiheit kein Einfluß gestattet werden könne.

Aus diesen Gründen erklärten sich die Gesandten der Bisthumsadministratoren entschlossen, ihre Stellen gleich bei dem Vortrag der kaiserlichen Proposition einzunehmen, möge daraus folgen, was da wolle. Aber eben so entschieden waren die geistlichen Fürsten dagegen; es widersprach gleichsam dem Gemeingefühl der katholischen Welt. Vor allem am eifrigsten war der neueingetretene Churfürst Ernst von Cöln; er wollte auch von keiner Auskunft, etwa einer Versetzung Magdeburgs auf die weltliche Bank hören; er blieb dabei, daß Niemand die Session für Magdeburg ausüben könne, der nicht vom Papst als Erzbischof anerkannt sei. Wenn er der Handhabung des geistlichen Vorbehalts nach dem Wortlaut sein hohes Amt verdankte, so machte er jetzt die Auslegung desselben im strengsten Sinne, daß kein Protestant eine bischöfliche Würde bekleiden könne, mit großem Nachdruck geltend [1]. Er drohte Regensburg zu verlassen, wenn es dennoch geschehe.

Auf das Bitterste berührte den Kaiser dieser Gegensatz, als er — 13. Mai 1594 — in Regensburg eintraf.

Die Differenz betraf den ersten Act am Reichstag. Wenn der Kaiser den Evangelischen widerstrebte, so gerieth er in Gefahr, ihre Hülfe entbehren zu müssen; wenn er ihnen nachgab, so stand ihm

1) Vgl. Wolf, Geschichte Maximilians I., 144.

dasselbe von katholischer Seite bevor, und überdies hätte er mit dem Papste gebrochen, der ihm eben eine kleine Truppenschaar nach Ungarn zuschickte.

Der Kaiser war dadurch so verstimmt, daß er die Pfingstfeiertage vorübergehen ließ, ohne bei einem öffentlichen Gottesdienst zu erscheinen. Da er keine Hoffnung hatte, bei den Katholiken etwas auszurichten, so hielt er es für den besten Rath, mit den Magdeburgischen Gesandten selbst darüber zu sprechen. Auf das Glimpflichste, so berichten diese, versicherte er sie, er meine es gut mit ihnen; er habe bereits alles Mögliche versucht, um ihr Begehren zu erfüllen; aber es sei ihm unmöglich, den Widerspruch der Katholischen zu besiegen; er führte ihnen zu Gemüthe, daß sie die allgemeine Sache verhindern würden, wenn sie nicht einen Schritt zurückträten; ihm zu Ehren möchten sie es thun; er werde es dem Hause Brandenburg wieder vergelten.

Nicht sie, antworteten die Gesandten, seien ihm im Wege, sondern die Katholischen, deren Absicht dahin gehe, die reformirten Stifter ihrer Session zu berauben: aber er, der Kaiser, der Urquell der Gerechtigkeit, möge sie nicht ihrer befugten Rechte entsetzen, sie würden nicht weichen können; ihr Fürst, der eine in allen anderen Beziehungen als rechtmäßig anerkannte Regierung friedlich und rühmlich seit dreißig Jahren führe, habe ihnen den gemessenen Befehl ertheilt, an seinem Recht festzuhalten. Der Kaiser verrieth in jeder Miene den peinlichen Eindruck, den ihm diese Erklärung machte; er schien unmuthig und bestürzt. Die kaiserlichen Räthe sagten den Magdeburgischen Gesandten, dieser widrige Anfang gehe ihm tief in die Seele; man würde ihn melancholisch und krank machen. Zugleich versprachen sie, die Sache solle noch bei jetzt währendem Reichstag in Unterhandlung gezogen und Maß darin gegeben werden.

Der thätigste unter den kaiserlichen Ministern, Wolff Freiherr von Rumpf, ließ vernehmen, man müsse einen Weg ins Holz machen und endlich einmal diese Angelegenheit zu Ende bringen — Worte, welche die Schwierigkeit, einen Ausweg zu finden, und auch den Entschluß dazu bezeichnend genug ausdrücken.

Hiedurch und durch Rücksicht auf den Kaiser wurden die Magdeburgischen Gesandten bewogen, ihren Anspruch, bei dem Acte der Proposition zugegen zu sein, nicht festzuhalten; sie meinten, man würde, wenn den Kaiser ein Unfall treffe oder die Verzögerung der Berathungen einen Nachtheil in Ungarn veranlasse, dem Hause Brandenburg die Schuld beimessen: das wollten sie nicht auf sich nehmen.

Ihre Nachgiebigkeit machte den besten Eindruck auf den Kaiser, der dadurch aus seinem Trübsinn ermuntert wurde — es war das erste Angenehme, was ihm dort begegnete — und nun seine Proposition vortrug, so daß die verschiedenen Collegien an das Hauptgeschäft, die Berathung der Türkenhülfe, gehen konnten.

Der Administrator Joachim Friedrich, an den ein Courier von seinen Gesandten mit der Nachricht von diesen Vorgängen abgeschickt wurde und bald darauf ein kaiserlicher Hofrath, Schleinitz, den er schon kannte, war nicht sehr zufrieden damit; er meinte es seinem Stift schuldig zu sein, von dem Range, der demselben im Reiche gebühre, Besitz zu ergreifen. Es beruhigte ihn nicht, daß die Gesandten ihm bemerkten, die Frage über den geistlichen Vorbehalt, in welcher auch die Sessionssache mitbegriffen sei, komme damit in Gang, da werde man dem Feinde „strack" unter die Augen gehen; man werde dem Baume die Axt an die Wurzel legen.

Auf diese Allgemeinheit wollte sich aber der Administrator nicht verweisen lassen; er forderte die Durchführung seiner Ansprüche, wie ja auch versprochen worden war, daß darüber noch während des Reichstages entschieden werden solle; würden die Gesandten bemerken, daß das nun doch nicht zu erreichen sei, so wies er sie an, ihre Session dennoch zu nehmen, wiewohl mit geziemender Bescheidenheit; man müsse sehen, wie weit sich die Sache bringen lasse. Dazu schritten nun die Gesandten am 13. Juli 1594; es führte zu einer Scene auffallendster Art.

Im versammelten Reichsrath sollte so eben eine kaiserliche Triplik über die Contribution verlesen werden, als der Kanzler von Magdeburg, Dr. Merckbach, aus dem Nebenzimmer eintrat und auf der Bank der geistlichen Fürsten Platz nahm. Wie aber Magdeburg das alte Anrecht, so erneuerte Salzburg den alten Widerspruch dagegen; der Erzbischof selbst war anwesend; er rief bei dem Anblicke aus: „Ich kann den Herrn da nicht sitzen lassen!" Merckbach sagte, Magdeburg sei befugt, den Sitz zu nehmen, Salzburg aber nicht, ihm denselben zu verweigern: das Haus Brandenburg habe es um den Erzbischof nicht verdient, daß man ihm diesen Schimpf zufüge; er forderte, wenigstens gehört zu werden [1].

1) Vgl. den Auszug aus Dr. Jagemann's Relation an Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, bei Häberlin XVIII, 136. Der Magdeburgische Kanzler wird dort Meckelbach genannt, sonst auch Merkbach; er schreibt sich Merckbach. So nennen ihn auch die brandenburgischen Gesandten, unter

Der Erzbischof erwiderte, von dem Hause Brandenburg sei jetzt nicht die Rede; aber er dürfe seine Religion nicht beeinträchtigen lassen. „Hinweg ihr Katholischen", rief er aus.

So geschah, was man vor zwölf Jahren noch vermieden hatte: die Katholischen schienen einen Augenblick Anstand zu nehmen; aber als der Erzbischof seine Aufforderung mit lauter Stimme wiederholte und selbst wegging, erhoben sie sich von ihren Sitzen und folgten ihm nach.

Die geistlichen Churfürsten, obwohl es sie eigentlich nicht berührte, thaten dasselbe.

Ganz und gar löste sich aber die Versammlung hierüber nicht auf; die weltlichen Mitglieder des Fürstenrathes blieben auf ihren Sitzen und ließen die Geistlichen auffordern, doch wieder zurückzukommen, um Dr. Merckbach zu hören. Deren Antwort war, sie seien geneigt dazu, jedoch außerhalb, nicht in der Session.

Dr. Merckbach erwiderte, er habe die Session auf Befehl seines Herrn in gebührender Weise genommen und werde sie behaupten. Man möge bedenken, was die Entfernung der Geistlichen überhaupt bedeute: wären die evangelischen Stände nicht fähig, bei ihnen zu sitzen, so wären sie auch unfähig, das, was sie hätten, zu behalten. Nicht Joachim Friedrich habe das Stift reformirt; es sei vor dem Religionsfrieden reformirt gewesen; man habe ihn bisher anerkannt, er sei Kriegsoberster im niedersächsischen Kreise; unmöglich könne man ihm die Session am Reichstage verweigern.

Aber die Geistlichen waren nicht umzustimmen; sie gaben zu erkennen, sie würden lieber den Reichstag verlassen, als die Session eines evangelischen Bischofs dulden.

Die Sitzungen konnten nicht fortgesetzt werden; die Auflösung des Reichstages schien bevorzustehen. Es so weit kommen zu lassen, waren jedoch die Magdeburgischen Räthe selbst nicht ermächtigt; sie waren angewiesen, den Reichstag nicht zu zersprengen, noch auch bei der augenscheinlichen Gefahr eines türkischen Angriffs die Bewilligung der erforderlichen Hülfeleistung zu verhindern. Mit dem Kaiser wollten sie nicht brechen.

Da es jedoch auf der andern Seite dem Kaiser Rudolf und dessen Räthen unmöglich wurde, das gegebene Wort während des Reichstages zu erfüllen, so griff man zu der Auskunft, daß die

denen Graf Wolff Ernst zu Stolbergk die erste Stelle führt. Sie standen der Sache am nächsten; ich halte ihre Berichte für die bestbeglaubigten.

Magdeburgische Gesandtschaft sich auch diesmal der Ausübung ihrer Session enthalten, das Recht des Administrators aber durch eine besondere kaiserliche Erklärung für die Zukunft anerkannt werden sollte. Sie leisteten, wie es in der Urkunde heißt, dem Kaiser zu Ehren und Gefallen Verzicht auf die Session bei dem damaligen Reichstag; dagegen erklärte der Kaiser, daß dies weder dem Primat und Erzbisthum Magdeburg an seinem Stand und seinen Rechten, noch auch dem Administrator in seinen Befugnissen zum Nachtheil gereichen solle [1]).

Dem Kaiser wollte man keine Ungelegenheit machen; er erlangte eine reichliche Bewilligung von 80 Römermonaten; zugleich aber war doch die Befugniß der protestantischen Stifter in die lebendigste Anregung gekommen. Halberstadt befand sich hiebei in sofern in einer vortheilhafteren Lage als Magdeburg, weil es seine Stimme noch auf dem letzten Reichstag abgegeben hatte. Als dies auch jetzt durch die Braunschweigischen Gesandten, die zugleich für Halberstadt bevollmächtigt waren, geschah, haben die geistlichen Fürsten allerdings protestirt. Der Abgeordnete erwiderte, Niemand könne in der Ausübung eines Rechtes, in dessen Besitz er sei, durch den Widerspruch eines Dritten gehindert werden. Die übrigen Betheiligten, unter andern auch Straßburg, schlossen sich an.

Und obgleich Joachim Friedrich seine Session nicht durchgeführt hatte, so war er doch mit dem kaiserlichen Revers fürs Erste zufrieden; denn darin lag doch, daß der Kaiser seinen Anspruch nicht verwarf, das Erzbisthum vielmehr, trotz der Religionsveränderung, nicht allein, so weit er im Besitz sei, sondern selbst in Bezug auf die Rechtsforderung, anerkannte und das Weitere der Zukunft vorbehielt.

Man wußte, daß die Session nur deshalb nicht zur Ausübung kam, weil der Widerspruch der geistlichen Fürsten den Reichstag zu zersprengen drohte; die kaiserliche Gewalt war principell nicht

1) Worte der Urkunde, Regensburg den 15. Juli 1594: „ist nach lang gewerter Tractation zuletzt vermittelst embsiger Behandlung die Sache dahin gerichtet, daß die Abgesandten mehr angeregter Session sich Ihrer Kays. Mayst. zu unterthänigsten Ehren und Gefallen, auch damit in vorstehender großer Türkengefahr dem gemeinen Wesen und Reichsversamblung keine Ungelegenheit verursachet würde, bei diesem wehrenden Reichstag, doch uff ratification zu enthalten bewilliget; dagegen Ihre Kays. Mayst. sich gnediglich dahin erkleret, daß solches alles niemanden, sonderlich aber dem primat und Erzbisthumb Magdeburg an seinem Standt, Rechten und Gerechtigkeiten, desgleichen Ir furstliche Gnade, was dieselbe deswegen tam in petitorio quam possessorio befugt, nachtheilig sein soll."

dagegen. Der Administrator meinte durch den Revers für sein Stift etwas erreicht zu haben. Das Stift blieb im Besitz seines Rechtes, wenn auch dasselbe zunächst nicht ausgeübt wurde.

Und auch schon dies war insofern von allgemeiner Bedeutung, als es dem Protestantismus in allen Stiftern zum Rückhalt diente. Nicht von einem bloßen Anspruch, der vielleicht unfruchtbar bleiben konnte, war die Rede. Man fragte mit Recht, was daraus werden sollte, wenn der Administrator und die anderen Fürsten, die in seinem Falle waren, genöthigt würden, auf ihre Stifter Verzicht zu leisten. Katholische Bischöfe würden dann eintreten und kraft der im Reiche nunmehr zur Geltung gebrachten Gewohnheit auch in der Religion Maß zu geben suchen.

Wenn in so vielen Orten Gegenreformationen durch die Bischöfe ausgeführt wurden, so war die nothwendige Rückwirkung davon, daß die protestantischen, dem lutherischen Bekenntniß zugethanen Landschaften die Rückkehr geistlicher Herren verabscheuten; denn diese würden auch keine evangelischen Domherren geduldet haben, und der Wiederherstellung des Katholicismus würde Thür und Thor geöffnet worden sein.

Insofern hat die Anerkennung des Rechtes der Session, auch wenn dasselbe nicht ausgeübt wurde, für ein protestantisches Stift einen großen Werth; es wurde dadurch in seiner reichsrechtlichen Stellung vorläufig erhalten und in seinem Bekenntniß bestätigt.

Für die Entwickelung des nun einmal unter tausendfältigen Kämpfen zur Geltung gekommenen protestantischen Elements war dies aber von hoher Wichtigkeit, gleichsam eine unentbehrliche Bedingung. Denn noch waren die Fürstenthümer zu schwach, um eine Grundlage für eine würdige Entfaltung desselben zu bilden. Nicht auf Mein und Dein allein kam es an, sondern auf die Aufrechterhaltung des religiösen Princips.

Man darf die theologisch-polemische Richtung, welche die Literatur beherrschte, nicht geradehin verdammen; selbst die Abwehr des Calvinismus war für die norddeutschen Gebiete, deren inneres Element in dem lutherischen Lehrbegriff lag, unvermeidlich. Beschränkung gehört zuweilen zur Befestigung.

Reichstag von 1597.

An sich bildete die Reichsverfassung eine der schwerfälligsten, schwerbeweglichsten Regierungsformen, die jemals bestanden haben.

Sie war insofern mit der englischen zu vergleichen, als die geistlichen und weltlichen Magnaten sich nicht, wie in Frankreich oder Spanien, in verschiedene Corporationen schieden, aber doch wieder darin ganz eigenthümlich geartet, daß sie zwei verschiedene Rangklassen, der Churfürsten und der übrigen Reichsfürsten, bildeten, von denen jedwede geistliche und weltliche Mitglieder zählte. Die Hauptsache beruhte auf dem Einverständniß der Churfürsten, in deren Rathe die geistlichen und weltlichen Stimmen, seitdem Böhmen wegen seiner engen Verbindung mit dem Kaiserthum nicht mehr an den Berathungen Theil nahm, einander das Gleichgewicht hielten. Wenn sich in England der Schwerpunkt der Verfassung in das Unterhaus versetzen konnte, das die Gentry des Landes repräsentirte, so bildete das städtische Collegium in Deutschland eine Genossenschaft, in der sich doch nur eben das Standesinteresse der Städte, nicht das der Gesammtheit darstellte. Die legislative Gewalt, namentlich das Recht der Geldbewilligung zu allgemeinen Zwecken, gehörte der Reichsversammlung; wie viel oder wie wenig der Kaiser mit seinen Anträgen erreichen würde, hing immer von der Stimmung ab, welche in den beiden höheren Collegien herrschte; den Städten schrieb man nur eine consultative Stimme zu: die Regel war, daß sie dem Gutachten der beiden höheren Collegien folgten; doch hielten sie sich nicht für daran gebunden. Dem Kaiser gebührte die executive Gewalt, bei ihrer Ausübung aber war er wieder auf die Mitwirkung und den guten Willen der Kreise angewiesen. Zu den Schwierigkeiten für Deliberationen und Beschlußnahme, welche an sich in dieser Verfassung lagen, war nun vollends die Glaubensspaltung gekommen, welche inmitten der Stände verschiedene, überaus lebendige, immer mit einander im Kampf begriffene Interessen schuf. Wir bemerkten, daß nur in Folge der Theilnahme, welche die großen protestantischen Fürsten, besonders Sachsen, dem Kaiserthum widmeten, und durch ihre freiwillige Nachgiebigkeit in den vorliegenden Fragen diesem die Reichshülfe gewährt wurde, deren es schlechterdings nicht entbehren konnte.

Und durch den Fortgang des Türkenkrieges in Ungarn wurde das Bedürfniß einer solchen nun immer dringender, unabweislicher. Im Jahre 1596 hatte sich Sultan Mehemed III. in Person erhoben, um den heiligen Krieg der Moslimen mit aller Macht zu führen: bei dem Schwerte, das er trage, und dem Pferde, das er reite, hat er wohl den Besatzungen belagerter Plätze Schonung versprechen lassen, wenn sie abziehen würden: wenn sie es thaten, sind sie dennoch grausam niedergemetzelt worden. Er eroberte damals Erlau. Die Feld-

schlacht am Morast von Mezö Keresztes, an sich nicht entschieden, fiel doch so aus, daß auch die Türken sich den Sieg zuschrieben. Der Weg nach Deutschland war ihnen geöffnet; man hielt für nothwendig, Wien in Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Schwierigkeit der Versammlung, welche die Reichstage darboten, rief damals den Gedanken hervor, bei der Hülfeleistung sich von dieser Form loszumachen.

In dem vielgegliederten Reich bildeten die Kreise besondere Genossenschaften, in denen die allerdings nach dem Vorbild der Reichsverfassung zusammentretenden Stände doch, durch die nahen Beziehungen der einen zu den andern und durch die aus den nachbarlichen Verhältnissen unmittelbar hervorgehenden Bedürfnisse gedrängt, sich leichter und entscheidender verständigten, als es auf der Reichsversammlung möglich war. Die Kreise hatten ihre eigenen Directorien, Matrikeln, Anlagen, Kassen; ihnen hauptsächlich stand die Handhabung des innern Friedens zu, aber ihre Waffen waren auch zum Schutz des Vaterlandes deutscher Nation und zur Erhaltung der Christenheit bestimmt. Und schon hatte sich eingeführt, daß sie dem Kaiser, der bei seinem Ansuchen sich hierauf stützte, eine eilende Hülfe oder auch einen Reiterdienst auf eine Anzahl von Monaten gewährten. Die den Erblanden zunächst gelegenen Kreise, wie der sächsische, der fränkische, blieben hinter dem wenig zurück, was jene leisteten. Die Verschiedenheit der Religion ward dabei nicht beachtet. Katholiken und Protestanten kämpften wetteifernd gegen den andringenden, beiden Theilen gleich gefährlichen islamitischen Feind.

Da tauchte nun bei jenen Mängeln der Reichsverfassung der Gedanke auf, den Widerstand recht eigentlich auf die Kreise zu gründen. Man sprach zuerst von einer Verbindung der zunächst gelegenen unter einander und der in den östreichischen Erblanden. Jetzt wurde die Absicht gefaßt, alle zehn Kreise durch ihre Ausschüsse zusammentreten zu lassen, um gemeinschaftliche Anstalten zur Abwehr des Feindes zu treffen — ein Plan, welcher der Reichskriegsverfassung eine neue Energie hätte verleihen können; denn nicht allein darauf war es abgesehen, die nächsterforderliche Abhülfe zu leisten, der Ausschuß sollte ein dauernder werden und die Leitung der Kriegführung überhaupt in die Hand nehmen. Dieser Ausschuß würde die Anstrengungen der Stände geleitet und beaufsichtigt, er würde auch die Leistungen und die Kriegsbereitschaft der erbländischen Gebiete vor sein Forum gezogen haben. Die Meinung regte sich, daß der bisherigen Unordnung und den drohenden Gefahren

nur dadurch abgeholfen werden könne, wenn ein kriegskundiger Reichsfeldherr aufgestellt würde mit voller Gewalt und sichern Geldbezügen [1]). Dieser würde dann durch den Generalausschuß unterstützt worden sein.

Der Entwurf stammt, wie es scheint, von dem Reichspfennigmeister Geizkofler, der bei seinen Geschäften am meisten empfunden haben wird, wie unzulänglich das bisherige Verfahren war; unter den Fürsten nahmen sich der Erzbischof von Salzburg und der Herzog von Pfalz-Neuburg, der damals noch Protestant war, desselben an [2]).

Aber am Hof zu Prag, bei den kaiserlichen Räthen, konnte ein Vorschlag dieser Art keinen Beifall finden. Man befürchtete, der Ausschuß dürfte sich zu einem Reichsregiment gestalten: er würde die gesammte Kriegführung in die Hand nehmen und selbst auf die zu machenden Eroberungen im Namen des Reiches Anspruch erheben. Ueberdies werde die Hülfeleistung nicht allein durch den neuen Versuch vielleicht noch mehr in die Länge gezogen, dieser biete auch keine Gewähr für die Ausführung dar, denn dem Ausschuß stehe keine Strafgewalt zu, um die Säumigen zu ihrer Pflicht anzuhalten.

Wie der Kaiser, so erklärten sich auch die Churfürsten für die Beibehaltung der gewohnten Formen, auf denen ihre Prärogative beruhte: Pfalz war dafür sogar noch eifriger als Sachsen.

Für die Sessionsstreitigkeiten würde in der beabsichtigten Veränderung ein wichtiger Moment gelegen haben, weil die Verwilligung der Kreise die Grundlage der Reichshülfe geworden, also auch kein Stand, den ein Kreis zu dem Ausschuß präsentirt hätte, von demselben auszuschließen gewesen wäre, namentlich nicht ein Director seines Kreises, wie der Erzbischof von Magdeburg. Die Majorität im Fürstenrath hätte an Bedeutung verloren. Da der Entwurf nun aber verworfen und alles auf die Deliberationen der Reichsversammlung ankam, so mußte man sich auch wieder auf das Hervortreten dieser Schwierigkeit gefaßt machen, an der bereits zweimal alles zu scheitern gedroht hatte. Am kaiserlichen Hofe hoffte

1) „ein Feldherr, welcher völlige Gewalt sammt dem sichern und gewissen Verlag hätte und des Kriegswesens genugsam geschickt, geübt und erfahren wäre.“ Salzburgische Instruction für den Reichstag von 1597. S. Wolf, Maximilian II, 143.

2) Aus einem Aufsatz: Articuli zum Nachdenken quoad Reichsausschuß Generalconvocation, 1596 12. Nov, bei Häberlin XX, 220. Der Entwurf verdient nähere Erforschung.

man abermals dieselbe durch Unterhandlung mit den Katholiken einstweilen zu beseitigen. Die Absicht war, daß die Berathungen ausdrücklich auf die Türkenhülfe beschränkt, hiefür aber die evangelischen Prälaten zugelassen werden sollten, denn ohne eigene Theilnahme bei der Bewilligung würden sie sich wahrscheinlich nicht bewogen fühlen, die durch eine solche auferlegten Lasten zu übernehmen; dem katholischen Theil bleibe es unbenommen, seine dem entgegenlaufende Auffassung durch Protestation zu wahren.

Wie hätte das aber bei den geistlichen Herren, die bereits im Vortheil waren und in ihrem eigenen Interesse zugleich das der Religion selbst sahen, durchgesetzt werden können. Unter keinem Vorbehalt, keiner Beschränkung wollten sie der Theilnahme evangelischer Prälaten an den Berathungen und an dem Schluß eines Reichstages nachgeben; sie erklärten, die Frage über die Session sei durch die alten Reichsconstitutionen so gut wie abgemacht; der Schritt, den der Kaiser vorhabe, würde die Grundlagen derselben erschüttern. Ihre Auslegung des Religionsfriedens war es nun einmal, daß zur Ausübung reichsständischer Rechte für die geistlichen Stände die Confirmation des Papstes gehöre.

Der Kaiser versichert, mit seinen Anregungen sei er auf einen unüberwindlichen Widerstand gestoßen. Wollte er auf dem Reichstag etwas erreichen, so blieb ihm nichts übrig, als die betheiligten evangelischen Fürsten zu ersuchen, von der Durchführung ihres Anspruchs auch diesmal abzustehen.

Zu diesem Zweck begaben sich zwei kaiserliche Hofräthe, Schleinitz und Ulm, zu den beiden Fürsten, auf die in dieser Sache das Meiste ankam, dem Administrator von Brandenburg, Joachim Friedrich, und dem Herzog von Braunschweig, Heinrich Julius, welcher Halberstadt und Walkenried als postulirter Prälat verwaltete. Ein sächsischer und ein brandenburgischer Rath begleiteten sie, um ihr Begehren zu unterstützen.

Die Verhandlung in dieser wichtigsten vor allen innern Reichsangelegenheiten versetzte sich nach Zinna und Grüningen, wo die beiden Fürsten residirten.

Die kaiserlichen Räthe versprachen, daß eine abermalige Zurückstellung des Anspruches dem Rechte der Stifter auf Sitz und Stimme keinen Nachtheil bringen sollte; er werde selbst das Präjudiz, das von der andern Seite daraus hergeleitet werden könnte, nicht aufkommen lassen; denn das stehe unter Umständen vollkommen in der kaiserlichen Macht.

Die beiden Fürsten waren an sich dagegen. Sie meinten, gerade die Dringlichkeit der Lage werde es am ehesten möglich machen, ihren Anspruch zu behaupten; würden sie sich fügen, so würden sie doch auf keine Dankbarkeit zählen können, — eine Zeit könne eintreten, wo man ihrer Dienste nicht allein vergessen haben, sondern sie wieder recht eigentlich als Ketzer betrachten und zu vertilgen streben werde; die Sache gehe übrigens ebensowohl Bremen, Lübeck, Straßburg und andere Stifter an; sie sei eine allgemein evangelische. Schon sei auf den Zusammenkünften der Churfürsten und Fürsten davon die Rede gewesen; ganz besonders berühre sie den niedersächsischen Kreis, der sich auf den Kreistagen darüber ausgesprochen habe; sie brachten eine allgemeine Communication darüber in Antrag. Von den beiden Administratoren ergingen Anschreiben in diesem Sinne an die übrigen evangelischen Fürsten, sowie an den niedersächsischen Kreis, in welchem sie als die Ausschreibenden das Directorium führten. Es schien zu einer allgemeinen Demonstration der Evangelischen für das Recht der Session kommen zu sollen.

Aber einigen Eindruck mögen doch die Vorstellungen der kaiserlichen Gesandten auf sie gemacht haben, wenn sie das Vertrauen aussprachen, daß die erlauchten hohen tapfern fürstlichen Gemüther bei der allgemeinen Gefahr alle Rücksichten, die nicht so sehr auf das Allgemeine gerichtet seien, fallen lassen würden. Und seien nicht Chursachsen und Churbrandenburg ebenfalls evangelisch und auch ihrerseits bedacht, ihre Religion zu schützen und mit neuen Herrlichkeiten zu vermehren? Diese aber waren mit dem Kaiser einverstanden: der Administrator von Sachsen principiell, der Churfürst Johann Georg, weil er sich beiden anzuschließen pflegte. Johann Georg verwendete seinen väterlichen Einfluß bei Joachim Friedrich. Von diesem liegt ein Schreiben an den Kaiser vor (8. Nov. 1597), in welchem er die wichtigsten Gründe für den Sessionsanspruch und dessen unmittelbare Durchführung nochmals aufzählt, aber mit der Erklärung schließt, daß er wegen der großen Gefahr von Ungarn und des Mißverständnisses mit dem Reich, das man besorgen müsse, sowie auf das inständige Verlangen des Kaisers erbötig sei, zum Beweis seiner unterthänigsten Ehrerbietung gegen ihn auch diesmal seine und seines Erzstiftes wohlhergebrachte Session einzustellen [1]).

Da konnte auch der Herzog Heinrich Julius, durch seine Mutter Neffe des Churfürsten, nicht einseitig festhalten. Sein vertrauter

1) In dem Schreiben an den Kaiser heißt es: Die Sache sei im

Rath Jagemann, der von Prag zur Berathschlagung herbeieilte, rieth ihm, die Stimme für seine geistlichen Stifter diesmal nicht geltend zu machen; daß es am letzten Reichstag geschehen, sei ohne alle Wirkung geblieben, man habe ihrer in dem Reichsabschied nicht einmal gedacht. Der Herzog begnügte sich, sein Recht durch eine Protestation, die er den Erklärungen der Capitel zu Halberstadt und Walkenried beifügte, zu wahren.

Kaiser Rudolf erschien nicht bei dem Reichstag; er beauftragte seinen Bruder Matthias mit seiner Stellvertretung am Reiche. Auch die Reichsfürsten erschienen nicht; der Erzherzog hatte nur eine Versammlung von Abgeordneten um sich, die er am 10/20. Dec. 1597 eröffnete.

Die Forderungen, die er im Namen des Kaisers aufstellte [1]), waren diese nicht geneigt zu bewilligen; er fand dabei nicht viel weniger Widerstand bei den Katholischen als bei den Protestanten. Der thatkräftige Erzbischof von Salzburg, der so eben den Weg für eine andere und energischere Kriegführung hatte bahnen wollen, verlangte jetzt, da er damit nicht durchgedrungen war, um so nachdrücklicher den Frieden, denn mit dem Kriege werde man doch nichts ausrichten. Nur zu einer sehr geringen Bewilligung, 8 Monate, wollte er sich verstehen. Die protestantischen Stände gingen bis auf 24, auf 40, Sachsen bis auf 70 Römermonate fort. Es geschah hauptsächlich durch den Einfluß des Herzogs von Baiern, daß die Stimmenmehrheit sich auf 60 Monate in drei Jahren zu zahlen vereinigte [2]).

Grunde also beschaffen, daß sie alle evangelischen Churfürsten und Stände mit betreffe, billig sollte er Kaiserliche Majestät bitten, „den Gegentheil von ihrer unbefugten Intention abzuweisen, sonderlich bei diesen gefährlichen Läuften, da man leider mehr dann zu vil Ursach vor ein Mann zu stehen", und weil er nicht gern etwas „nach Exempel meiner loblichen Vorfahren" wollte unterlassen, so Abwendung von Weitläufigkeit und Hintertreibungen des grausamen tyrannischen Vornehmens des Erzfeindes des christlichen Namens dienlich, vor dismal in hoc periculosissimo patriae statu Meine und Meines Erzstiftes wohlhergebrachte Session einzustellen, und mich demjenigen, was von den allgemeinen Ständen einmüthig geschlossen und mir und meinem Erzstift nicht präjudizirlich, gebuhrlich zu conformiren.

1) Häberlin-Senkenberg XXI, 145. Der sorgsame, umständliche Häberlin, der es noch erlebte, über diese Angelegenheiten archivalische Mittheilungen zu erhalten, ist gestorben, indem er diese Consultationen beschrieb. „Die Feder fiel ihm gleichsam aus der Hand", wie sein Fortsetzer Senkenberg sagt.

2) Auf 5 Jahre den gemeinen Pfennig oder auf jedes dieser Jahre 30 Rö-

Ein Betrag, den man auf fünfthalb Millionen Gulden anschlug, und der nicht unbedeutend ist, wenn man erwägt, daß die Einkünfte eines Churfürsten von Brandenburg 300000 Gulden nicht überstiegen. Dazu kamen die dabei fortgehenden Leistungen der Kreise: man berechnet, daß sie im obersächsischen allein binnen fünf Jahren auf eine Mill. Gulden stiegen. Die Klagen der Stände über ihre Erschöpfung hatten einigen Grund. In dem Reichsabschied werden die Obrigkeiten ermächtigt, alle ihre Unterthanen, geistlichen wie weltlichen Standes, mit einer entsprechenden Steuer zu belegen. Die hohen Stifter und die Städte, ohne Rücksicht auf entgegenstehende Statuten oder Gewohnheiten, sollen dazu herbeigezogen werden: der Ungehorsam wird mit Verdoppelung ihrer Anlage bedroht.

Dann aber erhob sich erst noch die andere Frage, ob auch die Stände gegen ihren Willen durch die Mehrheit verpflichtet werden könnten. Der Erzbischof von Salzburg stellte das in Abrede; denn zu Geldbewilligungen könne ihn die Mehrheit nicht verpflichten. Auch einige andere geistliche Herren, wie Augsburg und Eichstädt, schlossen sich an. Mit größtem Eifer bestanden eine große Anzahl protestantischer Stände, an ihrer Spitze Churpfalz, darauf; denn die Geldhülfe könne nur freiwillig und nach jedes Standes Willkür und Vermögen geleistet werden [1]).

So trat die Schwierigkeit, die man bei dem Generalausschuß erwartete, auch in dem Reichstag hervor.

Mit der größten Energie machte der Herzog von Baiern das Recht der Mehrheit geltend, nicht sowohl aus politischem, als aus religiösem Gesichtspunkt. Er sagte, es wundere ihn, daß dieses Recht von katholischen Ständen in Frage gestellt werde: sie seien im Fürstenrathe so stark, daß die Protestanten nicht einmal Stimmengleichheit, geschweige Stimmenmehrheit erhalten könnten. Er verlangte, daß jeder von ihnen sein Votum besonders abgeben solle; Oestreich mache auf mehr als Ein Votum Anspruch; wiewohl das an sich nicht zu billigen sei, so könne man es doch deshalb gestatten, um die Stimmen der Katholischen zu vermehren [2]). Er erkannte vollkommen, wie viel diese katholische Mehrheit dem Katholicismus, der

mermonate; außerdem eine Volkshülfe von 12000 Mann zu Pf., 4000 Mann z. F., für den Fall, daß man sie brauche. Häberlin-Senkenberg XXI, 187. Vgl. 305.

1) Notizen aus den Acten bei Wolf, Maximilian II, 149.

2) Auszug aus der Instruction S. 145.

Reichsgewalt und ihm selber, da er den größten Einfluß auf sie ausübte, werth war.

Eben aus diesem Grund aber widersetzten sich die Protestanten; sie behaupteten, daß die Mehrheit sie weder in Geld= noch in Religionssachen verpflichte. Sie protestirten gegen Beschlüsse, die hauptsächlich von Geistlichen, welche selbst wenig beizutragen und für keine Nachkommen zu sorgen hätten, ausgegangen seien, und hielten sich durch dieselben nicht für gebunden, um so weniger, da man ihnen nicht die geringste Hoffnung gemacht habe, ihre wieder in Erinnerung gebrachten Beschwerden zu heben [1]).

Dieser Gegensatz der beiden Parteien trat während der Reichsversammlung alle Tage bitterer hervor. Indem alle Kräfte zusammengenommen werden sollten, um den Türkenkrieg zu führen, hat man doch in Regensburg den Namenstag des Erzherzogs mit einer Predigt gefeiert, in welcher der schlechte Erfolg der letzten Feldzüge der unseligen Waffengemeinschaft mit den Ketzern zugeschrieben wurde. Ihrerseits legten die Protestanten, weiter in die Geschichte zurückgreifend, das Vordringen der Türken überhaupt der verwerflichen Politik des päpstlichen Stuhles zur Last; der allein sei die Schlacht von Varna zuzuschreiben. Noch weiter führten sie die historischen Erinnerungen; sie erklärten es für eine Reichsbeschwerde, daß der Kaiser Bedenken trage, einem geistlichen Reichsstande die weltlichen Regalien zu ertheilen, wenn er nicht vorher von dem Papst bestätigt worden sei, da der Papst doch selbst vom Kaiser bestätigt werden müsse. Die Unternehmungen der Salischen und Hohenstaufischen Kaiser wurden hoch gepriesen, und in der That erscheinen sie auch erst unter diesen, die höchsten Interessen berührenden Umständen in ihrer für die Gesammtgeschichte der Nation umfassenden Bedeutung.

Die Forderung der protestantischen Stifter, an den Reichsversammlungen mit voller Gleichberechtigung Theil zu nehmen, bildete nicht allein ein großes Anliegen für sie selbst, sondern eine Nothwendigkeit für das Reich. Die großen niederdeutschen Gebiete mußten in der Versammlung, welche die legislative Gewalt besaß, repräsentirt sein, wenn das Reich in seiner Einheit bestehen sollte; es war das Interesse des Kaisers selbst. Aber in jenen Jahrhunderten und seit denselben war nun einmal der römische Stuhl zu einer das Kaiserthum überwiegenden Gewalt in Deutschland gelangt. Die

1) Auszug aus dem Protestationsschreiben. Senkenberg XXI, S. 441.

protestantischen Stifter wurden von der Reichsgemeinschaft ausgeschlossen, weil ihre Vorsteher der Confirmation des Papstes bedurften, von dem sie sich losgerissen hatten. Die Reichsgewalt, die ein paar Jahrzehnte hindurch schwankte, nahm unter dem Einfluß der Mehrheit des Fürstenrathes eine den Ansprüchen der Päpste gemäße Haltung an. Jene Protestationen, durch welche der Herzog von Braunschweig das Recht seiner Stifter wahrzunehmen gemeint hatte, wurden von dem Reichskanzleramte einfach zurückgewiesen, denn man kenne ja die Erklärungen der katholischen Stände in Bezug auf diese Session; dabei müsse es sein Bewenden haben.

Waren nun aber eine Anzahl mächtiger Stände von Sitz und Stimme ausgeschlossen, und machte sich in den übrigen eine Mehrheit geltend, die eben auf dem geistlichen Interesse beruhte, wie hätte sich da eine willige Annahme von Seiten der Protestanten erwarten lassen?

Das Vorhaben der Protestanten, eine paritätische Constituirung der Reichsgewalt zu Stande zu bringen, konnte im Jahre 1598 als gescheitert betrachtet werden. Die katholische Mehrheit hatte sich in den Besitz der entscheidenden Autorität gesetzt.

Unmittelbar nach dem Reichstag wurde Aachen aller Intercessionen der Evangelischen ungeachtet in die Acht erklärt und zur Rückkehr in das katholische Lager genöthigt.

Reichstag von 1603.

Noch auf eine andere Angelegenheit von hohem Belang hatte die Ausschließung der protestantischen Stifter von ihren Rechten am Reich den nachtheiligsten Einfluß. Das große ständische Rechtsinstitut, auf dem die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung hauptsächlich beruhte, das Kammergericht, ward davon insofern betroffen, als die regelmäßigen jährlichen Visitationen im Jahre 1588 eingestellt wurden, um den Administrator von Magdeburg, den damals die Reihe traf, nicht daran Theil nehmen zu lassen. Nur zu außerordentlichen Visitationen ist es später gekommen, die jedoch die regelmäßigen nicht zu ersetzen vermochten.

War nun der religiöse Begriff, der sich eben durchsetzte, bereits damals mächtig genug, in die ständische Beaufsichtigung des Gerichtes so gewaltsam einzugreifen, so folgte, daß dieses auch selbst einer ähnlichen Veränderung unterlag.

Die römische Hof war durch eine besondere Schrift eines sehr unterrichteten Nunciatursecretärs [1]) auf die hohe Bedeutung des Gerichtshofes für die kirchlichen Streitigkeiten und auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden, die aus einem Uebergewicht der Protestanten in dem Gericht für den Katholicismus entstehen würde. Allmählich aber vollzog sich dieselbe Umwandlung, die in der Reichsversammlung zu bemerken war, auch am Kammergericht. An dem Gerichtshof, der, auf den Religionsfrieden verpflichtet, zwischen den beiden Parteien unparteiisch und gleichmäßig Recht sprechen sollte, stellte sich eine katholische Mehrheit heraus, gegen welche die Protestanten vergeblich Beschwerde erhoben.

Ihr Sinn war es nie gewesen, dem Gericht die Interpretation des Religionsfriedens zu überlassen; diese sollte allein bei Kaiser und Reich stehen, wie denn auch früher, z. B. 1557 und 1566, das Gericht in zweifelhaften Fällen bei dem Reichstag angefragt hatte; gegen Ende des Jahrhunderts war davon nicht mehr die Rede; in einigen auf die Religion bezüglichen Streitsachen sprach das Gericht, das auch abgesehen von dem religiösen Zwist seine Autorität zu behaupten und eher zu vermehren als schmälern zu lassen trachtete, sein Urtheil ohne Weiteres aus.

Es waren vier an sich wenig belangreiche, aber durch ihre Beziehungen auf die allgemeinen Angelegenheiten für die Gesammtheit des Reiches bedeutende Sachen, in denen das geschah.

Der Generalvisitator der Carthäuser klagte gegen den Grafen von Oettingen, der sich schon vor einer Reihe von Jahren eine Carthause von dem Prior derselben hatte abtreten lassen, — der Provinzial des Carmeliterordens gegen die Reichsritter von Hirschhorn, die sich Getreideerträge eines Carmelitenconventes in ihrem Gebiet zueigneten; — die Nonnen von Sanct Margaretha in Straßburg beschwerten sich über den Rath dieser Stadt, der ihr Kloster als unter seiner Hoheit stehend in Besitz genommen hatte. Das meiste Aufsehen machte die Reclamation des Bischofs von Speier gegen den Markgraf von Baden-Baden, der das Nonnenkloster von Frauenalp auf den Grund, daß die Aebtissin einen anstößigen Lebenswandel führe, einzog.

1) Minuccio Minucci, discorso sopra il modo di restituire la religione cattolica in Alemagna, bemerkt: l'haver gli heretici l'autorità maggiore e li piu voti in aquel senato non vuol dir altro che un ridurre i cattolici d'Alemagna alla disperatione. War das aber nicht ebenso wahr von den Protestanten? Minucci hatte noch eine besondere Arbeit darüber abgefaßt.

In allen diesen Fällen entschied das Gericht zu Gunsten der Kläger; der Grund seines Verfahrens war eine Stelle in dem Reichsabschied des Jahres 1566, in welcher es hieß, daß einem Jeden, der wider den Religionsfrieden beschwert zu sein meine, wer es auch sei, von dem Kammergerichte Recht verschafft werden solle [1]).

Die Protestanten behaupteten, daß sich das blos auf die Stände des Reiches selbst beziehe, am wenigsten könne Mönchen und Nonnen oder ihren Oberen, die von dem Papst abhängig seien, der von dem Religionsfrieden nichts wissen wolle, gestattet werden, Beschwerden gegen höhere oder geringere Reichsstände einzubringen; auch ein Bischof könne es nicht in ihrem Namen, denn die Jurisdiction der Bischöfe sei in dem Religionsfrieden aufgehoben.

Dagegen bestanden die Katholiken auf dem Wortlaut des Abschiedes, durch welchen diese Bedenken im voraus gehoben seien.

Die Evangelischen reciplirten, daß sie den Artikel in diesem Sinne niemals verstanden hätten, wie er denn auch von den Gegnern nicht so verstanden worden sei. Doch war der Wortlaut, den sie sich hatten gefallen lassen, wenigstens zweideutig; selbst Beisitzer evangelischen Bekenntnisses sprachen sich für die Kläger aus. Aber die ganze protestantische Welt erschrak vor den aus dieser Stimmung des höchsten Gerichtes zu erwartenden Consequenzen. Wer wollte in Abrede stellen, daß auch noch in manchem andern Fall gefragt

1) Eine der vornehmsten Beschwerden lag darin, wie es Leonhard Schug ad electorem palatinum ausdrückt (Londorp III, 559), „daß etlichen geistlichen Orden, welche nicht Stände des Reiches noch in einigem Stand, sondern blos dem Papst unterworfen, Proceß wider die evangelischen Stände zuerkannt werde". Schug meint doch, daß mit „Allegirung der suspendirten geistlichen Jurisdiction" die Sache nicht abgethan sei, „dieweil specialis dispositio in capitulatione Caesaris, den römischen Stuhl belangend, dagegen". Er ist auch deshalb über das Recht der Protestanten wenigstens sehr zweifelhaft, weil die Stifter wohl in Territorio eines evangelischen Standes gelegen, derselbe aber keine landesfürstliche Obrigkeit darüber hergebracht. Schug, dessen Gutachten immer vielen Eindruck gemacht hat, wurde von einem andern churpfälzischen Rath bestritten. Bemerkenswerth ist das, daß in einem späteren Gutachten Geizkoflers das Recht in dieser Sache zu entscheiden dem Kammergericht überhaupt abgestritten wird. Es habe selbst daran gezweifelt und das Dubium im Jahr 1557 dem Reich vorgelegt, 1566 repetirt, und sei nun doch ohne Entscheidung erlangt zu haben, zum Prozeß geschritten. Den Abschied von 1566 könne man nicht dafür anführen, weil noch zehn Jahre später, 18. und 19. August 1576, zwischen Kammerrichtern und Beisitzern darüber disputirt worden sei, sogar noch 1585 und 1590. Lünigs Staatsconsilia I, 779.

werden konnte, ob mehr eine Spoliation, oder mehr eine Religionssache vorliege. Der Passauer Vertrag hatte die bis dahin geschehenen Einziehungen kirchlicher Güter bestätigt; aber auch später waren auf den Grund, daß in dem Religionsfrieden die geistliche Jurisdiction in den protestantischen Gebieten aufgehoben worden sei, die Einziehungen fortgegangen und besonders im obern Deutschland erst recht ins Werk gesetzt worden. Sie waren in den Reichsschlüssen allerdings nicht untersagt, aber auch nicht ausdrücklich gutgeheißen. Wie nun, wenn auch diese vor das Kammergericht gezogen und im Sinne der Mehrheit des Fürstenraths entschieden wurden? Schon hörte man sagen, was da in den vier Sachen für Rechtens erklärt sei, werde auch für hundert andere gelten. Nicht auf die einzelnen Modalitäten, unter denen die Einziehung geschehen war, kam es an, sondern auf die Thatsache der Einziehung überhaupt. Dadurch wurde der Streit ein wichtiges Moment des religiösen Gegensatzes. Die Protestanten wollten die Entscheidung darüber nicht in die Hände eines Gerichts gelangen lassen, in welchem die beabsichtigte Parität nun einmal nicht durchgesetzt worden war. Sie fürchteten, daß dann auch in allen ähnlichen Angelegenheiten aus religiöser Antipathie eines ihnen widerwärtigen Gerichts unerträgliche Urtel ergehen würden. Sie bemerkten, durch Zurücknahme der eingezogenen Güter werde der Bestand der oberdeutschen Fürstenthümer mit Auflösung bedroht [1]). Wohin solle es namentlich führen, so sagten sie, wenn auch die gezogenen Nutzungen, wie in dem Fall von Oettingen geschah, zurückgefordert würden; es gebe Stände, denen das eine Million kosten dürfe. Ehe man es dahin kommen lasse, würde es besser sein, dies Geld anzuwenden, um sich seiner Haut zu wehren.

Die Sache hat eine politische Tragweite von größter Bedeutung. Wenn man fragt, was die moderne Zeit von der ältern auf den ersten Blick unterscheidet, das 19. Jahrhundert selbst von dem 18. bis zur Revolution, so ist es der Bestand oder die Aufhebung der geist-

1) In der pfälzischen Erklärung am Churfürstentag von 1606 heißt es: „Die Evangelischen beharren auf ihrer Verweigerung wegen Gewissens und Präjudicii, so Untergang des evangelischen Wesens und Stände verursachen möchte, dann nicht ausbleiben würde, daß alle Stände, so nach dem Religionsfrieden reformirt restituiren müßten, cum fructibus preceptis et percipiendis, da dann Stände ihr Land und Leute verkaufen müßten; so würde auch der Religionsfriede fallen, und Ministerium, Kirchen und Schulen, denn ohne diese Güter dieselben nicht erhalten werden könnten.“ (Londorp III, 584.)

lichen Güter, auf welche die alte Hierarchie gegründet war. Der Versuch, die bereits geschehene Einziehung geistlicher Güter zurückzunehmen, hat den protestantischen Charakter des englischen Gemeinwesens zur Entscheidung gebracht. So eben sah man eine nordische Staatsgewalt, das neue Königthum Schweden, sich auf diesem Grund erheben. Die protestantischen Fürsten und Stände in Deutschland wollten das einmal in Besitz Genommene nicht wieder aufgeben, mochte es vor dem Passauer Frieden gewonnen sein oder nach demselben. Und um keinen Preis wollten sie die Entscheidung darüber einer mehr oder minder zufälligen Majorität des Kammergerichts überlassen; nur dem Reichstag, und auch dem nur durch gütliche Abkunft, könne eine solche zustehen.

In politischen Streitigkeiten wird man immer auf Momente kommen, die durch keinen Rechtsspruch auszumachen sind. Denn die, welche das Recht auszusprechen haben, sind selbst von dem Widerstreit der Ueberzeugungen ergriffen und neigen sich von vornherein mehr auf die eine oder die andere Seite. Die Evangelischen hatten die mannigfaltigsten Beschwerden gegen die Katholischen, sowie diese gegen die Evangelischen. Unter den Streitigkeiten zwischen ihnen bekam die Frage über die Zulassung oder Verweigerung der Revision des Kammergerichts, wie es damals war, eine die meisten andern überragende Bedeutung, da sie den Besitz der geistlichen Güter betraf. Sie erschien von Tag zu Tag wichtiger. In Friedeberg, 1601, vereinigten sich die beiden Churfürsten von Pfalz und von Brandenburg unter sich und mit einer Anzahl anderer evangelischer Stände, in den Klostersachen keine Revision, überhaupt also kein neues kammergerichtliches Urtheil zu gestatten [1]).

Der ruhige und friedliebende Joachim Friedrich, damals seit Kurzem Churfürst von Brandenburg, der sonst seinen Ruhm nur in einer guten Verwaltung suchte, hat doch in den religiös-politischen Streit wirksamer eingegriffen, als man annimmt. Er hatte als Erzbischof das Recht der protestantischen Prälaten mit Nachdruck und in Bezug auf das Bestehen derselben mit Erfolg vertheidigt. Jetzt nahm er sich der großen Frage über die geistlichen Güter an; er hoffte durch nachbarlichen Einfluß auch Sachsen herbeizuziehen. Ihn wenigstens

1) Wie es in einem brandenburgischen Protocoll des Revisionstages heißt: „Weil solche Sache stunden uf Declaration des Religionsfriedens, welches nicht den Revisoribus zustunde, sondern auf einem allgemeinen Reichstag von Romisch Kayserlicher Majestät und gesammten Ständten müßte geschehen."

irrte es nicht, daß bei der Churpfalz des calvinistische Bekenntniß überwog. In einer seiner Instructionen sagt er: Gott wisse, wie wenig er sich zu diesem Bekenntnisse neige, sein Lebelang werde er demselben nicht beitreten; aber die Beschwerden, die man habe, seien allen Religionsverwandten gemein, man müsse sie erneuern und, wenn gleich ohne allzuscharfes Andringen, festhalten, denn sonst würde die Gegenpartei glauben, als dürfe sie nur auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren, um die Evangelischen mit der Zeit zu unterdrücken.

Auch für diese Angelegenheit war es nun von hoher Wichtigkeit, daß sich im Jahr 1603 abermals ein Reichstag zu Regensburg versammelte. Aufs neue vertrat Erzherzog Matthias die Stelle seines Bruders. Auch diesmal gab der noch andauernde Krieg gegen die Osmanen den nächsten Anlaß dazu.

Im Sommer 1601 hatte man auf einer Donauinsel Friedensunterhandlungen gepflogen, aber diese waren zuletzt gescheitert. Der Krieg war wieder angegangen und mit abwechselndem Glück geführt worden.

Im Jahre 1602 eroberten zwar die Kaiserlichen Pesth, aber dagegen verloren sie Stuhl-Weißenburg wieder; ihre Angriffe auf Kanischa und auf Ofen wurden abgeschlagen. Die Osmanen blieben doch im Vortheil. Erzherherzog Matthias, der sich in diesem Kriege einen gewissen Namen erwarb, hatte sich überzeugt, daß es bei der Führung desselben darauf ankomme, in den Monaten, in denen die Türken nicht zu schlagen pflegten, zu raschen Unternehmungen gegen sie gerüstet zu sein. Sein Antrag ging dahin, daß eine stehende Armee in Ungarn besoldet werden sollte, etwa 20,000 Mann stark, um allezeit gegen ihre Anfälle vorbereitet zu sein und ihnen namentlich in den Wintermonaten Abbruch thun zu können.

Am Reichstag hatte man zwar nicht gerade viel Neigung, auf diesen Antrag einzugehen, allein die Bewilligung einer Geldhülfe von Bedeutung fand keinen ernstlichen Widerstand; man war bereit, 86 Römermonate auf die drei folgenden Jahre zu bewilligen. Auch über die andern Punkte der kaiserlichen Proposition war man einverstanden, nur nicht über den dritten, der das Justizwesen betraf. Denn da kam der große Streit zwischen den beiden Parteien in der Frage über die Zulassung oder Verwerfung der Revisionen am Kammergericht, die jetzt die wichtigste von allen war, zur Sprache.

Im Fürstenrath geschah der Vorschlag zur Behandlung derselben einen Ausschuß niederzusetzen. Die evangelischen Mitglieder waren dagegen, denn auf welche Weise man einen solchen auch

bilden möge, die Evangelischen würden immer im Nachtheil bleiben. Der Vorschlag ging jedoch durch; und es ward der Ausschuß ernannt, in welchem die Evangelischen, wie gewöhnlich, in der Minorität blieben. Sie waren zuerst der Meinung, alle und jede Consultation über diesen Artikel abzulehnen; da man ihnen aber dann vorwerfen würde, daß die Justiz überhaupt durch sie verhindert werde, so vermieden sie diese Form; der Beschluß, den sie faßten, hat jedoch in der Sache eigentlich eben so viel zu bedeuten. Sie erklärten die Consultation zwar nicht hindern, aber doch keinen bindenden Schluß annehmen zu wollen, ehe nicht die Ausnahme der vier Klostersachen durchgesetzt worden sei.

Noch eine andere Remonstration war im Werke, welche die übrigen Beschwerden umfaßte, besonders auch die fiscalischen Prozesse, mit denen man damals Churfürsten und Fürsten heimzusuchen begann, und die Ablehnung der Prozesse bei dem Reichshofrath. Eine Anzahl evangelischer Stände stimmte ihr nicht bei. Dem Actenstück, das dem Erzherzog überliefert wurde, fehlten die Unterschriften von Sachsen, von Würtemberg, Pfalz-Neuburg und Baden-Hochberg, Von hoher Wichtigkeit an sich, bildete das jedoch in diesem Augenblick nicht das vornehmste Interesse. Dies concentrirte sich in der Revisionsangelegenheit, welche am 8. Juli im Fürstencollegium zur Berathung kam.

Bei der Umfrage darüber erklärte sich Trier gegen die Ausnahme der vier Klostersachen aus den allgemeinen Revisionen; ebenso und fast noch heftiger Cöln; dagegen wurde sie von Pfalz auf das Nachdrücklichste gefordert. Der pfälzische Gesandte bemerkte, man zähle etwa hundert Sachen, die zur Revision angemeldet worden; davon wolle der evangelische Theil nicht mehr zurückziehen, als ihrer vier. Das seien Religionssachen und als solche der Stimmenmehrheit nicht unterworfen; er bitte die übrigen nicht um dieser vier willen zurückzuhalten, was die ganze Rechtspflege ins Stocken bringen würde.

Sachsen schien dem beizustimmen, sprach es aber doch nicht mit voller Entschiedenheit aus.

Der Gesandte von Brandenburg sagte, der Churfürst, sein Herr, werde von der Frage nicht unmittelbar berührt; aber er erkenne, daß sie für die Gesammtheit der Evangelischen die höchste Bedeutung in sich trage. Ohne den Religionsfrieden zu gefährden, könne dem Kammergericht eine Interpretation desselben unmöglich eingeräumt werden; er würde bereit sein, auf Mittel und Wege

einzugehen, um die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen; aber Niemand mache einen vermittelnden Vorschlag; unter diesen Umständen könne er sich unmöglich von Pfalz trennen.

Chur-Mainz, welches sich immer zuletzt aussprach, schloß sich an Cöln und Trier an. Da das sächsische Votum wiewohl zweifelhaft, dem doch gewiß nicht beistimmte, so war keine Mehrheit zu erreichen. Die Geistlichen und die Weltlichen, die Katholischen und die Protestantischen standen einander unvermittelt gegenüber. Auch bei der zweiten Umfrage blieb jeder bei seiner Meinung.

Trier machte hierauf den Antrag, die ganze Sache nochmals auf einen Deputationstag zu verweisen, wozu Cöln hinzufügte, daß der letzte Reichsabschied beobachtet werden müsse. Die Protestanten behaupteten, was in dem Abschied im Allgemeinen zugegeben worden, könne doch nicht von den speciellen Fällen gelten; sie verwarfen den Deputationstag, wie der ja eben schon bei dieser Frage zersprengt worden war. Der brandenburgische Gesandte bemerkte, durch die Annahme einer solchen Auskunft würde man nur tiefer in das Labyrinth gerathen.

Die gesellschaftlichen Berührungen der Bevollmächtigten beider Parteien führten zu verstärkten Reibungen zwischen ihnen. Die Evangelischen glaubten abzunehmen, daß es bei den Katholischen allerdings auf eine Zurücknahme der geistlichen Güter überhaupt abgesehen sei, und waren um so mehr entschlossen, keinen Schritt breit nachzugeben. Der würtembergische Gesandte, der bisher eine neutrale Haltung beobachtet hatte, erklärte jetzt, daß er sich unter diesen Umständen von der allgemeinen Sache der Evangelischen durch Niemand werde abwendig machen lassen.

Um so gespannter war man auf den Ausgang einer neuen schließlichen Berathung im Churfürstenrath, in welcher der an den Kaiser zu erstattende Bericht festgestellt werden sollte. Pfalz hatte in dieselbe nur unter der Bedingung gewilligt, daß einfach von der Thatsache der Meinungsspaltung, nicht von ihren Gründen die Rede sei. Aber diese wurden in dem mainzischen Entwurfe nicht allein in aller Ausführlichkeit erörtert, und zwar in katholischem Sinne, sondern da hieß es überdies, die Meinung der Mehrheit des Churfürstenraths sei auf einen neuen Deputationstag gegangen, auf welchem der Beschluß des Reichstages ausgeführt werden solle.

Pfalz und Brandenburg leugneten diese Thatsache: sie wollten von einer Auskunft nichts hören, welche den Punkt, auf den es ankam, im Voraus entscheide, denn die Annahme der Revision würde dem

Kammergericht das Recht, den Religionsfrieden zu interpretiren, zuerkennen, was schlechterdings nicht gestattet werden dürfe.

Diesmal aber, bei der Frage über die Verweisung der Sache an einen neuen Deputationstag schienen sie in der Minderheit zu bleiben. Der sächsische Gesandte sprach bei der großem Umfrage in einer Weise, daß man vermuthen mußte, er werde den Tag annehmen. So weit aber wollten es die beiden andern nicht kommen lassen. Er hatte noch nicht ausgeredet, als der pfälzische Gesandte — es war Wolf Dietrich, Burggraf zu Starkenburg — in die Worte ausbrach, er sehe, um was es zu thun sei; bei Verhandlungen, wie diesen, könne und wolle er nicht zugegen bleiben. Er stand auf und verließ den Saal. Der brandenburgische, Hans von Schulenburg, erklärte, er müsse sich an die pfälzische Gesandtschaft halten; diese aber sei ermächtigt, davonzuziehen, wenn ihr etwas begegne, was der Sache zum Nachtheil gereiche (etwas Präjudicirliches); es könne sonst scheinen, als würde der von der Mehrheit genommene Beschluß durch ihre Gegenwart bestätigt; auch er entfernte sich. Der sächsische Gesandte eilte den beiden andern nach und forderte sie auf zurückzukommen, denn von mainzischer Seite habe man noch einen anderen Entwurf in Bereitschaft, der ihnen vielleicht besser gefallen würde. Diese wollten davon nichts hören, sie fragten, ob man sie für Kinder halte oder für Narren? — Sie wendeten sich mit ihrer besonderen Relation an den Erzherzog, der über den ausbrechenden Hader bereits an dem kaiserlichen Hof angefragt, aber eine nichtssagende Antwort erhalten hatte, die ihm und seinen Räthen um so mehr freie Hand ließ. Er bemerkte den beiden Gesandten indessen, er könne nicht einsehen, warum sie sich einer neuen Berathung entziehen wollten, in der man die Sache weiter bedenken könne und forderte sie auf, die Collegialversammlung wieder zu besuchen. Sie versetzten, dabei würden sie in den größten Nachtheil gerathen, zumal da nach einem von der Mehrheit gefaßten Beschluß der Erzherzog selbst die Freiheit nicht mehr behalten werde, einzugreifen und den Ausschlag zu geben.

Auf diesen und seine Räthe kam es jetzt doch wirklich an, ob die Entzweiung zu einer offenen Spaltung des Reiches führen sollte oder nicht. Seiner Vergangenheit nach gehörte Matthias einer zwischen den beiden Parteien vermittelnden Richtung an, in Ungarn und in Deutschland, so wie einst in den Niederlanden. Aber überdies war es auch für seinen vornehmsten Zweck, die Festsetzung der Hülfe gegen die Türken, nothwendig, den Bruch zu vermeiden. Einem Reichabschied, den er im Sinne der Majorität abgefaßt und verkündigt

hätte, würden die Evangelischen mit einer Protestation begegnet sein, durch die auch die Bewilligung betroffen worden wäre.

Unter diesen Umständen erklärte der vornehmste von den Assistenzräthen des Erzherzogs, Graf Trautson, ebenfalls ein Mann von vermittelnder Sinnesweise, die Ansetzung eines Deputationstages scheine ihm nicht der rechte Weg, diese Sache zur Entscheidung zu bringen; der Kaiser werde eine Aussöhnung zwischen den Churfürsten auf einer persönlichen Zusammenkunft mit denselben oder auf einem Reichstag zu bewirken suchen. Dieser Meinung pflichtete auch der Erzherzog bei; er entschloß sich, die Sache für diesmal fallen zu lassen, so daß der dritte Punkt der Proposition unerledigt blieb. In dem Reichsabschied heißt es: „das Justitienwerk solle auf einen zu der Sache dienlicheren Tag verschoben werden, den beiden Theilen an ihren Rechten unbeschadet".

Diese Auskunft nahm die Pfalz und Brandenburg an. Der offene Ausbruch der Entzweiung ward noch einmal verhütet, eigentlich freilich nur verschoben, denn die beiden Parteien standen einander in nie zu versöhnendem Widerspruch gegenüber.

Aber noch einmal war die kaiserliche Gewalt, repräsentirt durch den Erzherzog, moderirend zwischen ihnen eingetreten [1]).

Reichstag von 1608.

Man sieht nicht deutlich, inwiefern der Kaiser die getroffene Auskunft billigte oder nicht. Nicht gerade von ihm ging es aus, wenn die Churfürsten im Sommer 1606 zu Fulda zusammentraten: es geschah auf Anregung von Mainz in Bezug auf die Pflicht der Churfürsten vertrauliche Besprechung zu pflegen, doch schickte der Kaiser seine Commissarien dazu herbei. Da ist denn von den großen Streitigkeiten viel die Rede gewesen: von den Sessionen der protestantischen Erzstifter, — ob sie nur den Capiteln, oder nothwendig auch den Administratoren gewährt werden sollen; ob es für Magdeburg nicht ins Gewicht falle, daß der damalige Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg nicht verheirathet war, die Einwendung, die gegen seinen Vorgänger besonders betont worden; — ferner von den Revisionen und der Exemtion der vier Klostersachen;

1) Ich wiederhole, daß ich bei dieser Darstellung den brandenburgischen Berichten folge. Senckenbergs Quellen (XXII, 115) boten nur eine sehr unvollständige Information.

Pfalz und Brandenburg bestanden darauf so eifrig wie jemals, weil von ihrer Entscheidung durch das Kammergericht Bestehen oder Untergang des ganzen evangelischen Wesens abhange: würde man sie gestatten, so würde dem Gericht auch die Interpretation des Religionsfriedens zufallen und man würde gleichsam zum Untergang gefesselt sein[1]); endlich und zwar mit größerm Nachdruck als bisher von den Prozessen des Reichshofrathes, welche die Evangelischen in Religionsangelegenheiten noch weniger dulden wollten, als die kammergerichtlichen; die Städte, die sich dadurch besonders beschwert fühlten, hatten sich darüber in einer ausführlichen Denkschrift an die Churfürsten gewendet. Von dem allen war die Rede, jedoch nicht einmal die protestantischen Churfürsten waren einmüthig, noch immer folgte Sachsen seinen besondern Ansichten; geschweige denn daß ein allgemeiner Beschluß hätte gefaßt werden können. Man kam zuletzt doch wieder darauf zurück, alles auf den Reichstag zu verschieben, der damals angekündigt war.

Wenn es nach den gemachten Erfahrungen schon an sich kaum zu erwarten stand, daß man sich nun doch verständigen werde, so wurde das durch die Begebenheiten, die man eben erlebte, noch bei weitem schwerer.

Der türkische Krieg nahm im Sommer 1605 einen unerwartet ungünstigen Verlauf in Folge einer Streitigkeit in den Erblanden, die eine große Analogie mit der deutschen hatte. In Verzweiflung über die Maßregeln und Bedrohungen der katholischen Restauration verweigerten die Evangelischen in Ungarn ihre Theilnahme an dem türkischen Krieg; sie gesellten sich Botschkai bei, welcher den Schutz der Osmanen für seine persönlichen Rechte in Siebenbürgen anrief. Hierauf gewannen diese wieder die Oberhand; sie eroberten Pesth und Gran; um größeres Unheil zu verhüten, entschlossen sich die östreichischen Landschaften, an deren Spitze der Erzherzog Matthias trat, einen Frieden mit den Türken einzugehen, der nicht anders als überaus nachtheilig ausfallen konnte, und zugleich eine Abkunft mit Botschkai, nach welcher die politischen und religiösen Freiheiten von Ungarn gesichert wurden. Der Kaiser hoffte das alles rückgängig zu machen und zwar mit Hülfe des deutschen Reichstages. Nicht seinen Bruder Matthias, den er jetzt als Feind betrachtete, sondern seinen Vetter, Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ernannte

1) Relatio de consultatione electorali, electori palatino a consilariis suis facta, 20. August 1606, bei Londorp III, 586.

er zum Commissarius bei dem Reichstag. Er hätte gefürchtet, Matthias würde sich zu seinem Nachtheil mit den evangelischen Reichsständen vereinigen.

Welchen Eindruck aber mußte bei denen nun schon diese Ernennung hervorbringen. Ferdinand hatte sich durch eine gewaltsame Gegenreformation einen Namen gemacht, der den Protestanten furchtbar und gehässig war; er galt für einen der größten Förderer des Ordens, von dem die katholische Reaction hauptsächlich ausging.

Ueberdies aber trat in einer der kleinern Reichsstädte, Wörth an der Donau, ein Ereigniß ein, welches unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen entsprungen, doch den protestantischen Reichsständen, allen und jeden, die Unsicherheit zum Bewußtsein brachte.

Donauwörth gehörte ursprünglich dem großen staufischen Besitzthume an, war in Folge der conradinischen Vermächtnisse an das Haus Baiern gelangt, von Kaiser Albrecht I. aber demselben entrissen und an das Reich gezogen worden. Unter unaufhörlichen Fehden hatte es sich doch als Reichsstadt behauptet; auf dem Concil zu Costnitz erhielt es vom Kaiser Sigismund den Blutbann und die Versicherung, daß es zu ewigen Zeiten nimmermehr von dem Reich gesondert werden sollte. Die Pflicht, an einer der größten Handelsstraßen des Reiches Wege und Brücken, besonders den Strombau an der Donau in Stand zu halten, ward dem städtischen Gemeinwesen durch Privilegien vergütet, in deren Besitz es sich zu behaupten verstand. Maximilian I. hielt sich gern in Wörth auf; die Stadt hat ihm zu Ehren einmal ein prächtiges Meistersängerfest veranstaltet [1]). Wie die meisten oberdeutschen Städte wurde auch Donauwörth von der reformatorischen Bewegung ergriffen; Bürgerschaft und Rath behaupteten sich zuletzt bei der augsburgischen Confession, an die sie sich mit Eifer hielten.

Innerhalb der Mauern aber bestand auch noch ein hochverehrtes Heiligthum der alten Kirche, von dem heiligen Kreuze, an welchem der Erlöser gestorben ist, eine Partikel, an deren Aechtheit man nicht zweifelte, in ihrer mit griechischen Emblemen versehenen Theka einst ein Krönungskleinod von Constantinopel, von wo es im elften Jahrhundert herübergebracht worden: gleichsam eine mystische Weihe für das römische Reich deutscher Nation. Das Kloster zum heiligen Kreuz, welches die Partikel bewahrte, theilte die Gunst der Kaiser mit der Stadt;

1) Geschichte des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwörth von Justin Königsdörfer, letztem Abt daselbst, Bd. I.

es war ein Wallfahrtsort, durch Wunder, die da von Zeit zu Zeit, selbst noch im 16. Jahrhundert geschehen sein sollten, in religiöser Verehrung gehalten.

Das Ansehen dieses Klosters verfiel unter dem Einfluß der reformatorischen Idee, und es schien sich aufzulösen; die Stadt hegte den Wunsch, es für ihr Hospital zu verwenden. Markgraf Albert von Brandenburg hat es ihr auf einem glücklichen Kriegszug zum Geschenke gemacht. Dabei aber hatte es sein Verbleiben keineswegs: das Kloster gehörte zu den geistlichen Gütern, die durch den Passauer Vertrag dem Katholicismus gerettet und durch den Religionsfrieden gesichert wurden.

Eine lange Reihe von Jahren hindurch lebte man nun in Kloster und Stadt in erträglichem Verhältniß mit einander; das Kloster fügte sich in die Beschränkungen der religiösen Aufzüge, welche es mit der protestantischen Bevölkerung in unangenehme Berührungen bringen konnten. Abt Gustav Gorung 1581—1602 hielt sich immer in gutem Vernehmen mit Rath und Gemeinde. Der Rath fand sich in den Rechtsspruch der Universität Ingolstadt, in welchem ihm die Schirmherrlichkeit über das Kloster, die er zu haben vermeinte, aberkannt wurde.

Anders aber wurden die Verhältnisse im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als die Idee einer vollen Restauration des Katholicismus allenthalben durch die Zöglinge der jesuitischen Schulen wieder auflebte. Ein neu eintretender Abt Leonhard, schon im Conflict mit der Stadt gewählt, hielt es für sein Recht und seine Pflicht, die altherkömmlichen Feierlichkeiten wieder in ihrem vollen Pomp zu vollziehen. Er fand dabei eine Unterstützung bei dem Inhaber der Reichspflege, Georg Fugger, — der z. B. den protestantischen Unterthanen auf dem Lande nicht gestatten wollte, an katholischen Feiertagen zu arbeiten, und sich auch innerhalb der Mauern von der städtischen Autorität zu emancipiren trachtete; man schrieb es seinem Einfluß auf die kaiserlichen Räthe, die für sehr bestechlich galten, zu, wenn im Anfang des Jahres 1606 ein Mandat des Reichshofraths einging, durch welches der Stadt bei Strafe der Acht verboten wurde, den Abt und die Katholiken in der Vollziehung ihrer religiösen Ceremonien zu stören.

Bei dem nächsten vorkommenden Fall, einem Leichenzug, fügten sich Bürgermeister und Rath, weit sie noch keine Zeit gehabt hatten, ihre Einwendungen gegen das Ungewohnte bei dem kaiserlichen Gericht einzulegen. Aber sie waren nicht gemeint, auch ferner nachzugeben. Auch in der Stadt waren jüngere Männer in die Aemter getreten, die

von dem Eifer ihres Bekenntnisses durchdrungen, von anderen Städten, namentlich von Ulm her bestärkt, entschlossen waren, die einmal eingeführten Beschränkungen aufrechtzuhalten; sie säumten nicht lange ihre Exception gegen das kaiserliche Mandat in aller Form einzubringen.

Schon in diesem Stadium traf der Donauwörther Streit in die allgemeinen Fragen. Denn eben dahin ging die protestantische Forderung, daß in Sachen des Religionsfriedens dem kaiserlichen Hofrath kein Recht der Entscheidung zustehe: die Städte bestanden darauf, daß man innerhalb ihrer Mauern den Klöstern schlechterdings nicht gestatten dürfe, die ihnen gezogenen Schranken zu überschreiten. Wie ließ sich namentlich erwarten, daß bei feierlichen Processionen, die eine allgemeine Uebereinstimmung der religiösen Gefühle voraussetzten, die Antipathie der Menge nicht erregt werden sollte?

Bürgermeister und Rath beobachteten noch eine ziemlich gemessene Haltung. Sie warnten, als der Tag eines jährlichen Kreuzganges nach Auresheim herankam [1]), den Herrn Abt, als ihren Nachbar, vor dem Durchzug mit fliegenden Fahnen, weil das eine beschwerliche Neuerung sei. Den Conventualen war nicht ganz wohl bei der Sache, weil sie Thätlichkeiten fürchteten; aber sie zogen in Betracht, daß eine vorkommende Verletzung des kaiserlichen Mandates ihnen sogar förderlich sein und gewonnenes Spiel geben würde. Es war am Morgen des 15/25. April 1607, daß sie ihr Vorhaben ausführten. Der Prior und Chronist des Klosters, Georg Beck, ein jüngerer Conventuale und ein Fuggerscher Hauscaplan führten den Zug der Gläubigen unter einer neuen kostbaren mit dem Kreuzeszeichen geschmückten Fahne, stolz darauf, daß sie in freier Luft daherwehte. Als sie hinauszogen, erfolgte keine eigentliche Störung, sie vollzogen ihren Bittgang mit der Inbrunst, welche das Gefühl einer gedrückten Kirche anzugehören immer einflößt; hier war sie wenigstens in den Führern mit einer provocatorischen Tendenz gemischt, die denn auch nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Als der Zug, der draußen angewachsen war, zurückkam, wollten die Bürger niemand einlassen, der nicht in die Stadt gehöre; die Heranziehenden, unter denen auch eine Dame aus dem Hause Fugger war, die Gemahlin Georgs, sahen sich plötzlich zwischen dem innern und äußern Thore eingeschlossen; die aufgeregte

1) Die Nachrichten darüber sind aus gleichzeitigen Aufzeichnungen, denen ich hier folge, bei Königsdörfer reproducirt.

Menge bedrohte sie mit Hopfenstangen und Knütteln; sogar Schwerter wurden entblößt, doch mehr um Gewaltthaten zu hindern als zu verüben; auch der Bürgermeister, der Anfangs ruhig von der Mauer herabsah, bemühte sich nun den Tumult zu stillen, was ihm aber nur unvollständig gelang; von einer Fahne wurde das Crucifix herabgeschlagen, die heftigsten Drohungen wurden mit Steinwürfen begleitet; gleichwohl war die Angst größer als das Uebel; nachdem das innere Gatter geöffnet worden, gelangten die Kreuzfahrer durch kleine Gäßchen, über Düngerhaufen hinweg, jedoch mit heiler Haut nach dem Kloster zurück.

Scenen, die an sich keine Erwähnung verdienen würden, die aber Folgen von der größten Bedeutung nach sich zogen. Was da zwischen dem äußeren und dem innern Thor von Donauwörth vorfiel, wurde der Ursprung allgemeiner Irrungen und Trübsale.

Der Reichshofrath sah darin einen Landfriedensbruch. Die sehr demüthigen Entschuldigungen des Raths und die Intercession der protestantischen Fürsten machten in Prag keinen Eindruck. Der Hofrath erließ im August 1607 eine förmliche Achtserklärung gegen die Stadt, und fast noch mehr als das Urtheil selbst hatte es zu bedeuten, daß die Execution mit Vorbeigehung der Autoritäten des schwäbischen Kreises, zu dem sie gehörte, vielmehr dem Herzog von Baiern, Maximilian, übertragen wurde.

Die Stadt verdankte ihre Reichsfreiheit dem Schutze der Kaiser aus den Häusern Oestreich und Luxemburg gegen den Herzog von Baiern; aber der Gegensatz der Reichsgewalt und der Territorialhoheit trat in diesem Augenblick hinter dem Wunsche des Reichshofraths, seine Entscheidung in den religiösen Händeln in einem einzelnen Falle zur Geltung zu bringen, zurück. Er trug kein Bedenken, den Fürsten, der einen Anspruch auf die Erbunterthänigkeit der Stadt machen konnte, mit der Execution gegen dieselbe zu beauftragen. Von keinem andern Fürsten hätte sie sich mit solcher Bestimmtheit erwarten lassen. Herzog Maximilian durch religiöse, reichsrechtliche und territoriale Interessen zugleich angetrieben, brauchte nicht lang gebeten zu werden, sie zu unternehmen. Schon vor ergangener Acht sind ein Paar Kundschafter, die er an den Prior empfahl, im Kloster erschienen: sie trugen Rosenkränze in der Hand, ließen sich aber auf den Thurm führen, wo dann mit geübter Hand auf der Stelle ein vollständiger Grundriß der Stadt mit allen ihren Thürmen, Gräben und Bollwerken aufgenommen wurde, zu freudigem Erstaunen des Priors, der nun inne

wurde, wie mächtige und entschlossene Freunde sein Kloster habe. Die Gährungen, die in der Stadt ausbrachen, trugen dazu bei eine Beilegung des Haders zu verhindern; zugleich aber gewann es den Anschein, als sollte es ihr zuletzt unmöglich gemacht werden, Gehorsam zu leisten [1]). Zwischen dem Reichshofrath und dem Herzog war der Ruin der Stadt beschlossen. Noch einmal in altherkömmlicher Form wurde durch den Reichsherold in seinem Waffenschmuck der Stadt die kaiserliche Acht angekündigt; dem heranziehenden Executionsheere war sie unfähig den mindesten Widerstand zu leisten. Nach ihrer Unterwerfung (Dec. 1607) ist dann ohne Rücksicht auf eingegangenen Vertrag die Pfarrkirche dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben und der bisherige Widerstand auf das schärfste geahndet worden.

Das baierische Kriegsvolk hielt sich zusammen; und man besorgte, es werde seine Waffen gegen Nürnberg oder doch gegen Ulm wenden, wo die angeschlagene Achtserklärungsurkunde abgerissen worden war, was man für eine Verletzung kaiserlicher Majestät erklärte.

Welcher von den protestantischen Reichsständen wäre aber eines solchen Vergehens nicht auch zu zeihen gewesen? Wer hatte nicht ähnliche Streitsachen, wie die Donauwörther? Auch gegen Andere konnten Achtserklärungen erfolgen, so formlos und auch so nachdrücklich wie bei den Donauwörthern. Die Jesuiten predigten öffentlich, die Zeit sei gekommen, um die Ketzer auszurotten; man habe dazu Geld und Waffen.

Zu derselben Zeit nun, in welcher sich dieses Ereigniß vollzog, kamen die Bevollmächtigten zu dem Reichstag in dem nahen Regensburg zusammen. Allen theilte sich die Besorgniß um so mehr mit, als die Ernennnng Ferdinands zum Reichscommissarius eine veränderte Richtung des Hofes kund gab. Auch in Sachsen, wo man sich sonst so gern an den Kaiser hielt, war man mit demselben nicht zufrieden.

Unter diesen wenig Gutes verheißenden Umständen begannen die Verhandlungen des Reichstags.

In der kaiserlichen Proposition, mit welcher der Erzherzog die Sitzungen eröffnete (12. Jan. 1608), betraf der erste Punkt die Aufstellung einer stehenden Armee an den türkischen Grenzen; allein er fand damit wenig Anklang. Die Meisten waren froh, der Beiträge

1) Wolf II, 232.

zur Fortsetzung des Krieges überhoben zu sein. In den Motiven sahen die Protestanten sogar eine religiöse Tendenz; denn was werfe man den Türken vor, als die Unterstützung, welche durch sie den Ungarn zu Theil werde? Warum aber habe man in Ungarn Ursache, sich zu den Türken zu neigen? Die einzige liege in den fortdauernden Religionsbeschwerden. Solle man da seine Hand gegen sie bieten? Man würde ja gegen die eigenen Glaubensgenossen zu Felde ziehen! Und sollte man überhaupt dem Kaiser eine stehende Armee bewilligen? Das würde nur dahin führen, daß er in den Stand gesetzt werde, die deutschen Reichsstände unter dem einen oder dem anderen Vorwande niederzuwerfen. Wäre dies auch von ihm selbst nicht zu erwarten, so würde sich leicht ein Feldoberster erheben, der es auf eigene Hand zu thun trachte.

In unbestimmten Zügen sahen sie doch die Combination, die ihnen später verderblich werden sollte, sich vorbereiten. Es war das Gefühl einer allgemeinen Gefahr, das auch die sächsischen Gesandten in diesem Momente bewog nach einigem Bedenken den Evangelischen die Versicherung zu geben, daß es an ihrer Mitwirkung nicht fehlen sollte.

Deren erster Gedanke war es nun, daß die Ordnung der Consultation geändert, und vor allem andern der die Reichsjustiz betreffende Punkt erörtert werden müsse. Denn in der Verwerfung der angeregten Revision schien ihnen ihre Sicherheit zu liegen. Indem sie auf die Abänderung der Reihenfolge Verzicht leisteten, machten sie doch die Bedingung, daß kein Beschluß über den ersten Punkt gültig sein solle, ehe noch der andere ebenfalls erledigt sei.

Schon bei den Berathungen über die erste Frage, die das vornehmste auswärtige Verhältniß betraf, kam auch die andere, welche die inneren Anliegen umfaßte, in voller Stärke zur Sprache.

Im Churfürstenrathe forderten die geistlichen Stimmen die Unterstützung des Kaisers zur Fortsetzung des Türkenkriegs; sie bezeichneten die Ungarn als Rebellen. Pfalz und Brandenburg widersprachen dieser Bezeichnung: sie erinnerten mit Nachdruck an die Verdienste, welche sich die Ungarn durch ihren Widerstand gegen die Türken auch um das deutsche Reich erworben hatten. Würde man fortfahren, ihnen religiöse Bedrückungen zuzufügen, so würden sie sich leicht auf die Seite der Türken schlagen, und das Reich eine verdoppelte Feindseligkeit bestehen müssen. Und wenn Sachsen hierin nicht so eifrig war, wie die beiden andern, brachte es dagegen das allgemeine deutsche Anliegen um so kräftiger zur Sprache. Die Gesandten erklärten, sie würden sich auf keine Hülfeleistung einlassen dürfen,

ehe nicht der Religionsfriede erneuert und durch eine neue Assecuration bestätigt sei; denn man höre und lese, daß seine Verbindlichkeit von den Jesuiten in Abrede gestellt werde, der evangelische Theil müsse wissen, wessen er sich zu versehen habe.

Zu der allgemeinen Aufregung trug es bei, daß in den Schriften der Jesuiten, ungeachtet des Religionsfriedens, der ja von dem Papst nicht bestätigt worden sei, den alten kirchlichen Satzungen gemäß die Unfähigkeit der Evangelischen zu Ehren und Würden behauptet, ihre Ausrottung mit Feuer und Schwert angedroht wurde; die Entrüstung darüber, welcher die sächsischen Gesandten Ausdruck gaben, erinnert an die, welche damals in Venedig, sowie in England gegen den Orden zum Ausbruch kam. Die im Churfürstenrath vorliegenden Fragen aber wurden davon nicht unmittelbar getroffen. Der Gedanke einer Aufhebung des Religionsfriedens war von den geistlichen Herren nicht eigentlich gefaßt; sie konnten ihn mit gutem Grund ableugnen. Nach erneuertem ernstlichen Anbringen der weltlichen, und einigen weiteren Berathungen, in denen jedes Wort hin und her erwogen wurde, fand in der Relation über dieselben die Formel Aufnahme: in dem Churfürstenrathe habe man insgemein nicht undienlich befunden, daß in dem nächsten Reichsabschiede der Religionsfriede von 1555 mit den Verbesserungen von 1557, 1559, 1566, sowie die Verordnung gegen die Schmähschriften bestätigt werde. Vermöge der letzten Clausel sollte den Angriffen der Jesuiten auf die Reichsconstitution Einhalt gethan werden. Die Protestanten waren damit vorläufig zufrieden.

Die Punkte, an deren Entscheidung das Meiste lag, kamen nun erst und zwar im Fürstenrathe zur Sprache, wo die Gegensätze bei weitem stärker und rücksichtsloser auf einander stießen.

Wenn bei der Berathung über den Türkenkrieg die Mehrzahl der Fürsten der Meinung war, daß derselbe wieder aufzunehmen und dem Kaiser die hiezu erforderliche Hülfe zu leisten sei, so setzte dem die evangelische Minderheit das Gutachten entgegen, daß vielmehr der Friede beobachtet und dem Gewissenszwange in Ungarn ein Ende gemacht werden solle. Gleich hiebei sagte der östreichische Gesandte den Evangelischen, sie würden ihr Votum noch einmal zu bereuen haben.

In dieser Weise gingen die Consultationen fort.

Die Einwendungen der Minderheit wurden mit Mißachtung erwidert, und als es dann auch zur Formulirung eines Gesammtbeschlusses kam, mit Stillschweigen übergangen. Die Minderheit war sehr ansehnlich, sie zählte achtzehn fürstliche und gräfliche Stimmen;

die Repräsentanten derselben erhoben sich sämmtlich, um gegen dieses Verfahren zu protestiren, aber ohne Erfolg.

Im Gegentheil: die auch im Fürstenrath angeregte Forderung der Bestätigung des Religionsfriedens ward von der Mehrheit der Fürsten auf eine Weise beantwortet, die man doch nicht erwartet hätte. Sie erklärten sich geneigt dazu, aber unter der Bedingung, daß alles, was seit demselben den Geistlichen an Kirchengütern und Stiftern entzogen worden sei, ihnen wieder zurückgegeben oder doch eine annehmbare Sicherheit für die Rückgabe bestellt werde. War das nicht aber eben das, was die Protestanten am meisten fürchteten? Nur darum hatten sie sich der Revision widersetzt, weil sie meinten, daß die kammergerichtlichen Urtheile dazu bestimmt seien, es zu erreichen. Es war ihnen selbst unerwartet, daß die geistlichen Fürsten so weit herausgingen.

Wir erfahren, daß in diesen selbst Zweifel über die Opportunität einer solchen Kundgebung entstanden waren; aber das Wort des Herzogs Maximilian hatte alles entschieden. Die Erklärung des Fürstenraths findet sich beinahe wörtlich in der Instruction seines Gesandten [1]).

Maximilian ragte hoch hervor unter all den schwankenden und unsicheren fürstlichen Persönlichkeiten der Zeit. Vergegenwärtigen wir uns mit einem flüchtigen Worte seine Stellung.

Sein Vater Wilhelm, eifriger Katholik, aber ein schlechter Haushalter und schwacher Politiker, hatte, hauptsächlich durch seine Geldverlegenheiten gedrängt, die Landesregierung dem Sohne abgetreten, der eine natürliche Gabe für eine sparsame Verwaltung besaß, die vorhandenen Hülfsquellen zu benutzen, immer neue zu finden verstand, und auf gesicherter Grundlage eine das Reich umfassende Politik energisch einschlug. Der Vater behielt immer einen indirect wirksamen religiösen Einfluß in der Familie, wie auf den Sohn, so auch auf den Schwiegersohn Erzherzog Ferdinand von Grätz. Doch bedurften sie, beide Zöglinge der Ingolstädter Schule, nicht eigentlich seines Antriebes. Maximilian war, kaum zwanzigjährig, in Rom gewesen und mit dem römischen Hof in innige Beziehungen getreten. Papst Clemens VIII. schreibt [2]) ihm bald darauf, sein Anblick schwebe ihm immer vor Augen, seine Ehrfurcht gegen den

1) Wolf, Maximilian I., Bd. II, 285.

2) Briefe der Päpste an Maximilian I., aus den baierischen Archiven gesammelt und übersetzt von J. M. Söltl. Darmstädter Allgem. Kirchenzeitung, Mai 1868. (Altezza ist der regelmäßige Ausdruck für Durchlaucht.)

römischen Stuhl und die Devotion, mit der er die Denkmale der Apostelfürsten und der heroischen Märtyrer, die für die Wahrheit der katholischen Lehre ihr Blut vergossen, besucht habe. Der umsichtige Papst, einer der großen politischen Köpfe der Epoche, hatte dem jungen Herzog bereits früher den Hut und Degen, die in der Christnacht unter Gebet für den Sieg der Kirche über ihre Feinde geweiht werden, geschickt. Er hatte ihm beim Antritt seiner Regierung feierlich den apostolischen Segen ertheilt und ihn zum Gehorsam gegen die heilige römische Kirche, seine Mutter, verpflichtet. Seine Breven athmen den Ton väterlicher Herzlichkeit und einer persönlichen Fürsorge, die zugleich die Familie umfaßt. Von dem Träger der obersten kirchlichen Autorität ausgegangen, konnten sie nicht verfehlen, den jungen Mann zu ergreifen und zu fesseln. Zuweilen fordert ihn der Papst auf, einen drohenden Abfall in einem benachbarten Fürstenhaus zu verhüten; vor Allem dafür möge er sorgen, daß unter den katholischen Fürsten Eintracht und Einheit herrsche. Dem entsprach nun Herzog Maximilian mit vollstem Religionseifer. Er verachtete und haßte den Protestantismus, den er in seinen Briefen, den eingesogenen Grundsätzen gemäß, als eine elende Ketzerei bezeichnet. Es war seine Ueberzeugung, aber — und anders ist es auf keiner Seite — diese entsprach zugleich seinem eigensten Vortheil. So eben hatte er den Widerstand einer Reichsstadt, die seinem Hause entrissen worden, gebrochen und sie seinem Willen unterworfen; noch standen seine siegreichen Truppen unter den Waffen. Für ihn war es nun die größte religiöse zugleich und politische Angelegenheit, die geistlichen Fürsten, die sein Interesse theilten, um sich zu vereinigen und mit sich fortzureißen, die gesammte katholische Majorität am Reichtag zusammenzuhalten und in seinem Sinne zu leiten. Im Fürstenrath setzte seine Gesandtschaft jetzt einen Gesammtbeschluß durch, der einen nicht geringen Theil des Reiches mit dem Schicksal bedrohte, von welchem Donauwörth so eben betroffen worden war.

Die nächste weitere Frage war nun, wie sich die Churfürsten zu diesem Beschluß verhalten, ob sie ihn, wie er war, in die zu erstattende Relation, die als Reichsgutachten gelten sollte, aufnehmen würden oder nicht.

Die weltlichen Churfürsten waren mit Entschiedenheit dagegen, denn wenn die Anerkennung des Friedens an die erwähnte Bedingung geknüpft werde, so liege darin die Erklärung, daß er ungültig sei, während er doch das Band bilde, das bisher Alles zusammengehalten habe.

Mainz machte hiegegen geltend, daß denn doch das Gutachten der Mehrheit einmal vorliege, und wie es sei, referirt werden müsse; dem Erzherzog bleibe ja immer anheimgestellt, den Ausschlag zu geben. Auf dessen Entscheidung aber wollten sich die Protestanten nicht verweisen lassen. Zur Sache selbst bemerkten sie, daß die Mehrheit in den Religionsstreitigkeiten überhaupt nicht gelte; unter keiner Bedingung könne man sich das letzte Votum derselben gefallen lassen, durch welches nicht allein die Vierklostersache, über die man so lange gekämpft habe, entschieden, sondern auch jede daran geknüpfte Besorgniß gerechtfertigt werde. Man sehe klar, daß die Absicht dahin gehe, ein böses Spiel anzufangen. Sie erklärten einmüthig, an den Reichsverhandlungen lieber nicht weiter theilnehmen, als dies abwarten zu wollen.

Die Sache war so weit aussehend und gefährlich, daß man darüber noch einmal in Prag angefragt hat. Bei Hofe aber konnte man nicht gemeint sein, es zum Bruch kommen zu lassen; man hätte besorgen müssen, die weltlichen Churfürsten dem Kaiser zu entfremden und auf die Seite des Erzherzogs Matthias zu treiben. Die Besorgniß, eine solche Verbindung zu veranlassen, war der vornehmste Grund gewesen, weshalb Matthias von der Stellvertretung am Reichstag ausgeschlossen worden war. Man nahm sich nicht übel, die Briefe aufzufangen, welche er an die deutschen Fürsten schrieb. Wie hätte man nicht Alles vermeiden sollen, wodurch eine Allianz, die man aufs Aeußerste fürchtete, nun doch hervorgerufen werden konnte.

Ein Augustinerbruder Fra Milensio, der von dem Nuntius dem Erzherzog Ferdinand beigegeben war, versichert mit aller Bestimmtheit, der Kaiser habe den Religionsfrieden ohne jenen Zusatz, durch den er gleichsam vernichtet wurde, bestätigen wollen, und dies in einem darüber ausgefertigten Decret verbürgt; — Fra Milensio will den vertrauten Kammerdiener kennen, durch dessen Vermittelung es ausgebracht worden; schon sei es in Regensburg angelangt, und der Erzherzog Ferdinand geneigt gewesen, demselben Folge zu leisten.

Milensio nimmt für sich selber die Ehre in Anspruch, dieses Vorhaben rückgängig gemacht zu haben; er habe dem Erzherzog seine Verpflichtung gegen die Kirche, sein eigenes früheres Verhalten zu Gemüthe geführt und denselben vermocht, die Bekanntmachung des Decretes so lange zu verschieben, bis er von dem päpstlichen Stuhle eine Weisung erhalten habe. In Kurzem, fährt er fort, seien dann fünf päpstliche Breven eingetroffen, eines an den Erzherzog, drei an die Gesandten der geistlichen Churfürsten, das fünfte an den Bischof von Regensburg. Dieser Bischof war

dem Augustiner amtlich als der Mann bezeichnet worden, durch den er auf die Fürsten wirken könne [1]). Gerade damals war ein Schreiben von ihm im Umlauf, in welchem er die deutsche Geistlichkeit zu einem Bunde gegen die Protestanten aufforderte. Auch in der weltlichen Umgebung Ferdinands gab es Männer, die ihn darin bestärken konnten, an dem einmal eingeschlagenen Gang festzuhalten. Da war vor allen der kaiserliche Secretär Hanniwald, von dessen Einfluß man die Autorisation herleitete, welche Herzog Maximilian in der Sache von Donauwörth vom kaiserlichen Hofe bekommen hatte. Er liebte es, sich in der Karthause, wo auch der Erzherzog wohnte, gütlich zu thun; er hat wohl selbst ironisch darüber gescherzt, wie sehr man da in der Gewalt von Baiern sei [2]). An sich keineswegs ein Zelot, hatte er doch damals Partei ergriffen. Vom Wein erhitzt, ließ er vernehmen, man müsse die protestantischen Fürsten noch ganz anders behandeln, als es Carl V. gethan habe; würden sie nicht nachgeben, so würde es einmal blutige Köpfe setzen. Aus seinen eigenen Geständnissen erfährt man, daß er damals mit dem Gedanken umging, der Kaiser solle seinen Bruder des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklären und die Execution dem deutschen Reich übertragen. Er hat es dem Kaiser in einem Gutachten anempfohlen [3]).

Unter diesen Einwirkungen war bei Erzherzog Ferdinand an keine Sinnesänderung zu denken; auch die geistlichen Mitglieder im Churfürstenrath nahmen auf die weltlichen Collegen keine weitere Rücksicht.

Dann aber trat der Beschluß, den die Protestanten von Anfang an gefaßt hatten, dem fortgesetzten Angriff der geistlichen Mehrheit auf den Besitz der Kirchengüter in der einen oder der anderen Form durch Entfernung von den Consultationen zu begegnen, in Wirksamkeit. Im churfürstlichen Collegium verlangten sie vor aller weitern Verhandlung Anfrage bei dem Fürstenrath, ob er an jener Clausel

1) Man hat hiegegen eingewendet, daß in den Briefen Ferdinands an seine Mutter bei Hurter hievon nicht die Rede sei; die Briefe sind sehr merkwürdig, aber ihren vornehmsten Inhalt bilden die innern Zerwürfnisse im Hause Oesterreich. Von den Reichsgeschäften ist darin wenig die Rede. Ein so bestimmtes Zeugniß, wie das vorliegende (vgl. Päpste II, 438), kann dadurch nicht erschüttert werden.

2) Er hat ein Lied angestimmt: „Mitten wir in Baiern sind,
Von Baiern sind wir umfangen."

3) Aus seinem Bekenntniß, Hammer II, 275.

festhalte, die man schlechterdings nicht dulden, noch in den Reichsabschied aufnehmen könne.

Zu einer solchen Anfrage ließen sich aber die Abgeordneten von Mainz nicht bewegen. In dem Entwurfe der Relation, den sie vortrugen, meinten die Protestanten vielmehr, eine verdeckte Bestätigung der vom Fürstenrathe ausgesprochenen Absichten zu finden; auch durch einen scheinbar vermittelnden, auf die Zeit der Zurückforderung bezüglichen Vorschlag würde das Recht zu derselben nur um so mehr festgestellt werden. Sie verwarfen die Vorlage unbedingt, denn Niemand dürfe sich einbilden, die Einziehung der Stifter, welche auf den Grund unzweifelhafter Befugniß, zum Theil Gewissens halber, geschehen sei, rückgängig zu machen. Ueber die in der ursprünglichen Relation des Churfürstenrathes vereinbarte Formel wollten die drei weltlichen Stimmen nicht hinausgehen. Ein lebhafter Wortwechsel entspann sich und die Abgeordneten gingen mit Unwillen auseinander.

Auf diese Weise spaltete sich das vornehmste Collegium im Reiche, auf dessen Beschlüssen der Religionsfriede und auch in den späteren Zeiten unter allen ausgebrochenen Zwistigkeiten die Erhaltung der inneren Ruhe und der Einheit, soweit sie noch gelungen war, beruht hatte.

Denn in dem Religionsfrieden war man nun einmal nicht zu festen und unzweifelhaften Rechtsnormen gelangt. Die öffentliche Ordnung gründete sich auf das Einverständniß der leitenden Persönlichkeiten; sobald die Nothwendigkeit oder Neigung zu einem solchen aufhörte, mußte der Hader wieder ausbrechen. Unmöglich konnte dann ein Collegium von Rechtsgelehrten unter dem Einfluß einer einseitigen theologischen Richtung den Staat oder das Reich regieren. Wenn die neutrale Politik von Sachsen daher rührte, daß es eine vermittelnde Stellung, durch welche die Einheit erhalten werden sollte, zu behaupten suchte, so ward es unter diesen Umständen doch bewogen, sich mehr der protestantischen Richtung anzuschließen.

In dem Fürstenrathe machte Oestreich als Director ähnliche Vorschläge, wie sie zuletzt in dem andern Collegium vorgekommen waren, nicht jedoch ohne die Rechte der Mehrheit auf das Stärkste zu betonen. Die protestantischen Fürsten setzten ihre Einwendungen entgegen, aber man weigerte sich derselben in dem Gutachten zu gedenken. „Summa" — sagte die churbrandenburgische Gesandtschaft in ihrem Berichte — „diese sind nicht weniger im Fürstenrath als wir im Churfürstenrath mit einander ganz zerfallen."

Es war, wir wissen es, nicht etwa ein Streit um Worte oder

einzelne transitorische Bestimmungen, sondern ein Gegensatz der allgemeinen Tendenzen, der großen Interessen beider Parteien.

Die Protestanten wollten die Einziehungen geistlicher Güter, welche nach dem Passauer Vertrag geschehen waren, schlechterdings aufrecht halten, und der Mehrheit an dem Reichstag keinen Eingriff in das territoriale Recht, das in dem Religionsfrieden anerkannt sei, gestatten; die Katholischen hielten an dem Recht der Mehrheit, die durch sie selber constituirt wurde, fest. Sie behaupteten das unveräußerliche Recht der Kirche an ihre Güter; daß sie den Religionsfrieden noch anerkannten, erschien nur als ein vorübergehendes Zugeständniß.

Um die Berathungen wo möglich noch einmal in Gang zu bringen — denn davon hing doch auch alle und jede Bewilligung ab — trat der Erzherzog mit einem Vorschlag hervor, der sogenannten Interpositionsschrift, in welchem er allerdings die Bestätigung des Religionsfriedens von 1555 verhieß, jedoch mit einigen weiteren Clauseln, die den Protestanten vielfache Bedenken erregten. Wenn darin gesagt wurde, der Friede solle so bestehen, wie er 1555 aufgerichtet und 1566 bestätigt worden sei, so war ihnen diese letzte Beziehung deshalb anstößig, weil die Katholiken ihren Anspruch in den Klostersachen auf diesen Reichsabschied und die Auslegung, die sie demselben gaben, gründeten. Wenn es dann in dem Vorschlag weiter hieß, daß die an dem Reichstage vorgebrachten Wünsche an ihren Ort gestellt bleiben sollten, ohne dem einen oder dem andern Theil zu nahe zu thun, so sahen sie darin einen Vorbehalt jener Clausel des Fürstenrathes, deren Zurücknahme sie unbedingt forderten. Die Festsetzung endlich, daß dem altherkömmlichen Gebrauche bei den Abstimmungen, dem Referiren und Correferiren, kein Eintrag geschehen solle, schien den Protestanten eine Bestätigung des Rechtes der Majorität zu enthalten, das sie principiell verwarfen. Die Erwähnung des Passauer Vertrages und der Verordnung gegen die Schmähschriften, sowie der Einschränkung der Hofprozesse ward in Schrift vermißt.

Der Vorschlag des Erzherzogs war in so glimpflichen Ausdrücken abgefaßt, daß man an einem und dem andern protestantischen Hofe nicht abgeneigt gewesen wäre, darauf einzugehen, denn wie hätte man nicht allenthalben wünschen sollen, einen Bruch der Versammlung, welche die Einheit des Reiches repräsentirte, zu vermeiden; aber die anwesenden Gesandten, welche die Bitterkeit der obwaltenden Stimmungen jeden Augenblick empfanden, erklärten sich entschieden dagegen;

für sie war es genug, daß sie hörten, der verhaßte Hanniwald habe die Schrift verfaßt; man erfuhr, daß ein anderer kaiserlicher Assistenzrath, Rhode, sie mißbilligt habe, aber ohne damit durchzubringen.

Der Erzherzog theilte den Eifer der extremen katholischen Partei. In seinen Briefen spricht er von dem Wesen der Protestanten mit einer Wegwerfung, die ein Zusammengehen beider Theile an sich unmöglich machte; er bezeichnet sie im Widerspruch zum Religionsfrieden ausdrücklich als Ketzer. So widerwärtig und gefährlich die Verwickelungen in Ungarn unter dem Einflusse des Erzherzogs Matthias sich anließen, so war es ihm doch sehr recht, daß dieser nicht statt seiner in Regensburg als kaiserlicher Commissarius fungire, denn was würde der hier vollends angestiftet haben[1]).

Auch die Absichten des kaiserlichen Hofes waren dem Erzherzog verdächtig; er sagt, er werde sich von demselben nicht auf das Glatteis führen lassen; er seinerseits wolle nur klare Handlung annehmen; besser sei es, der Reichstag „zerstoße" sich, als daß etwas der Religion Gefährliches „practicirt" werde.

Diese Gesinnung des Repräsentanten der kaiserlichen Gewalt trug nicht wenig dazu bei, den Fürstenrath bei seinen Beschlüssen festzuhalten. Auch in dem Fürstenrath wurden immer bedenklichere Ansichten laut, z. B. daß der Religionsfriede sich nicht auf die Städte beziehe, und das Recht der Majorität in Allem, was die Glaubensartikel nicht unmittelbar betreffe, unzweifelhafte Geltung habe.

Was alle Gemüther zersetzte, war die Donauwörther Execution. Wenn selbst die katholischen Churfürsten sie nicht billigten, so sahen die Protestanten darin eine Tyrannei, zu deren Ausübung man fremdes — wallonisches — Kriegsvolk herbeigerufen habe. Sie fügen hinzu, auch nach der Execution sei das Achtsmandat am Regensburger Rathhause angeschlagen geblieben, denn es habe den Protestanten immer vor Augen bleiben sollen; sie seien als Bestien, ihre Versammlungen als Synagogen des Satans bezeichnet worden: so habe sich der Erzherzog selbst ausgedrückt; in diesem Sinne sei vor ihm geprediget worden. Sie meinten dort in Regensburg keineswegs außer Gefahr zu sein: die Stadt habe allen Muth verloren; sie habe einen Augenblick um Protection gebeten, aber dann auf den Vorschlag, der ihr in dieser Hinsicht gemacht worden sei, nicht eingehen wollen. Es fiel auf, daß die innern Zerwürfnisse im Hause

1) „Gott waisch, waß er nit hie alles hette anstiften derfen" — Hurter 455.

Oestreich doch nicht die Wirkung hatten, welche man erwartete, die Katholiken friedfertig zu stimmen; die Protestanten schlossen daraus, es müsse wohl eine bereits geschlossene Allianz hinter ihnen stehen. Und da man hörte, in Baiern werde gerüstet, so fürchteten sie einen Gewaltstreich: es würde in Regensburg gehen, wie in Donauwörth; sie selbst würden dabei am schlimmsten fahren.

Das waren die Umstände, unter denen sie den Beschluß faßten, der die Spaltung des Reiches zur Evidenz brachte, Regensburg und den Reichstag zu verlassen. Die sächsischen Gesandten widersetzten sich der Absicht nicht, erklärten sie vielmehr für gut und billig, aber ihr Auftrag erstreckte sich nicht so weit, daß sie unumwunden hätten beitreten dürfen. Gerade ihre zweifelhafte Haltung war es, was die Uebrigen bewog, nicht länger zu zögern, sondern zu einem definitiven Entschluß zu schreiten [1]).

Sie faßten die Resolution, daß es unnütz, unrathsam, ja der ganzen deutschen Nation schimpflich sei, sich länger so umführen zu lassen, wie es geschehen, und zuzusehen. Eine bereits vorbereitete Schrift, in der man die Beschwerden, die man habe, nochmals zusammenfaßte, wurde verlesen; sie ward allgemein gebilligt und unterschrieben. Man beschloß, sie dem Commissarius zu überreichen und, da von ihm keine Abhülfe zu erwarten sei, unverzüglich Regensburg zu verlassen. Das geschah dann am 27. April 1608.

Vergeblich suchte der Erzherzog sie wenigstens so lange zurückzuhalten, bis man noch eine kaiserliche Entscheidung eingeholt habe. Er hätte gewünscht, auch nach der großen Absonderung dennoch die Berathungen der Mehrheit fortgehen zu lassen und mit derselben zu einem Abschied zu schreiten. Am kaiserlichen Hofe, wo man sich zwar auf die Katholischen zu lehnen, aber die protestantischen Stände nicht von sich zu stoßen dachte, war man nicht dafür. Der Kaiser, dem es vor allem auf Subsidien ankam, hielt es für rathsam, nur die Suspension des Reichstages auszusprechen.

Er verlangte einen Vorschuß auf die zu bewilligende Hülfelei-

1) Man entnimmt das aus einem Schreiben des pfälzischen Gesandten an Christian von Anhalt vom 24. April: „Weil wir auch der chursaxischen nit mer mechtig zu sein getrauen, unangesehen der anwesenden Gesanten gantz gern ir bestes dabei theten und aber nit allein die Städte, sondern auch viel andere ser uf Saxen sehen, auch daran gewiesen sind — als sint wir zu Verhütung offenbarer Trennung auch vieler anderer Motiven halben in kraft habenten gnedigsten Befehlichs entschlossen gönnts Got gegen nechsten Montag alhier ufzubrechen.“

stung, und forderte die noch anwesenden Gesandten auf, nach Hause zu reisen und diesen Wunsch ihren Herren vorzutragen, wie er denn auch die Gesandten, die schon abgereist seien, um eine solche Verwendung angehen wolle.

Nach Eingang dieser Antwort ist auch der Erzherzog abgereist.

Union und Liga.

So geschah's, daß der Reichstag zu keinem Schluß gebracht werden konnte. Je umfassender die Befugnisse der Reichsstände waren, um so mehr hatte es zu bedeuten, daß sie ohne Vereinbarung eines Abschiedes in Entzweiung auseinandergingen.

Die auf das Einverständniß der Stände unter einander angewiesene kaiserliche Gewalt, die durch den Spruch gegen Donauwörth und die Ernennung des Erzherzogs Ferdinand zum Reichstagscommissarius von der bisherigen Linie ihres Verhaltens abgewichen war, suchte, gleichsam erschrocken über den Zwiespalt, den sie dadurch hervorgerufen hatte, ihre frühere Position jenseit des Streits der Stände wieder zu gewinnen. Sie erkannte die Mehrheit des Fürstenraths noch nicht als maßgebend für den Reichstag an: in der Entfernung der Protestanten von demselben sah sie noch keinen Bruch der Verfassung.

Aber sie vermochte doch nicht zu verhindern, daß nicht die beiden Parteien, durch den Mangel einer wirksamen Autorität veranlaßt Stellung gegen einander ergriffen hätten.

Unter den Evangelischen war seit langen Jahren davon die Rede gewesen, ein Vertheidigungsbündniß gegen mögliche Angriffe der Gegner zu schließen, doch war es noch nicht so weit gekommen. Der alte Streit zwischen den Lutheranern und Calvinisten, zwischen Sachsen und der Pfalz hatte es verhindert; überdies war es doch auch nicht unbedingt nothwendig gewesen, so lange die Reichsgewalt noch einigen Rückhalt darbot.

Nach dem Ereigniß von Donauwörth aber und bei der entschieden feindseligen Haltung der katholischen Majorität, welcher der Kaiser wenigstens nicht entgegentrat, wurde eine einseitige Verbindung unumgänglich. Auf dem Reichstag ist viel davon gesprochen worden; doch war es zuletzt mehr das provinzielle Interesse einiger oberländischer Fürsten, was die Sache ins Leben rief, als das allgemein protestantische.

Bereits im Anfang des März 1608 fand eine Versammlung

zu Stuttgart Statt, zu der von der einen Seite der Markgraf Friedrich von Baden und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, beide lutherischen Bekenntnisses, und von der anderen der unermüdlich regsame Repräsentant der Churpfalz, Christian von Anhalt, erschienen. Sie verständigten sich vorläufig über die Nothwendigkeit gemeinschaftlicher Abwehr der Tendenzen der katholischen Restauration, die so gewaltig um sich griff. Der eben zur Regierung gekommene Herzog Johann Friedrich von Würtemberg hatte dazu noch besonders dringenden Anlaß. Er war noch nicht belehnt und deshalb von Sitz und Stimme am Reichstag ausgeschlossen; eben er, dem das Amt eines ausschreibenden Fürsten im schwäbischen Kreise oblag, war durch das Verfahren gegen Donauwörth besonders beleidigt, und nirgends war die landschaftliche Verfassung enger mit dem Recht auf die eingezogenen Kirchengüter verschmolzen als eben in seinem Gebiete. Indem nun der Herzog auf seinem ersten Landtag den Ständen vorstellte, wie sehr er durch das am Reichstag eingehaltene Verfahren unmittelbar bedrängt und für die Zukunft bedroht werde[1]), so mußten auch sie der Gefahr inne werden, die über ihnen selbst schwebte. Wiewohl nicht ohne Bedenken wegen der Folgen, erhob die Landschaft doch keinen entschiedenen Widerspruch gegen das Vorhaben, das Baden und Neuburg an Würtemberg brachten. Auch der Herzog war voll Besorgniß wegen der Ungelegenheiten, die ihm die Sperrung der Lehen, die er dann zu erwarten habe, zuziehen könne; aber die allgemeine Gefahr bewog ihn, den Antrag nicht zurückzuweisen: nur machte er die Bedingung, daß auch der Churfürst von der Pfalz, mit dem er in einer älteren nachbarlichen Verbindung „bei fürstlichen Ehren" stand, und die beiden Markgrafen des fränkischen Brandenburg sich daran betheiligen müßten[2]).

Nirgends fühlte man das Bedürfniß der Vereinigung dringender, als eben in der Pfalz selbst. In Besorgniß, wegen der eingezogenen Klostergüter angegriffen zu werden, zumal da man ver-

1) Gegen Donauwörth sei wider alle Reichs Krayß und Executionsordnungen, auch wider den Religions- und Profanfrieden offenbar gehandelt worden; — auf der päpstlichen Seite wolle man nach dem Passauer Vertrag (dessen in der Interpositionsschrift des Erzherzogs nicht gedacht wurde) reformirte Klosterstifter mit allen bisher aufgehobenen Nutzungen wieder an sich ziehen, Kirchen und Schulen umkehren: kein Evangelischer solle weder bei dem Cammergericht noch bei allgemeinen Kreistagen Hülfe finden, sondern von dem kaiserlichen Hof mit widrigen Processen heimgesucht werden. Sattler VI, 9.

2) Urkunde der Resolution des Herzogs, bei Sattler, Urk. 3.

nahm, daß wie in Böhmen so auch in Baiern fortwährende Rüstungen Statt fänden, beschloß die churpfälzische Regierung, in dem ganzen Lande Vorkehrungen zur Vertheidigung zu treffen; um aber damit zum Ziel zu gelangen, hielt man für nothwendig, die Nachbarn, die in ähnlichem Falle waren, zur Theilnahme an gemeinschaftlicher Landesrettung — dies ist das Wort, dessen man sich bediente — aufzufordern. Christian von Anhalt ging dabei von der Ansicht aus, daß man zunächst nicht an eine Generalunion, die viele Schwierigkeiten darbieten würde, zu denken habe, sondern an eine besondere, die man auch wohl Privatunion genannt hat, zwischen den gleichbedrohten nächstgesessenen Fürsten und Ständen. Von den Wittelsbachern in Baiern würde, so nahm man an, der Angriff ausgehen: die Wittelsbacher der Pfalz riefen zur Vertheidigung auf. In einer abermaligen Berathung zu Stuttgart wurde verabredet, daß die betheiligten Fürsten persönlich in den alten Klosterräumen von Ahausen — Anhausen an der Wörnitz, in brandenburgischem Gebiet — zusammenkommen sollten, um zum Abschluß einer Union zu schreiten. Markgraf Joachim Ernst von Anspach war sehr bereit, die Hand dazu zu bieten. Denn was am Reichstag vorgegangen, machte es zur Pflicht, alle Kräfte zusammenzunehmen.

Am 12. Mai fand nun diese Zusammenkunft Statt. Christian von Anhalt, der als der vornehmste Urheber der Union betrachtet werden kann, war unterwegs mit dem Markgrafen von Baden zusammengetroffen und mit ihm über die Sache vollends einig geworden. Johann Friedrich von Würtemberg, Joachim Ernst von Anspach und die beiden Pfalzgrafen von Neuburg — der ältere, der Vater, der eine Zeitlang geschwankt hatte, war dem jüngeren, dem Sohne, nunmehr beigetreten — stellten sich ebenfalls ein. Sie hatten einiges bewaffnete Gefolge und ihre vornehmsten Räthe bei sich. Auf den Antrag des Fürsten Christian sind die Räthe von der ersten Versammlung ausgeschlossen worden [1]: die Fürsten allein blieben am Morgen jenes Tages beisammen. Christian, der ihnen vor allem die Pflicht der Verschwiegenheit einschärfte, stellte dann vor, daß es bei dem zu

1) Ich benutze hiebei das Protocoll der Sitzung und ein dasselbe ergänzendes Schreiben Christians von Anhalt, beides aus den Sammlungen der Wittelsbach'schen Correspondenzen der historischen Commission zu München, mitgetheilt von Dr. Ritter. Auch mancherlei andere Notizen entnahm ich diesem Actenstücke. Einige Zweifel bleiben noch übrig, andere werden gehoben. So kann man mit Bestimmtheit sagen, daß keinerlei Versuch, in die Unruhen der östreichischen Erblande einzugreifen, zum Vorschein kommmt.

schließenden Verein auf drei Dinge ankomme: Hintansetzung aller Privatinteressen, ausschließende Rücksicht auf die Erhaltung der Religion und der Freiheit des Vaterlandes, endlich Beschleunigung; denn schon seien mehrere Stände angegriffen, eine allgemeine Gefahr vorhanden, die Noth dränge. Er legte den Entwurf einer Bundesverfassung vor, der jedoch nicht sogleich angenommen worden ist. Von Neuburgischer Seite brachte man einen andern zum Vorschein, der aus den ersten Verhandlungen zu diesem Zwecke stammte, weil darin vieles Gute enthalten sei. Aus beiden wurde nun ein neuer Entwurf zusammengesetzt, ohne Zweifel mit Beihülfe der Räthe, die an dem Nachmittag zugezogen worden sind. Christian von Anhalt rühmt den Fleiß und Eifer, welchen die Fürsten persönlich bewiesen; er fühlte sich glücklich, daß ein schon lange von ihnen gehegter Plan endlich in dem dringenden Moment durchgeführt wurde.

Weit in die Ferne reichende Absichten waren es nicht, wozu sie sich vereinigten. Gegen jeden von ihnen waren damals ähnliche Beschwerden erhoben, ähnliche Decrete wie gegen Donauwörth erlassen, und die gleichen Anstalten zur Vollstreckung derselben getroffen worden. Dagegen wollten sie sich im Voraus sichern.

In Ahausen nahm man gleichsam wieder auf, was im Jahr 1537 in Schmalkalden geschehen war. Die Reichsconstitutionen, die seitdem zur Erhaltung des Friedens zwischen beiden Parteien gegründet worden, zeigten sich ungenügend: man wollte sie aufrecht erhalten oder sich gegen ihre Ueberschreitung sicherstellen. Selbst die Reichsexecutionsordnung sollte damit nicht aufgehoben sein. Man wollte bei jedem Angriff, welcher geschehe, zunächst den Kreis aufrufen, dabei aber doch gemeinschaftliche Anstalten treffen, eine Direction bestellen, eine Casse errichten, und sich fertig halten, um den mit Vergewaltigung Bedrohten auch ohne jene Form Hülfe leisten zu können.

Bemerkenswerth ist, daß das Bedürfniß des confessionellen Verständnisses wie einst so auch jetzt wieder hervortrat. Man beklagte in Ahausen auf das Schmerzlichste, daß man den Streit nicht vollständig beseitigen könne, und behielt sich noch immer einfachen Satz und Gegensatz vor, vereinigte sich aber zu einem Verbot der Anschuldigungen und Schmähungen, die damals herüber und hinüber in Schriften und Predigten gewechselt zu werden pflegten. So hatten schon früher Churpfalz und Würtemberg untereinander vereinbart. Die politische Union konnte ohne kirchliche Annäherung nicht gedacht werden.

Ein gewaltiger Unterschied zwischen jenen und diesen Zeiten lag jedoch in dem Zustand der Reichsgewalt. Damals der mächtigste Kaiser, den es im Laufe eines halben Jahrtausends gegeben hat, jetzt der wahrhaft ohnmächtigste, der in diesem Augenblicke von seinem Bruder mit Krieg überzogen und der Hälfte seiner erbländischen Gebiete beraubt wurde.

Dagegen aber war die katholisch-ständische Autorität, welche von Carl V. wegen der Dienste, die sie leisten konnte, zu Zeiten gepflegt, aber dann doch wieder sehr in Schranken gehalten wurde, jetzt zu selbständiger Bedeutung in den Reichsangelegenheiten gelangt. Das System des Matthias Held wurde erst von Herzog Maximilian I. von Baiern ins Werk gerichtet.

Schon indem er sich gegen Donauwörth rüstete, sprach sein Bruder, Coadjutor von Cöln, die Meinung aus, daß dem Beistand, welchen die Protestanten der ungehorsamen Stadt leisten würden, gegenüber ein Verständniß zwischen den Katholischen errichtet werden sollte, damit ein Jeder wisse, wiefern er sich auf den andern zu verlassen habe. Fast in demselben Augenblick, in welchem die protestantische Union begründet wurde, war zu Regensburg unter den anwesend gebliebenen Ständen Berathung für einen katholischen Bund gepflogen worden. Zu einer Beschlußnahme ist es jedoch weder damals noch auch durch die Unterhandlungen, welche man in den folgenden Monaten pflog, gekommen. Erst im Juni 1609 vereinigte sich Maximilian mit den schwäbischen geistlichen Ständen, den Bischöfen von Augsburg und von Constanz, dem Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen, denen sich die Bischöfe von Passau und Regensburg beigesellten, zu einer Verbindung mit ähnlichen Einrichtungen, wie dort die protestantischen Fürsten verabredet hatten. Der Kaiser und das Haus Oestreich blieben von derselben ausgeschlossen. Der Herzog trat als Director der verbündeten Stände auf, und ließ nichts unversucht um seinen Bund zu erweitern und ihm die Hülfe der katholischen Mächte von Europa zu verschaffen. Er stellte sich als den Vorkämpfer des Katholicismus dar. Denn da er sich nicht gescheut habe, durch das Unternehmen gegen die Ketzer von Donauwörth den Protestanten Trotz zu bieten, so sei er auch der vornehmste Gegenstand ihres Hasses; ihr Sinnen und Trachten gehe dahin ihn zu Grund zu richten, um alsdann auch auf die übrigen Katholiken loszugehen[1]).

1) Cornelius, Münchner Jahrbuch 1865, 135.

Von Seiten des römischen Stuhles wurde er darin auf das Kräftigste unterstützt. Ein Schreiben Pauls V. liegt vor, in welchem er den Gesichtspunkt des Herzogs, daß er hauptsächlich es sei, der von den Protestanten mit offenbarer Feindseligkeit bedroht werde, zu seinem eigenen macht, und dem baierischen Clerus von seinetwegen befiehlt, ebensogut wie die Laien zur Bildung der herzoglichen Reiterei beizutragen. Er entbindet Maximilian von den kirchlichen Censuren wegen der in dieser Beziehung bereits getroffenen Bestimmungen kraft apostolischer Autorität. Denn er, der Papst, sei durch göttliche Vorsehung zur Leitung der streitenden Kirche berufen [1]).

So erhoben sich aus der Mitte der beiden Bekenntnisse zwei einander entgegengesetzte Interessen, beide politischer Natur, aber zugleich auf dem Grund religiöser Ueberzeugung: das eine, festhaltend an dem alten Centrum der abendländischen Christenheit, das andere zur Vertheidigung der großen Sache der Abweichung, wie sie im Zeitalter der Reformation zu Stande gekommen war — in der Form von Bündnissen zwischen den einander am nächsten gesessenen Fürsten, von denen die einen in den constituirten Reichsbehörden keinen Schutz mehr fanden, Gewalt erduldet hatten und sich gegen Wiederholung derselben sichern wollten, die andern um der begangenen Handlungen willen, die sie für rechtmäßig hielten, mit den Waffen heimgesucht zu werden besorgten und sich in der eingenommenen Stellung behaupten wollten.

Nicht alle Mitglieder der beiden Bekenntnisse waren indeß in dieser Form der Spaltung begriffen. Ich finde, man nahm damals fünf Parteien im Reiche an: die beiden Unionen, katholische, protestantische Mißvergnügte und den Kaiser — oder auch: die großen Religionsgenossenschaften überhaupt, welche beide mit dem Kaiser unzufrieden waren; die zur Selbsthülfe gerüsteten Stände, endlich die kaiserliche Gewalt.

1) Briefe der Päpste a. a. O. S. 307.

Zweiter Abschnitt.

Uebergang des Kaiserthums von der älteren Linie des deutschen Hauses Oestreich auf die jüngere[1]).

Kaiser Rudolf II.

Indem das große Institut, auf welchem das Reich als solches in seiner Einheit beruhte, der Reichstag, durch die entgegengesetzten Tendenzen der Stände zersetzt und nahezu aufgelöst wird, suchen unsere Augen nach dem obersten Repräsentanten der Gesammtheit, dem römisch-deutschen Kaiser.

Der hatte seine Hofburg zu Prag zu einem Museum und einer Werkstätte für wissenschaftliche und technische Arbeiten gemacht, in denen er lebte und webte.

Die allgemeine Cultur, die an kein Land und kein Volk gebunden ist, hatte damals eine eigenthümliche Stätte in Böhmen und Mähren; einmal in Folge des durch die Dynastie vermittelten Zusammenhangs mit Spanien, Italien, dem deutschen Reich und den

1) Zur Uebersicht. Ferdinand I. hinterließ drei Söhne: Maximilian den Kaiser, Ferdinand von Tyrol, Carl von Steiermark. Der zweite, Ferdinand, hatte keine erbfähigen Nachkommen, sein und der Philippine Welser Sohn, Carl ab Austria, starb 1618. Kinder Maximilians waren: Anna, zweite Gemahlin Philipps II., Mutter Philipps III. von Spanien 1549—1580, Rudolf 1552—1612, Ernst 1553—1595, Matthias 1557—1619, Maximilian 1558—1618, Albrecht 1559—1633. Söhne Carls von Steiermark sind: Ferdinand, der spätere Kaiser, 1578—1637, und Leopold, Bischof von Passau, 1586—1633.

Niederlanden, und auf der andern Seite der Entwickelung des Protestantismus im Lande, welche der national beschränkten Abweichung von der römischen Kirche einen universellen Charakter gab, und die Eingebornen mit dem französischen Element der Reformation in enge Verbindung brachte. Die Herrensitze der Zierotin, Wok von Rosenberg, Pernstein, Dietrichstein, waren kleine Mittelpunkte für höhere Bildung, wo fremde Gelehrte und Künstler gute Aufnahme fanden, Schätze der Kunst und Literatur mit einem gewissen Ehrgeiz gesammelt wurden. In deren Mitte erhob sich nun unter Rudolf II. der Hradschin bei weitem zu der ersten Stelle. In vier großen Sälen und einer Anzahl von Gallerien vereinigte Rudolf die mannichfaltigsten Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst. Es war alles zugleich: ein ethnographisches und ein zoologisches Museum, für welche die spanischen Seefahrten nach beiden Indien die Gegenstände lieferten, eine Rüstkammer, wenn man so sagen darf, ein früheres grünes Gewölbe, Bibliothek, eine antiquarische Sammlung und eine Gemäldegallerie. Die spanischen und italienischen Correspondenzen des Kaisers zeigen, wie sehr sich seine Gesandten um Erwerbungen bemühten, die ihm angenehm sein konnten. Von Rom sendet man ihm Verzeichnisse von den größeren Sammlungen ein, die etwa verkäuflich wurden, z. B. in der casa Cesarini, wie der Referent naiver Weise sagt, „Antiquitäten von Marmelstein, kleine kupferne Götzen, allerlei römisch-heidnische Ding"; in Spanien erweckte die Verlassenschaft des Cardinals Granvella und die Sammlung des Antonio Perez, welche zum Verkauf kam, die Beflissenheit des kaiserlichen Botschafters; da kommen denn merkwürdige Dinge zum Vorschein, z. B. bei Granvella ein Buch, eine gute stehende Hand hoch, mit zweihundert Abrissen von Albrecht Dürers Hand. Zuweilen waren Sachen dieser Art um wenig Geld zu erlangen, für andere Fälle wurde der Credit der Fugger in Anspruch genommen, doch bemerkt der Botschafter, daß man ihm den Aufwand, den er veranlasse, bereits zum Vorwurf mache. Die Sammlungen, die der Kaiser dergestalt aus aller Welt zusammenbrachte, waren ohne Zweifel die vornehmsten und kostbarsten der damaligen Zeit. Neben einem mit Ebenholz umfaßten Altar bildeten silberne Kreuze, vergoldete Leuchter und Kelche eine Capelle, die hier doch eben nur zur Beschauung aufgestellt war; andere Kostbarkeiten wurden in zahlreichen Schränken und in den Schubladen der Schreibtische aufbewahrt. Von dem höchsten Werth war die sehr reiche Gemäldesammlung, welche die Gallerien und Gänge erfüllte. Das freilich nur unzureichende Ver-

zeichniß[1]) zählt eine ganze Reihe von Tizians, Correggios, selbst Raphaels und Leonardos auf; es fehlte nicht an Meisterstücken der deutschen Kunst. Unter andern hatte Rudolf das Bild, durch welches Dürer einst in Venedig bewiesen hatte, daß er mit Farben umzugehen wisse. Er besaß einige Handschriften von unschätzbarem Werth, wie den Codex des Ulphilas, der seinen Namen, der silberne, doch erst später erhalten hat[2]), und den Riesen unter den Büchern, die 36 Zoll hohe Handschrift des ummauerten Mönchs von Braunau, die man um ihres fabelhaften Ursprungs willen die Teufelsbibel genannt hat, von mancherlei auch sonst sehr bemerkenswerthem Inhalt. Die Stücke aus dem Alterthum, die sich damals in Prag befanden, wie die Apotheose des Augustus und der sogenannte Ilioneus, sind immer zu den Kleinodien der Sammlungen, in die sie später kamen, gezählt worden. Ilioneus ist ein Werk griechischen Ursprungs, von klassischen Lineamenten feinster Ausführung. Der große Meister der neueren Sculptur Thorwaldsen trug seiner Vollendung halber Bedenken an seine Restauration Hand anzulegen[3]). Rudolf liebte zugleich die Kunst und ihre Bedeutung; in seiner Arbeitsstätte hatte er eine Themis von Metall.

Sammlungen dieser Art zerstreuen häufig durch das Unzusammenhängende ihres Inhaltes; hier bildete die Persönlichkeit des Kaisers in seiner Stellung und seinen Liebhabereien einen geistigen Mittelpunkt.

Rudolf nahm an seinen Sammlungen den Antheil eines ersten Erwerbers, der sich seines Besitzes doppelt freut. Manches berühmte Werk, das er nicht erlangen konnte, ließ er sich wiederholen. Er hatte einige namhafte Maler an seinem Hofe, welche die Vorzüge der italienischen und der niederländischen Art und Weise zu vereinigen suchten; er stellte ihnen ihre Aufgabe und besuchte sie bei ihren Arbeiten. Da ward auch die Kunst des Kupferstiches trefflich geübt. Besonderes Wohlgefallen fand er an Mosaikarbeiten aus den edelsten Stoffen, für die er keine Kosten scheute; eine aus Edelsteinen zusammengesetzte Tafel, durch Pracht und Feinheit der Arbeit sich auszeichnend, galt als eines der Wunderwerke der Welt[4]).

1) Verzeichniß derjenigen Sachen, so auf dem königlichen Prager Schloß in der römisch-kaiserlichen Majestät Schatz- und Kunstkammer befunden worden. Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

2) Dudick, Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte, ein Buch, aus welchem ich hier die meisten Notizen entnehme, hat S. 316 nachgewiesen, daß sich der Codex in der Sammlung Rudolfs II. befand.

3) So erzählte König Ludwig I. von Baiern, der dieses Werk in Wien erworben hatte und es seiner Glyptothek einverleibte.

4) Balbinus, Epitome rerum Bohemicarum 611: Gemmae ad com-

Auf einer Inschrift im Schloß wurde auch einer der Alchymisten der Zeit als ein Mann genannt, der mehr als irgend ein Anderer geleistet habe; er hatte eine Tinctur bereitet, durch welche der Kaiser mit eigner Hand eine Transmutation der Metalle zu Stande gebracht zu haben überzeugt war [1]).

Noch glaubte die Welt an die Verwandlung der Metalle; es gehörte gleichsam zu einem fürstlichen Hofhalt, die zu solchen Versuchen erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, durch die man den Geheimnissen der Natur auf die Spur zu kommen und zugleich zu großen Reichthümern zu gelangen meinte. Rudolf wurde selbst als ein Eingeweihter der Kunst betrachtet, in der sich mystische Weltanschauung mit naturwissenschaftlichen Experimenten vereinigte; er erscheint wohl als der Hermes Trismegistos der Adepten.

Es war die Epoche, in welcher sich die Chemie eben in Deutschland aus den alchymistischen Versuchen, die man noch nirgends verwarf, nach und nach entwickelt hat. Scheidung der Stoffe und neue Zusammensetzungen beschäftigten die Laboratorien des Kaisers und dessen eigene Aufmerksamkeit [2]). Nur eben das Anstößigste, wenn man einmal damit umging, das stärkste Gift, das sich hervorbringen lasse, darzustellen, ist in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Für alle Zeiten in der Geschichte der Wissenschaften unvergeßlich hat es den Kaiser Rudolf gemacht, daß er dem vielleicht berühmtesten Gelehrten der Epoche, dem Astronomen Tycho Brahe, eine Stätte ungestörter Thätigkeit an seinem Hofe bereitete. Junker Tycho — denn so wurde er von den Deutschen bezeichnet, und auf seinen Rang gründeten sich die gesellschaftlichen Ansprüche, die er machte — mußte in Folge der Ungunst einer neuen Regierung in seinem Vaterland die dänische Insel verlassen, auf der er sich nach seinem Sinn eine Häuslichkeit und vor allem eine wissenschaftliche Werkstätte eingerichtet hatte, welche die Bewunderung der Welt auf sich zog; er fand überhaupt die Unterstützung nicht mehr, die zur Fortführung seiner Arbeiten gehörte. Indem er in seinem Selbstgefühl, das auf dem Bewußtsein von dem Werth derselben, zugleich auf seiner Herkunft und seinem Ruf beruhte, verletzt ward, lud ihn der Kaiser nach seiner Hauptstadt ein, belieh ihn mit einem der schönsten Häuser daselbst, gewährte ihm überhaupt, als dem Director seiner Stern-

missuras quae conspectum fugiunt unitae silvas arbores flumina flores animalia — ita referunt, ut depicta ad vivum videantur. In dem Verzeichniß erscheint eine „Landschaft aus böhmischen Steinen“.

1) Sendivogius Polonus. Vgl. Kopp, Geschichte der Chemie II, 198.

2) Vgl. Note 1. auf S. 188.

warte, eine anständige Existenz; und überdies, er gab ihm Johann Kepler, der eben vor einer Verfolgung der Zeloten von beiden Parteien weichen mußte [1]), zum Gehülfen und später zum Nachfolger. Unter all den kleinen Unannehmlichkeiten, die auch am Hofe zu bestehen waren — wie sie das menschliche Leben nun einmal begleiten — vergaß Kepler nicht, daß er für die Welt und zugleich für die künftigen Generationen arbeite. Und niemals war eine Berufung auf die Nachwelt besser gegründet. Tycho hielt an einigen Irrthümern der alten astronomischen Schulen fest; sein System ist unhaltbar, aber er machte zugleich mit Instrumenten, die er verbessert hatte, wiewohl sie noch sehr unvollkommen blieben, Beobachtungen, welche an Genauigkeit alles übertreffen, was vor ihm geleistet worden war. Auf den Grund der Tycho'schen Beobachtungen hat Kepler, der ein angeborenes Talent besaß, mit treffendem Sinn das Richtige von dem Irrigen zu unterscheiden, die eigenen auferbaut, die dann das Meiste dazu beigetragen haben, das Copernicanische System, das Tycho noch bestritt, über allen Zweifel zu erheben. Man kann die Schule, die der Kaiser gründete nnd erhielt, als die bezeichnen, in welcher die Resultate des natürlichen Sehens — dem das teleskopische nur erst folgte — zu ihrer Vollendung gediehen. Die Rudolfinischen Tafeln, denn Kepler liebte den Namen seines Beschützers mit dem seinen zu verbinden, sind zugleich eine der vornehmsten Grundlagen der mathematischen Geographie geworden.

Wie Alchemie und Chemie, so waren Astronomie und Astrologie, und diese wieder mit jenen auf das Engste verbunden: Brahe und Kepler waren noch eifrige Astrologen. Sie unterschieden davon die Astrolatrie, die eine Art phantastischer Abgötterei und mit mannichfaltigem Aberglauben vermischt sei; aber sie hielten daran fest, daß es einen Zusammenhang zwischen den Gestirnen und den irdischen Dingen gebe. Kepler ließ sich durch die Entdeckung des Verhältnisses der Weltkörper unter einander in seinen Nativitätsstellungen nicht stören. Denn nicht auf die Größe und Wesenheit der Gestirne komme es dabei an, sondern auf ihr Verhältniß zur Erde und die Wirkung ihres von mehreren Regionen her zusammentreffenden verschiedenen Lichtes. Er bestand darauf, daß dem Menschen in seiner Geburtsstunde durch die obwaltende Constellation ein ihr entsprechender Charakter in die Seele gedrückt werde, von der sich der Unterschied zwischen den Individuen herschreibe. Sehr merkwürdig, wie der

1) Schreiben Tycho's 10. Juli 1597. Schlegel zu Slange, Christian IV. I, 210.

innig gläubige Kepler bei dieser Ansicht dennoch den freien Willen der Menschen und den Haushalt Gottes auf Erden zu vereinigen meint. Er nimmt eine Wirkung der unbeweglichen Sterne, welche immer dieselbe sei, und eine veränderliche der Planeten, selbst auf die allgemeinen Geschicke an; er behauptet, daß man sie durch Beobachtung und Erfahrung allerdings wissenschaftlich erforschen könne. Die Vorliebe für das Copernicanische System bestärkte ihn selbst in seiner Meinung; denn die Erde und dadurch auch der Mensch erschienen damit noch in engerer Beziehung mit dem Weltganzen, dem alles beherrschenden Gesetz und dem Geheimniß, dem man eben nachforschte [1]).

Von alle dem wurde nun auch der Kaiser auf das Lebendigste berührt. Er hat im Jahre 1600 durch einen seiner vertrautesten Räthe, Barvitius, anfragen lassen, was die so eben eintretende große Constellation, der feurige Triangul, zu bedeuten habe. Kepler antwortete, daß die großwichtigsten Dinge zu erwarten seien, wiewohl nicht gerade etwas Neues, wie das Beispiel der vorangegangenen Epochen unter derselben Configuration der Gestirne bezeuge, sondern nur ein Fortgang der bereits begonnenen. Das damalige Geschlecht schied große historische Epochen nach den Gestirnen, beinahe wie die Alten Welttage und Weltwochen.

Mit ganzer Seele beschäftigt, die merkwürdigsten Hervorbringungen der Natur und der Kunst um sich zu vereinen, und zugleich den universalen und kosmischen Beziehungen der Welt nachzuforschen, widmete der Kaiser den Ereignissen des Tages, dem religiös-politischen Streit, der um ihn her entbrannt war, nicht die Aufmerksamkeit, die zur Schlichtung desselben nothwendig gewesen wäre. — Und doch waren diese Beziehungen von der größten Tragweite, für die Welt und für ihn selbst.

Man hatte in dieser Epoche noch nicht vergessen, daß das römische Reich deutscher Nation die Fortsetzung des altrömischen war. Es gab Politiker von historischer Bildung, welche darüber erschraken, wie mancherlei Ansprüche an die verschiedensten Länder aus diesem Zusammenhang hergeleitet werden könnten. Was würde es der Welt zu schaffen geben, wenn das Reich den Spaniern oder den Italienern oder den Franzosen heimgefallen wäre. Die erstern würden

1) Besonders merkwürdig ist die kleine Schrift, tertius interveniens, aus der man auch abnimmt — denn die Schrift ist deutsch — in welchem Umfang Kepler der deutschen Sprache Meister war, man würde ihn, wenn der Gegenstand nicht so abstrus und zweifelhaft wäre, zu unseren besten Autoren zählen dürfen. Opp. I, 547.

sich seiner Ansprüche mit Anschlägigkeit und wachsamer List zu ihrem Vortheil bedienen; die zweiten unter dem Antriebe eines unruhigen Adels zu fortwährenden Kriegsunternehmungen; die dritten würden die höchste Würde mit blutigen Factionen beflecken. Recht gut also, daß sie an die Deutschen gekommen, denen es nicht darum zu thun sei, Eroberungen zu machen und anderen Nationen Gesetze vorzuschreiben: sonst würden kleine Mächte, wie die italienischen, nimmermehr neben ihnen bestehen.

In dem Kaiserthum sah man noch die Repräsentation der Einheit der abendländischen Christenheit.

So faßte es auch Rudolf II. auf; es war sein Ehrgeiz, an der Spitze der Christenheit zu stehen; er hielt es für seinen Beruf, die westlichen und östlichen Nationen zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu vereinigen.

Das gelang ihm aber nur sehr unvollständig; er war viel zu schwach, um nach irgend einer Seite hin eine bedeutende und eingreifende Wirksamkeit ausüben zu können. Er vermochte selbst nicht, den Einfluß der fremden Elemente von dem deutschen Reich, für das er zu sorgen hatte, abzuwehren. Wie viel aber freilich hätte dazu gehört! Er hätte in dem Kampf der großen religiösen Gegensätze, welcher die europäischen Nationen spaltete, Maß geben, den Einfluß auf der einen Seite Spaniens und der Liguisten, auf der andern den der protestantischen Seemächte, die sich eben bildeten, von Deutschland entfernt halten, hier aber das Gleichgewicht zwischen den Parteien energisch behaupten müssen.

Obgleich ein naher Verwandter Philipps II., hat Rudolf II. dessen Tendenzen niemals getheilt oder nur gebilligt. In der Familie war die Absicht gefaßt, daß sich Rudolf mit der Tochter Philipps, der Infantin Isabella, vermählen solle. Gerade bei diesem Vorhaben, das eine Reihe von Jahren hindurch die Erwartungen der Menschen beschäftigte, trat ein principieller Widerspruch des Kaiserthums und der spanischen Monarchie hervor. Philipp II. forderte den Kaiser auf, in Erinnerung an die alte Verabredung mit Ferdinand I. das Reichsvicariat in Italien auf ihn zu übertragen; jetzt kümmere sich dort Niemand um die Rechte des Reichs, er werde sie zur Geltung bringen; er bot eine ansehnliche Geldzahlung dagegen an, die man sehr gut hätte brauchen können. Der kaiserliche Hof war jedoch weit entfernt, darauf einzugehen. An das Vermählungsvorhaben hat man da vielmehr die Forderung geknüpft, daß der Infantin das Herzogthum Mailand als Aussteuer mitgegeben werden solle. Der lei-

tende Minister des Kaisers, Wolfgang von Rumpf, machte geltend, daß der Kaiser sich nicht vermählen könne, ohne zugleich seine Würde zu vermehren und für seine Nachkommenschaft zu sorgen [1]). Die Verzögerung der Vermählung entsprang nicht blos aus persönlicher Unentschlossenheit; sie knüpfte zugleich an politische Momente an. Rudolf wünschte das Ansehen des Reiches in Italien wiederherzustellen [2]); beim Tode Philipps II. willigte er ungern und zögernd, nicht ohne bedeutende Geldzahlungen zu bedingen, in die Belehnung Philipps III. Es geschah wider seinen Willen, daß sich die Spanier in den italienischen Reichslehen festsetzten. Man weiß, daß die französische Ligue recht eigens das Werk Philipps war; Rudolf erschrak, wenn er bedachte, daß sie auch in dem Reich um sich greifen könne, wo sie dann den spanischen Einfluß verstärken würde. In dem großen Kampfe jener Jahre waren seine Sympathien eher für Heinrich IV.

Philipp II. hat seinem Vetter gesagt, da die Churfürsten sich an ihn nicht kehren, so brauche er sich auch nicht um sie zu bekümmern. Namentlich schien er sich nach dem Tode des Churfürsten August von ihrem Einfluß emancipiren zu können. Rudolf fühlte sich nicht bewogen, diesem Rathe zu folgen: er nahm so viel Rücksicht auf Sachsen und Brandenburg, daß man wohl gesagt hat, das Reich werde mehr von den beiden Churfürsten regiert als vom Kaiser.

Aber so wenig mit ihnen verbündet als ohne sie konnte er nachhaltig auf die allgemeinen Angelegenheiten wirken.

Wie so ganz außer aller Berechnung lagen die Entwickelungen der religiösen Gegensätze: die Fortschritte des Katholicismus, die Macht der gewaltigen Ordenscongregation, die sich seiner Ausbreitung widmete, wie der Einfluß, den sie gewann, so der Widerstand, den sie hervorrief; das Hin- und Wiederwogen des Kampfes, der sich in großen Schlägen bald nach der einen oder andern Seite entlud.

Und wenn es unleugbar ist, daß sich allenthalben die particularen Interessen mit den allgemeinen durchdrangen, so waren nicht nur die letzteren in ihrer Mannichfaltigkeit unberechenbar, sondern auch die ersteren hatten ihre innere Lebenskraft und rissen die Geister mit sich fort.

War das doch selbst mit dem außerhalb dieser Beziehungen

1) con dignità sua e servitio di sua posterità; — so wird in dem venezianischen Berichte aus Spanien im Spätjahr 1586 erzählt.

2) Er beklagte sich „esser tenuto dal re occupato co suoi presidii Coreggio, Finale, Piombino e tanti altri stati feudali dell' imperio, l'esser negato l'ingresso ai commissarij imperiali". — Soranzo 1607.

stehenden Reich der Osmanen, in dessen Bekämpfung Rudolf die vornehmste Aufgabe des Kaiserthums sah, der Fall. So mächtig waren sie nun einmal, daß sie über Krieg und Frieden nach ihrem Belieben verfügen konnten. Das hing aber wieder davon ab, wie weit die kriegerischen Impulse des Islam in dem Sultan oder den Wesiren vorwalteten; und wie sich innerhalb desselben Sunniten und Shiiten, der Großherr zu Stambul zu dem Schah von Isfahan, die Perser ihrerseits zu ihren orientalischen Nachbarn verhielten.

Politik ist der Versuch inmitten des Conflictes der Weltmächte, der idealen sowohl wie der realen, die man nicht beherrschen kann, das eigene Interesse zu wahren und zu fördern. Rudolf hatte nicht die feine und stille Betriebsamkeit seines Vaters, der allenthalben seinen persönlichen Einfluß durchzusetzen wußte, noch die Geduld der Vermittelung, in welcher sich derselbe Zeit seines Lebens bewegte. Sehr zu seinem Nachtheil fiel es aus, wenn man ihn mit Philipp II. verglich, der von seinem Cabinete aus die Welt bewegte; aber der verfolgte ein bestimmtes Ziel, hatte die Hingebung einer großen Nation für sich und verfügte über die noch zunehmenden Erträge von Indien. Rudolf war auf ständische Versammlungen angewiesen, welche, unter sich entzweit, ihre Bewilligungen nur unter langen zweifelhaften Verhandlungen bedingt und sparsam leisteten. Er gerieth in Widerspruch mit sich selbst, wenn er in den Erblanden den Katholicismus wieder emporzubringen und dagegen in Deutschland das Gleichgewicht der Bekenntnisse aufrecht zu erhalten suchte. Dort hatte er eine protestantische, hier eine katholische Mehrheit gegen sich. Zuweilen hat ihn seine Mutter von Spanien her an das Beispiel seiner Altvordern, an ihren unter den schwierigsten Umständen ungebrochenen Muth erinnert; denn der Mensch gelte nur eben so viel, als er sich selbst schätze, wer einmal falle, könne sich schwer wieder erheben. Aber daß Ermahnungen dieser Art nöthig waren, bewies schon, daß sie unwirksam bleiben mußten. Die Lage der Umstände, das Bewußtsein, mit seinen Kräften den großen Beruf, der ihm oblag, doch nicht erfüllen zu können, wirkten lähmend auf Rudolf ein. Und hat es nicht einen inneren Zusammenhang, das Geschick der Menschen in den Gestirnen lesen zu wollen und dem Kampfe der Weltkräfte freien Raum zu lassen? Ueber Rudolf lag überdies die Furcht, daß auch ihn ein Attentat, wie damals die wildeste religiöse Leidenschaft von Zeit zu Zeit sie hervortrieb, betreffen möchte, er fürchtete das Schicksal Heinrichs III., der eine ähnliche Stellung zwischen den Parteien eingenommen hatte, wie er selbst.

Man schreibt hiebei seinen Räthen einige Schuld zu; um ihn destomehr unter ihrem ausschließenden Einfluß zu behalten, sollen sie ihn gewarnt haben, so leicht und öffentlich Audienzen zu geben, wie die französischen Könige. Hörte man doch immer aufs Neue von Attentaten, die auch auf Heinrich IV. unternommen wurden. Sie pflegten die natürliche Neigung des Kaisers zur Zurückgezogenheit.

Nur überaus schwer war er zur Ertheilung einer Audienz zu bewegen. Dann erschien er noch in einer Art vornehmer Grandezza, in altspanischer Tracht, an einen Tisch gelehnt, oder auf sein Rapier gestützt. Eine Gestalt, noch unter mittlerer Größe, mit leuchtenden Augen, die sich unter buschigen Brauen gleichsam verbargen, mit gesenktem Haupt, das in frühen Jahren ergraute; aber es war etwas Kaiserliches um ihn [1]). Er faßte vollkommen, was man ihm vortrug, und antwortete mit Einsicht und Urtheil; man sagte wohl, er verstehe mehr als seine Diener, wenn er sich nur den Geschäften widmen wollte.

Ein Glück war es noch, daß ihm in den ersten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren ein Minister von Erfahrung und Mäßigung zur Seite stand, zugleich sein Oberstkämmerer, Wolfgang von Rumpf, der noch unter Maximilian die Geschäfte kennen gelernt hatte, die Consequenz derselben im Kopfe hatte und sie nach ihren innern Forderungen leitete. Das Innere dieser Regierung ist noch zu wenig erforscht, um über Rumpfs Verfahren mit Sicherheit urtheilen zu können. Er wachte eifersüchtig über die Reste der kaiserlichen Autorität, und wollte namentlich in Bezug auf die Städte keine fürstlichen Intercessionen zulassen. Er duldete grundsätzlich keine evangelischen Räthe am Hof. Bei dieser Richtung hat er doch große Fehlgriffe, welche einen unheilbaren Bruch mit den Evangelischen nach sich ziehen konnten, vorsichtig und allezeit besonnen, vermieden. Anfangs eher im Gegensatz mit Spanien, galt er später für allzugut spanisch, besonders seit ihn der König von Spanien zum Commenthur eines Ritterordens mit ansehnlichem Einkommen erhoben hatte. Denn das war nun einmal die Gewohnheit der Zeit. Rudolf bemerkte es mit Verdruß; er klagte wohl, jeder seiner Beamten trage eine spanische Bestallung im Busen, aber es zu verhindern, hatte er weder

1) Nicht übel drückte Jacob Balde in der wieder unterdrückten Geschichte der Donauwörther Händel die allgemeine Meinung über ihn aus: Rudolphum regnare potius quam regere visum. Taedio majoris curae diplomata facilius in dies data.

die Macht, noch die Energie. Er mußte erleben, daß der spanische Gesandte, den er jahrelang nicht sah, an seinem Hofe über seine Diener doch den größten Einfluß ausübte.

Allmählich nun kam die Zeit, da Rudolf unvermählt war, daß man an die Festsetzung seiner Nachfolge dachte und eine Partei entstand, die einen der Brüder des Kaisers sowohl in den Erblanden als in dem Reich dafür bestimmt zu sehen wünschte. Davon aber wurde der Kaiser auf das Unangenehmste berührt. Seine Seele war durchdrungen von dem Gefühl der Autorität, mit der ihn der Besitz der höchsten Würde umgab: er hielt seine Brüder von den Geschäften entfernt, und bedachte sie nur kärglich; er besorgte, an seinem Ansehen in der Familie, in den Erblanden, dem Reich und der Welt einzubüßen, wenn ein anerkannter Successor neben ihm auftreten sollte. — Wenn dann Andeutungen verlauteten, als sei er nicht recht fähig, den Geschäften vorzustehen, sein Bruder Matthias wäre fähiger dazu, so verwundete ihn dies in der Seele und empörte ihn, denn er fühlte sich demselben überlegen an Geist und Bildung. Ein psychologischer Widerspruch ist es nicht, daß Rudolf die Geschäfte nicht liebte, die ihm das Kaiserthum auflegte, und sie vernachlässigte, sie aber doch auch nicht in andere Hände gerathen lassen und den Besitz der Krone um keinen Preis mit einem Andern theilen wollte. Es erfüllte ihn mit doppelter Entrüstung, wenn diese Tendenzen auch an seinen Ministern zu bemerken waren. Wenigstens von denen wollte er als Herr und Meister anerkannt sein. Gegen seinen Oberstkämmerer, der eine Hinneigung zu Matthias an den Tag legte, gerieth er eines Tages in die heftigste Aufwallung, in welcher er demselben den Befehl ertheilte, noch an dem nämlichen Tage den Hof zu verlassen. Der Obersthofmarschall Graf Trautson, der in derselben Richtung wie Rumpf arbeitete, meinte dann sich ebenfalls nicht behaupten zu können und verließ den Hof. Für den Kaiser ist es charakteristisch, daß er dennoch nichts einwandte, wenn Trautson den Erzherzog Matthias an den Reichtag von 1603 begleitete; er scheint selbst mit Rumpf wieder angeknüpft zu haben. Aber ihre damalige Entlassung zog die widerwärtigsten Folgen nach sich. Jüngere, unerfahrene, zugleich ehrgeizige und bestechliche Menschen bekamen nun die Entscheidung in den wichtigsten Angelegenheiten, deren Zusammenhang sie nicht kannten.

Persönlich gerieth der Kaiser von Tage zu Tage mehr unter den Einfluß seiner unmittelbarsten Umgebung. Die Kammerdiener überreichten die eingehenden Gesuche und brachten die Unterschriften des

Kaisers zuwege; sie vermittelten die Bestallungen für Civil und Militär, und noch mehr die Gnadenerweise; ohne ihr Fürwort konnte Niemand sich dem Kaiser nähern, geschweige etwas bei ihm erreichen. Die Kammerdiener Machowsky, Philipp Lang, Rutzky gehörten nach einander zu den mächtigsten und einflußreichsten Männern in diesem Staat. Von Lang sind eine Menge von Einzelheiten bekannt geworden [1]), welche eben so viel schmutzige Begierde wie sittliche Verworfenheit darlegen, von denen man den Blick wegwenden würde, wenn dabei nicht auch die großen Gegensätze der Zeit zur Sprache kämen. Machowsky, von dem man ebenfalls Handlungen erfährt, die ihm schwer zur Last fallen, wird zuweilen als Utraquist, der mit der evangelischen Kirche in Verbindung stehe, zuweilen als heftiger an gehässigen Verfolgungen betheiligter Katholik bezeichnet. Ein anderer minder bescholtener Diener Namens Frank war evangelisch. Philipp Lang, der von 1603 bis 1607 das Vertrauen des Fürsten genoß, so daß man sagte, er habe ihn verzaubert, ihm das Herz abgestohlen, schloß sich den katholischen Interessen an. Man sah den Churfürsten von Cöln manche Stunde bei ihm verweilen; er war der Vertraute und die Stütze der Belgiojoso am Hofe. Rutzky neigte sich wieder den Protestanten zu. Den Prager Hof hielt nur die Erhebung, das Treiben und der Sturz dieser Menschen in steter Agitation. Der Kaiser schenkte ihnen lange Zeit ein unbedingtes Vertrauen; wie man von Lang sagt, wenn er mit dem Dolch auf den Herrn zugegangen wäre, so würde ihm dieser gesagt haben: nicht wahr, Philipp, du thust mir nichts; — bis dann eine Vernachlässigung, gegen die er sehr empfindlich war, oder ein grober Beweis von Unzuverlässigkeit ihnen seine Gnade mit einem Male entzog. So lange sie am Platz waren, galten sie für allmächtig: denn nur mit seinen unmittelbaren Vertrauten mochte der Kaiser persönlich verkehren. Sein Hang zur Zurückgezogenheit, nachdem er ihm einmal nachgegeben hatte, nahm nach und nach etwas Krankhaftes an. Um ihm persönlich mit einer Bittschrift beizukommen, hat man sich unter das Stallgesinde mischen müssen, zur Zeit, wenn er kam, um seine Pferde zu besehen. Denn er hielt immer auf einen prächtigen Marstall und freute sich des Anblicks der schönen Thiere, von denen er jedoch keinen weiteren Gebrauch machte. Nie stieg er zu Pferd, nie fuhr er aus. Um bei den Spaziergängen, die er vorzog, nicht gesehen, noch in den Gedanken, denen er nachhing, gestört zu werden, ließ er sich einen be-

1) Hurter, Philipp Lang (Criminalgeschichte aus archivalischen Acten).

deckten Gang herrichten, der ihn nach seinen Gärten führte, denn an schönen, seltenen Gewächsen hatte er ebenfalls seine Freude. Sonst brachte er den ganzen Tag in seinen Gallerien, seinen Laboratorien zu [1]), kurze Zeit vor Tisch und nach Tisch ausgenommen, die zu den dringendsten Geschäften, Ausfertigungen und Unterschriften bestimmt war. Er speiste immer um dieselbe Zeit, in demselben Zimmer und in der hergebrachten Reihenfolge der Tafel, immer allein. So trug er sich immer auf dieselbe Art und Sitte. Jede Veränderung, sowie jede fremde Berührung war ihm verhaßt. Niemals nahm er Medicin. Man erfuhr kaum, zu welcher Religion er sich bekenne. Nicht genug, daß er an keiner Procession Theil nahm, auch bei keinem öffentlichen Gottesdienst erschien er. Der alten Gewohnheit nach schritt er in der Osterzeit zu Beichte und Communion. Zuweilen kam es da zu stürmischen Scenen [2]). Er wünschte von seinem Beichtvater nicht gesehen zu werden, wenn er seine Beichte ablegte.

Es ist das seltsamste Hagestolzenleben, in welchem das Kaiserthum gleichsam sich selber abhanden kam. Rudolf war mürrisch, eigensinnig, argwöhnisch, empfindlich, man möchte sagen, für jede Zugluft der Welt; bittere Enttäuschungen, dunkle Einwirkungen religiösen Aberglaubens konnten denn doch nicht vermieden werden; zuweilen hatte er Momente einer mit Jähzorn gemischten Melancholie, in denen man an seinem gesunden Verstand zweifelte [3]).

Um so mehr beschäftigte nun die Frage über die Nachfolge des Kaisers alle Gemüther. Matthias hatte als nächstältester Bruder desselben den begründetsten Anspruch; aber die eifrigen Katholiken am Hofe und unter den böhmischen Herren waren gegen ihn, weil er, wenn gleich katholisch, doch in den niederländischen Händeln bewiesen habe, daß er der Religion nicht ausschließend ergeben sei. Sie zogen ihm den jüngsten Bruder, Erzherzog Albert, vor, der damals mit der Infantin Isabella vermählt, die spanischen Niederlande verwaltete, und sich den Interessen der katholischen Restauration mit Hingebung

1) Soranzo 1607: — sta ritirato in stanze in corridori e sale dove non capita mai altro che lui, qualche suo ajutante di camera, et alcun operajo che fa lavorare, dilettandosi assai di pitture, scolture, destillationi ed ogni sorte di mecaniche.

2) Schreiben Erzherzog Ferdinands 14. März 1608, bei Hurter V, 98.

3) Das sind die periculosa intervalla, welche die Erzherzöge in ihrem Beschluß gegen ihn zum Grunde nahmen. 25. April 1606.

widmete. Der Kaiser wollte von ihm nichts hören. Eines Tages ist es vielmehr so weit gekommen, daß er auf die Erinnerung, er werde eine Bestimmung treffen müssen, nach den Festsetzungen der goldenen Bulle fragte und selbst auf Matthias einging, wenn man ihn nur zu verhindern wisse, in die Regierung einzugreifen, während er selbst noch lebe. Er erklärte sich geneigt, ihm alsdann dieselbe Ausstattung zu geben, die ihm einst von seinem Vetter bewilligt worden war. Allein in dem Sinnen und Ruhen der Nacht besann er sich eines Anderen: am andern Morgen verwarf er auch Matthias. Er sagte, er sei noch jung genug, um sich zu vermählen; er wolle keine Italienerin noch Spanierin, sondern eine Deutsche[1]). Er ließ sich die fürstlichen Fräulein an den verschiedenen Höfen nennen und schickte einen seiner Maler aus, um ihm getreue Bildnisse derselben zu entwerfen. Ob sie einem protestantischen Haus angehörten oder nicht, schien ihn wenig zu kümmern. Ueberhaupt bemerkte man damals, daß die protestantischen Fürsten in gutem Credit bei ihm waren; die Churfürsten von Brandenburg und Pfalz selbst in besserem als der Administrator von Sachsen, der nach der spanischen Seite neige. Er rühmte die Zuverlässigkeit und Treue der Lutheraner, die er an seinen Hof in die Geschäfte zu ziehen gedenke. Verstimmt durch die Unordnungen seines Hofes, sprach er von einer Reformation desselben, wo er einen geheimen Rath und andere Behörden, eine Art von Ministerium für Justiz und Krieg, einzurichten gedenke. Es schien, als wolle er Nichts, als deutscher Kaiser sein, und zwar ein so unparteiischer, wie es die Evangelischen forderten. Diese meinten, wenn er nur einmal selbst wieder zum Reichstag komme, werde er sich ihnen ganz anschließen.

Dagegen faßte nun aber die katholische Partei entgegengesetzte Pläne für die Zukunft. So weit beschied sie sich, daß weder Albert noch Maximilian, der auch für durch und durch katholisch galt, zur Nachfolge im Reich bestimmt werden könnte, weil weder der Eine noch der Andere einen ansehnlichen Besitz in den Erblanden hatte, wie das doch wegen aller Verhältnisse zu den Osmanen, zu Italien und dem Reich nothwendig war. Schon damals ist man deshalb auf den Aeltesten der steiermärkischen Linie, Erzherzog Ferdinand von Grätz, gefallen, der bewiesen habe, daß er katholisch sei. Der

1) Ich entnehme das aus einem an Georg Friedrich von Anspach im Jahre 1601 erstatteten Berichte, dessen Verfasser bei dieser Verhandlung selbst betheiligt war. Siehe den Anhang V, II. S. 286.

Plan soll gewesen sein, ihm die Pässe von Italien nach Tyrol zu verschaffen, um alsdann mit voller Kraft seine Erhebung zum Kaiserthum zu befördern. Mit diesen Gedanken, die auf eine Festsetzung über Nachfolge im katholischen Sinne zielten, standen andere in Verbindung, die sich auf die Ausdehnung der Reichsgewalt in sich selbst bezogen: der Kaiser müsse die Befugniß haben, in Religionsangelegenheiten selbständig zu entscheiden; er sollte den Druck der Bücher überwachen und die Einheit der Münzen herzustellen; Werbungen von Kriegsvolk sollten ihm allein zustehen.

Dergestalt verschmolz sich mit der Differenz über die Erbfolge die religiöse. Auf der einen Seite war von dem Einfluß der Evangelischen auf den Hof und den Kaiser die Rede, auf der andern faßte man die Verwendung der kaiserlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiösen Abweichung ins Auge.

In der Natur des Hofes und der Zusammensetzung der Verwaltung lag es, daß die Partei der katholischen Repression die Oberhand bekam.

Die Epoche war eingetreten, in welcher die Zöglinge der einst unter Ferdinand I. gegründeten Jesuitenschulen, durchdrungen von der ausschließlichen Gültigkeit des katholischen Begriffes der Kirche und ihrer Rechte, nach und nach in die Aemter kamen, und an demselben um so strenger festhielten, weil er, wie die Dinge damals standen, der Prärogative der höchsten Gewalt zu gute kam. Denn in den östreichischen Erblanden wie anderwärts erschienen die ständischen Bestrebungen in der engsten Wahlverwandschaft mit den protestantischen Ideen. Die kaiserlichen Räthe identificirten ihre eigene Geschäftsführung mit der Aufrechthaltung der königlichen und zugleich der kirchlichen Autorität; sie meinten, die eine mit der andern vollständig herstellen zu können, wenn nur an den alten Gerechtsamen rücksichtslos festgehalten werde. Edicte emanirten, in denen man von den bisherigen Concessionen absah und die alten Grundsätze wieder zur Norm der Regierung zu erheben den Anlauf nahm.

Im September 1602 verkündigten kaiserliche Herolde unter Trommelschlag in den drei Prager Städten ein altes vor beinahe einem Jahrhundert (1508) gegebenes Edict des Königs Wladislaus, nach welchem alle Glaubensbekenntnisse, neben dem katholischen und dem alt-utraquistischen, außer dem Gesetz erklärt wurden. Wie sehr aber hatte sich seitdem die Lage verändert. Der Protestantismus, wie er nunmehr war und damit verdammt wurde, umfaßte vielleicht das Viertheil der Bevölkerung. Wäre das Edict ausgeführt worden, so

wären Unzählige auch der bürgerlichen Rechte verlustig gegangen [1]; aller Verkehr des Lebens hätte still gestanden.

Im Jahre 1604 wurde in Mähren eine neue Landesordnung publicirt, in der alle auf die autonomen Freiheiten der Stände bezüglichen Aeußerungen, die in der zuletzt publicirten vorkamen, wieder weggelassen wurden. Die höchste Gewalt nahm die Exemtionen des Olmützer Capitels von der Gerichtsbarkeit des Landrechtes, im Widerspruch mit der Verfassung, in Schutz [2].

In Ungarn hatten die Protestanten auf dem Reichstag von 1604 die Rückforderung der ihnen entrissenen Religionsfreiheiten mit ungewöhnlichem Eifer aufgestellt. Durch Form und Inhalt ihrer Eingabe verletzt — sie hatten sich darin als der bessere Theil der Stände bezeichnet —, antwortete ihnen der Prager Hof mit einer Verweisung auf die Gesetze der Vorfahren, der alten Könige von Ungarn seit dem heiligen Stephan, zu Gunsten der katholisch-römischen Religion und verordnete, daß gegen die Widerspenstigen nach dem alten Herkommen verfahren würde. Diese Satzung wurde den 21 Artikeln des Reichstages von Kaisers wegen eben als der 22., ebenso rechtskräftige, hinzugefügt. — Das Hofgericht zu Prag erreichte mit seinen zugleich religiös-tendentiösen Verfolgungen auch die ungarischen Magnaten.

Man hatte ein Heer im Felde, welches, unter ein paar italienischen Führern, indem es die Osmanen bekämpfte, doch zugleich den Provinzen, aus denen es seinen Unterhalt zog, seine Gesetze auflegte, und vollkommen genügte, um den vorherrschenden Tendenzen Nachdruck zu geben. Man kann die Klagen, die darüber erhoben wurden, nicht ohne tiefes Mitleiden lesen [3].

Dinge dieser Art aus eigener Bewegung einzuleiten, lag nicht von ferne in der Natur und Denkweise Rudolfs: es war das Betreiben der in seiner Umgebung vorwaltenden Menschen. Was

1) Gindely, Geschichte der mährischen Brüder II, 333.

2) Chlumecky, Carl Zierotin 321.

3) Z. B. die Beschwerden der Stadt Caschau — „wie ihr von dem kaiserlichen Feldobersten nicht allein ihre Kirche genommen, sondern auch jede mit dem bürgerlichen Leben verbundene geistliche Function, Copulation, Taufen 2c. untersagt, und den Predigern geboten wurde, die Stadt zu verlassen, sie, die bei solcher Religion „geboren und herkommen". Die wallonische Reiterei werde bei ihnen einlogirt, da doch die Stadt klein, nach der letzten Brunst noch nicht wieder aufgebaut und die Leute arm." Ich höre, daß diese Acten demnächst aus den Archiven hervorgezogen werden sollen.

anderwärts ohne Grund zur Entschuldigung von Gewaltsamkeiten gesagt wird, erfahren wir. Die Entwürfe und Rescripte wurden ihm vorgelegt, ohne daß er von ihrem Inhalt Kenntniß genommen hätte, von einverstandenen Dienern, in unbewachten und sorglosen Stunden, und dann exequirt. Nur das führte man aus, was man ausführen wollte; was er sonst anordnete, blieb unbeachtet. Religionsverfolgungen waren am wenigsten damals in seinem Sinne: er erstaunte, wenn deren dennoch, z. B. in Oestreich, vorkamen. Sich ihnen entgegenzusetzen, dazu war er aber auch nicht der Mann. Schon genug, wenn er einmal darauf bestand, daß ein zur Beschwerdeführung abgeordneter Bevollmächtigter der Stände nicht auf geheimen Wegen, sondern durch das Vorzimmer, wo die Herren standen, zu ihm eingeführt werde. Der Eindruck, den dieser machte, bewirkte, daß Andere um so sorgfältiger von ihm fern gehalten wurden. In diesem Fall war Botschkai, der, nachdem er Monate lang vergebens auf eine Audienz gewartet hatte, daran verzweifelnd, in Entrüstung davonging.

Es konnte wohl nicht anders sein, als daß die Bedrängten, welche bei der Lage des Hofes keine Abhülfe erwarten konnten, sich auf eigene Hand zu schützen suchten.

Eben unter Botschkai's Führung erhob sich in Ungarn jener Aufruhr, der, wie schon erwähnt, den Türken die Oberhand verschaffte und den Frieden herbeiführte, den der Kaiser zu ratificiren so lange Bedenken trug. Es war die Krisis seines Lebens. Die stolzen Hoffnungen, mit denen er bisher die Waffen gegen die Ungläubigen geführt, und die Autorität, die er in den Erlanden noch besaß, gingen mit einem Mal zu Grunde. Aber das Allerbedenklichste war, daß zugleich in der erzherzoglichen Familie, die sich von dem Kaiser, der doch nur den Vorzug des Alters vor den übrigen Mitgliedern hatte, bei Seite geschoben und vernachlässigt sah, die heftigste Antipathie gegen ihn zum Ausbruch kam.

Von der auf die steiermärkische Linie gerichteten Absicht war nicht die Rede: Matthias, den das Erbrecht zur dereinstigen Nachfolge berief, nahm sie mit Entschiedenheit in Aussicht; sein Vetter, Erzherzog Ferdinand von Steiermark, veranlaßt durch die allgemeine Verwirrung und die Gefahr des Hauses und selbst seine Brüder, Maximilian und Albert, machten mit ihm gemeinschaftliche Sache. Sie erkannten Matthias als ihr Oberhaupt an und stimmten allem bei, was er in dieser Eigenschaft mit dem König von Spanien und dem Papst verabreden werde; sie versprachen ihm ihre Unterstützung zur Erwerbung der Würde eines römischen Königs.

Die Verwickelung der Ereignisse wird immer umfassender und heißer; zuweilen ist sie kaum mehr verständlich; suchen wir sie nur epitomatorisch zusammenzufassen.

Eben die Besorgniß, daß Matthias mit den Churfürsten in ein enges Verhältniß treten werde, veranlaßte den Kaiser, ihn nicht nach Regensburg zu schicken; er zog ihm Ferdinand vor, ohne zu ahnen, daß dieser selbst gegen ihn verpflichtet war. Das bewirkte aber wieder, daß Matthias, durch die Bevorzugung des Vetters höchlich verletzt, sich mit der protestantischen Aristokratie von Ungarn, Mähren und Böhmen verständigte, die nichts mehr wünschte, als von den Beamten des kaiserlichen Hofes und Rudolf selbst, den sie nun einmal beleidigt hatte, auf immer emancipirt zu werden. Zu diesem Zweck wurde ein Reichstag in Ungarn, den der Kaiser verbot, von dem Erzherzog dennoch gehalten; die Oestreicher und Mähren waren im Voraus entschlossen, sich der Regierungsveränderung, die man vorhatte, auch ihrerseits beizugesellen. Wie die geheimen Räthe des Kaisers die niederhaltenden Satzungen der alten Könige und Fürsten zur Geltung zu bringen trachteten, so faßten die dominirenden Geschlechter in den Landschaften weit ausgreifende Pläne für die Zukunft.

Man hat damals behauptet, Oberst Tilly, der noch in kaiserlichen Diensten stand, habe den Auftrag gehabt, den ungarischen Reichstag auseinander zu treiben und die mährischen Herren in seinen Gewahrsam zu bringen. Ein Versuch dieser Art würde, wenn er gemacht wurde und nicht gelang, und selbst wenn er gelang — denn ohne eine Gegenbewegung wäre er nicht geblieben — einen Umsturz veranlaßt haben.

Wenn Hanniwald in Regensburg einen deutschen Krieg, nach Art des schmalkaldischen, aber mit strengeren Ahndungen verbunden, vorauszusehen meinte, so mag das damit zusammenhängen. Maximilian von Baiern und Ferdinand waren mit der am kaiserlichen Hofe vorwaltenden Faction einverstanden. Aber eine unbedingte Herrschaft übte diese an sich nicht aus, und alle ihre Pläne wurden durch die Kunde, die der Kaiser aus aufgefangenen Briefen von dem Verhältniß erhielt, in das Ferdinand zu Matthias getreten war, vollends vereitelt. Nicht auf aggressive Unternehmungen, sondern nur auf Vertheidigung seiner Krone gegen die Stände der Erblande und den feindlichen Bruder konnte seine Aufmerksamkeit gerichtet sein.

Die mächtigeren Landherren von Ungarn, Mähren und Oestreich, die Illeshazy, Zierotin und Tschernembl mit ihren ständischen Ansprüchen behielten dort vollkommen die Oberhand, und zwar unter

der Führung des nächstältesten Erzherzogs, der ihnen ihre Rechte, nur mit Vorbehalt der für die höchste Gewalt unentbehrlichsten Prärogative, gewährleistete. Ihre Absicht war, auch Böhmen in diesen Bund zu ziehen. Mit einer ansehnlichen Armee machte sich Matthias im Mai 1608 von Mähren her dazu auf den Weg.

Wie ward da dem bedrängten Kaiser zu Muthe. Man sah ihn seine Einsamkeit verlassen: von hinfälliger Gestalt, mit gesenktem Blick, gebeugtem Rücken, erschien er vor den böhmischen Ständen, um ihre Hülfe und Loyalität in Anspruch zu nehmen. Sie antworteten ihm mit Aufstellung ihrer eigenen Forderungen. Er mußte erleben, daß sie in sein Vorzimmer und selbst in sein Wohnzimmer drangen, um seine Entscheidung einzuholen. Er gab sie endlich, indem er auch seinerseits den Böhmen ungefähr die gleichen Freiheiten gewährte, welche Matthias den anderen Provinzen verbürgt hatte. Hierauf schlossen sich die Böhmen, die nur ihre Selbständigkeit und ihren alten Rang behaupten wollten, ihm an. Aber zugleich mußten doch auch den Herangezogenen ihre Forderungen gewährt werden: Matthias wurde zum Gubernator von Oestreich und von Mähren und zum König von Ungarn erklärt. Unter populärem Jubel ward die ungarische Krone in das Feldlager des neuen Königs gebracht.

Unerwartet ist die Rolle, welche die Spanier bei diesen Vorfällen spielten. Sie waren weit entfernt, die katholische Reaction, die im Namen Rudolfs II. unternommen worden war, zu begünstigen. Sie sahen darin eine Gefahr für das Gesammthaus Oestreich; denn durch den wachsenden Widerstand der Länder und durch die Feindseligkeiten der Nachbarn hätte es seine Stellung in den Erblanden, auf welche auch ihrem König noch ein Recht zustand, und im deutschen Reich verlieren können. Der nachtheilige Friede mit den Türken war ihnen gleichwohl recht, weil er Ungarn im Ganzen und Großen für das Erzhaus rettete; an den Forderungen der ungarischen Stände lag ihnen weniger. Sie billigten eigentlich die Haltung des Erzherzogs Matthias, weil er den Widerwillen der Bevölkerungen durch Concessionen beschwichtigte, ohne die Hauptsache aufzugeben. Sie meinten, daß er sich auf diese Weise auch den Weg zur Krone des deutschen Reichs bahne; wenn sie bei dem Kaiser auf eine Bestimmung über seine Nachfolge drangen, so geschah es hauptsächlich zu Gunsten des Erzherzogs, den sie dazu bestimmt hatten, noch einmal die Erblande und das Kaiserthum zu vereinigen.

In Bezug auf Böhmen hatte Rudolf das bereits nachgegeben,

denn da konnte das Erbrecht des nächstältesten Bruders geltend gemacht werden; in Bezug auf das deutsche Reich war alles der Wahl anheimgestellt, dabei aber kam es mehr auf seine Initiative an. Denn die Churfürsten hätten ihn erst absetzen müssen, wenn sie zu einer Wahl ohne seine Einwilligung hätten schreiten wollen. So lange er die Krone trug, konnten sie keinen Wahlact vornehmen, es wäre denn, er hätte selber die Veranlassung ergriffen und den Nachfolger, den er wünschte, ernannt[1]). Ihn dazu zu vermögen, machten die Spanier, von dem päpstlichen Nuntius, der ihre Auffassung theilte, unterstützt, eines Tages einen ernstlichen Versuch. Sie erlangten eine mit diesem gemeinschaftliche Audienz bei Rudolf[2]), dem sie die Nothwendigkeit vorstellten, auch für das Reich Fürsorge zu treffen. Rudolf erwiederte ihnen, daß er in der Sache selbst einverstanden sei, — er sprach dabei so leise, daß er kaum zu verstehen war, — daß er aber durch das Verhalten seines Bruders, des Erzherzogs, daran verhindert werde. Das Blut stieg ihm in sein erblaßtes Gesicht, wenn er des verhaßten feindlichen Bruders gedenken, seinen Namen aussprechen mußte.

Statt denselben zum Kaiser zu befördern, hoffte er noch, ihm die abgetretenen Landschaften wieder zu entreißen.

Dazu zeigte sich insofern eine Gelegenheit, als die drei Lande einander das Wort gegeben hatten, dem Erzherzog selbst die Huldigung zu versagen, wenn er dem einen oder dem andern von ihnen die Freiheit der Religion verweigere. Diese in dem vollen Umfang zu gewähren, wie sie gefordert wurde, war jedoch für Matthias, der persönlich von unzweifelhaft katholischen Rathgebern umgeben in engem Verhältniß zu dem spanischen und selbst dem römischen Hofe stand, nicht gerade leicht.

In Ungarn fügte er sich der unausweichlichen Nothwendigkeit. Er versprach die freie ungestörte Religionsfreiheit auch für die Städte, Flecken und Dörfer — der Papst begnügte sich mit einer Protestation dagegen —, in den übrigen Antecoronationsartikeln, die er einging, stellte er die politischen Freiheiten in weitester Ausdehnung sicher. Aber das gehörte dazu, wenn er gekrönt sein wollte. Dem Kaiser, der die Krone hergegeben, gereichte es zu neuem empfindlichen Herze=

1) So bezeichnet der Churfürst von Cöln in einem seiner Briefe das Verhältniß.

2) Auszug aus ihrem Bericht bei Chlumecky, wie denn auch andere Mittheilungen aus diesen Berichten mir sehr willkommen gewesen sind.

leid, daß sie dem Bruder auf den Kopf gesetzt wurde: er hatte das noch immer für unmöglich gehalten.

Größere Schwierigkeiten fanden die beiden anderen Länder, die es sehr unangenehm berührte, daß die Krönung geschah, ehe auch sie mit ihren Anliegen durchgedrungen waren. Da ließ sich Matthias das volle Zugeständniß, das er den Ungarn gewährt hatte, nicht abgewinnen. In Mähren begnügte man sich, aus Besorgniß vor den Einwirkungen der Böhmen, mit der Anerkennung der Religionsfreiheit des Adels; den Städten und Märkten wurde sie nicht zu Theil. Niemals sind die Grundsätze religiöser Freiheit und ständischer Autonomie in Oestreich stärker ausgesprochen worden, als in diesem Augenblick. Die östreichischen Stände brachten es zwar nicht so weit wie die ungarischen, aber um etwas weiter als die mährischen. Den Städten und Märkten wurde nicht die volle Religionsfreiheit bewilligt, aber deren damaliger Bestand gewährleistet. In welche Verlegenheit der Hof des neuen Königs schon hiedurch gerieth, sieht man aus dem Verfahren des leitenden Ministers, Bischof Klesel, der den Abschluß nicht allein den anderen Räthen überließ, sondern über diese und den Fürsten die kirchliche Censur aussprach: nicht jedoch wieder, ohne ihr Verfahren bei dem Kaiser und bei dem Papst zu entschuldigen.

Eigentlich war es dieselbe Frage, welche auf dem böhmischen Landtag, der im Frühjahr 1609 tagte, bei näherer Erörterung der den Ständen nur im Allgemeinen gemachten Zugeständnisse den kaiserlichen Hof beschäftigte. Die Forderung war auch hier auf allgemeine Religionsfreiheit, mit Einschluß der Städte, die der Adel unmöglich von sich stoßen konnte, gerichtet[1]). Damit verknüpften sich auch in Böhmen Ansprüche ständischer Autonomie von weitestem Umfang; die Stände versammelten sich eigenmächtig und schritten selbst zu Rüstungen fort. Es gab eine Partei am Hofe, welche dennoch alle Concession verweigerte; es waren die Lobkowitz, Slawata und Martinitz; ihnen schien an dem Ausfall des dynastischen Streites wenig gelegen zu sein. Andere aber, übrigens von katholischer Gesinnung wie Hanniwald, stellten dem Kaiser vor, da er nicht rüsten könne, so bleibe ihm nichts übrig, als entweder nachzugeben oder zu Gunsten seines Bruders abzudanken. Denn dem wird man zugetraut haben, daß er bei den Böhmen ungefähr dasselbe erreichen könne, was sich die Mähren und die Oestreicher hatten gefallen lassen. Ein Argument, das für den Kaiser unwiderstehlich war. Rudolf unterzeichnete

1) Gindely, Mährische Brüder II, 361, erwähnt einer vorläufig gepflogenen Berathung.

die Urkunde, die unter dem Namen des Majestätsbriefs durch die Folgen, die sich daran knüpften, aller Welt bekannt geworden ist: vermöge deren den Herren und Rittern nicht allein, sondern auch den Städten, überhaupt Allen, welche sich zu der böhmisch-protestantischen Confession bekannten, Religionsfreiheit gewährt wurde. In den königlichen Städten und nach einem weitern officiellen Vergleich auch auf den königlichen Gütern sollte es ihnen vergönnt sein, neue Kirchen nach ihrem Bedürfniß zu bauen. Die Protestanten hatten keinen Zweifel, daß damit auch die geistlichen Güter, welche nach altem Herkommen zu den königlichen gezählt wurden, gemeint seien. Daran, daß man ihnen dennoch später bei einem Kirchenbau in den Weg trat, haben sich die Streitigkeiten geknüpft, die zum Ausbruch des verderblichsten aller Kriege führten. Die Gesetzmäßigkeit der protestantischen Auslegung wird durch unumstößliche Zeugnisse bekräftigt [1]). Ob nicht in der Weglassung des Wortes doch ein bewußter Vorbehalt der andern Partei lag? Aber der Kaiser war der Meinung, alles nachgegeben zu haben, was man gefordert, der böhmische Protestantismus alles erlangt zu haben, was er bedurfte.

Ueber allen diesen Discussionen schwebte der Zwist der beiden Brüder. Wenn die Mähren Einiges nachgaben, so geschah es nur deshalb, weil ihr Widerspruch Matthias geschwächt und der Partei des Kaisers, die noch katholisch war, Eingang verschafft haben würde; ihr Beispiel zog dann die Oestreicher mit sich fort. Für die Concessionen, zu denen sich Rudolf jetzt in Böhmen verstand, war es das vornehmste Motiv, daß er sonst auch der böhmischen Krone von Matthias beraubt zu werden fürchtete [2]).

Allenthalben aber waren dergestalt die schlecht überlegten reactionären Versuche der Regierung von Prag gescheitert. Unter den dynastischen Conflicten der Erzherzoge unter einander hatte der Protestantismus, wenngleich noch in verschiedenen Gradationen, eine feste Stellung gewonnen, immer unter dem Schutz ständischer Gerechtsame. Eine allgemeine Conföderation der Länder in diesem protestantisch-ständischen Sinne trat in Aussicht.

1) Unterrichtend sind die Erörterungen Gindely's, Geschichte der mährischen Brüder II, 407, Note 105; und die Berichtigung derselben in dessen Rudolf II., Bd. I, S. 354.

2) Auszüge aus dem Memorial de Tennagel und dem Gutachten des Staatsraths, bei Chlumecky und Gindely. Man sollte hier die Mittheilung der Originale wünschen, zumal da sich doch Differenzen zwischen diesen Auszügen herausstellen.

Es ist sehr zu begreifen, wenn in einem jungen Erzherzog, der an jenen Verbindungen nicht betheiligt war, dem der steiermärkischen Linie entsprossenen Bischof von Passau und Straßburg, Leopold, der Gedanke erwachte, die Hülfe des katholischen Europa hiegegen aufzurufen. Von Rudolf II. ermächtigt, in dem eben ausgebrochenen Erbfolgestreit von Jülich und Cleve das Recht kaiserlicher Sequestration zur Geltung zu bringen, und anfangs glücklich in diesem Versuch, — überdies einer nicht unbedeutenden Partei in den Erblanden und ihrer Hülfe versichert — hielt er es für möglich, einen durchgreifenden Umschlag in Böhmen hervorzurufen, die Autorität des Kaisers auch in den von ihm abgetretenen Provinzen wiederherzustellen. Einer seiner vertrauten Räthe wurde nach Madrid geschickt, um die Unterstützung des spanischen Hofes dafür zu gewinnen. Er scheint wirklich nicht gewußt zu haben, wie eng verbunden die Spanier mit Matthias waren. Der Gesandte erklärte die Entwürfe noch in wegwerfenderen Ausdrücken, als sie verdienten, für abenteuerlich. Auch der Kaiser war nicht einverstanden damit; er sagte, der Erzherzog sei sehr jung und hitzig und kenne diese Sachen nicht genau. Rudolfs Tendenzen gingen damals nach der entgegengesetzten Seite.

In denselben Tagen hatte sich der Fürst Christian von Anhalt, der thätigste und gewandteste unter den Führern der deutschen Union, mit einigen anderen Abgeordneten derselben nach Prag begeben, um dem Kaiser ihre Anliegen vorzutragen. Das Vornehmste war die Restitution von Donauwörth; denn die über diese Stadt ergangene Achtserklärung sei nicht sowohl unbillig, als widerrechtlich gewesen; Donauwörth würde nicht allein Herstellung seiner reichsstädtischen Freiheiten und den frühern Religionszustand, sondern selbst Entschädigung zu fordern haben. Ueberhaupt aber komme alles Uebel im Reich von den kaiserlichen Räthen und hauptsächlich vom Reichshofrath her, dem man schlechterdings nicht erlauben könne, den Religionsfrieden zu erklären, nach Gefallen auszudehnen oder einzuschränken, und der sich über alle Rechtsgarantien und Kreisverfassungen hinwegsetze. Was seien das für Leute, fuhr er fort, mit denen der Reichshofrath besetzt sei? unerfahren in Reichssachen, nicht angesessen im Reich, von fremden Potentaten abhängig, Abgefallene von der evangelischen Religion: denen vertraue man Erkenntniß in Dingen an, welche die Fürsten und ihre Hoheit, ihre Fürstenthümer und selbst Leib und Gut betreffen![1]) Der von Churbrandenburg, das

1) Auszüge aus den Actenstücken bei Wolf II, 355.

noch nicht zur Union gehörte, auf Bitten derselben ihm beigegebene Bevollmächtigte Götz fand diese Ausdrücke eigentlich zu stark und anzüglich, um sie dem Kaiser vorzutragen. Rudolf nahm sie ruhiger auf, als man hätte erwarten können: er ließ vernehmen, er hätte nicht geglaubt, daß so verdrießliche Dinge noch so glimpflich vorgetragen werden könnten [1]). Davon, daß die Klagen nicht ungegründet seien, war er selbst durchdrungen: also, sagte er in seltsamer Ironie über den Zustand der Verwaltung, ist es im Reiche bekannt, wie an meinem Hofe gehaust wird. Die Hofräthe zögerten, in Unterhandlung zu treten; sie gaben ein Bankett nach dem andern, um die Sache hinzuhalten, und ihre erste Entscheidung war sehr ungenügend. Aber der Fürst hatte einen von ihnen unabhängigen Einfluß, der hauptsächlich darauf beruhte, daß er Hoffnung gab, die östreichischen Protestanten auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Gegen Matthias durch dessen Einverständniß mit den Spaniern und dem Papst aufgeregt, hat er dem Kaiser gesagt, die Union sei hauptsächlich deshalb gegründet worden, um diesem Einfluß zu widerstreben; wohl möge dem gegenüber auch der König von Frankreich Absichten wider das Reich hegen; um gegen alle diese feindseligen Intentionen eine Stütze zu finden, brauche sich der Kaiser nur an die protestantischen Reichsfürsten zu halten und den billigen Forderungen, die man von Seiten der Union an ihn mache, gerecht zu werden. Wir wissen, daß in den wechselnden Stimmungen des Kaisers zu Zeiten eine Hinneigung nach der protestantischen Seite hervortrat; die Gesandtschaft wußte sie zu erwecken und es zuletzt zu einem annehmbaren Bescheid zu bringen. Rudolf versprach, binnen vier Monaten die Stadt Donauwörth in vorigen Stand herzustellen, seine Regierung überhaupt zu verbessern und in Hinsicht der Hofprozesse solche Anordnungen zu treffen, daß sich Niemand mehr mit Fug solle beschweren können.

Diesen Concessionen von höchstem Belang, welche die Summe der protestantischen Forderungen gewährten, fügte er noch die Versicherung hinzu, daß er an die Besitznahme Jülichs durch den Erzherzog keine eigensüchtigen Absichten knüpfe: er werde die Frage über die Erbfolge durch einen Fürstenrath, den er keineswegs einseitig zu besetzen denke, zur Entscheidung bringen [2]).

Der Fürst von Anhalt verließ den Hof mit der Erklärung,

1) Aus der Erinnerung von Götz später aufgezeichnet.

2) Aus den Mittheilungen Anhalts an Churpfalz. Bei Gindely, Rudolf II., Bd. II, 31.

wenn alles das geschehe, würde der Kaiser auf die volle Ergebenheit der Protestanten zählen können. Ein Verständniß zwischen ihm und den Unirten erschien sehr möglich. Da es gegen die Spanier gemeint war, würde es bei Heinrich IV. Rückhalt gefunden haben.

Da geschah das Unerwartete, Entsetzliche. Der große Fürst, der es verstand, in dem katholischen Reiche, das ihm zugefallen, seine alten Glaubensgenossen vor Unterdrückung zu schützen, ward in dem Augenblick, als er das spanische Uebergewicht systematisch zu bekämpfen unternahm und sich anschickte, dazu ins Feld zu gehen, von dem Mordstahl eines Fanatikers der Welt entrissen. Von Zeit zu Zeit erscheinen in Europa Gewalthaber, an deren persönliches Dasein und Eingreifen das allgemeine Geschick sich knüpft. Auf das Leben und die Politik Heinrichs IV. gründeten die deutschen Protestanten ihre Hoffnung, ohne daß sie in einem Bündniß, das über die Sache von Jülich hinausgegangen wäre, mit ihm gestanden hätten. Aber in seiner Gesammtstellung lag für ihn die Nothwendigkeit, sie nicht unterdrücken zu lassen. Sein Tod war für sie ein unwiederbringlicher Verlust.

Am kaiserlichen Hof wurde nun doch eine andere Richtung geltend. Eben damals, im Mai 1610, war eine Anzahl deutscher Fürsten bei Kaiser Rudolf in Prag, von ihm dazu berufen, um in den Irrungen, in denen er sich befand, ihre Vermittelung eintreten zu lassen und ihn mit der Autorität einer wenngleich unregelmäßigen Reichsvertretung zu unterstützen. Es waren die Churfürsten von Mainz, Cöln und Sachsen, Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt und Herzog Julius Heinrich von Braunschweig. Der Letztere fand sich uneingeladen ein: er bedurfte wie Sachsen und Darmstadt der jurisdictionellen Unterstützung des kaiserlichen Hofes. Maximilian von Baiern hielt sich fern, weil er über seine Stellung an der Spitze der Liga mit dem Kaiser noch in Differenzen stand. Doch war die Absicht gefaßt, diese auszugleichen. Unter der Einwirkung des Churfürsten von Cöln, des Bruders des Herzogs, ist diesem sogar aus dem Schooße der Versammlung der Antrag zugegangen, an der Spitze der bewaffneten Macht der Liga die Execution gegen die Union, die in die Acht erklärt werden solle, zu übernehmen. Der Herzog wies das nicht von der Hand; er schickte einen seiner höheren Beamten nach Prag, um erst eine Verständigung in Bezug auf die Direction der Liga zu bewirken und überhaupt nähere Verabredung zu treffen. Der fand nun freilich die Dinge nicht so weit vorbereitet, noch die kaiserlichen Räthe so einmüthig, daß ein Unter-

nehmen wie dieses hätte gewagt werden können. Im Gegensatz zu der Union, die sich zur Aufrechthaltung der possidirenden Fürsten anschickte, wurde der Kaiser allerdings bewogen, die Ansprüche des Hauses Sachsen auf Cleve anzuerkennen und den Churfürsten Christian in aller Form zu belehnen. Aber auch das that er zögernd und ungern: er beklagte sich wohl, daß den anwesenden Fürsten nur ihr eigenes, nicht das allgemeine Interesse oder das kaiserliche am Herzen liege; der Belehnungsurkunde fügte er eine Clausel hinzu, welche die Rechtsfrage selbst unentschieden ließ [1]).

Eine unbeschreibliche Mühe gaben sich die anwesenden Fürsten, den Kaiser mit seinem Bruder zu versöhnen. Wie oft ist Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der sich der Sache mit dem Eifer eines dem Hause Oestreich ergebenen alten Reichsfürsten annahm, zwischen Prag und Wien hin und her gereist. Wie viele Entwürfe sind gemacht und verworfen worden, bis man sich nach und nach einander näherte. Im September 1610 kam es so weit, daß Matthias den Kaiser wegen der östreichischen Länder als seinen Lehnsherrn und als das Haupt, wie des Hauses Oestreich, so der gesammten Christenheit anerkannte. Auch verstand er sich zu einer Abbitte, welche die in Prag anwesenden Erzherzoge Maximilian und Ferdinand in seinem Namen ableisteten. Der Kaiser empfing sie noch einmal mit der ihm von Spanien her eigenen Grandezza, bedeckten Hauptes unter dem Baldachin stehend, an seinen Tisch gelehnt; doch litt er nicht, daß sie vor ihm das Knie beugten, denn das solle von keinem Mitglied seines Hauses geschehen; er war zufrieden, daß der von den Erzherzogen geschlossene Vertrag vor seinen Augen zerrissen wurde. Dann war er wieder ihr Bruder und Oheim, entblößte sein Haupt, hieß sie niedersetzen, sprach mit ihnen von andern Dingen und begleitete sie beim Abschied bis in das Vorgemach, wo er auch ihren Dienern und Kammerherren die Hand bot.

So war der äußerliche Friede in dem Erzhaus, und worauf es den versammelten Fürsten vornehmlich ankam, auch die Anerkennung der Hoheit des Reichsoberhauptes wiederhergestellt. Sie meinten eine Reichsgewalt zu gründen, auf die auch sie ihrerseits sich stützen konnten, zur Behauptung ihrer besondern Prätensionen und den autonomen Bewegungen der Union gegenüber. Um alles zu befestigen, bedurfte es nur noch einer Bestimmung über die Nachfolge im Reiche, und die Churfürsten säumten nicht, sie zur Sprache zu bringen. Das Natür-

1) Salvo jure cujuscunque. Senkenberg XXIII (II), 182.

lichste hätte scheinen sollen, daß Matthias, dem schon die Nachfolge in Böhmen zugesagt war, auch zur Nachfolge im Reich designirt worden wäre. So weit aber konnte Kaiser Rudolf den Widerwillen gegen den feindlichen Bruder nicht überwinden. Nicht den ältesten Bruder, sondern den jüngeren Vetter von der steiermärkischen Linie, den Bischof von Passau und Straßburg, Erzherzog Leopold, der einst an der Verbindung der Uebrigen gegen ihn keinen Antheil genommen und ihm in allen Verwirrungen wenn nicht gerade Einsicht, aber doch Treue bewiesen hatte, brachte er in Vorschlag. Leopold war bereits Bischof, aber ein solcher, den danach gelüstete, die Waffen zu führen und sich das Kaiserthum, das hieß für ihn zugleich auch die Führung der katholischen Welt, durch tapfere Kriegsthaten zu erwerben. Den geistlichen Herren war er um dieser Richtung willen angenehm, bei weitem mehr als Matthias, dem sie seine Verbindungen mit den protestantischen Ständen und auch seine Waffenerhebung gegen die Majestät des Kaisers nicht verzeihen konnten. Sie nahmen die Candidatur Leopolds an und versprachen ihm ihre Stimmen. Den Beiden, die in Prag anwesend waren, trat bald darauf auch der Dritte hinzu. Eine dafür in aller Form ausgestellte Verschreibung ist in den kaiserlichen Archiven aufgefunden worden. Durch das jülich-clevische Interesse meinte man der Beistimmung von Sachsen sicher zu sein.

Doch den Kaiser befriedigte das noch nicht. Wenn er durch seine dem innern Treiben der Dinge Raum lassende Regierungsweise es selbst verschuldet hatte, daß die entgegengesetzten Bewegungen so stark anwuchsen, so wollte er doch in ihrer Mitte sich und sein persönliches Interesse nicht aufgeben. Damals wünschte er vor allem seinem Schützling, den er als Candidaten zum Kaiserthum aufgestellt hatte, auch die Krone von Böhmen, die fast als die unerläßliche Vorstufe zu demselben betrachtet wurde, zu verschaffen.

Aber in welche Widerwärtigkeiten sollten diese neuen Bestrebungen ihn stürzen!

Schon die Sequestration von Jülich hatte Leopold nicht aufrecht erhalten können. Die Union, verstärkt durch England und Frankreich, nöthigte seine Truppen, die Feste zu verlassen: die beiden nächstberechtigten Fürsten, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, wurden nun erst wahrhaft die besitzenden. Seinen militärischen Regungen im Elsaß wurde durch die dortigen Unirten Einhalt gethan. Aber noch standen in Passau einige Regimenter, durch eine Abkunft mit Matthias auf Geheiß des Kaisers geworben; es fiel auf, daß sie auch nach geschlossener Pacification nicht entlassen wurden. Was daran mehr

Schuld hatte, auf Leopolds Seite die Unbotmäßigkeit der Kriegsleute und ihrer Führer, die erst vollständig besoldet sein wollten, oder seine Abneigung, sich der Truppen zu entäußern, auf die er eben seine Entwürfe baute; auf Seiten des Kaisers die Schwierigkeit, das erforderliche Geld herbeizuschaffen, oder die geheime Connivenz desselben zu der Aufstellung des Erzherzogs, die allemal seinen Bruder gefährdete, ist nicht zu entscheiden: das wirkte wohl alles zusammen. Plötzlich erlebte man, daß die Truppen sich eigenmächtig zuerst nach Oestreich, hierauf nach Böhmen warfen, wo die Anhänger der alten Regierungsweise und die Katholiken sehr geneigt waren, für Leopold Partei zu ergreifen. Aber das gesetzlose Gebahren der doch immer kaiserlichen und bischöflichen Mannschaften, an deren Spitze er erschien, ihr Vordringen nach Prag, wo sie sich der Kleinseite bemächtigten, während der Kaiser gar nicht das Recht hatte, ohne Einwilligung der Stände eine bewaffnete Macht in dem Lande zu halten oder zu dulden; die Sympathien der Reaction, welche der Erzherzog erweckte, die Gefahr einer allgemeinen Umkehr, brachten die protestantische Bevölkerung, welche der erworbenen Rechte wieder verlustig zu gehen besorgte, in die gewaltsamste Aufwallung. Die Stände traten in der Altstadt zusammen, um sich dem eingedrungenen Kriegsvolk, dem Erzherzog und dem Kaiser, der noch mehr für den Beschützer der Truppen galt, als er es mit Bewußtsein war, entgegenzusetzen.

Bei der katholischen Gesinnung des Erzherzogs konnte man erwarten, der spanische Gesandte Zuniga, der ein hohes Ansehen genoß, würde sich für ihn erklären. Aber der hatte nicht allein sein Wort für Matthias verpfändet, sondern sein Motiv dazu kam erst jetzt vollständig zu Tage. Die spanische Linie des Hauses Oestreich machte auf den Grund, daß eine Tochter Kaiser Maximilians die Mutter Philipps III. war, für den Fall des Abgangs der männlichen Nachkommenschaft sehr ernstlichen Anspruch auf das Königreich Böhmen, das ja durch die weibliche Succession überhaupt an das Haus gekommen war. Sie hatte selbst nicht aufgegeben, auf dieser Grundlage noch einmal das Kaiserthum mit der spanischen Krone zu vereinigen. Aus diesem Grunde war Zuniga ein principieller Gegner Leopolds. Möglich, daß es diesem mit seinem Vorhaben gelang, wie denn eine Association zu Gunsten des kaiserlichen Ansehens so eben geschlossen wurde, und die katholischen Elemente doch nicht ganz unbedeutend waren; wahrscheinlich war es jedoch nicht. Der Gesandte fürchtete vielmehr, die Stände würden ihres alten Wahlrechts ge-

denken und ohne Rücksicht auf die Erbansprüche überhaupt ihre Krone an ein anderes Haus übertragen [1]). Er spottete der Entschuldigungen des Erzherzogs, der die Miene annahm, als seien alle seine Schritte ihm abgetrotzt. Seinen Einfluß verwandte er dahin, daß die versammelten böhmischen Stände die Annäherungen des Kaisers ablehnten, und den König von Ungarn, Matthias, dessen Anrecht sie für gültig erklärten, herbeiriefen, um es unmittelbar zur Geltung zu bringen [2]).

So kam Matthias im März 1611 nach Prag, und der Landtag ward eröffnet, bei welchem die Erhebung desselben auf den böhmischen Thron in der Absicht lag. Auch hiefür hat der spanische Gesandte wesentlich mitgewirkt. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er bei den katholischen Kronbeamten wie bei dem Kaiser Einfluß ausübte [3]); die erstern hat er bewogen, sich von dem Landtag nicht abzusondern, was zum Fortgang desselben nothwendig war, und den Kaiser im letzten dringenden Augenblick überredet, seine Unterthanen, wiewohl noch nicht alle, des Eides der Treue zu entlassen und die Krönung seines Nebenbuhlers zuzugeben.

In der Stunde, da Matthias nun auch in Böhmen gekrönt wurde, zog Rudolf sich in den entferntesten Winkel seines Fasanengartens zurück, um das Jubelgeschrei nicht zu vernehmen, das den Act begleitete.

Einen Trost gewährte es ihm, daß die anwesenden Gesandten von Mainz und von Sachsen den Auftrag hatten, der Krönung nicht beizuwohnen. Er kam dadurch auf den Gedanken, sich nach Deutschland zurückzuziehen, wo man noch allein die Unantastbarkeit der Majestät anerkannte. Den Reichserzmarschall, Churfürst von Sachsen, forderte er auf, ihm das Geleite zu geben, wenn er demnächst den Entschluß ausführe, seinen Wohnsitz in einer Reichsstadt zu nehmen.

Von dem Churfürstentage, der sich im October 1611 zu Nürnberg versammelte, hoffte er selbst Unterstützung, wenn er seine Re-

1) „Auf des Don Balthasar Zuniga Rath ist es geschehen, daß der Kreistag der alten Stadt Prag erhalten bis zu des Königs Ankunft; sonst hätten die Böhmen einen andern fremden außer dem Hause zu ihrem König wählen und aufwerfen dürfen." So der niederländische Gesandte Vischer an Erzherzog Albrecht, bei Gindely II, 212. Ein Codex diplomaticus zu diesem Werke wäre sehr wünschenswerth; die Mittheilung der Berichte Zuniga's wäre namentlich von größtem Werth.

2) Aus einer Relation desselben ebend. 250.

3) los officiales principales de la corona que son catolicos (ib. 253).

signation, zu der er gezwungen gewesen sei, zurücknehme; denn was der kaiserlichen Hoheit Eintrag thue, das gereiche der Würde des churfürstlichen Collegiums zum Präjudiz. Die Churfürsten faßten dort — wir werden es gleich weiter berühren — einige Beschlüsse für die innere Ordnung des Reiches. Dem Kaiser in Böhmen zu Hülfe zu kommen, waren sie keineswegs geneigt. Auch von seinem Candidaten Leopold konnte nach allem, was geschehen war, nicht mehr die Rede sein. Schon genug, daß sie den Bewerbungen um die Nachfolge im Reich, welche Matthias durch Klesel in Gang brachte, nicht geradezu Gehör gaben; aber im Gegensatz mit dem Kaiser beschlossen sie doch, im nächsten Mai sich wieder zu versammeln und dann zur Wahl eines römischen Königs zu schreiten. Rudolf war auf das Empfindlichste betroffen. Nicht Ein Roß habe man gesattelt, um ihm in seiner Bedrängniß zu Hülfe zu kommen; jetzt behandle man ihn, als hätte man mit Gott zu Rath gesessen und wisse gewiß, daß er binnen Jahresfrist sterben müsse [1].

Er forderte wenigstens einen Aufschub des Wahltages auf so lange, daß vorher noch ein Reichstag gehalten werden könne.

Wie er einen solchen sich dachte, ergiebt sich schon daraus, daß es nicht ein neuer, sondern nur eine Reassumtion des im Jahre 1608 zu keinem vollen Schluß gebrachten Reichstags sein sollte. Da hätte er denn auf die Unterstützung der damals ausgetretenen Minorität, die eine selbständige Haltung angenommen, rechnen können.

Denn womit er in der Tiefe seiner Seele schon längst umgegangen, das trat ihm jetzt als eine Nothwendigkeit entgegen; die einzige Rettung aus seinen Bedrängnissen meinte er in einer entschlossenen Verbindung mit der Union zu sehen, die ihm anderthalb Jahre früher angetragen worden war. Niemals hatte ein Fürst bei ihm eine bessere Aufnahme gefunden, als Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach, den er zum Commissar bei jenem Churfürstentag ernannte, und der ihm denn den Rath ertheilte, sich nur vor allem einen starken Rückenhalt zu machen: so werde er keine widerwärtige Wahl zu besorgen haben. Man will von einem umfassenden Plan wissen, die Erbländer durch die Waffen der Union wieder zu erlangen; der große Heerführer der Zeit, Prinz Moritz von Oranien, würde die Ausführung desselben unternommen haben. Nicht allein die Rechte des Kaisers würden dann der Union zu gute gekommen sein; man sprach

1) So ungefähr die Nachricht des Bodenius an Herzog Maximilian 19. Nov. 1611, bei Wolf III, 266.

von einer Vermählung desselben mit der Wittwe des Churfürsten von der Pfalz, Louise Juliane, Schwester des Prinzen Moritz. Ein Rath des Kaisers bemerkt, daß dieser sich selbst zur Apostasie vom Katholicismus geneigt habe. Er haßte das Haus, aus dem er stammte, den König von Spanien, sowie die Erzherzöge, von denen Matthias unterstützt worden war. Wie einst Heinrich III. über Paris, so sprach Rudolf den Fluch über Prag aus, das ihm seine Größe verdanke und ihn nun verlasse. Schon war ein Reisewagen — auf eine neue, seiner Körperbeschaffenheit angemessene Weise — in welchem er sich nach Deutschland begeben wollte, angefertigt; er sprach von nichts Anderem, als von seiner bevorstehenden Abreise; man erwartete, so lesen wir, den Knall der Peitsche des Postillons zu hören, der ihn davonführe [1]).

In dieser Stimmung aber ward der Kaiser von einer Krankheit ergriffen, die in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Man hat nie erfahren, daß er dem Pater, der zu ihm gerufen wurde, seine Beichte abgelegt habe. Man erinnert sich nur, daß seine letzte Weisung an seinen Diener dahin ging, den geschäftigen Vermittler mit der Union, Günderode, an die Ausführung der ihm gegebenen Aufträge zu mahnen.

Während Rudolf den kosmischen Gesetzen und dem Zusammenhang der himmlischen und irdischen Dinge nachforschte, waren ihm die Zügel des Reichs, die ihm anvertraut waren, entschlüpft. Denn beides — ausgebreitete Wissenschaft und energisches Handeln — ist selten dem Menschen zugleich verliehen. Die elementaren Kräfte der moralischen und politisch-religiösen Welt, denen Rudolf Maß geben, die er den Reichsordnungen unterworfen halten sollte, erhoben sich in autonomer Kraft und traten kampfgerüstet einander gegenüber. Die Seite, der er durch Herkunft und Natur angehörte, stieß ihn selber von sich. Indem er daran dachte, sich auf die entgegengesetzte zu schlagen, der er, wenn er ihr wirklich die Autorität der Reichsgewalt zuführte, vielleicht noch das Uebergewicht verschaffen konnte, erlag er dem Geschick der Sterblichen.

1) Auszüge aus den spanischen und niederländischen Berichten bei Gindely II, 313.

Wahl des Kaisers Matthias und die Wahlcapitulation von 1612.

Die Frage, mit der man sich seit Jahren eventuell beschäftigt hatte, wem nach Rudolf die Kaiserkrone zu Theil werden sollte, trat nun in unmittelbare und dringende Nähe; sie betraf zunächst die gesammte Dynastie.

Unter den deutschen Fürsten und Ständen regte sich allerdings eine Tendenz, von dem Hause Oestreich bei der Besetzung des kaiserlichen Thrones auch wieder einmal abzusehen. Denn man dürfe denselben doch nicht gleichsam erblich werden lassen, am wenigsten in einem Hause, das sich den allgemeinen Pflichten, selbst der Unterwerfung unter das Reichsgericht entziehe, und noch immer Italienern und Spaniern den Vorzug vor den Deutschen gebe. Sehe man nicht z. B., daß die obersten Stellen in der Armee nur Jenen anvertraut würden? ein Deutscher bringe es selten weiter als bis zum Obersten. Man hatte erfahren, daß die Reichscontributionen für den Türkenkrieg zu Gunsten der katholischen Niederlande verwendet worden seien; auf der Frankfurter Messe habe der spanische General Spinola Wechsel auf die Reichscontributionen ausgegeben; so seien vor einigen Jahren Westphalen und Niedersachsen durch Mendoza gebrandschatzt worden; man wisse, daß Spanien Söldner in Deutschland halte, in den Domcapiteln und den Jesuiten, den Nuntien des Papstes seine Gehülfen habe. Ueberdies schon vermöge Oestreich nicht mehr, die Ordnung im Reiche zu erhalten, wie man aus allen den überall ausgebrochenen und nicht allein aus dem religiösen Hader, sondern auch aus einer Menge anderer territorialer Zwistigkeiten sehe, die es zu schlichten kaum den ernstlichen Versuch mache: — zwischen den Possidirenden und ihren Gegnern in Jülich-Cleve, zwischen Pfalz und Mainz, dem Bischof von Würzburg und Ansbach, der Stadt Braunschweig und dem Herzog von Braunschweig [1]).

Dagegen aber wurde erinnert, daß eine Continuation der Wahl aus demselben Hause doch noch lange keine erbliche Succession

1) Vertreuliche wichtige Communicationes allerley gefehrlicher Anschläg in Hammers Klesel, II, 318.

in sich schließe, und das Haus Oestreich auch viele Verdienste um das Reich habe. Es trage wesentlich dazu bei, dessen Ansehen aufrecht zu halten, und besitze die zur Vertheidigung gegen die Osmanen unentbehrlichen Lande; es zähle schon eine Reihe von hochberühmten Kaisern. Der gegenwärtige, allerdings unerträgliche Zustand rühre mehr von den persönlichen Schwächen Rudolfs her, als vom Einflusse der Dynastie überhaupt. Und welche andere hätte man an die Stelle von Oestreich setzen können? Rudolf selbst scheint an Brandenburg gedacht zu haben; nicht an die churfürstliche, sondern an die markgräfliche Linie zu Ansbach. Aber welche gewaltsamen Erschütterungen hätten dazu gehört, um diese Combination durchzusetzen. Denn die weltlichen Churfürsten waren zu jung und zu unerfahren, als daß man von ihnen ernstlich hätte reden können. Unter den übrigen Fürsten hatten nur der Herzog Maximilian von Baiern und der Herzog von Holstein, König Christian IV. von Dänemark, eine befestigte Stellung und ein großes Ansehen, der eine im Süden, der andere im Norden des Reiches; allein sie gehörten den verschiedenen Religionsparteien an: keiner würde von der entgegengesetzten angenommen worden sein.

Blieb man aber bei Oestreich, so fragte es sich wieder, ob in diesem Hause ein Fürst gefunden werden könne, welcher, wie einst Ferdinand und Maximilian, beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gesonnen und im Stande sei. Als ein solcher erschien einzig Erzherzog Matthias, König von Ungarn und Böhmen.

Zu seinen Gunsten machte Klesel geltend, daß er der alten, durch die Reichssatzungen vorzugsweise gebilligten katholischen Kirche angehöre und die Approbation des römischen Stuhles nachsuchen werde; zugleich aber auch, daß er in seinen Erblanden mit beiden Parteien in ein gutes Einvernehmen getreten sei. Man möge sich erinnern, mit welcher Geschicklichkeit er einst an den Reichstagen die Stelle seines Bruders vertreten: da habe er sich große Erfahrung in den Reichsgeschäften erworben; er habe sich befleißigt, Churfürsten und Fürsten Genugthuung zu geben; er sei entschlossen, den churfürstlichen Verein, die Constitutionen des Reiches, den Religions- und den Profanfrieden zu handhaben eben so gut im Reiche wie in seinen Erblanden [1]).

1) „J. Kön. Mt. haben — in Ihrem Königreich und Landen beide die Catholischen und den Protestirenden Zugethane favorisiret und privilegiret." Instruction Klesels, Hammer II, nr. 304. Besonders merkwürdig: Motiva und

Unter den Motiven zu seinen Gunsten fast das vornehmste bildet der Besitz des Königreichs Böhmen schon wegen seiner geographischen Lage, weil es in die Mitte von Deutschland hineinreiche, eben unfern der Orte, wo sich der Reichstag versammle, überdieß auch deshalb, weil die benachbarten Fürsten durch ihr Lehen von der Krone abhängig und ihr verpflichtet seien. Gewiß, wer Böhmen nicht besaß, konnte nicht wohl deutscher Kaiser sein.

Jedermann fühlte das eigentlich. Ehe noch Matthias in den Besitz von Böhmen kam, von dem man voraussetzte, daß er auch zur Kaiserkrone führen würde, hatten die mächtigen evangelischen Fürsten bei ihm angefragt, wie er sich in den religiösen Angelegenheiten zu verhalten gedenke. Ein churbrandenburgischer Oberst, Schönberg, war in Znaim bei ihm erschienen, um ihm diese Frage vorzulegen. Es war gleichsam eine Verpflichtung, die er eventuell einging, wenn er demselben versicherte, er werde den Religionsfrieden beobachten: wie das die Stellung, die er überhaupt eingenommen hatte, erwarten ließ.

Zugleich aber dachte man nun auch daran, durch bestimmte Satzungen die Wiederkehr ähnlicher Eingriffe der kaiserlichen Behörden, wie sie in den letzten Jahren Rudolfs II. vorgekommen waren, unter allen Umständen zu verhüten. Die geistlichen Churfürsten waren darin mit den weltlichen einverstanden, daß man für den neuen Kaiser, ehe man noch die persönliche Frage berühre, eine Capitulation vorschreiben müsse, durch welche den eingerissenen Uebelständen abgeholfen werde. Auf dem Wahltag, der im Mai 1612 zusammentrat, wurde die Meinung geäußert, man habe seit hundert Jahren — die Meinung war seit 1519 — nicht wieder eine so volle Freiheit gehabt, wie jetzt.

Man knüpfte dabei an die alten Ideen an, die schon von jeher über den Hof, zum Theil von dem Kaiser selbst, gehegt worden waren. Mit Entschiedenheit hatte sie Fürst Christian von Anhalt bei der erwähnten Gesandtschaft zur Sprache gebracht. Die Absicht ging vor Allem auf eine bessere Besetzung des Reichshofraths, „mit unparteiischen, im Reiche gesessenen, qualificirten Personen von beiderlei Religion". Die Reichshofrathsstellen waren schlechter und unregelmäßiger besoldet, als die Rathsstellen bei Churfürsten und Fürsten;

Rationes, warumben das Haus Oestreich die jetzige zu Ungarn und Böhmen regierende Mt. zur römischen Crone gern befördert sähen, Hammer II, n. 362.

diesen widmeten sich die besseren Kräfte [1]; am Reichshofrath nisteten sich Persönlichkeiten von geringer Zuverlässigkeit ein, bei denen nichts ohne Geschenke, und zwar ansehnliche, auszurichten war. Die Agenten am Hof dringen bei ihren Vollmachtgebern unaufhörlich auf Verehrungen für die Hofräthe, die man reich werden und in höhere Klassen der Gesellschaft aufsteigen sah. Und auf ähnliche Weise war die ganze Regierung corrumpirt. Selbst mit den Besoldungen ward eine Art von Wucher getrieben, indem man die Zahlungen derselben in die Hände von Mittelspersonen brachte, die das Geldgeschäft besorgten. Nur mit Geldabmachungen konnte man sich behaupten und seine Angelegenheiten fördern.

Auch auf eine Verbesserung der Regierung überhaupt hatten die Unirten damals angetragen. Als, den geschehenen Versprechungen zum Trotz, doch alles beim Alten blieb, wiederholten sie ihre Forderungen und Bitten, sogar unter der Erklärung, daß man sich mit den Hofprozessen nicht länger drücken lassen, sondern sich gegenseitig mit Rath und That beistehen würde.

Dieses Schreiben wurde nun den im Frühjahr 1610 in Prag versammelten Fürsten vorgelegt. Sie mißbilligten die Schroffheit seiner Ausdrücke, die unionistische Tendenz, doch nicht das Wesentliche des Inhalts. Besonders daran nahmen die anwesenden Churfürsten Anstoß, daß sich zwei Mitglieder ihres Collegiums, Churpfalz und Churbrandenburg, bei einer so einseitigen Kundgebung betheiligt hatten; und zwar mit Hinzuziehung geringerer Stände, während doch nach der Verfassung des Reiches die Churfürsten allein befugt seien, in Fällen dieser Art einzuwirken: aber die Anträge selbst eigneten sie sich an.

Dem Kaiser brachten sie in Erinnerung, daß die Verbesserung des Regiments den Churfürsten von Rechtswegen obliege. Die Zeit schien ihnen gekommen zu sein, um diese alte Befugniß wieder zur Geltung zu bringen.

Gleich dort in Prag legten die Anwesenden dem Kaiser eine sehr dringende Eingabe über die Mängel, wie sie sagen „die Defecte" der kaiserlichen Regierung vor, besonders des Reichshofraths. Sie brachten eine regelmäßige Revision desselben durch den Reichserzkanzler mit Zuziehung eines kaiserlichen Commissars in Vorschlag.

Auf der Zusammenkunft in Nürnberg waren diese Rathschläge

1) Aus einem Gutachten über die Reformation der kaiserlichen Hof- und Staatsämter, bei Wolf II, 336.

von dem Collegium im Allgemeinen erweitert worden, aber mit dem Tode des Kaisers war doch die Lage überhaupt verändert; man konnte noch bei weitem energischer zu Werke gehen

Bei der Berathung tauchte die Frage, ob der Kaiser als Vogt der römischen Kirche zu bezeichnen sei, nochmals auf, zumal da in vorgegangenen Irrungen dieser Titel zu einem Motiv gedient hatte, doch hielt man an der Verwerfung desselben nicht fest; um so ernstlicher aber bestand man auf Verbesserung der Reichsregierung und des Reichshofraths. Von großer Merkwürdigkeit sind die Vorschläge, die von Brandenburg und Pfalz vorgelegt wurden. Brandenburg verlangte, daß der Reichshofrath auch den Evangelischen zugänglich gemacht würde; man solle bessere Leute dazu nehmen, gelehrtere, — denn manches Gutachten des bisherigen Reichshofraths sei überaus mangelhaft befunden worden, wenn man es gedruckt vor sich gehabt habe —, und unbestechliche, denn bis jetzt sei die Bestechung fast ungescheut getrieben worden; es gebühre sich, den Mitgliedern ihr gutes Auskommen zu sichern; aber auch dann müsse man alle zwei Jahre eine Visitation anstellen, bei der neben Mainz auch noch ein weltlicher Churfürst zuzuziehen wäre. In den Prozessen müsse man sich dann mehr an die Reichsconstitutionen halten, keinerlei Avocationen von dem Kammergericht vornehmen, Recusationen nicht schlechterdings verwerfen, und was dessen mehr ist. Der Churfürst Johann Sigismund, der so eben zur Regierung gekommen war, forderte die gründliche Reform des Gerichts in Bezug auf Personen und Sachen.

Noch durchgreifender waren die Anträge des Administrators der Churpfalz, Johanns von Zweibrücken, der nach dem Tode Friedrichs IV. die Stelle des noch unmündigen Friedrichs V. vertrat; sie gingen nicht sowohl auf eine Verbesserung der Mängel, als auf eine neue Verfassung des Reichshofraths, eine nähere Bestimmung seines Verhältnisses zu dem Kammergericht in Bezug auf Appellationen und die Austräge unter den Ständen, die man nicht beschränken dürfe. Die Frage über die Besetzung wurde auf das Nachdrücklichste in Angriff genommen. Er müsse aus qualificirten Personen beider Religionen bestehen, Präsident und Vicepräsident sollen ebenfalls aus beiden Religionen genommen werden, und wer solle diese Personen verordnen? — vor Allem die Churfürsten, aber diese doch nicht allein, sondern auch die Stände: die Mitglieder sollen auf eine gemeinsame Anlage dieser unterhalten werden. Man wollte den Reichshofrath zur Ausübung der demselben eigenthümlichen Gerichtsbarkeit,

ungefähr wie das Kammergericht, und vor Allem durchaus paritätisch eingerichtet haben. In der That eine Neuerung, die dem ganzen Justizwesen des Hofes eine andere Gestalt gegeben hätte.

Und selbst noch weiter reichte eine andere, die eben mit in Vorschlag kam [1]).

Nicht allein das Gericht, sondern auch die Regierung sollte ständisch, und zwar durch die Churfürsten, eingerichtet werden. Die letzteren sollten dem Kaiser eine Anzahl Personen vorschlagen, aus denen er einen geheimen Rath für die Regierungsangelegenheiten bilden möge. In die Capitulation sollte wenigstens ein Artikel aufgenommen werden, in welchem der neue Kaiser verspreche, eine solche Ordnung anzunehmen, wenn man sich darüber vergleiche.

Damit kam die Idee, die den Anfang des 16. Jahrhunderts auszeichnete, Regiment und Gericht auf ständischer Grundlage einzurichten, wieder zum Vorschein; das würde aber erst einen den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Charakter bekommen haben, wenn zugleich Regierung und Gericht paritätisch eingerichtet, das heißt aus beiderlei Confessionsverwandten gleichmäßig zusammengesetzt worden wäre.

Auf dieses Princip würde dann die Einheit des Reiches gegründet worden sein.

Der Vorschlag gehört in die Reihe der Erhebungen des ständischen Princips, die damals in aller Welt geschahen; hätte man sich darüber vereinigt, Matthias und später Ferdinand hätten ihn annehmen müssen und würden ihn angenommen haben.

Aber einmal lief er den vorwaltenden Vorstellungen von der Verfassung des Reichs entgegen, und an dem Gegensatz der Religionen, der durch diese Auskunft ausgeglichen werden sollte, fand er doch den größten Widerstand. Die geistlichen Herren des Churfürstenraths wollten über ihr einst in Prag dem Kaiser Rudolf überreichtes Gutachten nicht hinausgehen. In der Mitte zwischen

1) „Weill aber auch ein ander geheimbter Rath do die Regimentssachen berathschlaget wurden, sein muße, wollten sie vorschlagen, Ob nicht die Churfürsten eine gewisse anzahl von Personen, von beeden Religionen, dem Kayser möchten vorgeschlagen? daraus J. M. die Wahl haben möchte, darauß auch der Rath in einer solchen Anzal Personen zu bestellen, als zu verrichtung der sachen genug samb. Und do man etwa in denen Gedanken stehen möchte, das es nicht zu effectuiren, so könnte der Capitulation ein Punct einverleibet werden, das Ihre Kays. M. ihr nicht wollten lassen zuwider sein, eine solche ordnung, der man sich künfftig zuuergleichen, einzugehen, dieselb anzunehmen und zu wergk richten zu lassen.“

beiden Parteien stehend traten die sächsischen Gesandten dem entsprechend mit einem Vermittelungsversuch hervor.

Ihre Vorschläge blieben hinter den pfälzisch-brandenburgischen bei weitem zurück: denn, sagten sie, man dürfe nie vergessen, daß man ein Haupt der ganzen Christenheit zu wählen habe; man dürfe dem die Jurisdiction nicht entziehen, der die Quelle aller Gerichtsbarkeit sei. Sie begnügten sich, von dem folgenden Kaiser schleunige Audienz, unverzögerte Reichung der Lehen, Einholung des Rathes der Churfürsten, eine verbesserte Ordnung für den Reichshofrath und den Geheimen Rath, die den Churfürsten vorgelegt werden sollte, zu verlangen. Von der Theilnahme weltlicher Churfürsten bei der Visitation abstrahirten sie. Nur darauf bestand auch Chursachsen, daß die beiden Räthe aus beiden Religionen mit alternirendem Präsidium aus der einen und der andern besetzt werden sollten [1]).

Der Unterschied dieses Vorschlages von dem ersten liegt darin, daß Pfalz und Brandenburg dem Churfürstenrath die Initiative bei den Besetzungen der beiden Räthe und die Aufsicht über die Verwaltung vindiciren wollten, Sachsen die Hauptsache dem Kaiser überließ und nur größere Rücksichtnahme forderte. Eine Verbesserung von größter Wichtigkeit schloß aber doch der sächsische Vorschlag, die beiden Räthe paritätisch einzurichten, in sich ein.

Sollten aber die geistlichen Churfürsten auch nur darauf eingehen? —

In einer der nächsten Sitzungen legte der Churfürst von Mainz ein Gutachten vor, das zwar an das sächsische anknüpfte, aber doch wieder so weit davon abwich, daß die weltlichen Churfürsten rathsam fanden, eine abgesonderte Besprechung unter einander darüber zu pflegen, bei der sie nur hervorhoben, daß es damit auf keine Trennung abgesehen sei.

Es kam dann besonders auf zwei Artikel an, von denen der eine die Ertheilung der Lehen betraf. Nach dem Mainzischen Gutachten sollte das hiebei von dem Kaiser zu gewährende Indult auf die Churfürsten und die weltlichen Stände beschränkt sein; die welt-

1) „Die Bestallung des geheimen und Hoff Rahts stünde zwart dem Haubt alleine zu, doch daß derßelbe bestalt würde, mit Fürstlichen, Grafen, Herren und Adelichen, auch anders stands Personen, in dem hl. Reich erzogen vnd geboren, darinnen woll beguetert und von beeden Religionen vnd das auch demselben ein Praesident vorgestellet würde, wechselsweise So woll der alten Catholischen als auch der Euangelischen Religion."

lichen Churfürsten forderten, daß es auch auf die Stifter gerichtet werden müsse. Dadurch wäre mit einem Male die große Frage, welche den Kaiser Rudolf so lange beschäftigt hatte, zu Gunsten der Protestanten entschieden worden. Man begreift es, daß die geistlichen Fürsten dazu nicht geneigt waren.

Ebensowenig aber wollten sie eine paritätische Einrichtung des Reichshofraths gestatten. Dieser Punkt — der zweite — war für die Protestanten fast der vornehmste: denn nur dadurch, sagten sie, könne das allgemeine Mißtrauen gehoben werden; in dem Churfürstenrathe sei man einverstanden, daß der Religionsfriede aufrecht erhalten werden müsse; dazu aber bilde ein paritätisches Gericht eine unerläßliche Bedingung; von weltlicher Seite habe man auf die Streichung der Vogtei des römischen Hofs Verzicht geleistet, so möge man auch von der geistlichen in diesem Punkte nachgeben. Aber alle Erinnerungen waren vergeblich. Die geistlichen Churfürsten gaben zu, daß die Sache nützlich wirken könne; ihnen wäre nichts lieber, als durchgehende Gleichheit; allein es sei eine Sache, die auch andere Stände betreffe; sie könnten es nicht über sich nehmen, einen so wichtigen Beschluß für ihre Person zu fassen. Man sagte ihnen, durch die Erklärung, daß sie ihrestheils in die getroffenen Bestimmungen nicht eingewilligt, noch das Reichsoberhaupt verpflichtet haben wollten, würden sie jeden Vorwurf von sich abwehren. Aber darauf wollten sie eben so wenig eingehen. Sie fürchteten damit die Stellung des Katholicismus im Reich überhaupt zu gefährden; die allerschädlichste Neuerung wäre, wenn dem künftigen Kaiser durch die weltlichen Fürsten allein eine Verpflichtung auferlegt würde, — das könnte dann in der wichtigsten Frage, der Freistellung, selbst versucht werden. Sie wollten sich nicht auf eine wirkungslose Opposition gegen das einmal Geschehene zurückdrängen lassen.

Die Verhandlung wurde hauptsächlich zwischen Mainz und Sachsen gepflogen. Sie war eine ziemlich heiße, und eines Tages verloren die geistlichen Churfürsten fast den Muth. Aber sie hatten sich nun einmal vorgenommen, nichts für die katholische Religion Nachtheiliges zuzulassen. Dagegen wurden die Protestanten nochmals durch die unglückliche Spaltung ihrer Confession gelähmt. In dringender Gefahr war sie vor dem Abschluß der Union zurückgetreten; einer gemeinschaftlichen Action setzte sie sich auch in diesem Augenblicke hemmend in den Weg. Der Administrator der Pfalz verdankte es seinem Calvinismus, daß er Andern bei der Vormundschaft vorgezogen worden; auch Johann Sigismund neigte sich diesem Bekenntniß

zu, das er bald darauf angenommen hat. Johann Georg von Sachsen war ein eifriger Lutheraner; er wollte ihren Intentionen nicht folgen, und glaubte für den Protestantismus genug zu thun, wenn er die Candidatur Erzherzog Albrechts vom Kaiserthum entfernt hielt [1]). Unterstützt von dem spanischen Gesandten, vermochte er die geistlichen Herren, auf Matthias einzuwilligen [2]). Eine ausführliche Darlegung Klesels, wie durch alle Concessionen, die Matthias den Protestanten gewährt habe, doch seine katholische Gesinnung nicht berührt worden sei, mag nicht wenig zu ihrer Umstimmung beigetragen haben [3]).

Indem sie aber in der persönlichen Frage nachgaben, behielten sie in der sachlichen die Oberhand.

Nach einigem Bedenken erklärten die sächsischen Räthe den brandenburgischen Bevollmächtigten, die vorgeschlagenen Abänderungen einer von Mainz aufgestellten Formel seien gegen ihr Erwarten bei den geistlichen Churfürsten nicht durchzuführen; man werde wohl ein ander Mal Mittel finden, das zu erlangen, was jetzt nicht erreicht werden könne; in diesem Augenblick aber, meine ihr Churfürst, dürfe man darüber das Hauptwerk, die Wahl, nicht zerschlagen lassen.

Die brandenburgischen und mit ihnen die pfälzischen Gesandten waren durchaus dagegen. Es seien — meinten sie — Punkte, die man nicht fallen lassen dürfe, nachdem man so eifrig daran gehalten habe. Es gereiche den weltlichen Churfürsten zum Schimpf und werde die geistlichen nur um so muthiger machen, auch in anderen Dingen unnachgiebig auf ihrer Meinung zu bestehen; der künftige Kaiser werde die weltlichen Churfürsten weniger beachten und die Meinung fassen, es reiche schon hin, wenn er sich mit den geistlichen verstehe. Allein ihre Erinnerungen waren auch hier vergeblich.

Der Churfürst von Sachsen, welcher zugegen war, wurde noch einmal gefragt: er erwiderte, allem dem, was man sage, zum Trotz müsse er es doch bei seiner Erklärung bewenden lassen, weil nichts

1) Der venezianische Gesandte Hieronymus Soranzo erzählt, daß die Spanier doch noch mehr für Albrecht gewesen seien, als für Matthias, für den sie jedoch auch sprachen; dann habe sich Johann Georg mit Pfalz und Brandenburg für Matthias bestimmt: „vedendo Spagnuoli di non poter spuntar con Alberto fecero che gli ecclesiastici concessero congli altri alla dichiaratione di Matthias (Sammlung Fiedler).

2) Bei Wolf in dem Schreiben des Churfürsten von Cöln, aus dem wir diese Thatsache kennen lernen, III, 294, lese ich statt „dem künftigen König verbunden sein“: den k. K. v. haben.

3) Bei Hammer III, nr. 372.

weiter zu erreichen sei. Es kam nur zu einem wenig sagenden Zusatz zu dem Mainzischen Entwurf, nach welchem der Kaiser versprechen solle, „männiglich", welches Wort dann besonders auf die Evangelischen bezogen werden sollte, schleunig und unparteiisch Recht widerfahren zu lassen. Da die Mehrheit entschieden war, so fügten sich die beiden andern. Die pfälzischen Gesandten erklärten, weil es nun einmal nicht anders sei, müßten sie es dem lieben Gott anheimstellen: doch solle dadurch ihrem jungen Herrn, dem Pfalzgrafen, Nichts vergeben sein. In demselben Sinne sprachen sich die brandenburgischen aus, sie wollten sich vorbehalten haben, an anderen Zeiten und Orten nach dem Erforderlichen zu trachten.

Auf diese Weise ist Matthias Kaiser geworden. Die Capitulation, die er beschwor, war in einigen Punkten enger als die seines Vorfahren; aber in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert, und alles kam doch darauf an, inwiefern die neue Regierung gesonnen sein und die Kraft dazu haben werde, den Frieden zu erhalten oder vielmehr wiederherzustellen und ein Zusammengehen der Stände der beiden Religionen hevorzurufen.

Vermittelnde Tendenz der kaiserlichen Regierung. Klesel.

Matthias arbeitete viel an seinem Schreibtisch; er gab mit Vergnügen Gehör; er war leutselig und zutraulich. Von dem wissenschaftlichen Trieb oder der tiefsinnigen Zurückgezogenheit seines Bruders war nichts an ihm: er liebte mit den Menschen zu verkehren. So hoch in Jahren er auch schon stand, so benutzte er doch den ersten Augenblick, daß es ihm durch die Abdankung seines Bruders, der es immer verhindert hatte, möglich wurde, sich noch zu verheirathen. Mit seiner jungen Gemahlin Anna von Tyrol machte er sich dann, so lange sie in Prag waren, etwa nach Tisch, das Vergnügen, die Kostbarkeiten, die derselbe hinterlassen, in Augenschein zu nehmen. Dazu hatte sie Rudolf am wenigsten gesammelt. Bei Matthias selbst fand nur Musik einige Pflege; sonst aber liebte er im alten Styl eine glänzende Hofhaltung. Es machte ihn glücklich, daß er gegen alle Erwartung, denn er war erst als der dritte Sohn Maximilians geboren, in den Besitz der höchsten Würde des Reichs und der Welt gelangt war. Es befriedigte sein Selbstgefühl, wenn Churfürsten und Fürsten ihn an festlichen Tagen zur Capelle begleiteten und mit ihren Baretten in der Hand ihn erwarteten. Er liebte es,

prächtige Aufzüge zu halten, mit ein paar tausend Reitern, Hunderten von Kutschen, blasende Trompeter vorauf; hinter diesen saß dann wohl ein rothgeputzter Affe hinten auf, wie auch an seinem Hof der Schalksnarr nicht fehlen durfte. Matthias war freigebig und hielt seine Kassen für unerschöpflich, wenn sie noch 100,000 Gulden hatten. Bald gerieth die Hofkammer in den Fall, zu hohen Zinsen Geld aufzunehmen, was doch nicht hinreichte, um die aufgelaufenen Kosten zu decken; sie befand sich immer in Verlegenheit, was dann auf die Regierung zurückwirkte. Matthias konnte sich von den Räthen nicht emancipiren, die er im Besitz der Aemter fand; er fürchtete ihren Widerspruch mehr, als diese seine Vollgewalt. Er konnte nichts dagegen einwenden, daß sie Pensionen aus Spanien bezogen; er selbst erhielt eine jährliche Unterstützung vom spanischen Hofe. Was man an seiner Verwaltung vermißte, zeigen die Rathschläge, die ihm sein vornehmster Minister, Klesel, zukommen ließ. Er schrieb ihm einmal: nicht den Räthen vertrauen, sondern sich selbst unterrichten; alle hören, aber dann nicht aufschieben, sondern resolviren, der Sache sich annehmen, darin handeln, sorgfältig sein, das setze die Leute in Thätigkeit, das heiße regieren.

Der Mann, der diese Erinnerungen zu machen den Muth und die Stellung dazu hatte, wie ihn die Italiener nannten, Monsignore Glisellio, war eigentlich der Urheber seines Glücks. Melchior Klesel, der Sohn einer angesehenen Handwerkerfamilie in Wien, war einer der ersten Jesuitenzöglinge in Deutschland, die von sich reden machten. Aus Ingolstadt, wo er seine Studien vollendete, kam er mit Zeugnissen zurück, die ihm vortreffliche Gaben, Gelehrsamkeit und den Eifer, sich um die katholische Kirche verdient zu machen, zuschreiben. Der Bischof von Passau, dessen Official er eine Reihe von Jahren war, rühmt seine unvergleichliche Thätigkeit „im Weinberg des Herrn", das Ansehen, das er sich bei den Großen erworben, seine Beliebtheit bei dem gemeinen Mann; er war ein guter Prediger. Anfangs nahm er Stellung an der Spitze der Priester gegen die Landesfürsten und die Obrigkeit; er nennt selbst Thomas von Canterbury als eins seiner Vorbilder; er bedrohte vorkommenden Falles die Vornehmsten wie die Geringsten und die Mitglieder der Verwaltung mit Excommunication; er erschien in seinem exclusiv kirchlichen Eifer schroff und hoffärtig. Da ist er eines Tages von der Umgebung des Erzherzogs Matthias bei diesem eingeführt worden. Gleich in dem ersten Gespräch, das dort in dem Vorgemach vorfiel, hat er ihn vollkommen für sich gewonnen. In Kurzem fanden sich die, welche ihn eingeführt,

von ihm in Schatten gestellt; er war der wirksamste Rathgeber des Erzherzogs. Das hochtrabende und vermessene Gehirn, welches die Beamten fürchteten, nahm aber dann eine ihnen gemäßere, praktische Richtung. Den Uebergriffen päpstlicher Bevollmächtigter gegenüber verfocht Klesel nunmehr mit systematischem Nachdruck die Rechte der weltlichen Regierung. Der Landesfürst, sagte er, sei nicht allein für das Seelenheil seiner Unterthanen, sondern auch für die Verwaltung der Justiz verantwortlich; er dürfe nicht Andere in sein Fürstenrecht eingreifen lassen: der Landesfürst als solcher müsse mit den Geistlichen übereinstimmen, diese mit ihm; wenn man in Rom die Compactaten der deutschen Nation prüfen wolle, so würde man finden, daß sie alle aus dem Mißbrauch von Befugnissen herrühren, die der Papst ursprünglich gehabt und hie und da noch besitze. Dann führte er aus, das die weltliche Regierung vernünftig, nach jedes Landes Freiheiten geführt werden müsse, so daß der Unterthan Herz und Zuversicht zu ihr fassen könne, unaufhörlich wies er seinen Fürsten darauf hin. Er unterscheidet den idealen Fürsten von dem eben fungirenden, auch in Bezug auf das Kaiserthum. Der römische Kaiser, sagt er einmal, hört einen Jeden, verwaltet die Gerechtigkeit für männiglich, sieht selbst nach den Dingen, hält ordentlich Rath, liest, unterschreibt, und bemüht sich Tag und Nacht, die Christenheit zu erweitern: das ist kaiserlich. Daß Kaiser Rudolf dem nicht nachkam, war der vornehmste Vorwurf, den bei seinen Lebzeiten Klesel unaufhörlich und auf das Bitterste gegen ihn geltend machte: durch ein Regiment, wie er es führe, werde das Haus Oestreich und die Religion zugleich zu Grunde gerichtet; und was solle daraus werden, wenn er in Mitte der Verwirrungen mit Tode abgehe? Dem in Matthias glühenden Ehrgeiz, eine selbständige Rolle zu spielen, gab Klesel die Rechtfertigung eines allgemeinen Interesses und allgemeiner Gedanken. Rudof suchte ihn von seinem Bruder zu entfernen; um so enger wurden sie aneinander gekettet. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß die Verbindung des Erzherzogs gegen Rudolf von Klesel eingeleitet worden ist; sein Sinn war, Matthias an die Spitze dieses Staates und Regiments zu bringen, wie es ihm denn gelang. Zur größten Förderung gereichte ihm, daß die Spanier, ohne jedoch ihre Motive und Absichten vollkommen bloszugeben, ihn dabei unterstützten. In der Stellung, die Klesel dann einnahm, war nun die vornehmste Frage, wie er sich in den religiösen Fragen verhalten solle. Der Jesuitenzögling, Bischof von Wien, erhob sich zu der Meinung, daß diese doch nicht das Wichtigste in der Welt seien. Er billigte

nicht, daß die Beschlüsse, die zum Vortheil des Katholicismus nun einmal gefaßt waren, widerrufen wurden; er wollte an dem Princip, daß die Oberherrschaft dem Katholicismus gebühre, nicht rütteln lassen; aber er empfahl bei der Ausführung desselben Mäßigung. Einen großen Eindruck hatte es ihm gemacht, daß der König von Navarra, so bezeichnet er Heinrich IV. von Frankreich, mit einer geringen, noch dazu durch Religionsverschiedenheit gespaltenen Macht es dennoch vermocht habe, die Ligue zu zerstören und den allermächtigsten König aus Frankreich zu vertreiben. Er schreibt das der Liebe zum Vaterlande zu, und wird nicht müde, aus der alten Geschichte die Wunder, welche dieselbe gewirkt habe, in Erinnerung zu bringen. Und warum sollte das nicht auch in Oestreich und Deutschland möglich sein? Bei der Stellung Klesels zu dem Kaiser war es für die deutschen Angelegenheiten von entscheidender Wichtigkeit, daß er sie in einem nicht exclusiv katholischen Sinne auffaßte. Er giebt zuweilen als sein Ziel an, die beiden Bündnisse in Deutschland aufzulösen und die Gesammtmacht gegen die Türken zu verwenden; dann würde auch der Kaiser wieder Ansehen bekommen. Er warnte Matthias, nicht etwa den Rathschlägen des Erzherzogs Ferdinand in Gräz zu folgen, der sich und sein Land dem römischen Stuhle unterworfen habe. Noch weniger hätte er eine enge Verbindung mit Baiern gebilligt, das nach Wachsthum und Herrschaft dürste, und stete Aemulation gegen Oestreich hege. Er versichert den Katholischen, daß sein Fürst Matthias in diesem Glauben leben und sterben wolle; aber zugleich spricht er die Ueberzeugung aus, daß der im Reiche vorliegende Streit nicht religiöser Natur sei: nicht im Interesse der Religion seien die beiden Bündnisse gemacht; eben so habe auch der Kaiser in seiner politischen Stellung allen Grund, den Friedensbruch zu vermeiden, und nicht zu gestatten, daß die öffentliche Ordnung durch Eigenmächtigkeiten über den Haufen geworfen werde. Den Protestanten sagt er unaufhörlich und so viel man wahrnehmen kann, ehrlicherweise, der Kaiser wolle nach dem Muster Ferdinands I. die Constitution des Reichs zum Vortheil beider Parteien aufrecht halten: nur zum Besten des Reiches wolle er wirken, und wünsche nichts mehr, als das alte Vertrauen herzustellen. Zugleich sucht er sie zu überreden, daß auch für sie ein Vortheil darin liege, wenn der Kaiser katholisch sei und sogar die Confirmation des Papstes annehme, denn dann könne er diesen selbst und die übrigen katholischen Fürsten in einem guten Verhältniß mit den Protestanten erhalten.

So ungefähr drückt sich Bischof Klesel aus; ungefähr, denn in

den mancherlei Gutachten, die sich mit den eben vorliegenden tausendfältigen Streitigkeiten beschäftigen, finden sich auch Widersprüche; und nicht Alles, was er den einen sagte, hätte den andern mitgetheilt werden dürfen. Aber seinen wortreichen Erörterungen liegt doch die bezeichnete Tendenz zu Grunde. Sie sind voll von Scharfsinn in der Entwickelung; wenn man die Geduld hat, ihm zu folgen, stößt man auf Gedanken allgemeiner Bedeutung und Wahrheit [1]).

Nicht einen gewöhnlichen Minister hatte Matthias an Klesel, sondern einen solchen, der ihm durch seine Beflissenheit die hohe Stellung, in der er sich befand, verschafft hatte; sein Kaiserthum war gewissermaßen das Werk seiner Hände. So hatte denn auch Klesel eine unbezweifelte Superiorität über ihn. Er fungirte als Director des geheimen Rathes; man erlebte, daß er die in demselben gefaßten Beschlüsse eigenmächtig umstieß und durch andere ersetzte, für die ihm die kaiserliche Unterschrift nicht verweigert wurde. Dazu kam die Unabhängigkeit seiner geistlichen Stellung, die ihm zugleich ein reiches Einkommen verschaffte und in spätern Jahren die Würde des Cardinalates, der kirchliche Purpur. Als der Hochwürdigste in Gott, Priester-Cardinal, Bischof zu Wien, konnte er einen Rang unter den Mächtigen der Welt in Anspruch nehmen. Ein hochgewachsener magerer Mann, von scharfen Zügen und gelber Gesichtsfarbe, von Aussehen ein wahrer Priester; rüstig und rasch bis in das hohe Alter; die langen Gelage bei den deutschen Fürsten und Herren fochten ihn nicht an; in seinem Privatleben ohne Tadel, aber auch ohne besonders rühmliche Eigenschaften. Er hegte den geistlichen Ehrgeiz, sich etwa durch prächtige Seelenmessen ein besonders Andenken in der Kirche zu gründen, wie er denn auch durch ein Crucifix von einer Krankheit gerettet worden zu sein meinte, und manche Wallfahrten vollzog. Diese Anwandlungen bigotter Frömmigkeit hinderten ihn doch nicht in den Geschäften, in denen er vielmehr lebte und webte; denn wie er rühmt, verscheuchten sie ihm Langeweile und Melancholie.

Weder mit Wolsey noch mit Richelieu ist er zu vergleichen: dazu fehlt es ihm an allgemeiner Bildung; er bleibt immer ein Scholastiker; aber dem Staate widmete er sich mit ähnlicher Hingebung über den kirchlichen Gesichtskreis hinaus; in den östreichisch-deutschen Verwickelungen der Zeit schlug er einen Weg ein, von dem man wünschen könnte, er wäre nicht verlassen worden.

1) Für die Mittheilung derselben ist man dem Andenken Hammers verpflichtet. Im Einzelnen kann ich nicht jede Stelle citiren.

Noch einmal trat die Sache der Stifter in den Vordergrund.

Man hat damals behauptet, Matthias habe dem Churfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, um ihn für die Wahl zu gewinnen, die Bestätigung seines Bruders Christian Wilhelm in dem Erzbisthum Magdeburg versprochen. Das ist jedoch nicht richtig. Ein Schreiben Christian Wilhelms liegt vor, in welchem er den Bruder auffordert, bei der Wahl etwas dafür zu thun; dieser antwortet, es werde ihm unmöglich fallen, denn zu stark seien die papistischen Stände, als daß der Neuzuwählende (Eligendus) etwas dagegen thun könne. Doch ist die Sache auf dem Wahltag zur Sprache gekommen. Der Administrator hat dem gesammten Collegium der Churfürsten zugleich die Nothwendigkeit, diese Sache zu erledigen und die Befugniß dazu vorgestellt — der Concipient bezieht sich dabei auf die kirchlichen Rechte anderer Könige in ihren Reichen und führt dafür selbst eine Stelle aus Augustinus an. Auch blieb das nicht ganz ohne Wirkung. Die Churfürsten, geistliche und weltliche, empfahlen dem neuen Kaiser in einem eigenen Anschreiben die Beilegung des Streites über die Session, freilich in Ausdrücken, in welchen den erstern die Behauptung ihres Standpunktes vorbehalten blieb; es müsse ohne Verhinderung der Reichsverhandlung und Präjudiz des Religionsfriedens, mit Zuziehung der Interessenten und anderer Stände des Reiches geschehen; aber sie fordern doch auf, den Streit in Zeiten beizulegen und zunächst in den daraus entspringenden Inconvenienzen Rath zu schaffen.

Der Thronwechsel hatte für die Sache der Stifter an sich die größte Bedeutung. Denn von Rudolf wie von Maximilian besaßen sie bestimmte Zusicherungen des kaiserlichen Schutzes, der ihnen so gut zu Theil werden sollte, als allen anderen Zugewandten des Reiches; diese Versprechungen aber waren persönlich und für den Nachfolger unverbindlich. Die Administratoren und ihre Capitel erschraken, wenn sie der Gefahr gedachten, in die sie unter diesen Umständen durch einen Angriff der Katholischen gerathen müßten: sie durften nicht einmal auf den Gehorsam der Unterthanen aus reichsrechtlicher Verpflichtung zählen; ihnen selbst war es unerträglich, dem Kaiser nicht durch Huldigung verpflichtet zu sein [1]). Es verlangte sie,

1) Die Acten im Staatsarchiv zu Berlin über diese Angelegenheit sind sehr fragmentarisch. In dem churerzkanzlerischen Archiv zu Wien hat man bisher noch nichts Einschlagendes darüber gefunden. In dem Magdeburger Provinzialarchiv fand ich einige wichtige und ent scheidende Actenstücke.

aus diesem blos factischen Zustand befreit, zur Ausübung der Religion in weltlichen Angelegenheiten ermächtigt, und in den kaiserlichen Schutz wie die anderen Stände wieder aufgenommen zu werden.

Klesel erkannte die ganze Wichtigkeit der Sache. Man besitzt eine von ihm an die geistlichen Churfürsten gemachte Vorlage, die auch dem Herzog von Baiern mitgetheilt wurde, in welcher die Ausschließung protestantischer Administratoren von Sitz und Stimme im Reich mit großer Entschiedenheit gemißbilligt wird.

Denn sie seien von den Kaisern als rechtmäßig anerkannt, als Landesfürsten behandelt, entweder sie selbst oder ihre Capitel zu den Reichstagen beschieden worden; man habe die Reichscontribution von ihnen eingezogen. Noch im Jahre 1606 hatte Rudolf die Anerkennung der Capitel in Anregung gebracht Klesel machte jetzt diesen Unterschied nicht; er wollte die postulirten Administratoren selbst anerkannt wissen. Denn meistens aus den mächtigsten Fürstenhäusern stammend, seien sie durch vornehme Verwandtschaft großer Assistenz versichert. Welche Wirkung habe ihre Ausschließung gehabt? Nichts als Erfolglosigkeit der Reichstage, Hemmung der Justiz. Das würde auch demnächst die Folge sein: der nächste Reichstag würde getrennt werden, die Reichsjustiz mit der Zeit ganz aufhören. Würden die Fürsten dem Kaiser nicht verpflichtet, so würden sie sich mit fremden Fürsten alliiren, mit den Ständen der Erblande, die noch immer in großer Gährung waren, verbinden. Die Osmanen, immer gewohnt, die Schwachen gegen die Starken zu unterstützen, um dann Beide zu besiegen, würden in den Stand kommen, mit dem abendländischen Kaiserthum zu verfahren wie mit dem morgenländischen. Wie wolle der Kaiser zugleich mit den Protestanten, den Türken und den einheimischen Unterthanen Krieg führen? Den Protestanten komme es nur auf ihre Sicherheit an; dabei könne auch der Katholicismus, zu dem sich ein Theil der Stände immer bekennen werde, bestehen [1]).

Sehr wohlerwogene Betrachtungen, die den protestantischen entsprechen und den Standpunkt des kaiserlichen Hofes bezeichnen. Der Administrator rühmt die Mühe, die sich der Kaiser bei den geistlichen Herren gegeben habe, um sie für seine Admission zu stimmen. Schon die erwähnte Festsetzung über die Lehen, bei welcher der Stifter nicht gedacht war, zeugt von ihrem determinirten Willen, aber seine Bemühungen waren vergeblich.

Zu dieser vornehmsten kamen noch andere Streitfragen von großem

1) Aus dem bairischen Archiv mitgetheilt von Wolf, III, S. 337.

Belang, wie die Donauwörthische. Mit besonderem Eifer verwandte sich Churbrandenburg für die Herstellung der Stadt. Denn mit der Achtserklärung gegen dieselbe sei es, wie man jetzt aus den Acten sehe, überaus eilfertig hergegangen; durch die Occupation derselben sei den Protestanten die Aufhebung des Religionsfriedens gleichwie durch einen Herold angekündigt worden. Darin liege die wahre Ursache der Stockung der Reichsangelegenheiten; durch die Restitution werde der Kaiser ein hochrühmliches Werk verrichten und die Gemüther zu seinem Dienst willig machen; ohne dieselbe würde er an dem bevorstehenden Reichstag die größten Schwierigkeiten finden.

Von Anfang an hatte sich die Herstellung der Stadt hauptsächlich an die Geldforderungen gestoßen, welche Maximilian wegen der Unkosten machte, die er als Executor gehabt habe. Der Kaiser forderte eine specificirte Rechnung darüber, die dann von einer Commission geprüft werden solle; denn alles liege ihm daran, aus den beschwerlichen Weitläufigkeiten heraus und wieder zu einem friedlichen Stand zu gelangen. Der Herzog hätte gewünscht, daß ihm erst bezeichnet würde, wer die Unkosten bezahlen solle; denn die Protestanten weigerten sich sehr unumwunden, dazu beizutragen; — er fügte sich jedoch zunächst in die Aufstellung einer Commission [1]).

Man verkennt die Epoche, wenn man meint, der deutschen Nation sei über dem unfruchtbaren religiösen Streit der Geist politischer Discussion und das Gefühl für die allgemeinen Angelegenheiten gleichsam verloren gegangen. Wohl beherrscht dieser Streit, noch mehr jedoch durch die reichsrechtlichen Irrungen, in die dadurch ein Jeder gerathen ist, als vermöge des doctrinären Gegensatzes den geistigen Horizont. Aber dabei zeigt sich in den mannigfaltigen Stellungen, die sich gebildet haben, das Bestreben, das selbst mit Scharfsinn, gesundem Verstand und einer guten Gabe des Ausdrucks gepaart zu sein pflegt, auf dem besonderen Standpunkt den allgemeinen festzuhalten.

Unter denen, denn auch solche treten auf, die von der Fürsorge für das Allgemeine ausgehend, den besonderen Anliegen gerecht zu werden suchen, nimmt der Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler eine der ersten Stellen ein; denn eben seine Geschäfte hielten ihn immer in der Anschauung der großen Reichsgenossenschaft und ihrer Bedürfnisse. In den Zeiten der Reaction unter Rudolf hatte er sich von dem Hof zurückgezogen; mit Matthias stand

1) Schriftwechsel bei Wolf II, 392—397.

er dagegen in gutem Vernehmen: er wurde damals wegen der Vorbereitungen, die für den bevorstehenden Reichstag erforderlich sein würden, um ihn vor einem ähnlichen Ausgang, wie ihn der letzte gehabt hatte, zu sichern, zu Rathe gezogen; sehr beachtenswerth ist die Art und Weise, wie er sich dabei über die Mittel und Wege dazu vernehmen ließ [1]).

Auch er war der Meinung, daß Donauwörth vor Allem wiederhergestellt werden müsse; dieser Stadt selbst könne man eine ansehnliche Summe auflegen, eine andere den Reichsstädten; er habe die Nachricht, daß die Stände beider Religionen unter dem Scheine der Türkenhülfe so viel contribuiren würden, daß der Herzog zufriedengestellt werden könne.

Ueber die Session der Stifter drückt er sich mit großer Vorsicht aus. Seine Meinung ist, daß der Kaiser die protestantischen Prälaten, namentlich Magdeburg, durch Indulte befriedigen müsse, jedoch unter der Bedingung, sich wenigstens bei seinen Lebzeiten der Session, die ihnen dadurch verwilligt werde, gleichwohl zu enthalten. Auf die Ertheilung der Regalien dringt er um so mehr, weil sonst die Stifter, obgleich Mitglieder des Reichs, dem Kaiser nicht verpflichtet sein würden.

So findet er es sehr widerwärtig, daß die possidirenden Fürsten in den Jülichschen Landen nicht belehnt seien, dagegen Andere, die von dem Besitz ausgeschlossen sind, die Lehen empfangen haben. Um nicht noch größeres Mißverständniß zu erwecken, sollte der Kaiser lieber keinen von beiden Theilen für Jülich zum Reichstag berufen, mit Vorbehalt der Rechte eines jeden.

Von den vier Klostersachen ist er überzeugt, daß sie durch geschickte Mittelspersonen in Güte beigelegt werden könnten, wozu schon ein Anfang gemacht sei: so daß die Revisionen, deren jetzt sehr unbefugter Weise Jedermann einlege, wieder in Gang gebracht werden könnten.

In Bezug auf die geistlichen Güter überhaupt neigt er sich zu der katholischen Erklärung des Religionsfriedens, ohne die protestantische schlechthin zu verwerfen; sollten aber die Katholiken auf die Wiedererhaltung der seit dem Frieden eingezogenen Güter bestehen, so sieht er die heftigste Entzweiung voraus, denn die Evangelischen in Güte

1) Bedenken Herrn Zachariä Geizkoflers von Gailnbach, zu Haunsheim ꝛc. an Ihre Kaiserl. Maj. wie der Reichstag zu Regensburg fruchtbarlich anzustellen. 15./25. Oct. 1612.

dazu zu bringen, gebe es kein Mittel; eine Erwähnung der Sache im Reichsrath könne zu den widerwärtigsten Scenen führen; er räth dem Kaiser, nach dem Beispiel seines Großvaters in den Streit einzugreifen, den gegenwärtigen Besitzstand zu Grunde zu legen, den Protestanten die eingezogenen Güter zu lassen und nur durch die bindendsten Satzungen dafür zu sorgen, daß keine weitere Einziehung, unter welchem Vorwand auch immer, vorgenommen werde[1]), selbst nicht auf den Grund einer Wahl oder Postulation. Hätte Kaiser Carl bei Zeiten zu einer solchen Abkunft gegriffen, so würde den Stiftern und Gütern kein so großer Eintrag geschehen sein, als er danach erfolgte.

Werden diese Streitigkeiten geschlichtet, diese Bedingungen erfüllt, so hofft der Reichspfennigmeister eine Erledigung der Beschwerden, die er besonders empfunden hat; — in dem Münzwesen, wo sich jeder kleine Stand herausnimmt, mit dem Schrot und Korn nach Gefallen umzugehen und in Betreff der Reichsmatrikel, die seit 1521 auf die Hälfte ihres Betrags gesunken ist. Dem erstern denkt er durch eine Vereinbarung der 10 Kreise, eingeschlossen den burgundischen, unter einander und mit der Schweiz, beizukommen; für die Matrikel bringt er den Verlust in Erinnerung, den das Reich durch die Entziehung der Bisthümer erlitten; denn von den dortigen Ritterschaften und Lehnsleuten, besonders im Stifte Metz, seien einst die Regalien bei dem Kaiser gesucht und ihre besonderen Anschläge an den rheinischen Kreis abgetragen worden. Zu dieser Erinnerung von weitester Aussicht fügt Geizkofler noch eine andere. Er hofft, daß die Ungarn durch ansehnliche Beiträge zu dem Türkenkrieg bewogen werden können, die Exclusion der Deutschen von ihren Festungen fallen zu lassen, und erneuerte den Vorschlag, einen neuen Orden an der türkischen Grenze zu errichten, wie ein verwandtes Unternehmen dem Großherzog von Toscana auf das Glücklichste gelungen sei.

Genug, noch schien es möglich, auch unter den damaligen Umständen das Reich in seine Integrität und sein Ansehen in der Welt wiederherzustellen, wenn nur in der religiös-politischen Frage eine Verständigung getroffen würde.

1) Das uti possidetis ita possideatis zu practiciren sei rathsamer, als da man etwas wider sie mit Gewalt tentiren wolle, auch die übrigen in Gefahr und das ganze Reich in einen hochschädlichen Krieg zu setzen, doch daß darbei enixissime und aufs Verbindlichste cavirt werde, kein geistlich Stift oder Gut es sei gelegen wie es wolle, und geschehe unter was Schein es wolle, da auch gleich eine Election, Postulation oder dergleichen fürgehen sollte, wieder einzunehmen.

Reichstag zu Regensburg 1613.

Dazu war die Reichsversammlung bestimmt, die auf das Frühjahr 1613 nach Regensburg ausgeschrieben wurde. Da es die Verfassung so mit sich brachte, daß der Kaiser ohne die Mehrheit der Reichsstände nichts verfügen noch anordnen konnte, diese aber, wie sie damals im Fürstenrath bestand, durch die Ansprüche, die sie machte und mit allem Recht machen zu können meinte, die obwaltende Gährung hauptsächlich veranlaßt hatte, so lag die vornehmste aller Fragen darin, ob sich die Mehrheit der Fürsten bewegen lassen werde, vermittelnden Vorschlägen Gehör zu geben oder nicht.

Man hat in einer an den Churfürsten von Mainz gerichteten Denkschrift zusammengestellt, was sich dafür und was sich dagegen sagen lasse [1]).

Dafür ist, daß man lieber das Verlorene fallen lassen, als durch einen Krieg auch das, was man noch besitze, gefährden solle; vielleicht lasse sich von je zwei Stiftern, welche der katholischen Kirche entrissen seien, wenigstens eins durch Vertrag wieder erlangen; wie es der Sinn der alten Kaiser gewesen sei, lieber um des Friedens willen etwas fallen zu lassen, als der Unsicherheit des Krieges alles preiszugeben. Dagegen ist Folgendes: man würde, wenn man sich der eingenommenen Stifter begäbe, die Sache Gottes aufopfern und der Welt einräumen, was Gottes ist; der Kaiser, als der Advocat der katholischen Kirche, müsse sie schützen; in Deutschland sei den geistlichen Fürsten so reichlich weltliche Macht gegeben, daß sie die geistliche Autorität zu behaupten im Stande seien. Würden sie das, was ihnen widerrechtlich abgedrungen worden, aus Besorgniß vor Krieg nicht zurückfordern, so würde das beweisen, daß sie sich nur gute Tage machen wollen; alle katholischen Kaiser, Potentaten und Fürsten seien gewissenshalber schuldig, vor drohenden Kriegsgefahren nicht zurückzuscheuen, sondern mit äußerstem Vermögen für die Sache Gottes zu streiten. Leider habe man beim Religionsfrieden ähnlichen Anregungen, die selbst als atheistisch bezeichnet werden, Raum gegeben; damals aber sei die Gefahr stärker gewesen, als sie jetzt durch gottesvergessene Minister vorgestellt werde.

1) Bedenken des churmainzischen Rathes, Hrn. Wilh. Ferdinand v. Effra (Efferen): Ob die katholischen Stände im h. röm. Reich zu Erhaltung des

Es war dergestalt der alte strenge Begriff, der das Kirchengut als das besondere Eigenthum Gottes betrachtet, kraft dessen selbst die früheren Concessionen für unrechtmäßig erklärt, wie vielmehr alle weitern verdammt und zurückgewiesen wurden; derselbe, von dem sich der Protestantismus und die begonnene Neuerung in dem germanischen Europa losgerissen hatte: ein Streit zwischen zwei einander widerstrebenden Systemen und Weltordnungen, der hier in Deutschland zu entscheiden war.

Hier hatte, wie in den obigen Argumenten angedeutet ist, das Princip des Mittelalters eine besonders starke Repräsentation in der Macht der geistlichen Fürsten, die darauf gegründet war, und nirgends mehr Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte. Der Bund, den sie unter einander geschlossen, hatte darin seine Stärke, daß er ihr Lebensprincip aussprach.

Noch umfaßte die Liga keineswegs die katholischen Bisthümer sämmtlich: man vermißte Salzburg, das sich in feindseliger Haltung gegen Baiern hielt, und Eichstädt im obern, Münster, Lüttich, Hildesheim im niedern Deutschland; auch Fulda und Berchtesgaden fehlten; die Aebtissin von Burgau wies eine Mahnung an die ihr auferlegte Quote sogar mit Empfindlichkeit zurück: denn kein anderes gefürstetes oder nicht gefürstetes Frauenstift leiste eine solche; sie wisse nicht, ob der Kaiser den Bund gut heiße oder nicht.

Aber die Vereinigung der mächtigsten Bischöfe, vor Allem der fränkischen und der schwäbischen Prälaten und das Einverständniß der drei geistlichen Churfürsten gab der Liga doch eine allgemeine Bedeutung im Reich. Sie bildete hauptsächlich die Mehrheit der Reichsstände, die nun das geistliche Princip zur Norm der Reichsgewalt zu erheben trachtete.

An ihrer Spitze stand der thatkräftigste der deutschen Fürsten, Herzog Maximilian von Baiern.

Man thut Unrecht, wenn man in diesen großen Gegensätzen Alles von den Persönlichkeiten herleitet. Indem Maximilian sich der Rücksichten auf die von einem unnachgiebigen Verhalten zu erwartenden Folgen entschlug, was mit seinen eigensten Interessen übereinkam, meinte er noch — denn anders war er nicht unterrichtet — eine religiöse Pflicht zu erfüllen. Noch fand er in denen, die zum

Friedens von ihren Rechten weichen und den Protestanten nachgeben sollen oder nicht. Lünig, Staatsconsilia I, 787, während des Reichstags von 1613 abgefaßt.

Bunde gehörten, Säumigkeit und Widerstreben. Aber in einer einmal ergriffenen Parteistellung und in dem entschiedenen Willen, den ihr Princip vertritt, liegt eine gleichsam gebieterische Autorität. Alles beugt sich zuletzt den Gesichtspunkten, die durch Religion und das Gefühl der Gemeinschaft an die Hand gegeben werden.

Nun war durch den Churfürsten von Mainz die Frage über Sitz und Stimme der protestantischen Bisthümer dem Herzog vorgelegt worden: er erhob die schärfsten Einwendungen dagegen, und zwar hauptsächlich aus Rücksicht auf die Autorität im Reiche überhaupt.

Er bemerkte, im Churfürstenrath herrsche Gleichheit der Stimmen; in dem Städterath sei die Mehrheit auf Seite der Protestanten. Durch die Annahme des gemachten Vorschlags würden die in dem Fürstenrath um sechszehn Stimmen [1]) — so viel rechnete er heraus — verstärkt, ebenfalls die Mehrheit erlangen und dadurch die Majorität an dem Reichstag überhaupt; sie würden alsdann die Gleichheit der Religion im ganzen Reich verlangen und durchsetzen. Die Katholischen würden nicht mehr neben ihnen bestehen können. Würde sich ein Katholik den unter diesen Umständen unvermeidlichen Reichsbeschlüssen widersetzen, so würde ihn die Reichsacht treffen. Die katholische Religion würde dann mit der Zeit in Deutschland zu Grunde gehen.

Herzog Maximilian faßte das große Interesse, welches in dem Uebergewicht lag, das die Mehrheit des Fürstenrathes in Reichsangelegenheiten ausübte, präciser als vielleicht irgend ein anderer Fürst auf. Dies war die Fahne, um welche der ganze Bund sich schaarte.

Es galt wenigstens nicht minder die Constituirung der höchsten Gewalt im Reich, die auf der Zusammensetzung des Reichstages beruhte, als der Religion selbst. Herzog Maximilian wollte die Autorität, welche er durch die Mehrheit des Fürstenrathes besaß und die ihm selbst höchlich zu gute kam, um keinen Preis verlieren.

Ebenso eifrig erklärte sich Herzog Maximilian gegen die bei der Wahl vorgekommenen Vorschläge in Bezug auf Kammergericht und Reichshofrath. Würden die Protestanten in den letzteren aufgenommen werden, so würden die Katholischen alle Prozesse verlieren: die

1) Wolf, Maximilian III, 337. Der Churfürst hat dabei auch die sächsischen Stifter und selbst zwei brandenburgische mitgerechnet, denen von den Territorialherren wohl niemals Sitz und Stimme am Reichstag zuerkannt worden wäre.

Protestanten würden überhaupt das kaiserliche Ansehen beherrschen, wohin man es unter keiner Bedingung kommen lassen dürfe.

In diesem Sinne ist die Instruction, welche er für die Tagsatzung der Liga gab, die in Voraussicht des nahe bevorstehenden Reichstages Anfang März 1613 in Frankfurt a. M. zusammentrat. Die auf derselben versammelten katholischen Stände beschlossen, ihre Haltung von 1608 vollständig wieder anzunehmen. Die Interpositionsschrift von Regensburg diente ihnen in Bezug auf die allgemeinen Fragen nochmals zur Norm. Die Anträge auf Stimmengleichheit auf Reichstagen und Deputations-Versammlungen sollten nicht nur abgelehnt, sondern der Kaiser ersucht werden, die Majorität bei dem alten Herkommen zu schützen. Von dem Kaiser veranlaßt, hatte der Churfürst von Mainz die Versammelten ersucht, sich über die beiden dringendsten der vorliegenden Fragen, das Sessionsgesuch der protestantischen Stifter und die Kammergerichtsvisitation, zu äußern: in ihrer Antwort blieben sie bei ihrer Auslegung des Religionsfriedens stehen, nach welcher die erste demselben entgegenlaufe; sie meinten, der Kaiser werde von der Widerrechtlichkeit dieser Forderung zu überzeugen sein; in Bezug auf die Revision bestanden sie auf dem Reichsabschied von 1598, ohne Ausnahme der Klostersachen[1]. Wie aber dann, wenn die Protestanten ebensowenig zur Nachgiebigkeit gebracht werden könnten, als am letzten Reichstag, wenn es zum Bruch mit ihnen käme? Man beschloß, alsdann Gut und Blut gegen sie einzusetzen, bestimmte sehr ansehnliche Summen, die jedes Mitglied aufzubringen habe, und verabredete, zugleich den europäischen Katholicismus für diese Sache aufzurufen. Man rechnete auf Geldbeiträge des römischen Stuhls und der Krone Spanien; man hoffte, Savoyen, Lothringen, die katholischen Schweizer und selbst den französischen Hof, wo die rein katholischen Tendenzen unter Maria Medici wieder emporkamen, herbeizuziehen. Dem Kaiser von diesen Beschlüssen und Intentionen Nachricht zu geben, verschob man noch. Die Mehrheit hielt für hinreichend, wenn es am Reichstag selbst geschehe.

Gerade die Besorgniß vor der diesen Grundsätzen abgewandten Haltung des kaiserlichen Hofes und den kundgegebenen Vermittelungsentwürfen war es, was zu diesen Beschlüssen das vornehmste Motiv bildete. Man abstrahirte darin beinahe von der Einheit des Reiches.

In demselben Augenblick, als diese Beschlüsse in Frankfurt gefaßt wurden, versammelten sich auch die protestantischen Unirten und

1) Abschied vom 11. und 15. März, bei Wolf III, 351.

Correspondirenden — der Unterschied zwischen den beiden Klassen ist, daß nur die erstern sich zu Beitragszahlungen verpflichtet hatten — zu Rothenburg an der Tauber. Sie wußten nichts von dem Abschied von Frankfurt, aber sie entnahmen aus einer ihnen bekannt gewordenen Aeußerung eines deutschen Bischofs in Rom, die Absicht sei gefaßt, sie mit Krieg zu überziehen, wenn sie versuchen sollten, den Beschlüssen der Mehrheit zu widerstreben und abermals eine Spaltung zu machen. Es schien ihnen, als meine die Liga Kräfte genug zu haben, um zugleich dem Kaiser ihren Willen aufzunöthigen und die Evangelischen zu überwältigen; sie gewinne täglich an Stärke, der kaiserliche Hof dagegen verharre der gethanen Zusage zum Trotz bei dem altherkömmlichen Verfahren. Wenn dann verlautete, daß der Hof, der mit einer Auflösung beider Bündnisse umging, bei den Protestanten den Antrag auf die Cassation des ihren machen wollte, so beschlossen sie, unter keinen Umständen, welche Gründe dafür auch immer angeführt werden möchten, darauf einzugehen. Die geringern Mitglieder, namentlich die Städte, waren darin mit den vornehmern vollkommen einverstanden.

Sämmtlich erachteten sie für geboten, dem Kaiser die alten schon oft zur Sprache gebrachten Beschwerden aufs Neue vorzulegen, aber man verbarg sich nicht, daß der Hof nicht stark genug oder nicht Willens sei, denselben abzuhelfen. Von pfälzischer Seite wurde bei der Versammlung angefragt, ob man in diesem Fall die Subsidien, welche der Kaiser für seinen Krieg in Ungarn in Anspruch nehme, bewilligen wolle. Die vorherrschende Meinung war dagegen; denn man würde sich durch die Contribution nur noch ein schwereres Joch aufladen; besser, Siebenbürgen, wo damals Bathori und Bethlen mit einander kämpften, der letzte unter dem Schutz der Türken, gehe verloren, als die Freiheit und Religion der deutschen Stände. Churbrandenburg und der Markgraf von Ansbach wendeten ein, daß ein Nachtheil, den der Kaiser erleide, auch für das Reich bedenkliche Folgen haben könne. Man antwortete, die Gefahr sei nach andern glaubwürdigen Nachrichten nicht so schlimm, wie der kaiserliche Hof sie darstelle.

Dann aber erhob sich im Angesichte der Majorität, von der sich nicht die mindeste Nachgiebigkeit erwarten lasse, noch ein zweiter Gedanke. Entschlossen, die Bewilligungen, welche diese ihrerseits machen würde, zurückzuweisen, hielten es die Protestanten zuletzt für besser, an den Berathungen, die nur ein widerwärtiges Resultat haben würden, überhaupt gar nicht Theil zu nehmen. Ohne Widerspruch ward der Beschluß gefaßt, dem Kaiser noch einmal eine Schrift, in der

man die Beschwerden kurz zusammenfasse, zu überreichen mit der Erklärung: bevor ihnen abgeholfen sei, würden sie vielleicht die Sitzungen besuchen — glimpfshalber — aber an keiner Consultation noch Beschlußfassung Theil nehmen [1]).

Die Beschwerden der Protestanten und ihre daran geknüpften Forderungen enthielten nun — anders konnte es nicht sein — alles das, was die Katholiken ihnen zu versagen beschlossen hatten [2]). Wenn beide Theile in Einem Punkte übereinstimmten — die einen und die andern trugen nemlich auf die Wiederherstellung der regelmäßigen Visitationen der Kammergerichte an — so lag gerade darin ihre vornehmste Differenz. Die Protestanten verlangten die Zuziehung der evangelischen Prälaten; denn nur darum seien die Visitationen unterbrochen worden, weil man den postulirten Erzbischof von Magdeburg nicht habe zulassen wollen, da er evangelisch sei, obgleich er seine Gebühren wie für das Reich im Ganzen, so auch für das Gericht beitragen müsse: was sei das überhaupt für ein unerhörtes Verfahren, daß man gehorsame Stände ihrer Rechte entsetze, die vermöge des alten stiftischen Herkommens in Bezug auf das Kammergericht rechtmäßig zur Prälatur Postulirten nicht zu den ihnen zukommenden Sessionen zulasse? es sei eine Schmach für die evangelischen Stände! Aber — wir wissen es — in der Zurückweisung dieses Anspruchs waren die katholischen Stände unerschütterlich: sie wollten die Evangelischen weder auf der geistlichen Bank im Reichsrath, noch bei den Revisionen zulassen.

So stellten sich die beiden großen Parteien in unversöhnlichem Widerstreit einander entgegen; beide hofften noch den Kaiser auf ihre Seite zu bringen. Und wie die Katholischen, so hatten auch die Protestanten bereits auswärtigen Rückhalt. Ihr Führer, der Pfalzgraf Friedrich V., vermählte sich so eben mit der Tochter des Königs von England, die zugleich die Nichte des im nördlichen Deutschland überaus einflußreichen Königs von Dänemark war. Unter Mitwirkung von Brandenburg schloß die Union eine Allianz mit den vereinigten Niederlanden auf 15 Jahre zur Assistenz der Angegriffenen mit einer stattlichen Kriegsmacht.

1) Aus dem churbrandenburgischen Berichte über den Tag von Rothenburg.

2) Der evangelischen correspondirenden Churfürsten und Stend kaiserlicher Maj. übergebene Gravamina. Zuerst bei der churpfälzischen Relation über den Reichstag 1614; wieder abgedruckt in Senkenbergs des Vaters Sammlung von ungedruckt- und raren Schriften 1745. II, 107 f.

In welche Lage gerieth nun die kaiserliche Gewalt zwischen diesen beiden Parteien, welche das Entgegengesetzte forderten, und dazu organisirt waren, um jeden Augenblick die Waffen in die Hände nehmen zu können. Die correspondirenden Fürsten waren unter einander einig, an dem Reichstag nicht in Person zu erscheinen, um nicht durch den persönlichen Einfluß des Kaisers von ihren Beschlüssen abgebracht zu werden: aber auch der Führer der streng Katholischen, Herzog Maximilian, erschien nicht, weil er die Beziehungen des Kaisers zu den Protestanten mißbilligte. Dieser hatte sich selbst über die Bewirthung zu beklagen, die ihm auf seiner Durchreise durch Baiern nicht nach Wunsch zu Theil geworden war.

Den Anlaß zu dem Reichstag gab auch diesmal das Verhältniß der türkischen Grenze, wo unaufhörliche Ruhestörungen vorkamen. Aber die Meinung breitete sich aus, sie seien von dem kaiserlichen Hofe selbst veranlaßt, eben zu dem Zwecke, um Hülfe verlangen und sich rüsten zu können. Die Protestanten haben in den Erblanden angefragt, ob es sich so verhalte. Der Landeshauptmann von Mähren, Zierotin, gab ihnen eine ihrem Verdacht entsprechende Antwort; er versicherte, nicht gegen die Türken, sondern auf Unterdrückung der Protestanten sei es bei der Rüstung abgesehen [1]).

Um so weniger trugen die Protestanten Bedenken, bei ihrem Beschluß, nur alsdann eine Bewilligung zu machen, wenn ihre Beschwerden abgestellt seien, zu verharren. Doch waren sie auch jetzt keineswegs einstimmig. Sachsen und Darmstadt verweigerten ihren Beitritt, da sie in dem Rückhalt, den sie in ihren Streitsachen an der kaiserlichen Jurisdiction zu finden hofften, ein dringendes Motiv hatten, von jedem Angriff auf dieselbe abzustehen. Seitdem war der Jülichsche Erbfolgestreit ausgebrochen, welcher Sachsen und Brandenburg nach entgegesetzten Seiten trieb.

Dieser Entzweiung gegenüber fiel es um so mehr ins Gewicht, daß die Katholischen durch die Anwesenheit eines päpstlichen Legaten, abermals eines Madruzzi, in dem päpstlich-katholischen Sinne festgehalten wurden. Das Verhältniß stellte sich bei der ersten Berathung, welche nach der kaiserlichen Proposition über dieselbe Statt fand, unzweifelhaft heraus.

Im Einklang mit derselben forderten die geistlichen Mitglieder des Churfürstenrathes, wieder durch Sachsen verstärkt, die unverzügliche Erörterung der allerdings wichtigsten Frage, über die Justiz.

1) Chlumecky, Leben Zierotins 821.

Pfalz und Brandenburg waren nicht eigentlich dagegen; aber sie forderten Aufschub der Deliberationen überhaupt, denn ihr Auftrag sei [1]), die Beschwerden der evangelischen Stände dem Kaiser schriftlich einzureichen, und zu keiner Berathung zu schreiten, ehe nicht eine Erledigung derselben erfolgt wäre; sie bemerkten, eine solche würde dann den Fortgang der Berathungen um Vieles erleichtern.

Sie kehrten damit wieder die Gesichtspunkte hervor, unter welchen sie den Reichstag von 1608 verlassen hatten: von den Beschlüssen der Majorität bezogen sie sich wieder auf den Kaiser. Allein die übrigen Mitglieder des Collegiums fanden ihre Erinnerungen sehr wenig gerechtfertigt, und gingen deshalb darüber hinweg, weil der Beschluß durch das Mehr bereits gefaßt sei. Dieser Beschluß wurde dann dem Fürstenrath mitgetheilt und von demselben adoptirt. Die Einwendungen, welche Pfalz-Lautern und Würtemberg dagegen machten, blieben ohne Berücksichtigung. Die durch diesen Gang der Sache, den man eigentlich nicht erwartet hatte, überraschten Städte schlossen sich der Mehrheit an [2]).

1) Bericht der brandenburgischen Gesandten vom 8. August: Pfalz aber vnd wier haben anzeiget, was gestalt wier von unserer gnädigsten Herrschafft den außtrücklichen gemeßenen Befehlich hetten, die beschwerden der Evangelischen stände in einer Schrifft verfaßt, Ihr. Kays. Maj. nebenst anderen Evangelischen Fürsten vnd Ständ zu vbergeben; Auch zu anderen Sachen gaar nicht zu schreiten, bis so lang, das hierüber gebührende Vorsehung von Ihr. Maj. gemacht worden were.

Und weil vermittelst der erledigung derselben Schrifft auch gar viell puncten zuegleich auf Ihre resolution vberkommen würden, an welchen es sonsten gleichs in Anno 1608 geschehen: sehr harrt anstehen durffte; dannenher dann auch unsere Herren, auf obverstandene Schrifften diesen zun begegnen verdacht gewesen, daß also daß werk hierdurch mehrer facilität vnd leichter gemacht, alß aufgehalten wurde. So beten wir mit ferneren progress in publicis innen zu halten vnd eine kleine dilation dahingegen, biß zu erfolgter Kayserlicher resolution einzureumen. Ob wir aber woll daßelb bis zum vierten mall erholt: hatt's jedoch alles nicht verfangen: Sonder es ist vielmehr darwider angezogen: weil per majora der Schluß gemacht, das der justicien punct der erste sein solte, mußte es darbey verbleiben.

2) In dem erwähnten Bericht der Gesandten wird noch ausgeführt, daß Pfalz der Ansage des churfürstlichen Beschlusses an den Fürstenrath vielleicht hätte widerstreben können, weil derselbe durch Mainz und Pfalz gemeinschaftlich hätte geschehen müssen; Pfalz habe unbedachter Weise nachgegeben; denn man habe nur erst zusehen wollen, wie Alles im Fürstenrathe stehe. Mit völliger Präcision haben die Protestanten in diesem Augenblick ihre Stellungen nicht innegehalten.

So geschah am Morgen des 7. August.

Die alte Mehrheit erschien in ihrer ganzen Macht auf dem Reichstag: sie war noch stärker als früher, und man konnte nicht bezweifeln, daß sie auch diesmal an ihren früheren Absichten und Beschlüssen festhalten würde.

Da trat nun an die Protestanten die Frage heran, ob sie ihrem in Rothenburg gefaßten Beschluß, einer compacten Mehrheit zur Seite, von welcher sie in allen ihren Anliegen verdammt werden mußten, sich in keinerlei Verhandlungen einzulassen, ehe nicht ihre Beschwerden gehoben seien, am versammelten Reichstage Folge geben würden oder nicht. Als sich die Unirten, oder wie man jetzt lieber sagte, die Correspondirenden, des Nachmittags zu einer Berathung versammelten, fühlten sie sich durch den Vorgang schon einigermaßen im Nachtheil. Durch drohende Worte, die der cölnische Gesandte hatte verlauten lassen [1]), gleich als sei es eine von den geistlichen Herren beschlossene Sache, die Restitution der seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Klostergüter durchzusetzen, geriethen sie überdieß in eine nicht geringe Besorgniß.

Die Beschwerdeschrift, die jetzt erst fertig geworden war, sollte verlesen und alsdann, wenn sie unterschrieben sei, dem Kaiser mit der erwähnten Erklärung übergeben werden. Es lag doch ein Bewußtsein von der Bedeutung dessen, was man thun wollte, über der Versammlung. Ehe die Unterschrift geschah, baten die churbrandenburgischen Gesandten um Gehör. Sie bemerkten, Brandenburg sei bei der Sache nicht so betheiligt, wie andere; es habe seit jener Zeit keine geistlichen Güter eingezogen: dagegen habe es ein hochangelegenes Interesse am kaiserlichen Hof in der Sache von Jülich, das es zu schädigen Gefahr laufe; dennoch wolle der Churfürst an der Beschwerdesache Theil nehmen und das Aeußerste dabei thun; aber im Voraus müsse er wissen, ob auch die Uebrigen den Rothenburger Beschluß, vor erlangter Erledigung der Beschwerden zu keiner Theilnahme an den Reichsberathungen zu schreiten, in Ausführung zu bringen fest entschlossen wären. Höchst unbillig würde es sein, den Churfürsten in die Sache zu verwickeln und ihn dann darin stecken zu lassen.

Es kam darüber zur förmlichen Umfrage; ausgenommen die

1) Zweites Schreiben der brandenburgischen Gesandten von demselben Datum: „Es sollten vnd müsten, alle seite den Religions frieden eingezogenen Clostergüter hinwieder restituiret werden: dazu wern Ihre Herren gantz resolviret.“

Abgeordneten von Regensburg, welche erst bei dem Rath anfragen wollten, erklärten sich alle Anderen, Churfürsten, Fürsten, Grafen und Städte, entschlossen, bei dem vereinten Vorhaben zu verharren.

Den folgenden Tag nach gehörter Predigt — es war eines Sonntags — vollzog man nun die Unterschrift und Ausfertigung der Beschwerdeschrift und erwählte einen Ausschuß, um sie den andern Tag dem Kaiser zu überreichen.

Das geschah denn am Morgen des 9. August.

Der Kaiser zeigte sich nicht ungehalten, er fand die Schrift gemäßigter, als er es erwartet hatte; aber er meinte, mit persönlicher Annahme derselben sei die Hauptsache geschehen: die Erledigung der darin angeregten Punkte könne zugleich mit den übrigen Geschäften begonnen werden; den Fortgang des Reichstages wollte er nicht aufhalten lassen. Aber die Protestanten bestanden auf ihrem Sinn; denn würden sie sich wieder einstellen vor der Hebung ihrer Beschwerden, so würden sie ihre Gegner zugleich zu Richtern über sich machen [1]).

Der Kaiser wurde veranlaßt, die Churfürsten und Fürsten um ihren Rath zu fragen; die Mehrheit erwiederte: er möge mit kaiserlichem Ernste die Protestanten aufforderu, „von ihrer Absonderung abzustehen, welche kaiserlicher Majestät und dem heiligen Reiche zur Verkleinerung und zum merklichen Unstatten der gehorsamen Stände gereiche."

Bei dem Schriftwechsel, der sich dann entspann, trat nothwendig der Streit über die Gültigkeit der Beschlüsse der Mehrheit in Sachen der Religion und der Contribution in den Vordergrund. Die Protestanten fragten, gesetzt den Fall, daß sie in der Mehrheit wären, ob da die Katholischen sich derselben unterwerfen würden? Allein, daß es einmal dazu käme, war eben die Besorgniß der Katholischen: sie waren gewillt, sich ihres gegenwärtigen Vortheils zu bedienen, um eine solche Eventualität zu verhüten.

Sollte nicht alles hoffnungslos auseinanderfallen, so mußte der Kaiser, zu dessen eigner Entscheidung, wie die Protestanten sagten,

1) Eingabe der evangelischen Gesandten 10. Aug.: „Da einmal unsere — Herrschaften dieses nicht für das geringste Gravamen halten, daß sie in allen und jeden auch den Religionsfrieden betreffenden Sachen durch die Majora, die der andere Theil im Fürstenrath ohnzweiffelich für sich hat und jeder Zeit nach seinem Willen machen kann, sich dergestalt gefährlich binden und sich also wohl gar von Land und Leutten und aller ihrer Wohlfahrt reissen lassen sollten". Bei Sattler VI, 73.

die Mehrzahl der von ihnen zur Sprache gebrachten Streitfragen stehe, den Versuch einer Ausgleichung unternehmen.

Für die allgemeine Reichsgeschichte ein überaus wichtiger Moment, der es wohl verdient, daß wir dabei verweilen.

Die erste Andeutung dazu machte Klesel in einer Audienz am 30. August, die er dem Ausschusse der Correspondirenden bei Ueberreichung einer ihrer Schriften gab. Er zeigte sich Anfangs sehr ungehalten: „Die Türken seien in Ungarn eingebrochen; in Oestreich und Böhmen sterbe das Kriegsvolk an der Pest — was solle es heißen, daß man nun dem Kaiser hier in Regensburg mit Beschwerdeschriften zusetze? wolle man ihn zu Tode martern?"

Als er sich ungern und zögernd dazu verstand, sie anzunehmen, sagte er doch, er werde mit anderen kaiserlichen Räthen Händel deswegen bekommen; jedenfalls müsse es die letzte Schrift sein. Auch sie werde der Kaiser mit keinem weiteren Decret behelligen; man müsse auf andere Mittel denken. Diese bestanden einmal in der Aufstellung einer Nebenproposition, nach welcher die Berathung blos auf die Türkenhilfe gerichtet, alles Weitere auf einen künftigen Reichstag verschoben werden sollte; sodann, um die Protestanten zur Einwilligung zu vermögen, in einer mündlichen Unterhandlung, die der indessen eingetroffene Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers, über sich nahm.

Die Nebenproposition erfolgte am 20. September: die Protestanten hatten sie angehört, denn ihr Beschluß ging nur gegen Theilnahme an den Berathungen, nicht gegen Anhören von Vorlagen. Am Abend dieses Tages verfügte sich ihr Ausschuß zu dem Erzherzog (dessen Differenz mit Klesel damals noch nicht ausgebrochen war); die Deputation fand ihn allein „in seinem innersten Gemach". Er sagte, er wünsche nur den Frieden zu erhalten, damit nicht etwa Fremde an dem Zerwürfniß der deutschen Nation ihre Lust sehen; man möge die Nebenproposition annehmen, damit der Kaiser Regensburg mit einiger Reputation verlassen könne. Er behauptete, von den Beschwerden der Protestanten keine eigentliche Kunde zu haben, und forderte sie auf, ihm die wichtigsten Punkte derselben zu nennen. Sie machten deren vier namhaft: die Hofprozesse, die Mängel des Kammergerichts, die Entscheidung in Religionsangelegenheiten durch die Majorität, die Nichterfüllung des in Bezug auf Donauwörth gegebenen Versprechens — was denn allerdings die vornehmsten Gegenstände sind, von denen die Rede war. Um nun aber Beschluß zu fassen, inwieweit man auf eine Erledigung

derselben bringen solle, ehe die Theilnahme an den Consultationen wieder aufgenommen werde, hielten die Protestanten eine besondere Berathschlagung für rathsam, zu welcher sie am Morgen des folgenden Tages unverzüglich schritten.

Eine zahlreich vertretene Meinung war, sich überhaupt auf nichts einzulassen; durch die Meisten aber, mit denen auch die Brandenburger stimmten, ward beschlossen, den Berathungen zwar beizuwohnen, allein die Bewilligung der Contribution an einige Bedingungen zu knüpfen, welche in den drei Reichscollegien mit denselben Worten vorgetragen werden sollten: im churfürstlichen von Churpfalz, im fürstlichen von Pfalz-Lautern, in dem städtischen von Straßburg.

Diese Erklärungen fanden am 23. Statt; sie gingen dahin, daß man die Türkensteuer nur dann bewilligen könne, wenn Friede und Vertrauen im Reiche herrsche; darauf sei aber nicht zu hoffen, wenn man nicht die vornehmsten Beschwerden sogleich abstelle und zur Abstellung der anderen unverzüglich Vorkehrungen treffe. Zweierlei verlangte man hiebei: sofortige Sistirung der Reichshofrathsprozesse und eine verläßliche Erklärung über die Herstellung der Stadt Donauwörth; über die andern Angelegenheiten, also auch über die Mängel des Kammergerichts und die Behandlung der Religionsangelegenheiten in Bezug auf das Mehr sollte eine Deputation aus beiden Religionen eine Ausgleichung suchen, die Mitglieder derselben aber müßten auf der Stelle ernannt und über ihr Verhalten im Voraus Bestimmung getroffen werden. Einem Beschluß, bei dem etwa Sachsen oder Darmstadt die Entscheidung geben könnte, wollten die Uebrigen die Sache nicht überlassen.

Diese Forderungen hinderten die Mehrheit der Reichsfürsten nicht, die Nebenproposition ohne Weiteres anzunehmen; aber die Protestanten fühlten sich dadurch nicht gebunden, und in der That wurde von dem Erzherzog Maximilian über dieselbe eine besondere Verhandlung mit ihnen eingeleitet, die am 27. September Statt fand.

Klesel war zugegen und eröffnete sie mit einem ausführlichen Vortrage, fast in dem Ton einer Predigt, indem er mit Nachdruck betonte, daß der Kaiser Schwert und Scepter in seiner Hand behalten müsse. Dabei ließ er aber doch sich ziemlich eingehend vernehmen; er stellte eine Commission aus beiden Parteien, welche über die Beschwerden entscheiden solle, in Aussicht.

Die Protestanten vermißten dabei Vieles, was sie gefordert hatten: unter anderm bemerkten sie, daß Klesel zwar den Landfrieden versichere, aber nicht, worauf es doch ankomme, den Religionsfrieden.

Am 28. kamen sie dann aufs Neue zusammen, um noch einmal mit Bezug auf das, was sie gehört hatten, einen Beschluß zu fassen.

Der Erzherzog rieth ihnen, sich mit einer Protestation zu helfen, wenn sie sich nun einmal nicht anschließen wollten; sie antworteten, eine Protestation könne ihnen nichts nützen, da dadurch die fiscalischen Prozesse nicht abgestellt würden. Auf die Sistirung der letzteren bestanden sie unbedingt, wenigstens so lange, bis man sich über die Reformation des Reichshofraths vereinigt habe; die Restitution von Donauwörth sollte auf einen bestimmten Tag festgesetzt werden, ebenso die Berufung der Ausgleichungsdeputation. Zugleich erneuerten sie die Forderung, daß die Ernennung der Commissarien sofort geschehen und zu ihrer Genugthuung ausfallen, daß ferner bei den Verhandlungen derselben keine Mehrheit Statt finden dürfe, sondern Alles einem gütlichen Austrag vorbehalten bleiben müsse.

Unter diesen Bedingungen erklärten sie den Consultationen beiwohnen zu wollen; sie vereinigten sich sogar bereits über die Summe, die sie bewilligen wollten. Die brandenburgische Gesandtschaft giebt dem Churfürsten genau an, wie viel auf seine Rate fallen werde. Mit alle dem wurde jedoch zuletzt nichts erreicht. Manche Schriften wurden hierüber gewechselt und neue Conferenzen gehalten. Einige Modificationen brachte der Erzherzog in Vorschlag; aber zu einer Vereinbarung war man freilich noch lange nicht gekommen, als der Erzherzog plötzlich zu vernehmen gab, weiter könne er es nicht bringen, alles Andere müsse er dem Kaiser überlassen.

Man muß sich vergegenwärtigen, welches die Punkte sind, an denen eine Vereinbarung scheiterte; es sind die beiden: Sistirung der Reichshofrathsprozesse und paritätische Einrichtung der Deputation mit Vorbehalt einer blos gütlichen Ausgleichung. Allerdings ein paar große Zugeständnisse!

Man begreift, daß die Majorität der Reichsräthe sie verwarf; aber es ist fast unverständlich, daß man auch von kaiserlicher Seite darauf nicht einging, denn eine Suspension der Prozesse war noch kein Aufgeben derselben, und die Einrichtung der Deputation doch nur ein Versuch, der vielleicht nicht gelingen und dann um so weniger schaden konnte.

Und indessen hätte die Reichshülfe gewährt und in Vollzug gesetzt werden können. Auf der einen Seite die Gefahr allgemeiner Auflösung und auf der andern die Aussicht einer nochmaligen friedlichen Reconstruirung des Reiches — — wer sollte glauben, daß man zweifeln konnte?

Man hat damals in den Kreisen der gemäßigten Katholiken behauptet, dem Kaiser Matthias sei gedroht worden, den jungen König von Frankreich zum römischen König zu wählen. Das läßt sich jedoch kaum glauben. Wahr ist es, daß die deutschen Katholiken, nach der Wandlung der Dinge, welche damals zu Gunsten des Katholicismus in Frankreich vorgegangen war, ihre Blicke dahin wendeten, wie unter Heinrich IV. die Evangelischen. Die ligistische Gesandtschaft hatte von dem leitenden Minister Villeroy die Versicherung mitgebracht, daß die französische Krone auf dem katholischen Glauben fundirt, ausländischen Katholiken in ihren Bedrängnissen zu Hülfe kommen und den Protestanten in Deutschland keinerlei Vorschub leisten werde [1]). Und schon eine Kunde dieser Verbindung, selbst ohne ausdrückliche Drohung, mußte den kaiserlichen Hof auf die Gefahr aufmerksam machen, die ihm von dieser Seite drohe, wenn er sie von sich stoße. Aber das vornehmste Moment war doch ganz ein anderes. Durch Verhandlungen, die noch nicht zu Tage gekommen sind, gelang es dem Hause Oestreich, das bisher von der Liga ausgeschlossen und durch die Autorität, die Maximilian von Baiern in derselben ausübte, in seinem Ansehen bei den katholischen Reichsständen beeinträchtigt war, nicht allein Aufnahme in derselben zu finden, sondern ihr eine neue Verfassung zu geben, die ihm den überwiegenden Einfluß verschaffte. Dem in Kriegsangelegenheiten bisher unbeschränkten Directorium des Herzogs Maximilian wurden zwei andere beigeordnet, ein rheinisches, in welchem Erzherzog Albert von den Niederlanden her die militärischen Anordnungen treffen, und ein östreichisches, das Erzherzog Maximilian in Tyrol führen sollte. Und überdies vor jedem Anlauf zu wirklicher Thätigkeit sollte bei dem kaiserlichen Hofe angefragt werden. Dem Director des kaiserlichen Geheimen Rathes fiel durch diese Bestimmungen, in welche die anwesenden Mitglieder der Liga einwilligten, um nicht als Gegner des Kaisers zu erscheinen, die obere Leitung der Liga selbst in die Hand. Auf das Tiefste fühlte sich der Herzog von Baiern dadurch verletzt, der Kaiser selbst gewann den größten Vortheil. Der Reichstag konnte als ein Zusammenstoßen der beiden Bündnisse angesehen werden: um nicht in ihrer Mitte allen Rückhalt zu verlieren, vereinigte sich der Kaiser mit den Katholischen; er entschloß sich, und was hätte ihnen erwünschter sein können? an dem Interesse derselben und den Rechten der bisherigen Majorität festzuhalten.

1) Der Sachverhalt ergiebt sich aus zwei Instructionen Herzog Maximilians von Baiern, bei Wolf III, 462.

Da nun der Kaiser auch den mächtigsten protestantischen Fürsten auf seiner Seite hatte, den Churfürsten vnn Sachsen, so glaubte er den Unirten keine Rücksicht weiter schuldig zu sein.

Noch einmal ließ er die correspondirenden Stände vor sich erscheinen und gab ihnen eine dem Wortlaut nach gemäßigte Erklärung; allein in den eigentlich streitigen Punkten trat er keinen Schritt breit näher.

Die Protestanten bemerkten, daß sie mit Geringschätzung behandelt wurden; sie mußten lange auf ihre Audienz warten: bei der letzteren habe dann — so klagen sie — der Kaiser nicht einmal an seinen Hut gegriffen.

Was im Jahre 1608 vermieden worden war, geschah nun: auch ohne ihr Zuthun wurde ein Reichsabschied im Sinne des Kaisers und der Majorität der Reichsräthe verfaßt [1]).

Der Widerspruch der Protestanten dagegen blieb ohne allen Erfolg; sie hörten nichts als Drohungen. Denen, die sich der früheren Geschichte erinnerten, war nicht wohl bei der Sache; ungefähr so, sagten sie, sei es auch im Jahre 1546, ebenfalls zu Regensburg gegangen: gleich darauf sei dann der deutsche Krieg ausgebrochen.

Composition und Succession.

Die Besorgniß, daß ein innerer Krieg bevorstehe, regte sich selbst bei den Katholiken von gemäßigter Gesinnung.

Geizkofler spricht in einem zweiten Gutachten sein Erstaunen aus, daß es Menschen gebe, denen es rathsamer scheine, Blutvergießen auf eigne Gefahr hin zu veranlassen, als etwas nachzugeben: er warnt vor extremen Rathschlägen. Wie viele Kriege seien dadurch in Frankreich veranlaßt worden, mit denen man doch nicht mehr erreicht habe, als was man im Anfang in Güte hätte erlangen können. Die Forderung der Protestanten gehe auf nichts weiter, als auf gleichmäßiges, unparteiisches Recht, dabei sie sich wohl und wehe sein lassen wollten, und die Erhaltung ihrer Freiheiten. Der Kaiser sollte mit Herbeiziehung einiger friedfertiger und angesehener Fürsten eine feste Resolution fassen, wie einst sein Großvater, ohne Rücksicht

1) Bei Kerschbaumer, Cardinal Klesel, S. 196 findet sich, daß der Nuntius am Schluß des Reichstags die Standhaftigkeit und den Eifer desselben rühmt (constanza e zelo).

auf den Papst und fremde Mächte, noch auch auf die Verbindungen im Reiche, zu dem einzigen Zweck, den Frieden zu erhalten und das gegenseitige Vertrauen wiederherzustellen. [1])

Eine Art von beängstigter Aufregung gab sich in den reformirten Stiftern kund, den Inhabern der Bisthümer, sowie den Capiteln. Denn noch sei von den protestantischen Administratoren keiner mit den Regalien der weltlichen Regierung belehnt; auch die Erklärung, daß der Kaiser sie in seinen Schutz und Schirm nehme, werde ihnen versagt. Man habe sie eine solche hoffen lassen, aber dann sie ihnen verweigert unter dem ungestümen Widerspruch der Katholiken: was könne deren Absicht sein, als sie mit ihrer Uebermacht und der Kriegshülfe, die ihnen von den Niederlanden her zu Gebote stehe, geradehin zu unterdrücken? Aber dadurch würden auch sie zu dem Aeußersten genöthigt sein: sie würden sich mit allen Mitteln zu retten suchen müssen; ein innerer Krieg würde ausbrechen, der zu nichts führen könne, als zu allgemeinem Ruin und der Herrschaft des Auslandes.

Besonders der Administrator des Erzstifts Magdeburg empfand das Unangenehme einer reichsfürstlichen Stellung, die keine Autorisation von dem regierenden Kaiser habe; er leitete davon die Widersetzlichkeiten seiner Hauptstadt gegen die stiftische Autorität, welche damals hervortraten, her, wie derselbe Fall auch in Bremen vorkomme. Christian Wilhelm fand es unerträglich, dem Kaiser nicht gehuldigt zu haben. Er erbot sich nicht allein selbst zu Gehorsam und Treue, und versprach, sie auch in seinem kreisständischen Verhältniß zur Geltung zu bringen, wenn ihm der kaiserliche Schutz — in welcher Form auch immer — zugesagt werde. Im Frühjahr 1614 hat er deshalb eine eigene Sendung nach Prag abgeordnet. Am kaiserlichen Hofe nahm man die Zusicherungen bestens an; was aber das Gesuch anbelangt, so sprach man unumwunden aus, dem Kaiser stehe es nicht zu, postulirten Bischöfen die Regalien zu ertheilen, ohne die päpstliche Confirmation [2]). Die große Frage, ob die Reichsverfassung das so mit sich bringe, wurde geradezu bejaht. Christian Wilhelm meinte der Sache durch die Erklärung beizukommen, daß er keinen Anspruch auf Sitz und Stimme machen und die ohne seine Mitwirkung be-

1) Bedenken Geizkoflers an Klesel vom jetzigen zerrütteten Zustand des heil. röm. Reiches 1614. Lünig 820.

2) Resolution für den Magdeburgischen Rath, Daniel Matthias, 28. April 1614, im Magdeburgischen Archiv.

schlossenen Reichcontributionen dennoch leisten wolle; die Autorität, die man ihm ertheile, werde er nur für die innere Regierung zum Besten des Reiches und zur Erhaltung des Gehorsams, niemals zum Nachtheil der Katholiken gebrauchen; und sich fürs Erste damit begnügen, wenn der Kaiser nur verspreche, nicht gegen ihn sein zu wollen. Das war aber alles vergeblich. Der Kaiser begnügte sich mit der allgemeinen Versicherung, daß er noch immer beflissen sei, den protestantischen Beschwerden abzuhelfen [1]).

So verhielt es sich in der That; unter den sehr empfindlichen Uebelständen, die aus dem Mangel der kaiserlichen Autorisation und der Mißachtung der reformirten Stifter entsprangen, blieb doch noch die Aussicht offen, daß sie friedlich gehoben werden könnte.

Die Erneuerung der Liga, die an dem Reichstag stattgefunden, stand damit nicht in Widerspruch. Als der vornehmste Zweck des Bundes war die Erhaltung des Religions- und Profanfriedens bezeichnet worden, ein Wort, das Cardinal Klesel in dem pacificatorischen Sinne verstand, der ihm überhaupt eigen war. Er hat den Protestanten die Vermittelung der kaiserlichen Autorität zu einer friedlichen Abkunft versprechen lassen [2]).

Er verband damit in seiner Weise noch eine weitere Combination.

Wie es bei den vorgerückten Jahren des Kaisers nicht anders sein konnte, vom Augenblick seiner Thronbesteigung an war auch bereits von seiner Ersetzung durch einen Nachfolger die Rede. Es mag sein, daß Klesel damit auch deshalb keine Eile hatte, weil der Nachfolger leicht einen ihm unbequemen Einfluß auf die Regierung in Anspruch nehmen konnte: aber das unpersönliche Motiv, das er für seine Zögerung anführt, hat doch auch Wahrhaftigkeit und die größte allgemeine Bedeutung.

Er ging davon aus, daß der Wahl eine Verständigung zwischen der katholischen und der correspondirenden Partei vorangehen müsse. Wenn das an sich dem Sinne der Protestanten entsprach, so meinte er, auch für die Katholischen habe die Succession eine solche Wichtigkeit, daß sie deshalb in ihren Forderungen etwas nachzugeben

1) Entwürfe gegenseitiger Versicherungen nach dem Vorschlage von Magdeburg und Resolution an den Beauftragten von Magdeburg 17. März 1616; in dessen Schreiben an den Administrator. — Daselbst.

2) Dem König von England melden sie 1619, que le feu Empereur leur accorda l'interposition de son autorité pour parvenir a quelque amiable composition. Bei Gardiner 116.

verpflichtet wären. Klesel betrachtete diese als Privatsache, die man der universalen nachsetzen müsse; aus einer Beilegung der letzteren werde sich dann auch weiter die Förderung der ersteren ergeben. Selbst wenn es möglich wäre, Sachsen ohne eine vorgängige Verständigung zu gewinnen, so würde man Pfalz und Brandenburg gegen sich haben; es würde zu einer Protestation oder vielleicht zu einer Gegenwahl kommen; das Haus Oestreich und die katholische Religion würden mit einander zerrüttet werden. Ihm stand also der Versuch, eine Aussöhnung zu suchen, oben an [1]). Er meint, auch in Sachen des Gaubens müsse man die Gegner hören; aber in Sachen, welche die Güter anbetreffen, alle Verhandlung abzuschneiden, sei unter Deutschen unerhört; Niemand könne dazu nöthigen, auch nicht der Papst. Nur eine gütliche Vereinbarung könne das alte Vertrauen zwischen den Ständen wiederherstellen: Jedermann fordere sie, innerhalb und außerhalb des Reiches.

Der Antrag der Correspondirenden — anknüpfend an die auf dem Reichstag gemachten Vorschläge — war nun, daß unter dem Vorsitz eines Erzherzogs ein Versuch der Ausgleichung nach dem Muster der dem Passauer Vertrag vorangegangenen Verhandlung gemacht werden solle; jede Neuerung, auch jeder neue Prozeß müsse indeß unterbleiben. Die Versammlung solle von protestantischer Seite aus Correspondirenden zusammengesetzt sein, so daß Sachsen und Darmstadt dabei ausgeschlossen worden wären; die Anwesenheit Klesels scheinen sie besonders gewünscht zu haben. Die Entscheidung der Mehrheit einer solchen Versammlung erklärte man im Voraus annehmen zu wollen [2]).

Wenn nun auf einer Zusammenkunft der Churfürsten von Pfalz und Mainz eine Annäherung Statt fand, so konnte man die Hoffnung fassen, daß eine Berathung dieser Art zu Stande kommen werde. Aber auf der Stelle zeigte sich, wie sehr eine solche allen katholischen Gefühlen widerstrebte. Denn dabei werde die Jurisdiction des Kaisers und die Autorität des römischen Stuhles hintangesetzt; schon die Forderung freier Religionsübung im Reiche ziele auf die Ausrottung der katholischen Religion und auf das Verderben

1) Die ainhellige Vergleichung zwischen den Catholischen und den Correspondirenden, welche die Correspondirenden selbst suchen und begehren. An Erzherzog Maximilian 29. Oct. 1614. Bei Hammer III, Urk. nr. 456.

2) Den Ständen solle insonderheit der hocherwünschte Mann N. N. als Beistand zugesetzt werden. Information und Bericht über die stark gesuchte Composition.

des Hauses Oestreich selbst. Der Kaiser dürfe es nicht zulassen, bei Verlust seiner Seelen Seligkeit; denn er sei durch sein Amt der Beschützer der Kirche Gottes, und durch seinen Krönungseid verpflichtet, seine Gerichtsbarkeit aufrecht zu halten. Auch kein anderer Katholik könne hierin das Mindeste nachgeben, ohne sich und den Seinigen die gerechte Strafe Gottes zuzuziehen. Ihre Meinung war, wenn es ja zu einem Versuch in dieser Beziehung komme, so müsse man die kaiserliche Jurisdiction vorbehalten und der protestantische Theil sich verpflichten, wofern keine Vergleichung erzielt werde, dem Spruch der kaiserlichen Gerichte, auch des Reichshofraths unbedingt zu gehorchen[1]. Vor der Gefahr eines Krieges brauche man nicht zurückzuschrecken, denn der Ausgang stehe in Gottes Hand: und wenn man zu einer Abkunft genöthigt werde, so sei es besser, das in Geduld hinzunehmen, als ohne Noth „die anvertrauten Seelen den Feinden mit ewigem Spott zu übergeben."

Niemand konnte eine Ahnung von den Greueln und der Verwüstung haben, die dann der Krieg gebracht hat, aber Niemand konnte auch gut dafür sagen —: das Beispiel von Frankreich war schrecklich genug. Es war ein Streit zwischen Vaterlandsliebe und exclusiver Rechtgläubigkeit; die eifrigen Katholiken fuhren fort, die Religion mit dem Besitz der Güter zu identificiren.

Eine andere Einwendung gegen den Vorschlag erhob Herzog Maximilian von Baiern. Er bemerkte, wenn der Kaiser in Bezug auf seine Gerichtsbarkeit das Mindeste nachgebe, so werde dadurch der Eckstein fallen, auf dem das ganze Gebäude beruhe; auch die Stimmenmehrheit im Reichsrath würde nichts mehr bedeuten, und was bisher verhandelt worden, für ungültig erklärt werden. Er verlangte eine vorläufige Versammlung der Katholischen, auf der die Bedingungen einer Aussöhnung mit den Protestanten erst festgestellt werden sollten.

Kein Zweifel, daß auf einer solchen die Grundsätze, die ein Verständniß unmöglich machten, die Oberhand behalten würden. Der Act der kaiserlichen Autonomie, den die Protestanten und die Gemäßigten, die man in Deutschland die Politiker zu nennen anfing, in Antrag brachten, würde in eine Berathung der Partei verwandelt worden sein, deren Tendenzen eben unschädlich gemacht werden sollten.

Da es nun einleuchtete, daß schon die Berufung eines Com=

1) Information und Bericht, bei Lünig, ohne Zweifel von einem östreichischen Rath, denn er erklärt das Haus Oestreich für das einzige, auf welchem der Katholicismus beruhe.

positionstages die heftigste Widerrede erwecken würde, so stand die kaiserliche Regierung davon ab: doch war sie noch entfernt davon, die Sache überhaupt aufzugeben. Nur erschien es ihr rathsam, sie auf einer Zusammenkunft der Churfürsten in Gang zu bringen, denen das ja ohnehin besonders zukam; der Versuch einer Verständigung der Nation — dabei blieb es — sollte dem Wahlgeschäft, mit dem man sich trug, vorausgehen.

Den Ideen Klesels hätte es entsprochen, durch ein Verständniß des Kaisers und der Churfürsten der Reichsgewalt eine solche Repräsentation zu geben, daß die aus den Vorrechten des Papstthums hergenommene Einwendung gegen alle Concessionen dadurch in den Hintergrund gedrängt und unwirksam geworden wäre. Dahin zielten seine Vorstellungen von den Befugnissen der höchsten Gewalt und der Rücksicht, die auf den Frieden des Vaterlandes und das Bestehen der Reichsgenossenschaft genommen werden müsse. Wenn es ihm gelang, die neue Kaiserwahl mit diesen Ideen in Verbindung zu bringen, so würde er dadurch ein hohes Verdienst um das Reich erworben und sich ein unsterbliches Andenken gesichert haben.

Unläugbar ist es, daß er auf diesem Wege seine eigene Autorität unter dem Kaiser unerschütterlich festgestellt und selbst über den Tod desselben hinaus verlängert haben würde. Gerade dies aber wurde ihm und der Sache verderblich. Der Widerwille gegen seine Stellung und die Natur seiner Vorschläge wirkten zusammen, um ihm in der Mitte des kaiserlichen Hauses, unter den Erzherzögen selbst, die heftigste Feindseligkeit zu erwecken.

Schon unter Kaiser Rudolf II. hatte Erzherzog Maximilian von Tyrol viele Aussicht gehabt, zum Kaiserthum zu gelangen und war geneigt gewesen, es anzunehmen, wenn die Canditatur des Matthias, wie es eine Zeitlang schien, auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollte. Er war durch recht treffliche Eigenschaften empfohlen. In den türkischen Feldzügen hatte er Einiges ausgerichtet: der Tag von Keresztös erwarb ihm Ruf und Ansehen; dann widmete er sich der Verwaltung von Tyrol mit Sparsamkeit, Einsicht und landesväterlicher Fürsorge. An seinen Hofhaltungen zu Mergentheim — denn er war zugleich Deutschmeister — und in Innsbruck herrschte die strengste Ordnung und Zucht. In Innsbruck hatte er sich eine Einsiedelei gegründet, ein paar Gemächer kleinster Dimension, mit Tropfstein, Schiefer und grauem Kiesel ausgelegt, wo er alle Jahre einige Tage zubrachte, in der strengen Hausordnung der Kapuziner, mit deren Kirche seine Clause nach dem Muster der Wohnung des Kaisers in S. Juste in Verbindung

stand. Eine ungewöhnlich züchtige und reinliche Hagestolzennatur [1]), von mönchischer Intention und Färbung, der am eifrigsten und wahrhaftigsten religiöse von seinen Brüdern, nicht eigentlich ein Verfolger der Protestanten, aber mit ganzer Seele katholisch. Mit seiner Religion verschmolz sich in ihm die Idee von dem Berufe des Hauses Oestreich, sie aufrecht zu halten. Da nahm er nun den größten Anstoß an der Politik Klesels, dessen viel verschlungene Mittelwege ihm eine Gefahr für die Religion zugleich und die Dynastie einzuschließen schienen. Mit sich selbst war er einig geworden, den Anspruch, den er auf die Nachfolge als der nächstälteste Erzherzog haben konnte, fallen zu lassen: denn schon fühlte er die Schwächen des kommenden Alters. Davon durchdrungen, daß für die Erhaltung der Religion sowohl wie des Hauses die Aufstellung eines lebenskräftigen Kaisers, welcher Nachkommenschaft habe und der zugleich den Katholicismus unbedingt verfechte, nothwendig sei, nahm er den Gedanken auf, der in der frühern Krisis im Gegensatz gegen ihn selbst gefaßt worden war. Für die Feststellung der unmittelbaren Nachfolge seines steiermärkischen Vetters Ferdinand trat er mit all seinem persönlichen Ansehen ein. In jenen Verhandlungen mit den Protestanten zu Regensburg war er der Schwierigkeiten einer friedlichen Verständigung inne geworden; ohne Rücksicht auf die Composition, welche alles verzögere oder ins Weite stelle, forderte er die unverzügliche Beförderung Ferdinands in den Erblanden und dem Reich. Den Krankheitsanfällen, die ihn heimsuchten, zum Trotz machte er sich persönlich auf, um seinen Bruder Albrecht zu dem gleichen Entschluß zu bewegen.

Auf der Reise nach Brüssel und zurück besprach er sich mit den geistlichen Churfürsten; er gewann sie um so leichter für seine Absichten, da ihnen das Thun und Treiben Klesels schon längst widerwärtig war. Man kam überein, den Churfürstentag nicht wegen der Aussöhnung, sondern blos wegen der Succession zu halten [2]).

Damit aber waren auch andere weitaussehende Entwürfe verbunden. Unabhängig von der Liga, aber ohne sie aufzulösen, sollte ein Heer unter Führung des Erzherzogs Ferdinand hauptsächlich auf

1) Ich will den Kundigeren gegenüber nicht leugnen, was man von einem Gemälde in der Georgenkirche zu Obermais erzählt, wo er sich selbst und als Madonna seine Geliebte, deren Gemahl als h. Joseph habe abbilden lassen; aber es ist doch auffallend, daß ihm die Zeitgenossen eine unverletzte Junggesellenschaft zuschreiben.

2) Schreiben des Churfürsten von Cöln an Maximilian von Baiern vom 30. Mai 1616, bei Breyer, Fortsetzung Wolfs I, Beil. 1.

Kosten von Spanien aufgestellt werden, um gegen jede Gegenwirkung gerüstet zu sein. Es war eine Absicht der Reise nach den Niederlanden, die Verwendung des Erzherzogs Albert dafür zu bewirken. Erzherzog Maximilian zweifelte nicht, daß Sachsen durch den Kaiser zu Gunsten der Wahl gewonnen werden könne; auch Brandenburg und Pfalz möge man zu diesem Zwecke angehen. Wie aber, wenn bei denen nichts auszurichten wäre? Maximilian war der Meinung, daß man dadurch doch sich nicht abhalten zu lassen brauche, wie ja auch die Wahl Ferdinands I. ohne die Beistimmung Sachsens durchgeführt worden sei. Zu diesem Zweck brachte er die erwähnte Kriegsrüstung in Vorschlag.

Maximilian war voll von feuriger Entschlossenheit in dieser Sache. Daß sein Gutachten, in sich selbst eine Beleidigung der weltlichen Churfürsten und eine Verhöhnung der Verfassung überhaupt, diesen bekannt wurde, und die Aufregung, die sie darüber kundgaben, ließ er sich nicht anfechten. Er drang vor Allem darauf, daß die Nachfolge Ferdinands in Böhmen, wovon alles Andere abhänge, durchgeführt werden müsse. Klesel erinnerte, daß hier gerade Ferdinand als durchaus abhängig von den Jesuiten besonders verhaßt sei. Maximilian erwiderte, man möge nur die katholischen Landherren auf seine Seite zu bringen suchen, deren eigene Sicherheit in in dieser Wahl liege; von den protestantischen würden sich wenigstens einige gewinnen lassen.

Dabei war nur Eine große Frage, ob nemlich die Unterstützung des spanischen Hofes, auf welche Maximilian bei seinem Vorhaben zählte, wirklich zu erwarten sei? Meinte doch König Philipp III., bei dem Abgang der Maximilianeischen Linie, von der seine Mutter abstammte, selbst den besten Anspruch auf die Succession in Ungarn und Böhmen zu haben.

Aber nicht um diese Krone war es den Spaniern zu thun, sondern nur um eine Entschädigung im Interesse der spanischen Monarchie überhaupt. Sie verlangten die Abtretung östreichischer Landschaften, wenn sie auf ihren Anspruch auf die Krone Verzicht leisten sollten. Klesel erklärte sich mit Eifer dagegen [1]: denn die Anforderung sei an sich nicht berechtigt, und ihre Gewährung würde

1) Die spanische Botschaft hat — controversiam movirt, als gehöre die Succession ex conditionali renunciatione seiner Frau Mutter (des Königs von Spanien) zu. Bericht Klesels an den Papst 19. Juni 1616. Hammer nr. 617.

im höchsten Grade gefährlich sein, sie würde neue Verwirrung im Reich und Blutvergießen veranlassen. Aber den Spaniern ging die Consolidation ihrer Monarchie durch die Verbindung zwischen ihren italienischen und den niederländischen Besitzungen über jede sonstige Rücksicht. Mit diesem besonderen spanischen Vorhaben verschlangen sich jetzt die Vorbereitungen der Succession in den Erblanden und in Deutschland. Alles hing dann davon ab, ob Ferdinand, dem sonst das Erbrecht in den diesseitigen Landen zustand, den Anspruch Spaniens anerkennen und ihn durch die Bewilligung der geforderten Abtretung erledigen wolle. So eben langte ein neuer spanischer Gesandter, Graf Oñate, einer der wirksamsten Diplomaten dieser Zeit, von Italien her in Deutschland an, um den Plan ins Werk zu setzen [1]). Seinen ersten Aufenthalt nahm er am Hof zu Grätz. Es gelang ihm vollkommen, den Erzherzog Ferdinand, der ohne den Rückhalt der Spanier nichts erreicht hätte, dessen ganze Zukunft davon abhing, zur Einwilligung in seine Forderung zu bringen. Am 31. Juni 1617 hat er im tiefsten Geheimniß, mit Vorwissen nur seines Rathes Eggenberg und des Hofkanzlers Götz, eine Obligation ausgestellt, kraft welcher der östreichische Elsaß an Spanien übergehen sollte. In Prag, wo Oñate am kaiserlichen Hofe am 8. Februar anlangte, fand seine Verhandlung keinen Beifall. Aber das hinderte die Bevollmächtigten Ferdinands nicht, den Vertrag mit ihm abzuschließen; es geschah noch im Laufe des März. Die Stipulation ist, daß nach dem Abgang des Kaisers Matthias die Landgrafschaft Elsaß, Landvogtei Hagenau und Grafschaft Ortenburg an den König von Spanien übergehen solle; im Voraus machte sich Ferdinand zur Abtretung des Reichslehens Finale anheischig. Man setzte fest, daß weder eine kaiserliche noch eine päpstliche Dispensation von dieser Verpflichtung entbinden könne; würde eine solche eintreten, so solle sie von keinerlei Werth noch Kraft sein.

Ein für Deutschland verhängnißvoller Vertrag. Denn daran knüpften sich die Uebergriffe der Spanier in dem folgenden Jahrzehend auf der einen Seite, eigentlich die Wiederaufnahme ihrer alten Territorialpolitik, gegen welche sich dann die Franzosen erhoben. Er bildet überhaupt einen der vornehmsten Momente des

1) Im Dec. 1616 erschien er zu Vallega am Po. Bei Khevenhiller findet sich VIII, 1099 eine Andeutung von diesen Verhandlungen. Es ist eine von den nicht zahlreichen Stellen bei Hurter, aus denen man wirklich etwas Neues erfährt, VII, 74, wenn er von dem Vertrag aus dem Originale Nachricht giebt.

großen Conflicts von Europa, aus dem eine Umgestaltung aller Machtverhältnisse hervorging.

In nächstem Zusammenhang damit steht gleich der Ausbruch der böhmisch-erbländischen Unruhen, dessen wir hier, da er unmittelbar zur Entscheidung der obschwebenden Fragen führte, mit einem Wort gedenken müssen.

Anfangs schien Alles nach Wunsch zu gehen. Die Hindernisse, die der Festsetzung der Succession in den Erblanden im Wege standen, wurden beseitigt. In Böhmen nahm Klesel, nachdem die Einwendungen gehoben waren, die er immer gemacht hatte, gleichsam als wolle er beweisen, daß es nur eben an diesen gelegen habe, die Vorverhandlung selbst in die Hand. Er wollte keine Theilnahme, nicht einmal die Anwesenheit der Erzherzöge dulden. In Kurzem konnte er melden, daß Landesofficiere und Landrechtsbeisitzer gewonnen seien und die Sache keinen Zweifel mehr habe. Die Nebenländer wurden nicht berufen: es war vornehmlich das Werk der katholischen Barone von Böhmen [1]). Größere Schwierigkeiten setzten die Ungarn entgegen. Dem protestantisch-ständischen Elemente mußten umfassendere Zugeständnisse gemacht werden, als man ursprünglich beabsichtigt hatte: aber man kam zum Ziel.

Schon hieran knüpften sich jedoch mancherlei Irrungen. Die Erzherzöge, die schon das Bekanntwerden jenes für die Reichsfürsten anstößigen Gutachtens von dem bösen Willen Klesels herleiteten [2]), meinten auch den Grund aller Weiterungen bei dieser Verhandlung in seinen und seiner Freunde eigensüchtigen Absichten zu sehen; alles Vertrauen und Zusammenwirken zwischen dem Director des kaiserlichen Geheimen Rathes und dem spanischen Gesandten, um den sich die Erzherzöge gruppirten, hörte auf. Und zugleich führte nun Oñate eine Sprache, die recht dazu angethan war, die nationalen Gegenbestrebungen wachzurufen. Er erklärte die Wahl für eine allenfalls auch entbehrliche Form: denn nicht durch die Wahl werde Ferdinand König von Böhmen und Ungarn, sondern durch die Schenkung seines Herrn, Philipps III., welchem das eine wie das andere dieser beiden

1) Relation di Erizzo e Contarini 1620: „per opera di baroni cattolici della Bohemia contre la volunta degli heretici“. Sammlung von Fiedler I, 105.

2) Relatione dello stato presente delle cose della Germania 1617 — 1619: Le dilationi della dieta d'Vngaria erano stati attribuite in gran parte al Cl Clesel et all' arcivescovo di Strigonia, suo confidentissimo et che essi giustamente a guisa di Penelope fossero andati sotto mano disfacendo quello che di buono si era operato il giorno.

Reiche durch Erbrecht angehöre [1]). Mit Entrüstung vernahmen das die Böhmen, die so gut wie die Ungarn auf dem Rechte freier Wahl bestanden. Tiefer aber als alles Andere verletzte sie die religiöse Eigenmächtigkeit, welche die in der Landesverwaltung vorwaltende Partei, die eine Macht, die ihr bei dem nächsten Thronwechsel zufallen mußte, vorausnahm, sich schon damals erlaubte. Den Anlaß gab die obenerwähnte Bestimmung über den Kirchenbau, welche, nicht über allen Zweifel erhaben, wenn man sie allein ohne die erläuternden anderen Satzungen faßte, von der katholischen Landesverwaltung zu Ungunsten der Protestanten ausgelegt wurde. Ueberzeugt, daß das nicht der Sinn der Satzung, noch auch die Meinung der kaiserlichen Regierung sei, durch die Bedrängniß der Gegenwart und die Gefahr für die Zukunft aufgeregt, ließen sich die Böhmen zu jener tumultarischen Gewaltthat gegen die leitenden Mitglieder der Landesverwaltung — dem Fenstersturz der Statthalter — fortreißen, durch welche sie ihr Recht mit Unrecht versetzten und einen Friedensbruch begingen, der, in immer weiteren Kreisen um sich greifend, die halbe Welt in seinen Wirbel zog. Die erste Folge davon war, daß die kaiserliche Regierung die vermittelnde Richtung, in der sie sich noch bewegte, nicht behaupten konnte. Klesel hätte die Sache gern in Güte beigelegt, aber so viel Ansehen besaß er doch nicht bei den Böhmen, daß seine Eröffnungen die nöthige Beachtung gefunden hätten. Indeß gab ihm die entgegengesetzte Faction ein geheimes Einverständniß mit denselben Schuld: sie entschloß sich persönlich gegen ihn anzugehen. Eines Tages, als Klesel dem Erzherzog Maximilian einen Besuch machte, in der Hofburg selbst, wurde er auf dessen Befehl in dem Vorzimmer verhaftet und auf einem bereit gehaltenen Wagen unverzüglich fortgeschafft. Darin lag beinahe eine Entsetzung des Kaisers, insofern man seinen vertrautesten Minister, um ihn unschädlich zu machen, gewaltsam aus seiner Nähe entfernte: es erinnert an byzantinische Palastrevolutionen. In Frankreich hatte vor zwei Jahren der leitende Minister Concino Concini sogar umkommen müssen, um einer neuen Verwaltung Platz zu machen. Ganz so weit gingen die Erzherzöge nicht. Sie begnügten sich, den Cardinal-Minister zu entfernen, der eine Gewalt usurpirte, die sie für sich selbst in Anspruch

1) Er sagt dem englischen Gesandten Doncaster, that Ferdinand doth not clayme that kingdom (Bohemia) by virtue of election, which he sayd was only for a forme, but by right of a donation from the king of Spaine, on whom both that and the other of Hungary are hereditary descended (bei Gardiner Letters 194).

nahmen. Die Spanier, die einst mit ihm einverstanden waren, um die Dynastie zu behaupten, ließen ihn fallen, nachdem sie sich mit Ferdinand verständigt hatten. Früher waren sie für die Rechte der Stände gewesen: jetzt wollten sie nur von dem Erbrecht und der Repression der Stände hören.

Man hat damals gesagt, Ferdinand habe nur in der Hoffnung eingewilligt, sich dadurch den Weg zur Kaiserwahl zu bahnen [1]. Gewiß ist: die geistlichen Churfürsten hatten mit den Erzherzögen gegen Cardinal Klesel gemeinschaftliche Sache gemacht, und zwar vornehmlich deshalb, weil dieser bei seinen Antragsentwürfen die Session der protestantischen Bischöfe nie aus den Augen verlor.

Der Erzbischof von Cöln erklärt in einem Briefe an seinen Bruder Herzog Maximilian die Beseitigung Klesels für eine göttliche Fügung [2]. Die Churfürsten waren im Grunde ihres Herzens für die Politik der Erzherzöge.

In der Hofburg zu Wien folgte nach dieser großen Wendung der Dinge ein Todesfall auf den andern.

Nur wenige Monate nachher starb ihr vornehmster Urheber, der Erzherzog Maximilian; es war ihm noch gelungen, die Zukunft der Dynastie zu sichern; in diesem Augenblick ward sein Verlust hauptsächlich deshalb bedauert, weil er bei dem Vertrauen, das er bei den Ständen genoß, vielleicht noch fähig gewesen wäre, den vollen Bruch zwischen denselben und seinem Vetter zu verhüten.

Auch die noch junge Kaiserin starb, die in den Conflicten der Familie um so mehr litt, da sie zugleich die Religion und die Auto-

1) Zorzi Giustiniano: 21. Luglio 1618 vedendo per il moti di Bohemia interrotta e prolungata la sua speranza della successione di Re de Romani, bei Hammer, IV, nr. 883, S. 115.

2) Unter den Cargos del Cardenal Cleselio, bei Hammer IV, nr. 1092, wird es als eine besondere Beschwerde der geistlichen Churfürsten gegen Klesel verzeichnet, daß er ein Petitorium für den Erzbischof von Magdeburg bei dem Kaiser ausgebracht, demselben sogar die Nachfolge im Reiche zugedacht habe, alcanzarle la succession con el imperio. In einer italienischen Redaction dieses Actenstückes, die mir einst in Rom zu Gesichte kam, bricht der Satz in der Mitte ab, wahrscheinlich weil er zu ungeheuerlich klang. Das Original ist doch wohl das deutsche „Verzeichniß etlicher Punkte" bei Hammer 1099, wo es heißt: „die geistlichen Churfürsten beschweren sich über die massen, daß er vermittels einer Summe Geldes den Administratoren zu Magdeburg einen Schutzbrieff, von Ihrer Kays. Mayst. bestätigt, zuwegen gebracht, so daß er sich sehr unterstanden, ihnen eine Stelle oder Succession im Reich zu wege zu bringen." Sollte das nicht blos Session heißen sollen? Denn von nichts Anderem war die Rede.

rität betrafen; sie bemerkte, daß man ihres Gemahls müde sei; schon ward dieser von Jedermann verlassen: seine Audienzen wurden nicht mehr besucht. Anfang Februar 1619 erlag er einem Anfall seiner alten Krankheit.

Seine Regierung ist nicht so ganz unbedeutend, wie man annimmt: sie war ein Versuch, die Zügel wieder zu ergreifen, welche Rudolf hatte fallen lassen.

So gut katholisch Matthias und Klesel auch waren, so hüteten sie sich doch, ihre Gunst ausschließend dieser Partei zuzuwenden: sie suchten die Regierung wieder mehr in die Wege zu leiten, die bis zum Sturze Rumpfs und Trautsons eingehalten worden waren; sie nahmen ernstlich Bedacht, Mittel der Ausgleichung zu finden, zugleich den Protestantismus in seinem Bestand zu sichern und dabei doch die Verfassung des Reiches, wie sie einmal gebildet war, im Ganzen aufrecht zu halten. Was aber dazu gehört hätte, die Macht und die Idee des Kaiserthums zur Geltung zu bringen, das wagten sie nicht. Die Zustände, durch welche das Uebergewicht der katholischen Partei im Reichsrath herbeigeführt worden, abzuändern, hatten sie wohl die Neigung, aber nicht den Muth, noch die Kraft. Ihre Tendenzen blieben viel zu unklar, als daß sie Erfolg hätten haben können. Und der Protestantismus, wie lebendig und in sich kräftig auch immer, vermochte doch keine concentrische Action auszuüben; der Widerstreit der beiden Parteien, in die er zerfiel, machte ihn unfähig, einen festen Rückhalt zu gewähren. Dagegen hatte nun einmal die katholische Idee in dem Reichsrathe und der Reichsverwaltung das Uebergewicht; sie war bereits so mächtig, daß sie noch auf eine volle Restauration hoffen durfte. Ihrer Verbindung mit dem dynastischen Interesse im Hause Oestreich, die, eine Zeit lang zweifelhaft, sich wiederherstellte, sind Matthias und Klesel, noch in den Vorbereitungen ihres Vorhabens begriffen, erlegen.

Kaiserwahl von 1619.

Welch eine trübe und dunkle Aussicht war es nun für die Protestanten, daß der Mann der katholischen Reaction, der Freund der Jesuiten, Erzherzog Ferdinand, dessen Unbeugsamkeit sie schon vor elf Jahren kennen gelernt hatten, als er Commissarius des Kaisers war, jetzt selbst zur kaiserlichen Krone erhoben werden sollte. Durch die Eigenschaften, welche sie ängstigten, wurde er der katholischen Mehrheit gerade empfohlen.

Ein Ausweg wäre gewesen, ihm einen anderen Candidaten von größerem Gewicht entgegenzustellen. Wohl ist unter den Mitgliedern der Union von dem Herzog von Savoyen die Rede gewesen: denn ein Katholik mußte es sein, wenn er Hoffnung haben sollte, die Mehrheit zu erlangen, und allerdings wurde der Herzog zu den Fürsten des Reichs gezählt. Ihn zu befördern, war jedoch mehr ein Gedanke der europäischen Freunde der Union, als ihrer deutschen Mitglieder; so viel ich sehe, ist er in Jacob I. von England entsprungen: aber selbst der Churfürst von der Pfalz hat doch nie seine Stimme dafür versprochen. Herzog Carl Emanuel hatte Lust zu Allem, aber der Fürst von Anhalt, der ihn besuchte, überzeugte sich, daß er auch persönlich sich nicht eignen werde, an der Spitze des Reiches zu stehen.

Eher ließ sich erwarten, daß Herzog Maximilian von Baiern dem König Ferdinand vorgezogen und von den Churfürsten gewählt werden könne. Denn für alle deutschen Fürstenhäuser bildete es einen Moment des Ehrgeizes, dem Haus Oestreich nicht eine Continuation im Besitz des Kaiserthums zu gestatten, die mit der Zeit gleichsam zu einem Erbanspruch führen konnte; für das Haus Wittelsbach noch mehr, als für andere, da es das Kaiserthum schon einmal besessen hatte.

Bei der ersten Eröffnung darüber zeigte sich, daß weder der Herzog selbst, noch sein Bruder, Churfürst von Cöln, unempfänglich für diese Betrachtungen waren. Konnten sie aber gewonnen werden, so ließ sich hoffen, daß der Churfürst von Cöln seine beiden geistlichen Collegen vermögen würde, ihm ihre Stimmen zu geben, wodurch alles entschieden worden wäre. Die eifrig katholische Gesinnung des Herzogs schien ihnen genügen zu müssen. Und wenn man besorgen konnte, daß er wegen derselben von den Protestanten zurückgewiesen werden würde, so war das nicht der Fall. Sie wußten recht wohl, was es für sie zu bedeuten hatte, Oestreich und Baiern auseinanderzuhalten; überdies bedachten sie, daß die Ausschließung Ferdinands vom Thron den unmittelbaren Contact der in den Erblanden ausgebrochenen Unruhen mit dem deutschen Reich verhindern würde. Gelangte aber Maximilian von Baiern durch den Einfluß der Protestanten auf den Kaiserthron — wie denn Pfalz und Brandenburg die Initiative für ihn ergriffen —, so durfte man erwarten, daß er ihnen dagegen Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Sie hofften, er würde wenigstens einen Stillstand in der Verfolgung der erhobenen Streitigkeiten bewilligen, so daß sie nicht durch parteiische Rechtssprüche

und bewaffnete Execution des Ihren beraubt zu werden fürchten müßten. Für die Katholiken hätte in der Wahl Maximilians eine Gewähr gegen die vermeinten Angriffsgelüste der Protestanten gelegen; auch sie hätten eine größere Sicherheit gewonnen. Und von dem Eingreifen fremder Mächte, das beide Theile mit gemeinschaftlichem Ruin bedrohte, wäre dann nichts zu fürchten gewesen [1]). In diesem Sinne ist damals gesagt worden, das Reich bedürfe eines starken Helden, um die Einigkeit wiederherzustellen und die ererbte Freiheit zu erhalten; Maximilian möge dieser Held sein: man erinnerte ihn an seinen Ahnherrn Ludwig von Baiern. Churfürst Friedrich V. überwand die herkömmliche stammesvetterliche Eifersucht und machte sich nach München auf, um den Herzog zu gewinnen.

Für Maximilian war es wohl der größte Augenblick seines Lebens, als ihm die deutsche Krone, die noch mehr als der Gegenstand eines persönlichen Ehrgeizes war und die größte aller Aufgaben mit sich brachte, angeboten wurde. Er verhielt sich still, zumal er sich da gerade nicht eben wohl befand; — doch wies er den Antrag nicht von sich.

Seine Räthe haben denselben sehr ernstlich in Erwägung gezogen: aber sie erklärten sich dagegen. Denn das Erbieten komme nicht von der rechten Stelle, von päpstlicher Heiligkeit und den katholischen Churfürsten; durch die Annahme desselben würde sich Baiern mit Oestreich und selbst mit Spanien, auf welchen doch die Erhaltung der katholischen Religion beruhe, auf immer entzweien. Die religiösen Betrachtungen gewannen das Uebergewicht über die dynastischen. Und wäre nicht Maximilian mit sich selbst in Widerspruch gerathen? Wogegen die Protestanten gesichert zu sein wünschten, gegen die bewaffnete Execution der Rechtssprüche des Reichshofraths, war eben das, was er selber vollzogen hatte. Die Folgerichtigkeit seines persönlichen Verhaltens wies ihn auf eine andere Straße, auf welcher sich doch auch Macht und Ansehen erlangen ließ. Einige Zeit nach dem Tode des Kaisers Matthias hatte er dem König Ferdinand, seinem persönlichen Freund, seine fortdauernde Hinneigung versichern, ihm in den obschwebenden allgemeinen Gefahren seine Allianz antragen lassen: wohlverstanden gegen das Versprechen einer Recompens nicht allein in Geld, sondern auch an Land und Leuten [2]).

1) Auszüge aus der Correspondenz zwischen Camerarius und Focher, bei Breyer, Fortsetzung Wolfs 204.

2) Instruction für Preising, bei Aretin, Baierns ausw. Verhandlungen, Anhang 41.

Ich untersuche nicht, ob er nicht für das Haus und sein Land, wie viel mehr für Deutschland das Schlechtere gewählt hat. Aber anders war es nicht. Seine religiösen Ueberzeugungen und Sympathien wiesen ihn auf die den Protestanten entgegengesetzte Seite.

Wenn nun aber dergestalt wenig oder gar keine Hoffnung gehegt werden konnte, den Herzog Maximilian zu gewinnen, der Wahl Ferdinands zu widerstreben, so blieb nur noch ein Mittel, eine allgemeine blutige Verwickelung zu verhüten, übrig. Denn nicht an die Persönlichkeit Ferdinands allein knüpfte sich die Besorgniß; sie entsprang vornehmlich aus dem nunmehr ausgebrochenen Krieg der Böhmen, für den mit spanischer Hülfe eine ansehnliche Kriegsmacht, namentlich von wallonischen Truppen, herbeigezogen war. Man hielt für nothwendig, den künftigen Kaiser, bevor er noch zur deutschen Krone gelangt sei, mit den Böhmen zu pacificiren.

Dies war der Zweck einer Mission nach Deutschland, mit welcher Jacob I. von England den Viscount von Doncaster, James Hay, im Jahre 1619 beauftragte. Jakob war der Verbündete der Union, die wieder mit den Böhmen in mannichfaltigem Verhältniß stand; auf der einen Seite schien sein Schwiegersohn, Friedrich V. von der Pfalz, seinen Einfluß zu diesem Zweck einsetzen zu müssen, wie dieser ja selbst in einer Vereinbarung das Heil der protestantischen Sache sah; auf der andern war Jacob I. im Einverständniß mit dem König von Spanien, dem er durch seine Friedfertigkeit große Dienste leistete, oder meinte es wenigstens zu sein. Jacobs politische Stellung war nicht ungeeignet zu einer Vermittelung.

Als der Viscount, der auf dem Weg nach Brüssel ein seine Mission unterstützendes Schreiben von Erzherzog Albert erlangt hatte, nach Heidelberg kam, wurde ihm die Dringlichkeit seines Vorhabens doppelt einleuchtend. Denn schon war Ferdinand, als König von Böhmen zugleich Churfürst des Reichs, zur Theilnahme an der Wahl eingeladen und auf der Reise dahin begriffen. Der Viscount ging ihm entgegen und traf am 6. Juli in Salzburg mit ihm zusammen.

Die Aufnahme, die er fand, war in allen Aeußerlichkeiten so gut, wie er erwarten konnte. Mit einem gewissen Vertrauen auf die Autorität, die ein König von England in den europäischen Angelegenheiten besitze, und auf die Rücksicht, die man auf seine spanisch-niederländischen Empfehlungen nehmen werde, bot er die Vermittelung Jacobs I. in dem Streit mit den Böhmen an; der werde ihn nicht anders als zur Ehre des Königs und zur Sicherheit des Landes

schlichten. Man erwiderte ihm, schon seien einige deutsche Fürsten aufgefordert worden, die Vermittelung zu übernehmen, diese würden sich durch die Annahme der englischen beleidigt fühlen. Der Gesandte entgegnete, er könne das nicht glauben, weil sie ja von ihnen noch nicht übernommen worden sei; für mehrere könne er aus persönlicher Bekanntschaft gut sagen; die Vermittelung seines Fürsten werde aber besonders durch die Einwilligung des Königs von Spanien empfohlen. Er wurde von Stunde zu Stunde dringender. Vor allem forderte er einen Waffenstillstand und versprach, sich während desselben in Person zu den Böhmen zu verfügen: er werde sie soviel als irgend möglich zu annehmbaren Bedingungen zu gewinnen suchen, und diese dem König Ferdinand noch vor seiner Wahl in Frankfurt vorlegen. Aber weder Ferdinand noch seine Räthe, die vielmehr eine unangenehme Ueberraschung über den Antrag kund gaben, waren um eines Haares Breite, wie der Bericht sagt, der Annahme desselben näher zu bringen; zumal da Männer, ohne deren Herbeiziehung sich nichts entscheiden lasse, nicht gegenwärtig seien. James Hay meinte besonders den spanischen Gesandten Oñate darunter verstehen zu dürfen, und machte sich auf den Weg, um ihn günstig zu stimmen. Ihre Unterredung fand gegen Ende Juli zu Hanau Statt. Der Engländer wiederholte seine Argumente und Vorschläge, aber der Spanier nahm darauf wenig Rücksicht; er meinte, vor allem müsse man einen Kaiser haben, der die Ordnung zu erhalten stark genug sei. Und wenn sich James Hay auf eine Zuschrift Philipps III. zu Gunsten seiner Vermittelung bezog, so erwiderte Oñate, daß die Zeiten seit deren Abfassung verändert seien, die Gefahr sei gehoben, die über Oestreich geschwebt habe; König Ferdinand habe jetzt das Uebergewicht der Waffen in den Händen. James Hay hatte Ferdinand auf das Gefährliche eines Krieges, der mit einem Bruch der Privilegien begonnen habe, aufmerksam gemacht; der Gesandte betonte das Erbrecht, das ihm nach der Auseinandersetzung mit Spanien unbezweifelt zustehe.

Indem sie verhandelten, hatte der Wahltag zu Frankfurt bereits seinen Anfang genommen.

Wie war Alles schon so voll von kriegerischer Gährung, als die Churfürsten, die geistlichen in Person mit zahlreichem und glänzendem Gefolge, und für die weltlichen nur ihre Abgeordneten nach und nach eintrafen. In der Nähe wurde Reiterei für Ferdinand geworben; man rüstete in Mainz und in Würzburg; in Frankfurt bildeten einige von Nürnberg und von Straßburg geliehene Schaaren, die unter pfälzischen Officieren standen, die Besatzung. Nicht als ob

einer den andern hätte angreifen wollen; ein jeder wollte nur gegen mögliche Eventualitäten gerüstet sein.

Bei dem Einzug des Königs kam es zwischen den Reitern des Churfürsten von Mainz, welche zu seinem Empfang die Thore besetzen wollten, und der städtischen Miliz zu einem Zusammenstoß, in welchem sogar zufällig ein Bote, der sich zu ihm hinzudrängen suchte, erstochen worden ist, was denn als ein böses Vorzeichen betrachtet wurde.

Gleich nach seiner Ankunft regten sich die religiösen Antipathien. Man sah sofort wieder eine Anzahl von Capucinern in den Straßen von Frankfurt: in einer Kirche hat einmal ein anwesender Katholik den Prediger öffentlich unterbrochen. Wenn die Art und Weise Ferdinands, als zu wenig vertraulich, den Protestanten mißfiel, so schienen die Katholiken ihn zu ihrem Abgott gemacht zu haben.

Die drei Churfürsten bezeigten ihm eine Unterwürfigkeit und Hingebung, die sehr gegen die stolze Zurückhaltung abstach, die sie gegen Matthias beobachtet hatten. Kein Mensch konnte bezweifeln, daß sie ihm ihre Stimmen zu geben einmüthig entschlossen seien.

Auch die weltlichen waren dazu geneigt; doch machten sie eine Bedingung; es war dieselbe, über die so eben zwischen Doncaster und Oñate verhandelt wurde: die weltlichen Churfürsten forderten vor aller Wahl Beilegung der böhmischen Irrungen.

Gleich bei der Prüfung der Vollmachten kam diese Differenz zur Sprache. In der sächsischen war noch die Composition als Vorbedingung der Wahl bezeichnet; die drei geistlichen Herren erklärten, daß es der goldenen Bulle ungemäß sei, die Wahl an eine Bedingung zu knüpfen: sie gestatteten die vorläufige Theilnahme der Gesandten an der Berathung, für die Wahl selbst forderten sie eine andere bedingungslose Vollmacht.

Nicht eigentlich so sehr über die persönliche Frage als über die Beziehung derselben zu den böhmischen Angelegenheiten ist an dem Wahltag von 1619 verhandelt worden.

Die nächste Veranlassung gaben die Gesandten der böhmischen Stände, welche nun in die Nähe gekommen waren, und in Frankfurt Eingang verlangten. Die weltlichen Stimmen sprachen sich für ihre Zulassung aus: man müsse sie wenigstens hören, könne man doch nicht wissen, was ihr Anbringen sei. Die geistlichen Herren erklärten sich dagegen; denn aus ihrem Anschreiben an die Stadt gehe hervor, daß sie die Admission des Königs-Ferdinand bestreiten würden; in der goldenen Bulle aber werde ausdrücklich verboten, Jemand zu den Wahlverhandlungen zuzulassen, der die Absicht verrathe, sie zu stören.

Die Bevollmächtigten der weltlichen Churfürsten mußten sich dem Wortlaut des alten Reichsgesetzes, auf welchem auch ihre Berechtigung beruhte, fügen; an ihrer Meinung aber, daß man zu keiner Wahl schreiten solle, ehe die Irrung zwischen dem König von Böhmen, dem vornehmsten Candidaten, und den Ständen dieses Landes ausgetragen sei, hielten sie fest, mochte es nun in der ursprünglichen Vollmacht gestanden haben oder nicht. Sie nahmen auch ihrerseits auf die goldene Bulle Bezug und zwar auf den Artikel derselben, nach welchem bei einer Kaiserwahl die Absicht allezeit auf die Erhaltung und Herstellung des Friedens gerichtet sein müsse. Von der gegenwärtig vorliegenden — sagten sie — sei ein solcher Erfolg nicht zu erwarten: vielmehr werde sie das Kriegsfeuer, das schon aufgegangen, noch zu stärkerer Flamme anfachen. Was könne daraus erfolgen, als der allgemeine Ruin? Wie Oestreich in diesem Augenblick stehe, könne ein Kaiser aus diesem Hause nicht anders, als den Frieden verhindern, es wäre denn, die Unruhen würden zuerst durch Dazwischenkunft des churfürstlichen Collegiums beigelegt: erst dann könne man im Sinn der goldenen Bulle wählen. Sehr möglich, daß das ein paar Monate kosten würde; aber was liege daran? schon öfter sei das Reich längere Zeit vacant geblieben.

Man dürfte ihnen, denke ich, auch vom historischen Standpunkt insofern darin Recht geben, als die goldene Bulle dazu bestimmt war, das Uebergewicht des römischen Stuhles und seine Einwirkungen auf die Wahlen, welche nur im Interesse des Reiches selbst vollzogen werden sollten, abzuwehren. War es aber nicht ein, nur anders als im vierzehnten Jahrhundert gestalteter Einfluß der geistlichen Mächte, was den damaligen Augenblick beherrschte? Wie das Reich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts nun einmal constituirt war, so gehörte eine beiden Theilen verpflichtete Reichsgewalt zur Aufrechthaltung des Friedens. Damit aber stand es in offenbarem Widerspruch, wenn man einen Kaiser wählte, der nicht allein der kirchlichen Reaction mit ganzer Seele angehörte, sondern auch bereits in einem kriegerischen Unternehmen begriffen war, welches die Herstellung des Katholicismus in einem großen Reichslande bezweckte. Es lag doch am Tage, daß in Ferdinand, wenn ihm nicht vor seiner Wahl beschränkende Verpflichtungen auferlegt wurden, die Tendenzen, die er verfocht, in den Besitz der Reichsgewalt gelangten.

Was die weltlichen Churfürsten in Frankfurt forderten, ist eigentlich dasselbe, was schon früher für nothwendig erklärt worden war: Composition vor der Bestimmung der Nachfolge.

Es traf sehr zum Ziel, wenn Doncaster sich gegen Oñate nochmals erbot, nach Böhmen zu eilen, um die Irrungen zu vermitteln, wenn nur der König Ferdinand sich anheischig mache, nach seiner Wahl einen Stillstand eintreten zu lassen und mit der Herstellung des frühern Zustandes zufrieden zu sein. Allein ein solches Versprechen in einigermaßen bindender Form war nimmermehr zu erlangen. Der spanische Gesandte, Ferdinand und seine Räthe, die geistlichen Churfürsten, sie blieben alle dabei, daß die Wahl unverzüglich und ohne vorangegangene Verpflichtung vollzogen werden müsse.

Wie viel hing da noch einmal davon ab, ob die weltlichen Churfürsten bei ihrem Widerspruch, ihrer Forderung unerschütterlich beharren würden.

Es wäre ohne Zweifel ihre Pflicht gewesen: sie sahen ein schweres Verhängniß über Deutschland schweben und hätten demselben vielleicht noch vorbeugen können; aber sie waren zu wenig unter einander einverstanden, um eine so große Aufgabe zu erfüllen; und überdies es auf eine förmliche Spaltung ankommen zu lassen, konnten sie sich als gute Deutsche nicht entschließen.

Indem es in den entscheidenden Sitzungen zum Bruch zwischen den Geistlichen und den Weltlichen kommen zu müssen schien, da die entgegengesetzten Meinungen einander schroff entgegenstanden, trat einer der sächsischen Bevollmächtigten, und zwar so viel man sieht, auf seine eigene Hand, denn seine Collegen sprachen ihre Verwunderung darüber aus, mit dem Vorschlag hervor, ehe man weiter gehe, zuerst bei den abwesenden Herrn und Obern anzufragen. Die brandenburgischen Abgeordneten erklärten sich dagegen, weil ihr Fürst zu weit entfernt sei; aber der Vorschlag wurde ihrem Widerspruch zum Trotz beliebt.

Man hat angenommen, der sächsische Hof sei bereits für Ferdinand gewonnen gewesen; davon findet sich jedoch kein Beweis. Vor einigen Jahren wenigstens, als zuerst die Rede von Ferdinand war, hatte sich Churfürst Christian II. ausdrücklich gegen seine Wahl erklärt.[1]. Seitdem hatte aber der Ausbruch der böhmischen Irrungen, namentlich die Behauptnng der Böhmen, daß ihr Thron vacant sei, und das im Lande hervortretende Uebergewicht der calvinistischen Richtung in Sachsen eine für Ferdinand vortheilhafte Rückwirkung hervorgebracht. Ein in diesem Moment nach Dresden geschickter pfälzischer Gesandter bemerkt, der ganze Hof sei gegen die Böhmen. Auf den Churfürsten Johann Georg machte zugleich die Zurückweisung seiner Vollmacht

1) Gindely, Rudolf II., Bd. 2, S. 191.

durch die geistlichen Herren einen nicht für diese, sondern für seine protestantischen Collegen ungünstigen Eindruck: er meinte, ihre Vollmacht hätte ebenso eingerichtet sein sollen, dann würde die seine nicht zurückgewiesen worden sein; jetzt, sagt er, habe er eine andere, ohne die berührte Clausel ausgestellt; man möge nun wählen, wen man wählen könne. Der pfälzische Gesandte sagte ihm, er werde nicht einen Kaiser wählen wollen, der ein Persecutor der Evangelischen sei und dem Rath der Jesuiten folge. Johann Georg antwortete, das sei ihm alles bekannt, aber könne er es allein verhindern? Ein Mann, kein Mann; man müsse den Erfolg Gott anheimgeben. Er war in einer eigenwilligen, empfindlichen Aufregung, in der am wenigsten die Anmahnungen eines calvinistischen Gesandten auf ihn wirkten. Noch immer sprach er sich nicht gerade zu für Ferdinand aus; er beauftragte seinen Gesandten, sich den Voten, die vor ihnen gegeben sein würden, von Trier und Cöln, denen auch Mainz beitreten werde, anzuschließen, um eine Mehrheit zu bilden — gleich als wäre dann etwas Anderes als die Wahl Ferdinands zu erwarten gewesen [1]. Er sah die Gefahr, aber in der persönlichen Verstimmung, in der er war, verschloß er sich die Augen dagegen. Er meinte, es könne nun einmal nicht anders sein. In Bezug auf die zuletzt vorgelegte Frage gab er seine Meinung dahin zu erkennen, daß das Wahlgeschäft ohne weitere Rücksicht auf die böhmischen Irrungen seinen Fortgang haben möge. Am 10. August wurde diese Entschließung in Frankfurt bekannt und dadurch die Sache überhaupt entschieden.

Ein paar Tage beschäftigte man sich noch mit der nach der Wahl zu unternehmenden Interposition. Ferdinand erklärte seine Bereitwilligkeit, sich eine solche gefallen zu lassen, und es wurden einige vorläufige Bestimmungen darüber getroffen, die sich jedoch nur sehr im Allgemeinen hielten. Die Forderung von Pfalz und Brandenburg, daß man zugleich auch die Bedingungen der Abkunft, auf die man hinarbeite, vereinbaren solle, fand kein Gehör. Unverzüglich wurde zur Festsetzung der Capitulation geschritten. Von jenen weitaussehenden Absichten auf eine Reichsreform, wie sie sieben Jahre früher vorgekommen waren, konnte unter den damaligen Umständen nicht mehr die Rede sein. Doch ist das ständische Anliegen nicht ganz und gar vergessen worden. Unter den der Capitulation neu eingeschalteten Artikeln findet sich einer, der einen denselben analogen

1) Il me sembloit qu'il étoit bien yvre. Gesandtschafts-Bericht Christophs von Dohna, bei Voigt in Raumers Taschenbuch 1853, S. 134.

Inhalt hat: er setzt fest, daß die Mitglieder des geheimen Rathes und des Reichshofrathes auf diese kaiserliche Capitulation verpflichtet werden sollten.

Erst hierauf, am 16. August, ward der König von Böhmen eingeladen, an den Sitzungen der Churfürsten Theil zu nehmen. Er erschien mit seinen vornehmsten Räthen: Meggau, Trautmannsdorf und Götze. Er selbst nahm Platz zwischen dem pfälzischen und dem sächsischen Hauptbevollmächtigten. Als ihm der Churerzkanzler die Capitulation zur Genehmigung vorlegte, beklagte er sich, noch einmal in seiner Eigenschaft als Churfürst, daß er nicht früher zu den Consultationen gezogen worden sei. Er trat mit seinen Räthen in ein Nebengemach zu näherer Besprechung, und nicht so ganz leicht scheint es diesen geworden zu sein, in die Capitulation zu willigen. Es dauerte über eine Stunde, bis der König wieder zurückkam. Er wiederholte dann die erwähnte Beschwerde, erklärte aber, daß er sich den übrigen Churfürsten conformire. Jede Widerrede hätte einen Verzug veranlaßt, der Niemandem widerwärtiger war als ihm selbst.

Zwei Tage darauf, 18. August, eines Mittwochs, schritt man denn zur Wahl [1]). Trier eröffnete den Act mit der Bemerkung, daß nur von drei Candidaten die Rede seine könne, dem Erzherzog Albrecht, dem Churfürsten von Baiern und dem König Ferdinand. Albrecht aber sei zu bejahrt, Herzog Maximilian werde sich dieser Last schwerlich unterziehen wollen. Der Churfürst von Trier gab seine Stimme dem König Ferdinand.

Der Churfürst von Cöln sprach seinen Dank aus, daß seines Hauses hierbei gedacht worden sei. Er bestätigte aber, daß der Herzog, sein Bruder, nach der kaiserlichen Würde nicht trachte, und votirte für Ferdinand.

Man mußte gespannt sein, wie sich nun der pfälzische Bevollmächtigte äußern würde. Er verlas ein ausführliches Votum, das unter mancherlei Erwägungen Maximilian von Baiern für den Würdigsten erklärte; nur mit dem Zusatz, wenn die Mehrheit auf Ferdinand oder auf Albrecht falle, so habe der Churfürst keine Privatursache,

1) Der „merkwürdige und geheime Bericht von der römischen Königswahl Ferdinands II. und den Anfängen der böhmischen Unruhen", in Mosers Patriotischem Archiv VII, 33, ist für letztere unbedeutend und über den Wahlact geradezu unrichtig: nach demselben würde gegen alle Form zuerst Mainz votirt haben. — — Dagegen ist der aus dem Schreiben des Churfürsten von Cöln gezogene Bericht, bei Wolf IV, 220, zutreffend und in Uebereinstimmung mit unsern Acten.

sich dem zu widersetzen, er werde sich so bezeigen, wie es gebühre [1]. Jedermann war erstaunt. Der Churfürst von Mainz, selbst der König richteten einige Worte an ihn, die sich wahrscheinlich auf das Unbestimmte seiner Aeußerung bezogen, man hat sie nie genau erfahren; eine Aenderung des Votums wurde dadurch nicht hervorgebracht. Hierauf kam die Reihe an den sächsischen Bevollmächtigten; er erklärte sich einfach für Ferdinand ohne ein weiteres Wort der Begründung. Um so mehr hielt sich der brandenburgische, Adam Gans, edler Herr von Putlitz, für verpflichtet, sein Votum zu motiviren. Er wiederholte seine Meinung, daß es besser gewesen wäre, die Wahl so lange zu verschieben, bis die Unruhen beigelegt und besonders die eingedrungenen fremden Kriegsvölker aus dem Reiche fortgeschafft wären. Da man aber nun einmal wähle, so schließe sich sein Herr der Mehrheit an: jedoch mit der Bedingung, daß in Zukunft in allen Punkten, namentlich dem der Justiz, vollkommene Gleichheit zwischen den Religionsparteien beobachtet werde. In diesem Falle werde auch der Churfürst von Brandenburg sich als gehorsamer Reichsfürst erweisen.

Noch hatte Mainz seine Stimme zu geben: es gab sie einfach dem König, der sich bisher still gehalten, nun aber erklärte, er nehme die Wahl an, und werde sich so verhalten, daß Niemand über ihn solle zu klagen haben. Es war zwischen 10 und 11 Uhr Mittags. Die übrigen Räthe wurden einberufen und in ihrer Gegenwart eine zweite Umfrage gehalten. Nur über die Meinung des churpfälzischen Gesandten konnte ein Zweifel obwalten: er sagte, er müsse bei seinem Votum stehen bleiben, zweifle aber nicht, daß sich sein Herr der Mehrheit anschließen werde.

Schon dies genügte dem Churfürsten von Mainz, nun die Wahl des Königs Ferdinand als einhellige abkündigen zu lassen.

Wie die Protestanten die Sache ansahen, zeigt eine Aeußerung der brandenburgischen Gesandten: an das Evangelium des letzten

1) In dem Anhang bei Moser nr. 3, III, S. 100 ist das Votum gedruckt. Die Worte lauten: „Alß will ich Sr. des Herzogs von Baiern Liebden meine Stimme und Votum in Gottes Namen gegeben haben: da aber die Majora uf König Ferdinandum oder Erzherzogen (Albrecht) fallen, und dafür gehalten werden sollte, daß ohne Abbruch der freien Wahl diese Dignität bei einem Hause länger zu lassen, habe ich gar keine Privatursach, es einem oder dem andern zu mißgonnen, sondern gedenke mich in solchem Falle aller Gebühr zu bezeigen." Der brandenburgische Gesandte sehe darin noch keine Unterwerfung unter die Majorität; sie wird mehr in Aussicht gestellt als ausgesprochen.

Sonntags, nach welchem Christus über Jerusalem geweint hat, anknüpfend, bemerken sie, im Himmel werde keine Freude über diese Wahl sein; man werde über das Elend von Deutschland weinen, das sie bringen werde. Wie unfruchtbar aber sind Klagen und Befürchtungen über Dinge, die man selber thut oder doch zuläßt! Die protestantischen Churfürsten hatten nicht den Muth ihrer Meinung. Trotz derselben ließen sie geschehen, was sie nicht ändern konnten.

Auf der Stelle machte sich der äußere Nachtheil bemerklich, der aus ihrem Verhalten entsprang. Die östreichischen Herren und die geistlichen Churfürsten traten zu Berathschlagungen zusammen, von denen die weltlichen, auch die sächsischen Räthe ausgeschlossen blieben. Sie bekamen zu empfinden, daß die Reichsgewalt fortan in dieser Combination ausgeübt werden würde. Und was das austragen werde, davon konnte die nächste Nachricht, die aus Böhmen eintraf, ein volles Vorgefühl geben. Noch einmal waren die Mitglieder des Churfürstenrathes beisammen, als der Postmeister an die Thür klopfte und die protocollführenden Secretäre herausrufen ließ, denen er dann nicht allein einige Briefe aus Prag zustellte, sondern die von dort in diesem Augenblick eingegangene Nachricht vorlas, daß die Böhmen, noch am Tage vor der Kaiserwahl, den Churfürsten Pfalzgrafen zu ihrem König erwählt hätten. Ein Gerücht davon war schon ein paar Stunden vorher verlautet, jetzt aber wurde es bestätigt. Die Sache lag doch außer Erwartung: sie erweckte in Jedermann eine Ahnung der bevorstehenden Erschütterungen. Der erwählte Kaiser ließ keine Gemüthsbewegung merken: bei einem Gastmahl, das ihm der Churfürst von Trier gab, wo denn sehr stark gegessen wurde, zeigte er sich heiter. Seine Umgebung verbarg ihre Bestürzung nicht. Indem man in Frankfurt nichts als einen Titel erworben, habe man zwei Königreiche verloren. Manche besorgten, daß Ferdinand auch Ungarn nicht behaupten werde. Andere dagegen sagten, die Sache sei noch nicht entschieden; wahrscheinlich werde der Churfürst von der Pfalz die Wahl nicht annehmen: denn sein eignes Heil hänge davon ab; er würde wissen, welchen Kampf er darüber zu bestehen habe; wer ihm dazu rathe, könne ihm ebensogut rathen, Gift zu nehmen. Die brandenburgischen Gesandten urtheilen doch, es sei nicht leicht, ganze Königreiche auszuschlagen. Sie unterzeichneten ein Anschreiben des churfürstlichen Collegiums, das in Folge des früheren Beschlusses zur Anbahnung einer Verständigung zwischen Ferdinand und den böhmischen Ständen an diese erlassen wurde, aber sie waren überzeugt, es sei doch nur eine Spiegelfechterei. —

Bei der Mächtigkeit und Energie der Gegensätze ließ sich an eine Ausgleichung nicht denken.

In Böhmen erhob sich die den Erblanden gemeinsame ständisch-protestantische Bewegung zu dem höchsten Acte der Autonomie, der vollen und freien Verfügung über die Krone; aber es geschah unter Unheil verkündenden Auspicien. Die Böhmen konnten sich bei ihrem Unternehmen auf keine Hülfe der deutschen Fürsten Rechnung machen: denn deren Existenz beruhte auf dem entgegengesetzten Princip, der Berechtigung durch Erbfolge. Daß das Erbrecht und zwar nach schon erfolgter Anerkennung desselben gebrochen wurde — eben der Eckstein, auf welchem das europäische Gemeinwesen beruhte — in einem, auf das Mildeste gesagt, doch sehr zweifelhaften Fall, zersprengte den ohnehin nicht wohl zusammenhaltenden Protestantismus vollends, und gab der katholischen Reaction eine damals auf dem europäischen Gemeingefühl beruhende Waffe in die Hand.

Ein unendlicher Vortheil war es für die eifrig katholische Partei, daß sie die kaiserliche Gewalt auf ihre Seite bekam, ohne die Tendenzen der Vermittelung, welche die letzten Kaiser gehegt, selbst ohne den Beigeschmack einer Theilnahme an der geistlichen Autorität, wie Carl V. sie versucht hatte; vielleicht nicht in jeder Beziehung uneingeschränkt, denn die dynastischen Bestrebungen gingen doch nicht so ganz in den kirchlichen auf, unbezweifelt im Allgemeinen aber gehörte ihr die Seele des neuen Fürsten an.

Und wenn ihre Action im Reich zuletzt durch die Differenzen zwischen Oestreich und Baiern gehemmt war, so wurden diese jetzt von Grund aus gehoben. Schon bei der Reise nach Frankfurt, bei welcher Ferdinand München berührte, war das alte Verhältniß einer auf religiös-politischem Verständniß beruhenden Freundschaft erneuert worden. Auf seiner Rückreise, die wieder über München genommen wurde, kam dann ein Vertrag zu Stande, in welchem Ferdinand die militärische Führung der katholischen Liga unbedingt an Maximilian überließ[1]). Auch den Versuch ein östreichisches Directorium an die Stelle des baierischen zu setzen, zu welchem einst Klesel und der Erzherzog Maximilian von Innsbruck zusammen gewirkt hatten, gab der neue Kaiser auf. Denn er war noch im vollsten Gefühl der Verpflichtung gegen das baierische Haus, das sich nur ernstlich zu regen

1) liberum et absolutum catholicae defensionis et exercitus congregandi et ducendi directorium. Vertrag vom 8. October 1619. Bei Beyer IV, Anh. nr. III.

gebraucht hätte, um ihm die Erwerbung der Krone unmöglich zu machen. Dankbarkeit für die erfahrene und das Bedürfniß weiterer Unterstützung, der gemeinsame katholische Gedanke drängte alle territoriale und dynastische Eifersucht in den Hintergrund. Der neue Kaiser versprach, den Herzog in diesem Directorium nicht zu stören, noch auch stören zu lassen; — er sagte ihm volle Entschädigung für seine Aufwendung nach seiner eigenen Berechnung zu, wofür ihm ein östreichisches Erbland als Hypothek dienen solle, — aber überdies eröffnete er ihm auch die Aussicht, denn indeß hatte sich Friedrich V. wirklich entschlossen, die böhmische Krone anzunehmen, die Churwürde der pfälzischen Linie des wittelsbachischen Hauses auf die baierische zu übertragen, wie einst das Gleiche durch Carl V. mit der sächsischen geschehen war.

Die Vereinbarungen lassen sich überhaupt mit denen vergleichen, welche im Jahre 1546 getroffen worden waren, nur war die kaiserliche Gewalt im Jahre 1619 unendlich schwächer, die Selbständigkeit des katholischen Elements bei weitem stärker.

Rudolf hatte gegen das Uebergewicht der katholischen Majorität in der Union, die einer seiner Räthe sogar für nothwendig erklärte, eine Stütze gesucht: Ferdinand verbündete sich mit dem nur auf die Vernichtung der Union bedachten Führer der katholischen Mehrheit, welche nun erst eine wahre Bedeutung bekam, da die höchste Gewalt sie autorisirte. Niemals war die Feindseligkeit zwei verschiedener Linien desselben Hauses stärker hervorgetreten. Churpfalz hatte dem Stammesvetter das Kaiserthum angeboten: indem Maximilian sich mit Oestreich verbündete, ließ er sich die Uebertragung der pfälzischen Churwürde auf sich und seine Nachkommen versprechen.

Wie mußten da in den Vorfechtern der katholischen Restauration alle ihre umfassendsten Entwürfe erwachen?[1]) Sie wollten die Böhmen unterwerfen, die Führer der Empörung vernichten, dem Landesadel durch Befreiung seiner Unterthanen und Leibeigenen den Boden unter den Füßen wegziehen, ihm zum Trotz die Jesuiten zurückführen; dann dachten sie im Reich die beiden Calvinisten Pfalz und Brandenburg ihrer Churfürstenthümer zu berauben, die Lutheraner noch zu schonen, jedoch nur fürs Erste. „Lasset das Unkraut wachsen bis zur Zeit der Ernte auf Gottes Befehl".

1) Auszug aus einem etwas früheren Memorial im sächsischen Archiv, bei Müller, Böhmischer Krieg 63.

Anhang.

Auswahl erläuternder Actenstücke.

I.

Denkschrift über die magdeburgischen Sessionsansprüche an die evangelischen Stände, 11. Mai 1594.

(Rep. 10. litt. V. V. des Geh. Staats-Archivs zu Berlin.)

Chur vnd Furstliche sambt der andern mit Religion vorwandten Stenden zu jtzigem instehenden Reichstage vororbente Gesandte Rethe vnd Bottschafften.

Wohlgeborne Edle, Gestrenge Hochgelarte vnd Ernuheste, gnedige gunstige hern vnd freunde, Es hatt der durchlauchtigste hochgeborne Furst vnd Herr, Herr Joachim Friedrich, Postulirter Administrator des Primats vnd Ertzstiffts Magdeburg, Marggraf zue Brandenburgk ꝛc. In Preußen Hertzogk ꝛc. Burggraf zue Nurnbergk vnd Furst zu Ruegen vnser gnedigster Herr, Vns zu dieser Reichsvorsamblung an statt J. F. G. Abgefertigt Vnd ob wohl J. F. G anders nicht dann vormittels derselben Domkapittels vnter den worten, es an gehörenden ort gelangen zu laßen, dißmal erfordert,

Do beneben aber durch J. Mt. sonderbahren, auch anderer sachen wegen bei hochstgedachtem vnsern gnedigsten Herren, gehabten gesandten, hern Christof von Schleinitz die Persohnliche nicht beschreibung zum besten endtschuldigen, sich ahngeheftet, auch gantz gnedigist erbieten laßen, darauf J. f. G. dann nach vorgangener mundtlichen beandtwortung eine schrifftliche Resolution J. Key. Mt. selbst zugefertigt vnd durch Johann von Löben vnsers gnedigsten Hern gleich am Hoffe gehabtem Rath neben mundtlichen dergleichen vortragen aller vntertheniggst Insinuiret worden.

Gleichwohl aber haben J. F. G. es dafur geachtet, das derselben nicht desto weniger zu fortstellung deren von wegen vorberurtes Ertzstiffts vnd Primats im heiligen Reich habenden Rechtens vnd gerechtigkeit, als ein vornehmer mit-

vorwandter Furst die beschickung zu thun geburen, vnd sich gleich andern getrewen vnd gehorsamen Stenden darunter ertzeigen wollen.

Damit aber E. g. herrl. vnd gunsten, die sachen an sich selbst in facto zu beßerer nachrichtung einnehmen mugen, Ist es an deme, das weilandt Ertzbischoff Sigißmundt hochloblicher sehliger gedechtnuß, Itziges vnsers gnedigsten hern geliebter Vetter vnd nechster Vorfahr, aus Christlichem eifer zu der Reinen allein seligmachenden Lehr des heyligen Euangely Inhalts vnserer allgemeinen Augspurgischen Confeßion beneben S. sehligen F. G. Thumkapittel vnd gantzen Clerisei (nachdem die Landt Stende schon sich darzu bekant vnd in publico exercitio gestanden) einer Christlichen reformation voreiniget, wie J. F. G. auch sölches offendtlich Ao. ꝛc. 66 zue AugsPurgk fur der Key. Mt. vnd allen Stenden vorbringen vnd erkleren laßen.

Alß J. sehligen F. G. aber vnlengst hernach aus diesem Leben nach dem Willen Gottes abgefordert, vnd itziger vnser Christlicher gnedigster Herr ördentlicher weise dazumahl gleichwol noch ohne Ehstandt aber dem Thumkapittel nicht vnwißent, J. F. G. vorsprechung, vnd das sie der Zeit, alß der eintzige erbe vnd Churfurstlicher Linien Successor, zum Ehstand schreiten wurden, zum Administratorn dieses Ertzstiffts jnn abwesen vnd da J. F. G. weilandt dem hochlöblichen Keyser Maximilian jn der Vngarischen Expedition aufgewartet, Postuliret, darauf auch mit vorbewust vnd gnedigster erleubnus Ihrer Mt. vnd selbst mundtlicher Key. Glückwüntschung (weil es ohne das schon gleich zu friedens Tractation gestanden) sich zu deroselben Ertzstifft erhoben haben J. F. G. zuforderst dahin gesehen vnd Ihr Christlich ahnliegen sein laßen, wie solch ruhmliches, Ihres hern Vettern vorgehabtes Christliches Werck der Reformation fortgestellet vnd bestettiget werden möchte. Ist also vörters die Ertzbischöfliche Kirche zu offendtlicher Predigt des heiligen Euangely nach AugsPurgischer Confeßion wiederumb eröfnet, vnd diese reformation jn allen andern Stifften vnd Clöstern (doch vnter freyheit der gewißen) durch einmutige approbation vortgesetzt, wie dann diese Postulatio Allerhöchst gedachten Key. Mt. durch ahnsehentliche Gesandten zu Preßburg insinniret, vörters J. F. G. selbst wiederumb sich zu gepurendem Abscheidt hierunter auch vorfuget.

Da dann J. Key. Mt. sich selbst approbando et gratulando erkleret, hettens gerne vernommen, allein aus allerhand vrsachen solle noch zur Zeit ans Capittel, doch also geschrieben werden, ans gehorige ort gelangen zu laßen, wie dann der Zeit vnd hernach offtmals die vortröstung geschehen, auf mittel vnd wege bedacht zu sein, wie diesen Dingen geburende maß zu geben,

Seindt J. F. G. also nuhn im 28 Jahr geruiglich bey Ihrer von Gott vorliehenen Furstlichen Regierung vorblieben vnd deroselben Ertzstifft biß anhero in Christlicher gueter ordnung administriret.

Am Key. Cammergericht, Ist J. F. G. deroselben gebührender Titel eines Administratorn auch Iderzeit biß auf itziger Key. Mt. ahngangene Regierung geben, Aber seidhero, Alß Inhaber des Ertzstiffts tituliret worden, mit dieser endtschuldigung, Alß J. F. G. sich deßen bey weilandt damalgen Cammerrichter beschweret, das ins Cammergerichte ein newes Titularbuch aus der Key. Reichshoffkantzley vberschicket darnach sie sich zu richten, darin sölcher Ti-

tul also befunden worden, Gleichwohl seindt alle Proceß pro & contra biß daher auf J. F. G. alß einen Standt actiue vnd passiue von Ertzstifftswegen ergangen.

So haben J. F. G. auch diesen Standt in viel wegen so wohl die gantze Zeit Jahr hero alß ein Director des NiederSechsischen Kreises vortreten, Seindt durch die Key. Mt. auch durch schickung vnd in schrifften offtmals zu Dinst vnd beforderung Ihrer Mt. alß Director vnd außschreibender Furst des NiederSechssischen Kreißes etzliche mahl beschicket vnd ersuchet, dahero dann, wie von andern geistlichen vnd Catholischen weltlichen Stenden auch beschehen, J. F. G. von Gott vorliehener Titul gegeben worden, wie das vnter mit schrifften domaligen jngleichen jtzigem Churfursten zue Cöln, desgleichen der Ertzhertzogen Durchl. auch vorigen vnd jtzigen Bischoffen zue Bambergk, Würtzburgk, vnd Paderborn, Gülich vnd Leuchtenbergk vnd alle Catholischen geschehen, mit welchen J. F. G. etwa schrifften gewechselt oder Correspondentz gehalten.

Vf neherm Reichstag aber zu Augspurgk Ao. rc. 82. dahin J. F. G. an stat dero Hern Vatern des Churfursten zu Brandenburgk vorordnet, haben sie gleichwohl Ihres Ertzstiffts Session durch einen dero Thumherrn Ertzbischoflicher Kirchen zu Magdeburgk, Hern Johann von Bodtmar vnd Hern Doctor Henning Hammeln vornehmen vnd geheimen Rath einnehmen laßen, welche auch von Reichsmarschallen vnterm Stabe angewiesen, da dahn zuuor sich die ahngewesenen Ertzbischofs zu Saltzburgk Gesandte mit J. F. G. vorglichen, Es noch herkommen vnd wie sich der Cardinal Albertus mit Saltzburgk vor Jahren vorglichen der Session halb jn der Abwechselung zu halten, wie auch in der Proposition geschehen, vnd Magdeburgk der vorsitz gelaßen, wie Magdeburgk auch zum ausschus verordnet vnd Deputirt. Als aber hernach zur Consultation geschritten, ist questio der Session halb nichts da weniger von Saltzburgk mouiret worden, daruber derselbe Gesandte doch selbst abgetreten, vnd alsofort dieser streit erreget, Alß nuhnmehr der Saltzburgische sich gegen vnsern gnedigsten hern endtschuldigen laßen, daß von Ihnen sölcher streit nicht, sondern von Hofe herfloße, haben J. F. G. die Key. Mt. selbst Persohnlich mit zuziehung des Churfl. Cantzlers Doctor Distelmeyers ahngesprochen, vnd sich deßen beschweret, darauf J. Mt. die damals bey sich gehabte geheimbte Räthe angesehen, dieselben auch vnter einander gestutzet, vnd J. Mt. sich in continenti erkleren laßen, sie wusten dauon nichts, aber doch den Sachen nachdenken vnd auf ein Decret bedacht sein, darunter dann allerhandt Tractatus vorgefallen, biß endtlich biß mittel vorgeschlagen, Es solten J. F. G. den gantzen Reichstag in Ihrer Session bleiben vnd Continuiren, aber sich hernach vnd jmmittels biß zu einem andern Reichstage beim Babste habilitiren.

Diesen vorschlagk haben J. F. G. keines weges Ihres Christlichen gewißens vnd vorantwortung halb annehmen können vnd wollen, Sondern weil gleich mit eingefallen, das J. F. G. gemahlin jn zimbliche leibsschwachheit gefallen, Ist J. F. G. mit der erklerung abgezogen, Sie wolten an Ihrem rechten nichts begeben, aber auch dißmals vnd weil sie ohne das verrucken musten, jn der Hauptconsultation durch die ohnzeitig erregte disputation J. Mt.

nicht hinderlich sein, Sondern was geschloßen alß ein Standt mit leisten helffen.
Nuhn es dan itzo darauf stehet, das I. F. G. besorgen mußen es werde dergleichen auch nicht von etzlichen ahnstifftern vorbleiben, vnd I. F. G. gleichwohl dieses vor sich haben, das sie vor einen Standt des Reichs in allen andern sachen actiue & passiue wie obgesatzt vnter gemeinen Contributionen, item inn ausschreiben vnd Direction des NiederSechsischen Kreises erkandt, durch die Key. Mt. selbst je bißweilen ersucht, vnd I. F. G. dinst vnd befördenung gebraucht, I. F. G. auch etwa in vorfallenden Proceßen vnd Rechtssachen nach Reichsordnung requirirt vnd Commißiones von Hofe vfgetragen, wie alles in specie darzuthun, Alß zum Exempel, da Sachssen mit Hirßfeldt wegen des Kreyenberges streitig gewesen vnd Paderborn Contra Heßen litem mouirt, Seindt I. F. G. dahero requiriret, Item in Causa Herzogk Christofs zu Meckelnburgk contra S. F. G. Hern Bruder und Vettern, dann auch nach S. F. G. Absterben derselben Gemahlin vnd Wittben contra die ander Hertzogen, Item Hertzog Frantz zu Sachssen Lawenburgk contra die Statt Lubeck, vnd noch dergleichen mehr antzuziehen, So wusten demnach I. F. G. zwar nicht, mit was grundt oder fugk bestendiger weise I. F. G. aus dem Reichs Rath zu remouiren, dann seindt sie es vorberurter gestalt vnterschiedtlicher actuum vehigk, wie könntten I. F. G. dann Inhabilitirt werden.
Wirdt dann ein Capittel, da doch daßelb fur sich keinen Standt im Reich helt in gleicher Reformirter Religion vnd libertate matrimonij erkandt, erforbert vnd beschrieben, Warumb solten dann die membra capiti vorgezogen werden. Insonderheit, weil I. F. G. in Crafft der Wort: Ans gehörende orth gelangen zu laßen, Alß dadurch selbst erforbert, anders nicht achten noch vorstehen können.
Kann denn auch I. F. G. Administriren, vnd alß ein Reichs Standt inn andern sachen gebraucht werden, Aus was grunde vnd vngleichheit solten I. F. G. in Reichsvorsamblungen, da von des Reichs wohlstandt gehandelt (deßen das Ertzstifft vnd Primat Magdeburg denn negst den Churfursten der höchste Standt ist) ausgeschloßen werden, oder wie können I. F. G. auf solchen Fall Ihres Theils Contribution vnd Ahnlagen, die sie biß anhero trewlich vnd iderzeit geleistet bei deren Erzstifftsvnterthanen zuerheben, sich ihres Tragenden Furstlichen Ambts, oder auch alß ein ausschreibender Furst und Director im NiederSächssischen Kreiße gebraucht, dann werden I. F. G. dißfals vor einen Standt passive gehalten,
Da man geben, helffen vnd auslegen, heben vnd legen solle, Woher sollen I. F. G. nicht auch actiue zu rahten vnd Ihr Votum zu halten, auch Ihr Erzstifft vnd Standt zuuortreten genugsam Qualificiret sein,
So dann die Reformirte Euangelische Religion die Vrsach ist, worumb seindt andere alß Bischof Heinrich im Ertzstifft Bremen, vnd auch zu Oßnabruck vnd Paderborn, vnd Bischof Eberhardt von Halla zu Lübeck vnd Verden, Item Hertzog Christof zu Meckelnburgk inn Stifft Ratzenburgk zugelaßen, Session vorstattet vnd zur Cammergerichts-Visitation beschrieben, wollen andere dergleichen Exempel hierbey vbergehen vnd wirdt Gottes Wort Richter sein,

welche zwischen den Reformirten Orthodoxis oder Papistischen Catholicis demselben vnd seinem göttlichen Willen am gemessesten lehren vnd leben.

Ist dann das matrimonium eine Vrsach, was gehet daran dem Reiche abe, weil das Ertzstifft in seinem Stande ohne erblikeit oder prophanation erhalten vnd alles dem Reich nicht weniger Treulich geleistet wirdt, vnd ist je verandtwortlicher beßer vnd göttlicher ordnung gemeß, alß in vorborgener ergerlicher vnkeuschheit zu leben.

Wann es aber auf den Vorbehalt, dahin es gemeiniglich Pfleget vom andern theil gezogen zu werden zu reden, vnd das es wieder denselben Ahnhang des Religionsfriedens laufe, So hats in diesem Erzstifft eine viel andere gelegenheit, Alß daruf sölche Clausula (wen derselbe vorbehalt schon ahngenommen, vnd nicht vnterschiedtlicher mahlen von den Stenden Augspurgischer Confeßion wie noch Protestands wiedersprochen worden) gar nicht zu deuten, jndem derselbe Paß absolute allein auf die Persohn Ertzbischof, Bischof, oder Prälaten, so jm Regiment seindt dispositiue gerichtet, Nemblich wo derselben einer von der alten, oder wie es genandt wirdt Catholischen Religion abtreten wurde, Ita tenor rectius intelligeretur de eo qui antea fuit Catholicus, quam de alio quodam Euangelico qui nunquam mutauit religionem vnd sölches dißfals desto mehr, das nicht allein Ertzbischoff Sigißmundt der Reformirten Religion die gantze Zeit S. F. G. Regierung, wie auch alle Stedte vnd die von der Ritterschafft das exercitium offendtlich gebrauchet, Sondern forders auch zugleich das Capittel vnd gantzer Clerus sölche reformation ahngenommen.

Weil dann auch die reformirte Capittel in gleicher Religion vnd libertate matrimonij ob dieselbe schon kein Standt des Reichs Seindt beschrieben werden, was kunte dann vor eine ratio diuersitatis contra principem aut dominum vorgewendet werden.

So hats noch ferner die gelegenheit, wann je auf den Papst gesehen werden woltte, darauf man sich der habilitet halben bißher referiret, kann es ex concordatis Germaniae veteribus auch nicht bestehen, denn dero Zeit ist von sölchen sachen nicht gedacht viel weniger in specie disponirt worden.

Wolte man sich aber aufn Babst ex novis concordatis ziehen, Also gab es solche, das ohne vorhergehende qualification vnd habilitaet in ordinibus et eius modi requisitis & ritibus pontificijs einen reformirten Standt weder Regalia Conferiret, oder zu der Geistlichen Administration zugelaßen werden könnte, So können sölche noua compactata inscijs Statibus inita zu deren praejudicio nicht statt haben, Sonderlich aber, das nach Reichsconstitution des Babsts Jurisdiction bey diesem Religion Frieden im heyligen Reich Deutscher nation suspendiret vnd aufgehoben.

Daraus folget, das sölche oder dergleichen priuata pacta contra publicam constitutionem den Stenden in nichts abbruchig sein, vielweniger kann man sich zu Rhom vom Babst binden, oder Ziel vorschreiben, vf vnd absetzen laßen.

Darbey ist auch dieses zu bedencken, das der Religion Friede zwischen der Key. Mt. vnd beyderseits Religions vorwandten Stenden vfgerichtet, Ergo kann auch zuforderst J. Key. Mt. vnd des hey. Reichs hoheit vnd authoritet zuwider, So wohl auch den Stenden, insonderheit zu eintzigen vorfang der

Babst im Hl. Reich Teutscher nation, weder ordenen, gebieten oder vorbieten, Vnd do es schon beschehe, hieße es doch Extra territorium ius dicenti impune non paretur. Vnd was wurde endtlich anders folgen dann das der Babst nach alten Exempeln (vf doch stattliches wiederfechten vieler Tapfferer Deutzscher Keyser) des Obergebots auch wieder Key. Mt. endlich selbst vnd alle geistliche zu merglicher schwechung deroselben guthstheils Furstlichen Stende, sich vnderstehen, ziel vnd maß geben wurde, Sonderlich da ex priuatis pactis die freye ReichsStende vorknupffen vnd gleich dem Pabistisch altem Joch vnd Bann wiederum subiugiren laßen solten, derogestalt wurde kein Stendt mit der Zeit auf allerley felle so dem Babst vnd seiner liga nicht gefellig in alter Deutzscher libertet stehen bleiben oder gelaßen werden, daran doch jtziger vnd kunfftig lebenden hohes vnd nidriges Standes gewißen, ehren und algemeiner freiheit halb den Successoren zu Continuiren, wie es auf die jtzt lebende bracht worden, merglich vnd viel gelegen, vnd was ist den Bäbstischen vnd Catholischen ia der Key. Mt. vnd gantzem Reich daran gelegen wan sölche Stift in guetem esse, Christlicher ordnung, gehorsamb vnd allem demienigen erhalten werden, so J. Mt. oder dem h. Reich geburet.

Was die Session vnd Regalien aber ahnlanget, das ist ein weltliches Werck, rühret vom Reich vnd gehöret zu deßen hoheit, Daraus schleußet sich auch, weil das Reich Deutzscher nation mit dem Babst nichts zu schaffen hatt, Sondern daß deßen hoheit vielmehr dadurch diminuiret würde wo man sich dahin richtete, wie die Historien bezeugen, So folget noch weiter, das vmb des Babsts willen keinem Stand zuuorsagen, so demselben von Rechtswegen vnd aus Christlichen bewegenden Vhrsachen gemeines friedens vnd nutzens halb gebuhret.

Darbey ein jeder zubedencken, wie hoch vnserm hochlöblichen Fursten vnd guedigsten hern, dieses zu gemuth gehet, das S. F. G. vnter Christlichen aufrichtigen gewißen, alß ein gehorsamer getreuer vnd friedfertiger Furst gleich vnwirdig vnd jnhabilis Ihres Euangelischen bekentnus vnd Ehstandt Gottes selbst ordtnung halb sollen remouiret vnd erkandt werden.

Vnd was kann vnd wirdt nicht dergleichen anders darnegst vnd vieleicht ein beschwerlichers wans nach des Babsts meinung in Deutzschland gehen vnd man sich nach Römischen Consilio richten solle zugewartten sein,

Schließlich stehet es darauf, daß J. F. G. sich dahin erbieten, weil vorhoffentlich die Key. Mt. dero Standt alß vorhin offtmals erkandt, vnd von Ihrer Mt. hern Vatern allerhochstlöblichster gedechtnus approbirt auch bißher legitime nicht streiten, vnd dann etzliche andere der Vornembsten Catholischen J. F. G. gleichfals einige Questionen nach Reichs vnd gerichtsordnung, nie mouirt, noch zu mouiren befugt, Sondern J. F. G. nuhmehr wie vorhin auch in deroselben Christlichen reformation jn fast das 30 Jahr ruhig das Ertzstifft Administriret vnd menniglich rede vnd andtwort, wo jemandts vormeinet mit S. F. G. des wegen zu schaffen zu haben ordentlich vnd gebuhrender Weise zugeben erbotig, vnd in allem alß ein getreuer Reichs Standt sich jederzeit erzeigt,

Das demnach auch nach rechtlicher vorordnung J. F. G. billich bey Ihrem besitz, Standt vnd hergebrachten noch Gott lob vnuberwundener gerechtikeit ferner zu laßen, Vnd weil es eine algemeine sach J. F. G. allein nicht, Son-

dern auch die Posteritet vnd andere Mituorwandte Stende nach jedes kunfftigen Intereße mit betreffen thut, Alß haben wir sonderbahren befehlig E. G. Her vnd Gunsten zu ersuchen, sie wolten sich dieses Werks mit annehmen vnd vstretten J. F. G. wegen, deren itzo Administratirenden Ertzstifts Magdeburgk Ihre gebührende Session geben, auch ehe solches beschicht, nicht möge fortgeschritten oder vorfahren, noch J. F. G einiger ferner schimpf zugezogen werden, Sonsten haben J. F. G. der mitleidlichen Hulf halben sich dahin erkleret, woferne J. F. G. nicht ihre Session vnd stimme halten vnd deren Ertzstifft vnd von Gott ahnbefohlene vnterthane gleich andern Stenden in acht nehmen sollen, das sie auch schwerlich etwas bei den Vnterthanen, weil J. F. G. Ihres tragenden Standts vnwirdig gemacht, zuerhalten oder etwas auffzulegen wusten, Welches wir alß die gehorsame vorpflichte Diener vnd abgeordnete nicht haben vmbgang nehmen sollen noch können, In Crafft außgedruckten befehlichs bey E. G. Herrl. vnd G. ahnzubringen, vngezweifelter zuuorsicht, sie werden das gemeine Christliche Intereße in acht haben, vnd zu beßeren Standt zu befordern geneigt sein, Alß mehr hochstgedachter vnser gnedigster herr es in allen freundtlichen willfehrigen diensten hinwiederumb E. G. Herrl. vnd G. gnedigste Herrschaften Chur vnd Fursten wirdt zuuorschulden, Auch gegen E. G. Herl. vnd G. in gunstigen geneigten und gnedigen willen zuerkennen wißen, Idoch wollen wir hierdurch niemandts etwas vorgreiffen oder praejudicirt, Sondern sowohl hochstgedachten vnserm gnedigsten hern Administratorn des Primat Ertzstiffts Magdeburg, wie auch allen andern Augspurgischen Confeßionsvorwandten Stenden in gemein vnd jeden insonderheit Ihre uotturfft vorbehalten, vnd dieses allein zu kurtzer deduction, weil wir vns der kürtze beflißen nach gestalten sachen vnd aus habenden befehl eingewandt haben, Signatum den 11. May Ao 94.

Furstliche Magdeburgische Gesandte vnd Rethe.

II.

Der Kay. Maytt. Resolution in puncto sessionis, 15. Jul. Ao. 94.

(Aus den Reichstags-Acten des Königl. Geheimen Staats-Archivs. Rep. 10, litt. ZZ).

Alß in gegenwärtiger Reichsversamblung der Durchlauchtig hochgeborne Furst, Herr Joachim Friedrich Marggraff zu Brandenburg *rc.* des primats vnd Erzstiffts Magdeburg session im ReichsFurstenRath, alß Inhaber deßelben Stiffts, durch S. F. G. Rähte vnd Abgesandte (wie Ihrer Kay. Maytt. ettlicher maßen vorkommen) occupiren laßen, daruber sich Streit vnd Irrungen zugetragen, Haben hierauf Ihre Rom. Kay. Matt. vnser allergnedigster Herr, berurte Ihr F. gnaden gesandte dieses Streits Gelegenheit, vnd woran derselbige beruehe, war Notturfftigk erjnnert, vnd sie biß die Sache zur richtigkeit gebracht werden könte, gedult zu haben ermahnet, Dieweill aber die Gesandte Ihre einwendung vrgiret, vnd bey angezogenen gemeßenen instructionen vnd befehligen starck bestanden, ist nach langgewerter Tractation zu letzt ver-

mittelst embsiger Behandlung die Sache dahin gerichtet, daß die Abgesandte mehr angeregter Session sich Ihrer Kay. Maytt. zu vnterthenigsten Ehren vnd Gefallen, auch damit in vorstehender grosen Turckengefahr dem gemeinen Wesen vnd Reichsversamblung keine vngelegenheitt vorursachen wurde, bey diesem wehrenden Reichstagk, doch vff ratification zuenthalten bewilliget, Dagegen Ihre Kay. Matt. sich gnediglich dahin erkleret, daß solches alles niemanden, sonderlich aber dem primat vnd Ertzbißthumb Magdeburgk an seinem Standt, Rechten vnd Gerechtigkeiten, deßgleichen Ihr fürstl. Gnade, waß dieselbe deßwegen tam in petitorio quam possessorio befuegt, nachtheilig sein soll.

Vnd nachdem Ihr Kay. Maytt. allbereitt mehrernanter Ihrer F. G. Notturfft in Schrifften verfaßet, zu mehrern Bericht der Sachen allvnterthenigst vberreicht worden, So sein Ihr Kay. Maytt. erbottigk mit allem fleiß daran zu sein vff daß biß wesen vnuorlengig zu endtlicher Richtigkeit gebracht werden muege. Siguatum vnter Ihrer Kay. Matt. vffgedrucktem secret Insiegell zu Regenßpurgk den 15. July Ao. 94.

Joh. W. Freymondt.

M. Hanniwaldt.

III.

Aus der churbrandenburgischen Instruction für den Reichstag von 1603.

(Aus den Reichstags-Acten des Königl. Geheimen Staats-Archivs. Rep. 10. litt. GGG.)

Instruction Vnser von Gottes gnaden Joachim Friedrichs Margrafen zu Brandenburg des Heilligen Romischen Reichs Ertz Cemmerers vnd Churfürsten in Preußen, zu Stettin Pommern, der Cassuben Wenden vnd in Schlesien zu Croßen Hertzogs, Burggrafen zu Nurnberg vnd Fursten zu Rügen rc. deren sich die Veste vnd Hochgelarte, vnsere Räthe vnd liebe getreüen Hans von der Schulenburgk, Werners Sohn vf Betzendorf vnd Walsleben, Ehr Friederich Bruchman der Rechten Doct. vnd Ehr Simon Vlrich Pistoris zu Zeuselitz rc. bey dem beuorstehenden Reichtage zu Regensburgk, zugebrauchen rc.

Die Grauamina wirdt man abermaln more solito, sicco pede, vbergehen vnd den Euangelischen Chur-Fursten, vnd Stenden, weinig zu willen sein wollen, wie gleichwoll nicht allein billig geschehen solte, Sondern wir auch guettmeinende die Rom. Key. Meytt. vnterthenigst gehorsambst erjnnert haben. Vnd zwar hatt Chur Pfaltz vor guth angesehen, die Reichs Versamblung Ihrer Meytt. andergestalt nicht, den mit gewißer beding vnd Condition, zubewilligen, wie die Acta bezeugen, welcher meinung wir auch beyfal geben hetten, wan wir nicht befunden das der mehre Theill vnserer Mit Churfursten, ein anders gefallen, wir haben aber doch die notturfft erjnnertt. vnd wirt man befinden, das Chur Pfaltz, vnd wir nicht vbell gerathen, vnd wißen vnsere Rhette was

seit Anno 94, der Reichs Grauaminum halb furgelauffen, vnd wie wir Stende, Euangelischer Confession, wider die genendten Catholischen, vnd jener hinwiederumb, allerhandt beschwerungs Puncten, der Kay. May. vbergeben,

Vnd ist man diesseits in Anno 98 so weit verfahren, das der Stende vnserer Religion Replica, auff der Catholischen Exception schriefft: So auch abermals der Vnserigen Exception wieder der Catholischen vermeinder grauamina zuhauf getragen, vnd der Zeitt Ihrer Meittl. Commissario, des Ertzhertzogen Matthiaßen &c. L. vberreicht worden, Es wirdt auch sonder Zweifell, dieser puncten weiter, von den Euangelischen, man hore es gern oder nicht, gereget werden, Derwegen sollen sich vnsere Rhette, von demselben Wergk nicht sondern, den wir vns deßelben jderzeit mit angenohmen, vnd des bedenckhen vnd berathen, was zu Abhelfung derselben beschwerden, gereichen vnd befordersamb erachtet werden wirdt.

Vnd wirdt der anfangk, von dem jtzigen Keiserlichen ausschreiben, vor allen Dingen zu machen sein, den vnsere Rathe haben zufinden, wie imperiose die Chur Fursten vnd Stende verschrieben worden, vnd das man durchaus vf die pluralitatem Votorum alles setzen will, welches den hiebeuor nicht herkommen, vnd sonderlich gegen die Churfürsten, welche die vornembsten glieder vnd Seulen, des heilligen Romischen Reichs sein, vnd dafur zu respectiren, auch ohne derselben bewilligung nichts erhebliches zu concludiren, dabey billig zuuerbleiben.

So werden auch dergleichen harte ernstliche wordt gebraucht, die auch woll ein Chur vnd Furst, gegen seine Landtstende moderirt, Aber hieraus ist Principaliter, mit den Churfurstlichen Pfeltzischen vnd Sächsischen Gesandten fleißig zu Communiciren, mit denselben auch, wie es ahn Vnserer Geistlicher Mitt-Churfursten LLdh. Gesandte, vnd hernacher coniunctim, des Ertzhertzogen L. als Kaiserlichen Commissarien, vnd foderst ahn die Kay. Maytt. mit gutten bescheidenheitt zubringen, vnd was ferner die notturfft vorzunehmen, als den Vnsere Gesandte dahin sollen sehen, das vngeeiffert nicht verpleibe, auch hinfuro dergleichen nicht mehr geschehe, vnd do je die Geistlichen oder auch woll die Sächsische, nicht etwas deswegen gedenckhen wollten, So sollen sich die Vnserigen den Pfältzischen coniungiren.

Aber sonsten wehre es woll sehr guth, wurde auch ein viel beßer ansehen haben, wan Chur Sachsen nicht allein in dem Punct, Sondern auch in andern grauaminibus, die handt mit ahnlegen wolte, man wurde leichter hernach kommen, mehr effectuiren, wehre auch nicht vnbillig, gebuhrte sich in allewege, vnd hatt man erfahren was die trennung verursacht hatt, Sollen derentwegen Vnsere Gesandte alle gute bescheidenheit vnd glimpff anwenden, ob es dahin zubringen, vnd so viell moglich alle Separation zuuermeiden, vnnottige disputation, der Direction halben in dem es nicht Religion hendell, sondern mera politica sein, wegen Pfaltz, weil Ihr L. das Directorium, so weit zustehett praecauiren, den ob wir woll so weinig als Chur Sachsen, in Religion sachen, mit Chur Pfaltz vnd andern, so dem Caluinismo zugethan, im geringsten einig sein, noch die tage Vnsers Lebens, ob Gott will, zu werden gedenckhen, Es wehre dan das sie zu vns tretten wolten, welches wir von hertzen wunschen, So konnen wir doch nicht absehen, warumb man sich in politische

Hendeln vnd in puncto grauaminum der beschwerung vnd klagen sein nicht konnen coniungiren, sonderlich bey diesen letzten Zeiten, do alle trennung zu praecauiren, Man auch nicht weiniger vns, als die andern Religion Verwandten beschwerett, wir auch hiebeuorn vns albereitt, wie auch Vnser in Gott ruhender Herr vnd Vatter, Churfurst Johanns Georg rc. Loblichen Christseligen gedechtnus, eingelaßen vnd die Grauamina coniunctim vbergeben haben.

Das in Contribution sachen ein Standt dem andern nicht vorgreiffen kan, ist mit allem fleiß abzuwenden, den das die jenigen hulfen, so aus dem Reich, zu wiederstandt vnd abhaltung des Turckischen gewaldts geschehen, nuhr mitleidenliche freyhülfe sein, auch dergestalt begert vnd geachtet werden, das kein standt vber sein selbst, noch der seinigen sonderbahr Vermögen, freywillig erbiethen vnd erklerung beschwerdt werde, derwegen man vmb so viell mehr vrsach sich vber die Fiscalische proces am Cammergericht, zum allerhochsten zubeschweren, wie dan daßelb vnsere Gesandte in Acht zu halten, Ist auch res nouj exempli, sonderlich wieder zweine Churfursten vnd so viell vornehmer Fursten vnd Stende des Reichs coniunctim, wehre auch einer dissipation vnd gentzlichen trennung in Romano Imperio. wen man exequiren wolte, nicht vngleich, dahero Ihr Key. Meytt. billig dauon abzustehen, vnd ins kunfftige dergleichen nicht zu tentiren.

In andern Grauaminibus, weill dieselbe publica vnd Generalia sein, auch nicht allein vf vorigen Reichstagen mit Fleiß urgiret sondern zum theill, insonderheitt wegen der Neuerlichen hoffproces, durch sonderliche Gesandte bey der Key. Meytt. die notturfft communi nomine der correspondirenden eingewandt ist, so haben sich vnsere Rhette, der Anderen Correspondirenden Abgesandten meinung zu Conformiren, doch mit dem Anhang vnd erinnerung, das gleichwoll gegen Ihr Key. Maytt., den Ober vnd Lehnherrn, wie imgleichen Ihr Key. Maytt. Commissario, gutte discretion, bescheidenheit, vnd Hofliche worbten gebraucht werden, weill auf diese weyse eben der Scopus das durch all zu scharffe anbringen vnd einwenden, zuerreichen, vnd seindt vnsers ermeßens, wiewoll etzliche in contraria sententia sein werden, die grauamina durchaus nicht zuruck zu setzen, ja derselben Expedition zu urgiren vnd zwar nicht zu dem ende, das etwas würgkliches zu effectuiren, Sondern ad eum finem, darmit vors erste, vns von vnser allerseits posteritet vnd Nachkommen nicht zu imputiren, Als hetten wir bey solcher gutten gelegenheit etwas verseumet, zu ließe gengen, und die notturfft dermaßen nicht in Acht genohmen, wie sichs gebuhrett hette.

Fürs ander das es nicht allein bey Ihr Kay. Maytt. das ansehen gewönne, als hette das gegentheill vns dermaßen durch Ihre einwenden begegenett, das wir a parte der Euangelischen Stende, nichts erhebliches weiter vorzubringen, zu dem das Ihr Kay. Maytt. der Correspondirenden Gesandten dergestalt vnd also fundamentaliter abgewiesen, wie man den ungescheuet vorgeben soll, das man zu schweigen vrsach hette, Sondern das nicht die Catholischen Stende in die gedanckhen vnd Argwohn geritten, Sie hetten gewonnen, die Grauamina nicht gelindertt, sondern geheufft wurden, wir wollen geschweigen das sie dahero Vrsach nehmen mochten, vmb so viell mehr die beschwerung zu continuiren, vnd nichts zu vnterlaßen, so zu gentzlichen Ruinirung der Euangelischen

Stende, vnd vnser Armen Mit Christen, Sonderlich den jenigen so in Ihren gebiethen vnd Landen wohnen, dienlichen 2c.
So geben Furstenwalde den 10. Nouembris Anno Tausendt, Sechshundert vnd zwey.

L. S. Manu propria.

IV.

Aus dem Schlußbericht von Bruckmanns Hand über den Reichstag von 1608.

(Rep: 10 lit: N. N. N.)

Recht im angehenden Reichstage wirdt Donawerth eingenohmen, der Bäpstische Aberglaube daselbsten eingefuhrett: den armen leuten wird nebenst abnehmung vnd verterb alles des ihrigen, eine frembde nation von Wallonen vber den Hals geleget: alle Wehr vnd Waffen, bis auf die brotmesser noch, mussen sie von sich stellen ohne andere an ihnen, in Teutschen landen nie erfarne verubte Tyranney: darunter sich den erst vor wenig tagen vor vnserm abrücken von Regenspurg, begeben, vnd zugetragen, das ein Wallon, einen eisernen Werckzeug, so etwas spitzig bey einem Burger daselbst, der dieses zu seinem Handwerck gebraucht, gesehen, zeigt ers derhalb seinem Capitain zur stund an, welcher alsobald gelauffen kommt, schlagt den armen Man vnuermuttet zu boden, nimtt ihme dasselb instrument, vnd lest ihn dazu in den tieffsten Thurm werffen. Solchs vnnd dergleichen vielmheer, hatt man mitten in Teutschenlanden ia fast in conspectu des Reichstages, vnnd noch dazu von auswertigen vnd dem losen gesindel der Wallonen, ansehen mussen.
Wie dann auch wir nimmer zu Rhate gangen, es hat vns das wider die Donawerder angeschlagene achtsmandat, an dem Rathhause zu Regensburg, vor augen gestanden, vnerwogen dessen, das doch solchs durch die nicht in Gottes Namen ergangene execution erloschen: vngeachtet auch, das wir zum instendigsten oftmaln vmb abnehmung desselben anregen gethan.
So ists pillig auch vor einen merckliche despect vnd schimpff zu halten, das man mit so vngleichen, vnrichtigen vnd vnstandhaften propositionen, den Stenden vorgehen durffen, Gleichsam were aller witz vndt verstandt diesen magnaten allein zum erbe anheim gefallen: vndt mit vnsern Herrn vnd vns were es soweit kommen das wir nun weiter das schwartze vom weissen nicht zu nuterscheiden wusten.
Was hat man sich auch, bey wehrenden tractaten, nur nicht vnterstanden, das zu abbruch vnd schmelerung der Teutschen Freyheit gereichend were, bald hat man diesem, bald ienem, der session halb, streit angereget vnd sonderlich mit Wirtenberg den anfang machen wollen, vnd durchtringen wollen, das kein Furst oder Standt session oder Stim halten solle er were dan beliehen, oder hette zum wenigsten indult, oder Concession vom Kaiser erlangt. Durch welchen weg es in wenig Iharen dahin gereichen wolte, das die weltliche banck im Fürstenrhat gaar leddig werden durfte. Vnd wurden alsdann die Bapstischen die maiora vmb so viel das inzunehmen haben.
Ingleichen hat man auch die Stende praecise an den modum procendendi

welchen die Kaiserliche proposition gefuhrtt, verbinden, auch zugleich vberreden wollen man konne keine sachen handeln, oder tractiren, ohne die ienigen, deren im Keiserlichen ausschreiben meldung geschehe: alles zu dem ende das wir vber kurtz nicht mehr Reichs, sondern bloos Contributionstage hetten.

Was vor ein vnerhörter schimpf dieses gewesen, das man nicht allein eigenthurstig, frefentlich, die an Chur, Fursten vndt Stende haltende schreiben aufsehet: Sondern auch die zu algemeiner Reichsversamblung abgeschickte gesandte, theils gefencklich annimtt, theils aber denselben nachstellt, ist abermaln offenbaar.

Wir wollen vnterthenigst geschweigen, wie auch eins theils der assistentzrhäte, vnsere dem Vaterlande zum besten angestellte conuent, herdurcher gelassen: wie mans des Teufels versamlung genannt: Das Pfaltzische losement den Teuffels herberge geheissen, darinnen man dem Keyser, seine hoheit, vndt maiestet (welches vns aber nie ins Hertze, oder gedancken gestiegen) disputirte, vnd in Zweifell zöge: ia dem Commissario selbsten, haben wir Teufell vnnd Bestien sein müssen: ohn andere ehren uerletzliche wort, mit welchen wir hinterrücks von Haniwalden angegriffen, Ja es ist dieser so weit kommen, das er, wan er bey seinen Jesuiten sich mit dem trunck vberladen, heraus fahren durffen: wer weren die beyden lassen, Pfaltz vnnd Sachsen, das sie dem alten loblichen Keyser furschreiben solten, wie er sein Regiment zu fuhren, vnnd anders dergleichen viel mheer.

Nicht weniger gehören auch anher die vorberuhrte process mit Eslingen, Vlem, vnd andern.

Wer wollte aber auch vnter den vnwerdesten, verächtisten nationen, woll gefunden werden; so da wurde bereit sein, vor so mannigfaltig erwiesenen starcken despect, noch seinne geldhulffe, guetwillig darzuschiessen? Furwaar, bey keinem Boheimb, oder andern vnmittelbahren Vnterthanen des Keysers, wurde dergleichen patientz zu finden sein.

Gehet man auch der gestalt mit vns vmb, ehe dan man vnser geld hinweg hat, wie will man hernacher mit vns gebahren, wan das geld ausgezahlet vnnd in ihren Händen?

Vnnd wie hat man doch nimmer mehr, ohn mit schaden, nachtheill vnnd verterb, des Vaterlandes imuniteten, vndt freyheiten, solchem, so weit aussehendem vnwesen lenger abewarten konnen?

Vndt ob solchs alles aus bis daher erzehltem nicht albereits gnugsam schein: erweiset sichs doch zuforderst daher, das die Stende der Euangelischen Confession noch niemaln vf einig suppliciren, schreiben oder suchen, den gantzen Reichstag vber, mit der geringsten antwort versehen, oder gewirdiget worden, vnnd ist sonderlich dieses vnterthenigst zugedencken, das, wie der gesambten Wetterawischen Graffen bestalter Cantzler, mit der Schrift in den Donawerdischen sachen, nacher Praag, aldaar er vor andern bekant, vnnd vor diesem, eine Zeit lang, einen agenten geben, abgefertiget (do dan der Churfürst Pfaltzgraff den kosten vber sich allein gehen lassen), ist zu Praag niemands gefunden, der solche Schrift, anfangs, an sich nehmen wöllen: Sondern man hat nach vielem vmbtreiben, ihn bald zu dem, bald ienem gewiesen bis das es ihnen endlich wolgefallen, die Schrift anzunehmen; vndt sonderlich hat der Vicecantzler Straalendorf, ihme, vf sein instendig solicitiren, ins bescheide

geben: es wunderte ihn, das er in sachen, die nichts auf ihnen hetten, vnd de lana caprina weren, so viell fest machen mochten. Es ist auch zwaar solche Schrift, anfangs in den geheimbten Rath, vbergeben, von daar aber vnexpedirt, an Haniwalden, alles nur zum schimpf der Stende kommen. Sintemalln mheer dan notori kuntbar, das dieser des gantzen Donawerdischen Spiels, heuptsächer, vndt das es daher wider alle vernunft were, da er diese Schrift, als welche in allem wider ihn leuft, ihrem inhalt gemees, referirte, vnnd fur brechte.

In solchem respect sind die Stende am Keyserlichen hofe vnnd dazu sollen sie noch geld auszahlen.

Wir vbergehen fur itzo. wie wir fast teglich, in den Jesuiterpredigten, in gegenwart des Commissarij, vnd der assistentzrhäte herdurch gelassen: wie man den anfang des Reichstages, mit solchem allarm gemacht: es were nun Zeit, die Ketzer auszurotten, am Rathe, am Gelde, an Waffen, Rossen, vnnd leuten were kein mangell: nur das mans mit der thaat angrieffe. Wie ingleichen der Reichstag in den Jesuiten predigten damit beschlossen: es liesse sich woll ansehen, sambt wolten Lutheraner vnnd Caluinisten der sachen eins werden. Aber es were nichts vberall, ia wen der Wolff vnd das Schaaf mit einander die pflueg zögen, vnnd der fuchs vnd der Hahn mit einander im felde Spatzieren giengen, als dan mochte es etwas sein. Sollte man sich darumb hinfur, im wenigsten nichts furchten.

Vnnd was des schimpflichen Dinges vielmheer gewesen, so viell zu lang alles zuerzehlen sein wolte.

Letzlich. so ist auch der ort also geschaffen gewesen, das man sich also fort, vom anfang daher, allerhand gefahr zu besorgen gehabt, welche auch vom Tage zu Tage gewachsen vnnd zugenohmen.

Den also bald es nicht nach Haniwalds Kopf gangen, hat er zu drawen angefangen, vnnd sonderlich hat er in der Carthaus, nachdem er sich, mit dem Soffe seiner gewohnheit nach, vberladen gesungen: mitten wir in Beyern sein: mit den Beyern vmbfangen: vnnd hat dermaln mit vielem iauchtzen vnnd schreyen weiter gesaget: da die Stende der Euangelischen confession in puncten die Klostersachen betreffend, nicht weichen wolten: wurde es blutige Kopfe geben, darauf noch der von Pappenheim, so anwesend, geantwortt, er Haniwald were sein gueter Freund, wurde ihn derhalben warnen, sich, wes es angehen solte in acht zu haben. Welches er auch ihme versprochen vnnd zugesagt.

Vber ein Zeit hernacher, hat er wider gedrawet, wie auch andere seine Bursgesellen; die hitzigsten vnter den Gesandten, dieweill es doch sonsten kein guet thete, nach Prag zu schicken.

Zufoderst aber ist er im deutschen hause so weit heraus gangen, das er gesaget: wans nach seinem Rhate gehen solte: So solte man die fursten Teutschlands, nicht allein einen nach dem andern heruber ziehen, wie Keiser Carll gethan: Sondern, hat er mit geberden so viell angedeutet, solte man ihnen die Kopfe gaar wegreissen. Darauf ihn noch der Westnacher gestraft, solche scharffe reden auszustellen.

Bald darnach ist das Beyrische werben angangen, Nach welcher zeit man dan teglich eines nächtligen einfhals, oder anders dergleichen, vnnd das man drauf

gienge, sich befurchten mussen, Sonderlich, weill bey der Stadt weder Rath noch hulffe zu finden: Sondern alles verzaget, ia fast desperat: vnnd keinem so ihnen guetes gerhaten, gefolget worden. Sie haben auch noch ihre grosse gefahr, darinnen sie, on alles verschulden, bloos der Religion halber schwebeten vns beyden, den D. Köppen, vnnd Götzen, wie wir auf sein wollen, durch zween ihres mittels, darunter der eine der oberCämmerer Flebanker gewesen, furtragen, vnd dabey bitten lassen: es hinwieder an E. C. F. G. zu bringen: E. C. F. G. auch ihrer halb vmb gnedigste assistentz zuersuchen, welches wir dan pillig eingedenck sein sollen. Wie ihnen aber bey so weiter entlegenheit assistentz zu leisten, sehen wir vnseres Theiles nichtt. Wir haben ihnen sonsten gerhaten, sich in protection des Churfursten Pfaltzgraffen, vnnd Pfaltzgraff Philipp Ludwiges zubegeben: auch viell ehr, pro recognitione protectionis, ein annuum quid, zu zahlen: aber da ist niemand daheimb gewesen. Obwoll hoechlich zubefurchten, das sie in kurtzem, mit vnwiderbringlichem ihrem schaden, ihrer lessigkeit mochten entgelten mussen. Gott wolle ihnen beystehen, vnd ihr protector selbsten sein. Den es mit warheit viel gueter ehrlicher leute drinnen.

Anno 48 hat Keyser Carll auf dem Reichstage zu Augspurg sein guardi vnter die thoor gestelt gehabt. Es sind aber die Churfursten hinzu getretten, vnnd sich hierob, als welchs contra libertatem comitiorum were, zum hochsten beschweret: es ist auch, ehe vnnd zuuorn die guardi abgeschaft, aus den rathschlägen nichts worden. Da doch ihenes viell leichter, als dieses: welches wir doch bey nahet in die zehn wochen ausstehen vnnd erwarten mussen.

Vnnd dieses, gnedigster Churfurst vnnd Herr, sind die vornemsten vrsachen' vmb welcher willen man endlich vermoge habenden befehlichs, die versamlung zergehen lassen mussen. Hoffen auch, das ein iede derselben also geschaffen, das sie von der lieben posteritet allein vor gnugsam, daher man dem spiell lenger nichtt zusehen sollen, wird erachtet werden. Welchs wir mit mehrerm vnterthenigst erzehlen sollen, damit E. C. F. G. gnedigst, den betrubten Zustandt der Euangelischen Stende hieraus zu ersehen, vnnd auch zugleich auf hierzu gehörige mittell, nebenst andern ihren mit churfursten verdacht sein konten. Welchs dan vnseres vnterthenigsten geringfuegigen vorsehens nechst Gott, vf hindansetzung aller priuat respect, vnnd einer vesten, vfrichtigen union vnnd zusammensetzung, nach exempell der benachbarten bestehen will. Der wollguetige Gott wolle die rechten wege hierzu zeigen, vnnd gnedigklich an die Hand geben.

Wie dan man es mit Gottes furcht vnnd rechtem eifer angriffen wird, nicht zu zweiffeln.

Es sol auch oben angedeuteter Keyserlicher Rath (doch im hochstem vertrawen) selbst gemeldet, das dieselbe coniunction das einzige mittel sein wurde die hieuorn gemelte consilia de introducenda absoluta & monarchica potestate, zu hintertreiben vnnd abzuwehren.

Vnnd ob ie iemand, dem seine Religion vnnd Freyheit nicht lieb were vnnd er sich daher von solcher coniunction abthuen wolte, verhanden (als wir vnterthenigst nicht hoffen konnen), denselben muß man vnser seits zu seiner verantwortung vnd straffen, abutiren (?) lassen. Wahr doch der Graff zu Eg-

mond, auch die brucken, darueber die Spanier (inmassen der printz von Oranien prophecceite) in die Niederlande kommen: aber in des worden E. C. F. G. als der Eltiste Churfurst vnter den weltlichen, auf welchen meinigklich diesfhals ein auge geworffen, das ihrige auch ferner dabey zu thuen rhuemblich nichtt vnterlassen. Waren doch der Schweitzer, die anfangs die Coniunction macheten, nur drey. Es ist aber dannoch hernacher gaar woll gerhaten, Sieder ihrer auch viell hundert tausend hinzukommen.

Den ob solchs nicht geschichtt, werden die Keyserlichen, wie guet sie es auch an itzo, da sie in not stecken, furgeben mogen: ihre practicen nimmer abestellen: wir aber werden in kurtzem, Gott verhuete es gnediglich, das auch keinem die Zeit erleben, vmb vnsere religion vnnd freyheit kommen. vnnd iämmerlich aufgerieben werden.

Was die newe keyserliche proposition anreichet, ist solche erst heraus kommen, wie wir vnserer Schrift halber vns bereits mit einander vergliechen gehabt, vnnd ist dabenebenst ins gemein dafür gehalten worden, dieweill nur das alte Lied, mit anderm praetext, verbremet: darinnen enthalten (wie der Saltzburgische D. Kurtz selbst daraus geredet), von allem dem auch was Euangevischen theils gesucht worden, keine einige meldung geschicht, noch viell weniger aber einige mittel vnd wege zur abhelffung der entstandenen strittigkeiten darinnen angedeutet worden; dahingegen aber daraus austrucklich zuuerspuren, das mit Bapst, Spanier, Florentiner, vnd andern, aus des Reichs sachen communicirt: deren Rath vnnd guetachten auch hoch gepriesen werde: Da aber der Reichs Churfursten vberall zurücke gestalt bleiben, vnnd bey diesem Hauffen nicht mehr gelten, das man auch nicht weniger als zuuorn Gott vnnd sein wort zuuorfolgen vnnd die freyheit der gewissen zuuorstricken, im vorhaben: Die praesupposita auch alle von Turckischen vnnd vngerischen pacification, gantz vnrichtig oder doch zum wenigsten seithero, in weit andern Stand gerhaten: Zuforderst aber auch vns wehe gethan, das man zu abermahligem, vnnd newem schimpf vnserer Hern vnnd vnserer, gleichsam wir alle zu kindern worden, vnns abermaln zuuberreden vnterstanden ꝛc.

Geben in E. C. F. G. Stadt Coln an der Sprew am 1. May des Ihares 1608.

E. C. F. G. ꝛc. ꝛc.

Friederich Pruckman
D. manu ppria.

Johan Köppen m. p. p.

Sigmundt von Götzen m. propr.

(Münchener Staatsarchiv. Aus den Sammlungen der historischen Commission. Abtheilung: Wittelsbachische Correspondenz. Mitgetheilt von Dr. Ritter.)

V.

Berichte über den kaiserlichen Hof.

I.

Markgraf Georg Friedrich von Anspach an den Churfürsten von der Pfalz.

Unser freundlich dienst ꝛc.

Nachdem e. l. bißhero uber vorige beschehene vertreuliche communication etlich mal ferner merere nachrichtung begert sowol vom zustant der Kai. Mt. person unsers allergnedigsten hern, alß des regiments doselbsten, und dan uns gleich anitzo aus sondern vertrauten orten solche geheime avisationes fürkommen, darin kein zweifel zu stellen, sondern laider mer, als guet ist, im grund und der geschicht anbrachter maßen geschaffen sein sollen, so haben wir unserer herbrachten vertreulichen correspondentz nach nicht umbgehen können, e. l. auch beiliegende copias davon in höchster geheim freundlich zu uberschicken; daraus e. l. zu befinden, was nicht allein der orten zu Prag für ein jemmerlichs, erbermlichs wesen, sondern das auch J. Kai. Mt. sowol, das gantze reich, unser geliebtes vatterland, und bevorab die evangelische stend gleichsam alle stund und augenblick in höchster gefaerlichkeit schweben, und also summum et extremum periculum in mora ist. Derowegen wir nicht zweifeln, weil e. l. der vornembst weltlich churfürst, dem dahero bei so höchst beschwerlichem zuestand unsers ermessens obligt, der Kai. Mt. an die stangen zu greiffen und das scepter des Römischen reichs, welches sich durch dergleichen ungelegenheit albereit geneigt und findet, auch taeglich je lenger je mer neigen und sinken thut, wider etwas aufzurichten und emportragen zu helfen, e. l. werde disen hochwichtigen sachen, daran ja des gantzen reichs und aller evangelischen zeitliche wolfart ligt, sobalden und one allen verzug in reife notwendige deliberation ziehen und uf alle mittelweg bedacht sein, wie solchen geferlichen prackticken, soviil immer menschlich und müglich, mit zeittigem rat vorgebawet, und dem gegenteil zu unser aller selbst unwiderbringlichem nachtheil und schaden der zaum oder schwang nicht zu lang gelassen, sondern inen, wie billich, und man wol fueg hat, noch bei zeiten aus den henden gerissen, und in das spil gesehen werde.

Mit freundlicher bit, was e. l. also für zuetreglich erachten, sie uns dasselb umbs gemeinen besten willen auch vertreulich zu verstendigen unbeschwert sein wollen.

Und wir bleiben e. l. zu vetterlicher diensterzeigung jederzeit wol gewilt und urbüettig.

Datum Onoltzbach den 24. Juni ao. 601.

Auszüge aus dem diesem Schreiben beigefügten Bericht.

Von vornherein wird die Melancholie des Kaisers von Rumpf hergeleitet, von dem so viel Nachtheiliges gesagt wird, als einem gestürzten Minister nachgesagt zu werden pflegt, die Entfernung Rumpfs selbst aber als Beweis angesehn, daß der Kaiser seines Verstandes noch nicht beraubt sei. Die Anfälle seines Uebels seien perodisch, der Zustand aber doch für das Reich sehr gefährlich.

„Dan bei solchem zustant die catholischen raete, welche zum teils der religion und sonderlich Liechtenstein viel verhaster seint, als Rumpf gewesen, diesen proceß brauchen: wan i. Mt. inen was befehlen, so ihrem humor gemeß, und inen gesellig, exequiren sie es balt; wo es aber wieder sie ist, muß der gut Keiser nicht recht bei sich selbst sein; stellen es ein; underdessen wurt's vergeßen. J. Mt. haben niemants getreues zur hant, das also die raet nichts desto weniger iren willen dem bapst und Spanien zum besten schaffen, als zuvorn der Rumpf gethan. Und ist der zustant des reichs umb soviel geferlicher, als zwar zuvorn noch etwas ist verrichtet worden; aber anjetzo ligt alles darnider und in höchster confusion. Dan den proceß etwas zu beschreiben, kompt fast durchaus kein einiger rat mer zu i. Mt., sondern wurt alles durch die cammerdiener verrichtet; darunder zwen so gehör und zutrit haben, Makofsi und Franck. Makofsi ist der oberste, ein ser böser, ja teuflischer mensch; den hat der von Rosenberg hencken wollen lassen, aber erbetten worden. Er gehet mit teuffelskunst umb, und meinet jederman, er hab i. Mt. verzaubert. Hat einem erlichen man sein weib, dabei er lang gehauset, mit gewalt genommen, in umbzubringen befohlen; alß er aber entrunnen, hat er ime 2000 taler darvor geben. Und darf niemant kein wort darwieder sagen. Wan nun die geheimen oder andern raet etwas gefertigt, muß man's ime zustellen; so durchsiehet er alles und weiß, was ime etwan recommendirt worden, das befurdert er und legts i. Mt. zur subscription vor. Wan aber ine einer nicht beschencket, laest ers bleiben und in infinitum liegen. Dardurch er so statliche vererungen erlanget, das mans in zweien jaren uf sechtzigtausend gulden geschetzet.

Dieses bösen menschen gebrauchen sich nun die päpstlichen und Spannischen und andere, so begeren, böse sachen durchzutreiben. Bei diesem mußen sich die geheime raet angeben, wan sie i. Mt. wollen was vorbringen. So begeren auch i. Mt. vor sich keinen zu hören, weiln sie inen wenig trauen, oder alß untuchtig vorachten.

Der ander, Franck, ist ein frummer erlicher man, und dem Kaiser auch ser angenem, weiln er schöne künst kan, und sonderlichen die Bemischen edelgestein rein zu machen, das sie den Orientalischen nicht seher ungleich. Der nimt gleichsals dergleichen sachen uf sich, wiewoln der underschiet, das dieser der evangelischen religion eiferig zugethan [am Rande ist bemerkt: abgevallen], der ander aber ein teuffelsbanner, von deßen religion ein jeder leichtlich zu judiciren.

Dieweiln man alle ordentlichen relationes eingestält, und außer dieser beden und bißweiln Warbicio niemant zu i. Mt. einige sache bringet, es sei dan Berlinger, der auch behutsam gehen muß, kan leichtlich alles per fas et nefas durchgetrungen werden. Und obwol man bißhero viel darvon geschrien, der

päpstliche und Spannische nuntius werden nicht gehöret, welches an im selbsten wol war, so manglen inen doch uf angedeutte wäg keine mittel, alles, was sie wollen, durchzutreiben, ja sie beratschlagen sich alle tag mit den geheimen raeten und stellen fort, was sie nur wollen. Denen bequemt sich der von Liechtenstein allerdings. Der ist bei der Kai. Mt. auch nicht angenem, und wurt in gemein gar übel von ime geret. Dan er sein erlich weib vor einem jar zur religion gezwungen, darüber sie sich fast halb tot bekummert.

Als er sie nun an hiesigen Hof bracht, hat er sie sitzen lassen; dagegen tag und nacht, wie auch uf diese stunt bei der wittib von Bernstein des Spaniers don Johan Manriques tochter, sich usgehalten, also das sie von hinnen mit dem vorsatz gezogen, niemmer mer wieder zu ime zu kommen. Was nun der von Liechtenstein in erfarung bringet, das weiß gedachte wittib. Die hat alle tag die Spanischen und bäbstischen und anderer frembden potschaften und gesanten bei sich, und wurd alles verkuntschaft Das weiß der Keiser und ret gar übel darvon, deßwegen auch nach anderen an seine stel getrachtet wurt. Was nun der von Liechtenstein thun kan, das wurt durch dieses weib durch antrieb der päbstischen befurdert.

Die andern drei, alß Hornstein, Coraducius und Mecker sein viel kranck und sehen durchaus uf den pabst und Spanien.

Was nun guts bei solcher gelegenheit des haupts und der diener dem reich zur nutz geschaft mag werden, hat man mit der zeit zu erfaren, aber mit höchster ungelegenheit der evangelischen stent des reichs, weiln der gegenteil seinen willen schaffet, und soche geferliche practicken vor sein sollen, das nicht sicherlich davon zu schreiben. Allein gehen sie gewiß darauf umb, wie sie ertzhertzogen Albertum zum Böhemischen und Römischen konig machen möchten, der hofnung, sie wolten alßdan nicht viel nach i. Mt. fragen, oder was sie sönsten vorhaben. Und können die catholischen furneme raethe und andere, so bei inen sich ufhalten, in furnemen gar nicht bergen, sondern bestreitten offentlich, Albertus mußte Römischer konig werden. Dannenhero nichts gewiesers zu gewarten, alß das sie ir intent werden fortsetzen und, wan es zeit scheint, i. Mt. forthelfen.

Vom ertzhertzogen Matthia halten sie gar nichts und verhoffen, i. f. d. wol dahin zu bringen, das sie fro sein sollen, etwas von den erblanden zu bekommen.

Und was kann doch einem solchen ertzbuben, wie Makofsj ist, zu viel sein der alle stunt i. Mt. in seinen händen hat, derowegen gewiß der Kaiser in höchster gefar ist, und mit ime das reich, sonderlich die evangelischen, quorum res agitur. Dan sie so unverschämbt worden, das sie sich ungescheut offentlichen vernemen lassen, es were jetzunt zeit, die Lutterischen zu überrumpeln, wan man mit den Turcken frit machet und inen das volck uber den halß führet.

Was den hofrat belanget, ist bewust, wie es damit beschaffen. Darumb mussen die evangelische chur- und fursten die entliche resolution bei sich nemen und beständig beharren, das sie sich dem nicht submittiren wollen. Es seint viel böser leut darinnen, und jetzt alles nach affection und vererung."

„Sönsten ist in gemein beim kaiserlichen hof keine verrichtung. In kriegssachen

ist es alles zum übelsten bestellet. keine grenitzheuser besetzet; und solte diß jar der frit nicht ervolgen, und die Christen eine niderlag leiden, dörften die erblande verloren sein, und die underthanen wieder die obrigkeit so schwürig, das es inen gleich gilt, under dem Keiser oder Türken zu sein.

Der hertzog von Mercure trachtet hinwegk, die obersten befelich werden nicht bestellet, und scheinet, alß spilleten die Spanischen babstischen es mit fleis dahin, das alles über und über gehen solle, damit sie alßdan iren willen schaffen können.

Wan nur uf dem künftigen reichstag die evangelischen beßer zusammenhielten, könte man noch wol viel unheil abwenden."

„Von ertzhertzogen Mathiä wil man gar nicht hören, mit vorwenden, er sei nit eiferig catholisch und sonsten auch zum regiment nit so gar qualificirt. Vielmer recommendiren sie Maximilianum und wolten denselben lieber haben; allein wissen sie nicht, wie sie es mit den Erblanden machen sollen. Und werden die bapistische und Spannische uf alle mittel und weg gedencken, wie sie ertzhertzogen Albertum oder Maximilianum durchtringen mögen. Deswegen die weltliche churfürsten billich bei zeitten dahin sich vereinigen solten, damit es den papistischen nit nach irem willen gieng.

Ein bapistischer furst hat dieser tagen zu Prag gedacht, die Böheimer weren entweder Albertum oder keinen zu erwelen gesinnet."

Aufschrift: Discurs und bericht den zustant der Kai. Mt. und des kaiserlichen regiments betreffent. — Den 3. Junii anno 1601.

II.

Auszüge aus einem fernern an Georg Friedrich gemachten und von diesem an Churpfalz mitgetheilten Berichte.

Der bapst und die Spannischen und ir anhang hielten i. Mt. fur unsinnich, besessen und undüchtich zum regiment. Der grave von Turn, kaiserlicher ambassador zu Rom hette einem vornemen herren zu Prag, welcher es autori angezeigt, geschrieben, da die beurlaubung der zweier vornemer diener zu Rom kuntbar worden, daß daselbst sollich ein lerm gewesen, auch durch offene pasquillos und hoher leut discours solliche dinge legen die Kai. Mt. uf die ban kommen, das einem sein hertz erkalten mügen.

Die kaiserlichen raete belangent hette Corradutius gesagt, der Keiser were vom bösen feint besessen; autor gefragt, warum man nicht helfe; Corradutius daruf geantwortet: 'er wil im nicht helfen lassen.' Wenn capuciner kommen, sagt i. Mt. 'wie quelen mich die schelme!' Könne keine geistliche, noch gebet leiden. Der furnembsten aulicorum meinung sei diese, weil i. Mt. acht jar long mit der negromantie umbgangen und sonderlich gearbeitet, speculum philosophicum prospecticrum zu machen, und noch, daß sie zu weit hinter diesen sachen kommen, und von dem bösen feint, gleichsam als a furiis also getrieben werde.

. . . etliche guthertzige, darunter auch autor, und halten, das es profundissima melancholia sei, aus folgenden ursachen: den autor vielmal gesehen, das

i. Mt. beschidenlich rede und discurrieret von hohen sachen sine ulla mentis perturbatione, sondern hochverstendich, also daß autor dafur helt, das causae morbi fur allen dingen wegk zu nemen sein solten. Dieses jar nemblich sei i. Mt. climactericus, in welchem dero her vatter, Keiser Maximilian gestorben sei, also das auch neben andern sich naturliche ursachen erzeigen.

Werde sönsten von den kaiserlichen raeten hönisch uf i Mt. geredet. Hanniwalt habe gesagt, der Keiser hat seltzame mucken; Barvitius: 'es ist kein verstant mer in unserm hern'.... Ancel hette autorem zu sich holen lassen und im angezeigt, der nuntius und der Spannische gesandte segen wol, das es mit dem Kaiser und dem regiment keinen bestant haben könte, darumb hetten sie albereit einen Römischen könig under inen den bäpstischen. Kaiser hette selber autori gesagt: 'ich weis wol, daß sie mir nach meiner hobeit trachten; bin inen nicht catholisch genug'. Autor helt die wissenschaft, dieser vornemen polaten practiken habe i. Mt. in solliche melancholei gebracht, sonderlich weil sie bißhero in furcht von Rumpfen wegen Spannien gehalten worden.

Item das i. Mt. alle sachen hinderhalten, und nichts fur dieselbe bracht worden sei. Keiser hab einmal autori gesagt, trawete keinem dero raeten, weren alle Spannisch, financierer, trügen alle Spannische bestallung im büsen, weren nicht gut Teutsch. J. Mt. wolle gerne erliche Lutterische leute haben, befunden sie trewer: 'aber meine leute wollen sie nicht leiden, meine raete wollen sie nicht admittiren'.

So were auch i. Mt. in mißtrawen kegen dero dreien brüdern geraten, weil sie erfaren, was sie und Rumpf practisieret. Dan sie einsmals in den 14 wochen Matthiam erfodert, aber wie die sachen mit Rumpf ausbrochen, durch einen currier wieder abgeschrieben, und wie der currier gefelet, und Matthias mit zwo kutschen gen Prag kommen, habe Keiser in mit rawen worten angefaren und widder nach Wien gewiesen. Maximilian sei angedeutet worden, solle sich des hoffes enthalten, hette in Spannien wegen wal eines Römischen königs practisieret. Ab auch der chur Sachsen administrator mit Maximiliano colludierte, darauf autor, welcher reichssachen nicht unerfaren, geantwortet und dem Kaiser den argwon benommen und vermeldet, das die stende enderung nicht begerten, wie auch nicht einen Römischen könig und dabei der chur Pfaltz und Brandenburg mit ruem gedacht Daruf Keiser gesagt: 'ich trawe beiden i. L. nichts böses zu; aber der administrator der chur Sachsen ist guet Spanisch'. Alß auch der dreien geistlichen churfursten gedacht worden, haben i. Mt. zu Meintz und Cöln stil geschwiegen, von Trier aber gesagt, were guet Spannisch. Daruf Keiser gefragt: 'kan man auch einen Römischen könig ungeschmelert meiner reputation machen?' Daruf bericht beschehen, waß bullae aureae dißfals gemeß, und i. Mt. geraten worden, sie solten mit vorwissen der churfursten einen dero brüdern dazu befodern, den sonsten böse practiken moechten einreißen, da etwan i. Mt, da got fur sein wolte, unversehens verfallen solten; welches i. Mt. wol ufgenommen, und hernacher zu Heiden gesagt: 'die Lutterische seint trewe guete leute, haben mir recht geraten.' Seint derhalben in Gedancken kommen, Matthiam zum Römischen könig zu machen, doch uf caution, daß er nichts wieder i. Mt. practisieren wolle, uf welchen fal es i. Mt. wolle geschehen lassen und im so viel zum unterhalt geben, alß

i. Mt. vor zeiten von Kaiser Maximiliano gereichet worden, nemblich 60 m. fl. Des andern tages habe es i. Mt. gerewet, autorem und noch einen erfodern lassen und angezeiget, seien noch jung genung, wollen heuraten, und sei mit einem Römischen könig nicht zu eilen. Wollen keine Spannische, noch Italienische, sondern eine Teutsche nemen. Daruf ein verzeichnus der freulein begeret. Weren ungedultich worden und die nuntios neben Rumpf und Trautson anschaffen wollen, welches autor mit allem fleis wiederraten.

Hierzu komme das Ungerisch kriegswesen, welches ubel hernacher gehe, darinnen auch i. Mt. gar ungluckliche progres spüren. Zu dem hetten i. Mt. newlich erfaren, welcher gestalt deroselben leute jederman von audientz abhalten. Dan der her Tschernemmel bei Liechtenstein als vicehofmeister audientz begeret, were aber abgewiesen worden mit vermelden, sollte es in's reichs hofrat geben. Daruf Tschernemmel wegen audientz autorem ersuecht, daruf er alsobalden vorgelassen und gnedigst abgefertiget worden mit anzeig, i. Mt. wusten von der persecution kein wort nicht, solte es i. Mt. selber zustellen; daruf sie es verpitschieret und Heiden dem cammerknecht zu verwaren geben, auch in die lant ob der Ens hinderrucks geschrieben, das man mit den persecutionibus inne halten solle. — Also das autor helt, das diese ding causae melancholiae seint, und nicht, was von andern i. Mt. affingieret wird.

Nechst diesem hat autor auch vertreulich berichtet, womit man wegen wal eines Römischen königs umbgehe. Die nuntii und Spannien hetten gerne Albertum. Hette aber gehört, das von inen nachfolgende verhinderungen erwogen worden: 1. das er keine erblender hette, 2. das er den Ungerischen grenitzen zu weit entsessen. 3. Weil er Behem und Oesterreich nicht haben könte, wurde im nicht müglich sein, Ungern zu verteidigen; möchten also die erblant und das reich schaden leiden. 4. Könte im reich nicht residieren wegen des kriegs. 5. Wurden stende an unsicher ort nicht nachfolgen. 6. Möchten brüder an einander wachsen; da einer dem andern vorgezogen würde. So were exitus belli auch noch ungewis, also sest desperat, mit Alberto durchzutringen.

Matthiam wolten bapst und Spannien nicht haben. Sei nicht catholisch genung und schlechten verstants, dannenhero einer von den raeten gesagt, er habe eben so viel witzes als der Keiser.

Maximilianum mügen sie lieber; aber habe keine erblande. Darumb schließen sie uf ertzhertzog Ferdinandum zu Grätz; hette probe gethan, das er recht catholisch were. So hette er auch erblant. Haben newlich dem Kaiser angemuetet, Grätz und dieselben lantschaften anzunemen und die grafschaft Tirol Ferdinando zu ubergeben; welches autorem fur gar geferlich ansiehet wegen des passes aus und in Italien. Solle man billich die lant behalten, umb das reich dadurch zu versichern. Wan Tirol, also der paß, irem Keiser verbliebe, hielten Spannien und nuntius darfur, dasselbe leichter zu conservieren, als die grenitzen. Könten ime auch alsdan alle hulf thuen aus Italien wider das reich . . . Autor helt auch, das Keiser gerne am hof hette etliche von den evangelischen chur- und fursten, deren sich in consilio zu gebrauchen. Autor wolte besodern, das Keiser etliche foderte, mit inen discurrierte, wie mit im oft beschehen. Hielte, man solte zusehen, das man leut am hof hette, die i. Mt. die hant bieten könten, weil sie zu itzigen raeten kein vertrawen haben. Sei

das beste, bei zeiten zun sachen zu thuen, werde sonsten alles uber und druber gehen.
Berichtet auch von etlichen geferlichen sachen in Behem. Wollen die catholischen den evangelischen, die doch ungleich stercker, vorgehen in allem. Möchte auch i. Mt. darin zu geben sein. Dieselbe sei mit den Poppeln und irem anhang ubel zufrieden; wen sie einen rucken wusten, wurden sie dieselben gleich den nuntiis von sich schaffen.
Hat auch ein verzeichnus itziger Kaiserlicher raete und irer beschaffenheit ubergeben. Sint entweder abgefallene oder unerfarne. Die geheime seint: Liechtenstein, keiner reichssachen verstendich und neulich abgefallen, Corradutius, Italianer; Hornstein helt i. Mt. zwar fur einen erlichen man, aber sie sagt, er sei zu furchtsam; Mecker, abgefallen, fur diesem Inspruckischer kantzler, ein schulfuechs; Barbitius, secretarius, eines tumpfaffen son von Utrecht. Dies seint die geheimbraete in politicis et bellicis.
Hofraete: Hofman und Schleinitz pro forma; werden zu keinen geheimen sachen gezogen; junger her Trautson; Zoch, Neuhausen und Ulm, diese drei adelstants, heftig papistisch; gelerten: dr. Gretzweiler, persecutor; dr. Ehem, referendarius, dr. Sacker und Gisamins, apostolae; Hanniwalt, nunmer reichshofrat. Autor schleußt, diese nicht qualificieret zu sein, so viel chur- und fursten zu regieren, welche wol so guete und bessere leute haben. Derwegen uf verbesserung und abschaffung zu gedencken; wurde sonsten noch erger werden.
Babst hette durch Corradutium i. Mt. sagen lassen, wolte nicht verhoffen, das man hinfuro einigen Lutterischen mer befurdern wurde.
In der Straßburgischen sachen helt autor keine gefar, wo man sich nicht kleinmuetig erzeigt. Sei sich keiner scharpfen executorialen zu befaren. Keiser wisse nichts davon. Sei des hofrats angeben.
J. Mt. hetten kegen ime autori gedacht, nachdem sie spüreten, das Spannien und Albertus sie und ire brüder von den Niederlanden ausschließen und inen allen regres abschneiden wolten, auch i. Mt. nach der hocheit trachteten, weren sie nicht zu verdencken, da sie auch wieder dieselben handelten: derwegen begeret, autor wolte bedencken eröffnen, ob i. Mt. nicht zu den Niederlanden gelangen könten. Daruf autor sich dahin erkleret, das mit beistant der chur- und fürsten noch wol diese lande zum reich zu bringen, und zu dem ende eine schrift von 12 blettern i. Mt. zugestellet, welche die schrift selbst verschlossen und autorem ersucht, sich wieder balt einzustellen; i. Mt. werde durch einen vertrawten diener weiter mit autore, der i. f. d. des fernern verlaufs zu berichten versprochen, daraus communicieren lassen. Dieses habe autor i. f. d. darumb entdecket, ob vileicht dem evangelischen wesen damit gedienet, oder nicht. F. d. musse bekennen, das es ein wichtig werk sei; zweifeln nicht, Pfaltz werde in geheim zu ponderieren wissen, wie es damit am besten anzugreiffen. Mit derselben wollen sich i. f. d. wol vergleichen.

Aresse (des Anspachschen Schreibens): Dem hochgebornen fürsten, herren Friderichen pfaltzgraven ꝛc.

VI.

Aus dem Wahltags-Protocoll von 1612, über die in der Verfassung nothwendigen Veränderungen.

(Geheimes Staats-Archiv. Repositur 12. Nr. 7.)

Dienstag, den 26. May. Vmbfrage.

ꝛc. ꝛc. Pfaltz. J. f. g. habe das bedencken der Churfl. hören verlesen, Befunden das die defect vnnd Mängell vernunftig vnd woll domaln von den Churfursten erinnert, Setzten außer allen zweiffel do demselben were gehör gegeben worden, das die sachen in den weiten verlauff nicht gerahten, darinn sie sich befünden.

Weill aber dieselben Mängell vielmehr vf damaligen Statum gerichtet, als das sie ietzo stadt haben solten, So wurde man ietzo etwas weiter gehen mußen, vnd eine Verordnung vnd Verfaßung machenn, der Hofnung, do man sich derselben vergleichen wurde, das als dan die iezo angezogene Mängell vor sich selbst fallen wurdenn; vnnd were das jenige, was J. f. g. bedacht dieses:

1. Das ein bestendiger vnd gewißer Rath, von qualificirten personen bestalt werden solte, So ihres herkommens im Reiche geboren, die ihrer qualification halben bekandt, das sie solchem wergk konten genugsamb vorstehen, doch von beeden religionen: denen ein Praesident vnd Vice-Praesident, von beeden religionen vorzustellen; Dieser Rath müße mit gewißen Schranken vnd Conditionen vmbgeben werden, das sie wusten, wie weit ihre Verrichtung vnnd Jurisdiction gehen, vnd sich erstrecken solte. Hielten auch dauor, weil man vber etzliche, domals Kayserliche Rähte, sonderbahre große Clage gefuhrt, das dieselben nicht wieder in den Raht genommen, sondern andere darzu gezogen werden müstenn.
Wehr nun diese Personen zuuerordnen, daruber wolten sie sich vergleichen; hielten es Ihres teils dauor, das auch die andern Stende dazu mitgehören solten, vnd daruon nicht auszuschließen, Sintemaln derselben sachen auch daselbst tractirt wurdenn; Do etwa wegen der Vnterhaltung difficultet vorfallen solte, Stunde zu bedencken, das sie aus dem Reich, vf der Stende gemeine anlage vnterhalten wurdenn, deßen man dan sich woll vergleichen könte. damit alle vnziembliche Mittell so hiebeuor gespuret worden, möchten vorgebauet werden.
Die Maß vnd Form, damit sie vmbschrenkt, mußte dahin gerichtet werden, das den Stenden die Außträge nicht solten benommen werden; wie nicht weniger das man ein remedium reuisionis oder anderes dergleichen hetten, dadurch den beschwerden konne geholfen werden:
Item das an denselben Rath die appellationes von den vntergerichten nicht gehen soltenn: Sondern in dem gange, wie es bißhero gewesenn, als nemlich, am Kay. Cammergericht solten gelaßen werden. Wan nun dieß also vf einen oder andern Weg angestellet wurde, hofften sie, das die disputationes von den HoffProceßen an sich selbst erledigt wurden, Dan wan ein solch Indicium gefaßet, So wurde man wißen was vor

sachen dahin gehören oder nicht, vnd dieselbe verhaßte disputation aus dem wege gereumet werden.

2. Weill aber auch ein ander geheimbter Rath, do die Regiments sachen berathschlaget wurden, sein muße, wolten sie vorschlagen, Ob nicht die Churfursten eine gewisse anzahl von Personen, von beeden Religionen, dem Kayser möchten vorschlagen? daraus J. Mt. die Wahl haben möchte, darauf auch der Rath in einer solchen anzahl Personen zubestellenn, als zu verrichtung der sachenn genugsamb. Vnd do man etwa in denen gedancken stehen möchte, das es nicht zu effectuirn, so könte der Capitulation ein Punct einverleibet werdenn, das J. Kay. Mt. Ihr nicht wolten laßen zu wieder sein, eine solche ordnung, der man sich kunfftig zuuergleichen, einzugehen, dieselb anzunehmen, vnd zu wergk richten zu laßenn.

Sachsen. S. gestr. Churf. vnd Herr habe das Bedencken, so etzliche Churfursten der verstorbenen Kay. Mt. vbergeben, hören verlesenn; Befunden das sich daßelb nicht allerdings anhero wolte ziehen oder practiciren laßen, weil daßelbe von einem bestalten Regiment redete, wie daßelb zu corrigiren vnd zuverbeßern, die iezige Frage aber dahin ginge, wie das kunftige Regiment von neuem solle gefaßet vnd bestalt werden.

Hetten die vorstimmenden angehört, deren einteils sich ercleretten, das sie der Hoffnung vnd Meinung, das es deßelben nicht bedürffe, dann das kunfftige Haubt wurde alles also anstellen, als es die Notturfft des Reichs erforderte, vnd alles in gute acht nehmen: J. Chf. g. zweifelten ihres teils an dem haupte auch nicht, hielten gleicher gestalt daruor, do der Capitulation in allen Punkten werde nachgegangen werden, das man vieles Clagens werde geubrigt sein konnen. Hetten anders teils auch die Pfalzische Meinung verstanden, Befunden dieselben gedancken also geschaffen, das sie in etwas anzunehmen, In etwas aber weiter daruon geredet vnd deliberirt werden muße; Weill sie aber dern andern Vota noch nicht vernommen, die sache auch fast wichtig, vnd J. Churfl. g. den Vorstimmenden nicht vorzugreiffen, So wolten sie hören, wie sich dieselben ercleren würdenn.

Brandenburg. Hetten das Bedencken hören ablesen, Befunden es also geschaffen, das billich den domals zu Praag anwesenden Churfursten, so viel deren noch am Leben, vor die gepflogene sorgfeltigkeit zu dancken, den verstorbenen aber wie billich ruhmblich nachzusagen.

Hielten daruor, das woll fuglich ein extract daraus gemacht, vnd der Capitulation ein verleibt werden könte. Weill aber dardurch dem ganzen wergke nicht wurde remedirt noch abgeholffen werden können, weren noch andere Puncten mehr anzuregen, welche J. gestr. H. ihnen in der Instruction mit gebenn, darunter J. Chfl. g. keinen Privat Nutzen suchten, Sondern als ein Churfurst des Reichs das jenige darbey zuthun sich schuldig befünden, was sie dem gemeinen Wesen zum besten erachteten. Vnd befünden J. Chfl. g. das so woll in personalibus als Realibus allerley defect vorgelauffen.

Zu den Personalibus gehörte: das zufoderst die Euangelische von dem Rath nicht so gar ausgeschloſſen werden mußen, Sondern beyderley religions Verwandten darzugenommen werden. Dan weill J. Mt. beeden religions Ver-

wandten gleichen schutz vndt schirm zu halten schuldig, So were billich das zu verhuetung allerhand Mißtrauens, von beeden religionen Leute, so qualificirt, darzu gezogen wurden.

Darnach habe sich befunden, das die Promotiones nach fauor vnd andern respecten, vnd nicht nach den qualiteten vnd geschickligkeiten zugangen.

Daher bißweilen in wichtigen sachen solche schlechte Vota gefallen, das man sie spargirt, oder auch ofstmals im Druck gegeben, also beschaffenn befunden wordenn, das sie einem solchen hohen Rathe nicht woll angestanden.

Mußen derwegen ins kunfftige woll qualificirte Leute darzu gezogen werden. So weren die Corruptelen, gifft, gaben vnnd Geschenke, fast vngescheuet genommen vnnd geübet worden, dieselben musten eingestelt werden, Vnd were in der Capitulation dahin zu richten, das vfrichtige vnd wolbekandte Leute dazu genommen werden solltenn, die ein gutes auskommen hettenn, Ihnen auch den Vnterhalt zu verbeßern, vnd in ihrem Eyde darzu zu thun, das sie sich mit dergleichen nicht corrumpiren laßen wolltenn. Wie dan auch mit der Strafe deren, so daruber betroffen, andern zum abschew Stricte zuuerfahren.

Der Reichshoffrath solte alle 2 Jahr billich Visitirt werden, durch den Churfürsten zue Maintz als Erz Canzlern, vnd einen weldtlichen Churfl. vmbgewechselt: damit die Räthe wegen solcher Visitation in officio desto beßer erhalten wurdenn.

Auch hielten J. Chfl. g. nicht vndienlich, hetten es auch zue Nurnberg vorgeschlagen, das ein jeder Churfurst, eine wolqualificirte ansehnliche Person stets am kay. Hofe halten möchte, die vf alle sachen achtung zu geben, vnd mit einander zu communiciren, vnd wo nötig, auch etwas vorfiele, bey den Kay. Rähten erinnerung zuthun hatten: vnnd do dasselbe nicht stadt haben wolte, Ihrem Herrn solches zu berichten, welche sich alsdann, in der Person bey J. M. zu interponiren, da nun die andern auch der Meinung, wolte J. gstr. Hr. sich der vncosten, so darauf gehen möchten, nicht tauren laßen.

Es habe nicht gleich wollen aufgenommen werden, das man J. M. also wolle maß vorschreiben, gleich als wan man das haubt binden wolte, Es gebuhre aber den Churfursten des Reichs darauf acht zu haben, wie das Regiment im Reich bestalt wurde. Vnd sey dem Kayser so viel nicht daran gelegen, was die Chur vnd Fursten vor Rähte hetten, dan dieselbe das Reich oder den Kayser nicht regirten, dahergegen den Kay. Rähten das Regiment in der Chur vnd Furstenn sachenn anvertrawet wurde, Vnd sey es albereit Ao. 62 im wergk gewesen, da die Churf. in der Person sich zue J. M. begeben, vnnd wegen des Hoffrahts allerley erinnert, welches auch gewilligt wordenn, Sey aber hernach wegen kürze der Zeit stecken plieben. Do auch der Vorschlag von J. f. g. dem H. administratorn der Chur Pfaltz gethan, solte beliebt vnnd angenommen werden, wurde es Ihren gst. Herrn nicht zuwider sein. vnnd wolten sie sich ihres orts gern bequemen

Realia belangend, da wolten sie J. Kay. M. Jurisdiction nicht disputiren, wusten wol, das solches einem glied gegen seinen Herrn vnnd Haubte nicht gebührte, Doch hielten sie dofur, do die HoffProceß beßer ad constitutiones Imperij administirt worden, So würde Niemand dardurch also grauiret worden sein, vnd wurde gleichwoll auch in camera in J. M. nahmen ge-

sprochen vnnd procedirt. Es were von beeden Theilen vber die vberheuffte HoffProceß Clagen kommen, Man habe nicht allein in religion vnnd prophansachen, sondern auch in communis matrimonial Proceßen erland: Sachen, so am Cammergericht albereit anhengig gewesen, hatte man auocirt, hernach wann sie eine weile aldar gelegen, wieder nach Speyer remittirt, dardurch die Parthepen merdlich auffgehalten, vnd mit schweren Vncosten weren vmbgetrieben worbenn. Wann auch den Reichs constitutionen zuwieder Parthepen an den Hoffraht gefordert, hetten sie billich ihre declinatorias fori einzuwenden, welches aber bishero nicht stattfinden wollen;

Item. recusatio Judicis suspecti, müße aus erheblichen Vrsachen auch zugelaßen werden, wann es auch gleich das ganze Collegium des Hoffrahts anginge, Vnnd sey bekand wie man mit den Chur und Fursten, bey aufrichtung der Cammergerichts Ordnung habe handeln mußen, das sie sich ihrer Außträge eglicher maßen begebenn, vnd müste in alle wege dem HoffRaht benommen werden, das sie sich nicht also pro competentibus selbst erkennten, vnd die recusationes ihres gefallens verwurffen, Sondern wurden billich vf eingewandte recusation arbitri darzu genommen, jn puncto competentiae aber, müsten die acta vf eine vnparthepische Vniversitet, oder Juristen facultet geschickt werden, die den Reichsconstitutionen gemeß darüber erkennen könte.

Dan die Proceße am Kay. Hofe gingen gar geschwinde, welches aber nicht desto beßer, wie solches von bewehrten Politicis also gehalten wurde, weren derwegen mehr an die Cammergerichts Ordnung asstringirt, oder die Reichs-Hoffrahts ordnung zuburchsehenn, ob etwas darinnen zuuorbeßern.

Die Publicationes der sententien weren offte lange aufgezogen, auch wan gleich die Urteil begriffen vnd die Partei ad publicationem citirt, dieselben woll gar hinter haltenn wordenn.

So were auch nötig, das bey concipirung der sentenz eine adjunction, do die Stende darumb ansuchten, verstattet würde. So müsten auch den beschwerten vnd gravatis, reuisiones oder andere Mittel zugelaßen werden, dan es ie gar beschwerlich, das große wichtige sachen nur durcheine Instantz solten erörtert werden, vnnd müste die Camera auch solche remedia verstatten, da doch die Assessores doselbst mehr als die Reichshoffrähte vf die Justiz geschworenn ꝛc. ꝛc.

Sachsen. J. Chf. g. hetten angehört vnd verstanden, was man sich in der 2. Vmbfrage ercleret: Befunden, das Trier und Cölln darauf beruheten, das man man sich vf das Pragische Bedencken zöge, vnd daßelb vf den ietzigen Statum accommodirte, das dadurch den sachen geholffen sein solte. Pfaltz aber mehr ad Speciem gienge, vnd daruor hielte, das dardurch den Stenden nicht ein gnuge geschehe, weniger daß Mißtrawen werde können aufgehoben werden. Daß were J. Chfl. gn. mit den Vorstimmenden einig, das man das kunftige haubt nicht so sehr asstringiren vnd demselben alles endziehen solte, als woll von etzlichen angedeutet: Den J. Chf. g. erinnerten sich, das sie nicht ein schlecht Haupt, Sondern ein haupt der ganzen Christenheit erwehlen vnd elegiren soltenn.

Sehen aber auch dahin, das man solch Haupt nicht so gar frey laßen, Sondern ihme etwas vorschreiben solle, darnach das Regiment zu bestellen. Weren

auch niemals in keinem andern gedanken gewesen, das dem Haubt die Jurisdiction nicht zu endtziehen, dan J. Chf. g. hielten es daruor, das das Haubt vnd alle Successoren, nicht allein concurrentem cum camera, sondern ampliorem Jurisdictionem haben vnd dieselb exerciren können, Es wolte auch J. Churfl. g. frembd vorkommen, wenn sie alle Jurisdiction dem Haubt endtziehen solltenn, da sie doch von demselben als fonte Jurisdictionis, die ihrige zugewarten, Weill dan dem wergke nicht durch disputation zu helffen, Sondern einmal zum Zweck geschoßen werden müste, So wolten J. Churfl. g. aufricht, rationel, vnd gut Teutsch, wie ihr gebrauch, ordnen: Hielten demnach daruor, das das Bedencken zue Praag vbergeben, zum teil anzunehmen, zum teil zuuorbeßern, vnd weren der Capitulation nachfolgende Punct einzurucken:

1, Das das Haubt allen Potschafften, Gesandten, auch Fürstlichemm Personen, schleunige audientz geben solle.
2, Churfursten, Fursten vnd Stende mit reichung der Lehn nicht aufhalten, Sondern dieselbe schleunig vnd willig wiederfahren laßen.
3, Das das Haubt in wichtigen, schweren, vnd das Reich concernirende sachen, bald anfangs, vnd nicht wan albereit viel Zeit vorubergelauffen, die sambtliche Churfursten vmb Raht fragenn, vnd dero bedencken einholen solle.
4, Die bestallung des geheimen vnd Hoff Rahts stunde zwart dem Haubt alleine zu, doch daß derselbe bestalt wurde, mit Furstlichen: Graf: Herrn: vnd Adelichen, auch anders stands Personen. die im hl. Reich erzogen vnd geboren, darinnen woll begüetert vnd von beeden Religionen, vnd das auch demselben ein Praesident vorgestellet würde, wechsels weise, So woll der alten, Catholischen, als auch der Euangelischen Religion.
5, Sollte das Haubt eine gewiße Ordnung, wie es im geheimben vnd Reichs Hoffraht solle gehalten werden, verfaßen laßen, die vorigen reuidiren, vnd solche den sembtlichenn Churfursten bey nechster Zusammenkunft zu weiter deliberation vorlegen laßen.
6, Das den Stenden ihre Priuilegia austregarum vnd Primae Instantiae nicht endtzogen, sondern dieselbe in gebührende Acht genommen werden.
7, Das das Haubt den Hoffraht alle Jahr einmal, oder wie man sich vergleichen wurdt, Visitiren laßen solle mit Zuziehung Churfurstens zu Mainz, als des Reichs Ertzkanzlers.
8, Vnd letzten, solle das Haubt das zu Nurnbergk begriffene Bedencken in Punct: Justitiae nicht allein in acht nehmen, Sondern auch effectuiren.

Vnd dieses also in acht genommen vnd der Capitulation einverleibt wurde, hoffen J. Curfl. G. daß sich Niemand zu beschweren haben solle.

Brandenburg. Was in der 2. Vmbfrage vorgangen, dasselb hätten sie angehört, zweifelten nicht, man werde eingedenck sein, wie sie wegen J. gft. H. protestirt, das man die Kay. Jurisdiction zu disputiren nicht gemeinet, Als die in der Reichs Ordnung genugsam versehen. Es sey aber nur die

Frag, wie vnd auf waß maß die Kay. Jurisdiction zu exerciren? Dan gleich wie vf einer Seiten die Kay. autoritet vnd Hoheit zuerhalten: Also auch auf der andern Seiten der Stende Freyheit in acht zunehmen, das also eine Temperatur vnd vermischung zu machen, das weder einem oder andern theil etwas zu viel gethan wurde.

Vnd könten sie nochmaln nicht der Meinung seyn, wann die admonitiones von Pfaltz, Sachsenn vnd ihnen geschehenn, in acht genommen würden, das es dem Haubt widrig sein könte: Sondern wurde ihm vielmehr solches gefallen laßen, Vnd sey ohne das bekand: quod digna vox sit Imperantis, legibus se alligatum esse profiterj, welches auch Heydnische Kayser von sich geschrieben.

Es könte auch die Capitulation nimmer so guth gemacht werden, das nicht eins, oder andere neue emergentia sich dennoch finden wurden, die vorbeßerung bedurfften, Vnd capitulire man itzo den Stenden zum besten; Was aber des Eligendi Notturfft sein wurde, das wurde er post electionem selbst einzuwenden wißen, darum iezo vnnötig sich alhier damit aufzuhalten.

Man hette auch außwertiger Könige Exempla vor sich, welche doch in ihren Königreichen mehr absolutam potestatem hettenn, als der Kayser im Reich, welches ex mixto statu Monarchico & Aristocratico bestunde, wie solches von den Politicis im offenem Druck weitläufftig disputirt vnd ausgeführt, vnd sei vielmehr der Teutschen libertet nachtheilig und bey auswertigen nationen schimpflich, das die Teutsche Chur vnd Fürsten, bey ihrem Haubte soviel Mängell einreißen laßenn, vnd dan noch dieselben defecte bey itziger occasion nicht gehindert hetten ꝛc.

Pfalz. Es hetten die Geistlichen Churfürsten zuuor verstanden, aus was Vrsachen die Weltlichen einen abtrit zu bitten bewogen worden, Nicht der Meinung einige separation zu suchen, Sondern allein, weill dieser Punct die Weltlichen Chur-Furſten vnd Stende betreffe, das sie sich desto freyer mit einander vnterreden könten. Weren berichtet, das es vf Reichstägen vnd sonsten wol eher geschehen, Es hetten auch woll die Churfursten, nach gelegenheit, andere Stende mehr zu sich erfordert. Hofften man werde es nicht anders oder vngleich aufnehmen. J. f. g. wolten alles das in acht haben was zur reputation vf aufnehmen des Churfl. Collegij gereichen mag.

Die Sach an sich selbst belangend, befunden sie, das beym 2. Puncte die Erinnerung von den Indulten so limitirt werden wolle, daß es vf die Churfursten restringirt, In den vbrigen aber auch auf die Fürsten, so viel derselben Erblande betrefe.

J. f. g. hetten daruor gehaltenn, das hierdurch nichts vnbilliges gesucht, noch einigem Stande einig præjudicium zugezogen werden könne, Sondern gienge dahin, das Niemandt sein Recht, wegen nicht erlangter belehnung endzogen werde. Sehen nicht, worumb es allein vf die Churfürsten zu stellen, vnd nicht vf die Stiffte vnd andere dergleichen mit zu richtenn. Inmaßen dan in dem 2 Punct der Capitulation die Fürsten vnd Stende mitgedacht wurden. Man hette es auch je insgemein vor guth angesehenn, werde darumb kein Bedencken haben, es also pleiben zu laßen, Indem Niemanden kein præjudicium dardurch zugezogen würde.

Beym 4 Punct hieltens J. f. g. noch daruor, das man nicht allein den Hoff:

Sondern auch geheimbten Raht von beeden Religionen besetzen vnd bestallen solle, Befinden aber, das man darin nicht einig, das beeder Religionen gedacht werden solle. Nun hetten J. f. g. die gantze Zeitt vber bey vfrichtung dieser Capitulation kein anders vermerckt, als das das jntent dahin gangen, das das Mißtrawen allerseits möcht aus dem wegegeräumet, vnd aufgehoben werden;
Derhalben sie, wie auch Sachsen, vnd die Brandenburgischen dafur gehalten, da dieses also gesatzt wurde, das es das beste Mittel sey, dardurch alles Mißtrawen aufzuheben.

VII.

Aus dem Volumen:

Relationes vom Reichstage zu Regenspurgk Anno 1613.

(Geheimes Staats-Archiv. Rep. 10. S.S.S.)

Bericht über die Vorgänge am 7. August.

Es ist auch durch Meintz, Trier, Cöln vnd Sachsen, daß der punctus justitiæ, zu erst vorgenommen werden solte, geschloßen worden.
Pfaltz aber, vnd wier haben anzeiget: was gestalt wier, von vnserer gnädigsten Herrschafft den außtrücklichen gemeßenen befehlich hetten, die beschwerden der Evangelischen Stände, in einer Schrifft verfaßt, Key. Maytt., nebenst anderen Evangelischen Fürsten vndt Ständen zu vbergeben; Auch zu anderen Sachen gaar nicht zu schreiten, bis so lang, das hieruber gebührende vorsehung von J. Maytt. gemacht worden were.
Vndt weill vermittelst der erledigung derselbten Schrifft auch gar viell puncten zuegleich auch Ihre resolution vberkommen wurden, an welchen es sonsten, gleichs in Anno 1608 geschehen, sehr harrt anstehen durfte; dannenher dan auch vnsere Herren, auf obverstandene schrifften, diesen zue begegnen verdacht gewesen: daß also daß werck hierdurch mehrer facilitirt, vndt leichter gemacht, alß aufgehalten wurde; So beten wir mit ferneren progress in publicis innen zu halten, vnd eine kleine dilation dahingegen, biß zu erfolgter Kayserlichen resolution einzureumen.
Ob wir aber woll daßelb, biß zum vierten mall erholt, hatts jedoch alles nicht verfangen; Sondern es ist vielmehr darwider angezogen: weill per maiora der Schluß gemacht, das der justicien punct der erste sein solte, muste es dabey verbleiben.
Denn ob sie woll niemanden, wie, vnd was gestalt, er seine gravamina vbergeben, vndt treiben solte, maaß zue geben begehrten: Gestalt dan auch andere Stende die Ihrigen nicht dahinden laßen wurden: were doch aber in des weder herkommens, noch gebräuchlich, deßhalb die Publicas consultationes aufzuhalten; Sondern die resolution gravaminum kunte vndt wurde nebenst den deliberationen in publicis, woll erfolgen.
Maintz proponirte auch ferner, das der im Churfürsten Rhatte per majora gemachte Schluß, durch den gewöhnlichen ausschuß den Fürsten vnd Städterhätte angezeiget vndt vermeldet werden möchte.
Es hatt aber Pfaltz, alß deme dieses nebenst Meintz gebuehrett, nicht mittgehen

wollen: hatt aber in Seinem voto mitthinzue gethan (welchß aber wier lieber anders gesehen), Er könte geschehen laßen, das Maynß, wie er wuste, ohne Sie, dem Fürstenrhate, die ansage thuen ließe.
Welches dan von den Pfaffenhauffen bald acceptirt, auch darauf die anordnung geben worden, daß zwey auß den Maintzischen Rhätten hingiengen, vnd es dem Fürstenrhate vermeldeten.
Darinnen aber Pfaltz vndt wier, weiter nicht gewilliget; als daß sich diese bloß erkundigten, waß es vor einen zustandt im Fürstenrhatte hette, In deme manß dauor hielte, das man selbst wegen der streitig gemachten Badenschen Session, vndt anderer impediment, doch nicht weiter würde verfahren können.
Sachsen hatt in seinem voto vorgeschlagen: alles was vorgangen, dem Kayser zu referiren: vndt dannenher des Ausschlages zuegewarten.
Welches aber den Geistlichen nicht gefellig, wie den auch von vns angezeiget wurde, daß wiers dahin nicht ermessen, daß dieses der weg, dadurch der mißhelligkeit abzuhelffen stehen wurde, were: Sondern das viellmehr hierdurch eine größere difficultation erreget werden dürffte.
Waß auch von dem herkommen, vnd das nicht gebreuchlich were, vmb der gravaminum willen, die proponirte puncten aufzuhalten, in den widrigen, vnd sonderlich Trierschen votis angezogen: dasselb haben wier in vnserem voto reassumirt, vndt demselben wiedersprochen.
Mit dem anzeigen, man solte nur alle Reichs vnd Landtäge aller Königreiche, Chuer- vnd Furstenthumber in Europa bey Reichsversamblungen vndt Landtägen ansehen, so würde sichs bereits anders finden. Den ie auch dir newlichste, Hungerische, Behemische, Oesterreichische, Mehrische, vndt Schleesische exempell bekandt. Da warlich die Stände, vor erledigung der Gravaminum, nicht fortgewollt. Vndt doher nehmen wier ie auch nichts newes voor: konten ie auch nicht, deterioris conditionis, alß jene sein.
Dan grauamina zu vbergeben, vndt hernacher vnresolviret bestecken lassen: were gar eine schlechte Sach die man pilliger gaar einstellen, verbleiben ließe.
Auch weren es reciproca, wens contribuirens gelten solte: das auch der superior zu vorher seine Stende in ihren gravaminibus wircklich erleichterte. Vndt haben wir ferner niemanden gehortt, der die ration weiter geführet hette, das vnser intent dem herkommen zu wieder were.
Alß aber wie obgedacht, die zwey Meynzische zum Fürstenrhate hingangen, vndt bey nahet eine gantze Stundt außen gewesen: Sindt Sie endtlich wieder kommen, vnd haben einbracht: Sie hetten das, per majora, im Churfürstenrhate gemachte conclusum, dem Fürstenrhate referirt, vndt were daselbsten eben so woll, auch geschloßen, das punctus iustitiæ, ohne ferneres procrastiniren, vorgenommen werden solte
Vndt ward Ihnen darauf befehll. ein solches dem Stedterhatt auch anzutragen. Immassen Sie dan auch darauf hingangen.
Wie wier aber gesehen, daß dieses viell anders verrichtet, alß Ihnen von vnß eingewilliget: dan Sie sich bloß des zuestandes im Fürstenrhatt erkundigen, nicht aber einig conclusum referiren sollen, auch genugsam zuerspuren hetten, daß die Vnsrigen im Furstenrhate eben so woll wie wier, supervotirt sein musten, daraus dan auch zugleich vnschwer zu erlernen, wan es albereits im

anfang also ergienge, das alle conclusa wieder vnß per majora gemacht wurden, was woll im weiteren progress vor gefahr zu gewarten sein wolte: Sindt Herr Philipp von Winnenberg, vnd Dr. Camerarius, wegen Pfaltz, vndt dan Ich der Hr. von Dohna, vnd Ich Dr. Pruckmann, hier zwischen, daß diese zwene Meintzische zu den Stedten giengen, zu den Churfl. selbst getretten: vndt hat Pfaltz communi nomine, alles wiederholet, was wier zuvorn in votis gebracht: auch der Churfürstlichin Pfaltz alle Sein recht, dieweill Sich Meintz des ansagens, beim Fürsten- vnd Stedterath, allein vnterwunden, bedingett, vnd protestando vorbehalten. Mitt dem fernen vermelden, das wir deme, so vorgienge, lenger nicht beyzuwohnen wußten: Sondern ein session machen müsten.

Hierauf hatt unß der Churfürst zu Meintz geandtwortet: das die majora ie wider vnß gefallen: das auch sonsten nichts vorgenommen, das dem herkommen widerlich. Begehrten Sie derowegen, vns den majoribus, wie styli, zu accommodiren.

Darauf haben wir replicirt: das eben dieß vnser beschwerd were, das die majora, vberall, vndt ohne vnterscheidt, auch in contributionis vndt Religionssachen (welches aber dem herkommen freilich zuwider) angezogen werden wolten.

Wier sehen auch nicht, was wier wegen vnserer Herren, solcher meinung nach, bey den Sachen nutz wurden. Weill wier doch zuvornher woll wußten, daß die majora in allem wieder vns lauffen thäten.

Wie es am 7ten dieses, in der allgemeinen zusammenkunft abegelauffen: davon haben wir in beiliegender absonderlichen relation, ausführlichen berichtt gethan. Ist derowegen vor eine notturfft ermeßen, das man noch des Tages, Euangelischen theilß, hinwieder, sonderlich aber, wegen ausfertigung der Schrifft, in gravaminibus zusammen kehme.

Es sindt auch daselbsten nach mittages zu 2 Vhren die Euangelischen Stende, in größerer frequentz alß zuuorhin zo, bey Pfaltz erschienen: dan daselbsten wahren gegenwerttig, Chur Pfaltz, Wir, CulmPach, Anßpach, Wirttemberg, Mecklenburg, Heßen, Baden, Lawenburg, Anhalt, vndt die Wetterawischen Graffen, Vndt von den Stedten, Regenspurg, Nurnberg, vor sich vnd in volmacht Winßheim, vndt Weißenburg im Nortgaw, Vlm, Nörtlingen, vor sich vnd Schwäbischen Hall, Rottenburg, Schweinfurtt, Kempten, Yßin, Bopfingen, Lübeck, so aber die Zeit bey den Kayserischen Räthen sein mußten: ist die grauamina mit zu vnterschreiben, auch anerbiettig.

So ist Straßburg, Speier, Wurmbß, noch nichtt alhier: bekennen sich aber gleichwol hierzu auch.

In solchem Convent nun worde proponirt, ob die concipirte Schrifft, in gravaminibus abgelesen werden solte?

Weil wir aber sahen, das zimblich in den sachen varijret würde: haben wir gebeten vns zu hören, vnd haben daselbsten den ganzen verlauf, im Churfürstenrathe, so auch die reden, so der Cölnische Canzler, von restitution der Clostergüter geführett, noch lengst erholet; Vnd dabey vmb erklehrung gebetten, ob man noch fest bey dem Rottenburgischen schluße zu stehen, vnd vor erlangter angenehmer erklehrung, vber den gravaminibus, zu andern sachen nicht zu schreiten, gesonnen wehre.

Denn ob daß wehre, wollten E. Churfl. g. das eußerste gern dabey thuen.
Solte es aber auch nicht sein, truges E. Chrf. g. auch an den grauaminibus das meiste Interesse nicht; den sie vor andern nicht beschwertt;
Eß hetten auch deroselben in Gott ruhende vorfahren, nach dem Religion Frieden, keine Geistliche gütter eingezogen; Waß aber E. Churf: g. thetten, das thetten sie ratione boni publici, vnd zwar vnbetrachtet deßen, das sie ihre hochangelegene Julische sache hierdurch nicht beßer, sondern erger macheten.
Woltte derowegen hochst vnbillich sein, da man E. Churfl. g. allein woltte besteckеn laßen.
Vnd haben sie sich in gesambtt, vnd zwar ein jeder in seiner Ordnung (außer Regenspurg, von denen es allein ad referendum angenommen wurde), erklehret: fest vnd bestendig beim Rottenburgischen Schluße zuuerbleiben, Gott verleihe Glück dazu.
Hiernechst ist nun das Concept der Schrift verlesen; Man hat sich auch darüber nach angehörten bedencken, vnd votis verglichen: Vnd stehet's anitzo auf deren subscription vnd außfertigung; So noch an heutten geschehen soll.

Regenspurg 8. August 1613. E. Churfl. G.

Abraham Burggraff zu Dohna. Frid. Pruckmann. C. L. Bellin.
Johan Ernst v. Schlieben.

VIII.

Aus der Instruction des Administrator Christian Wilhelm für seine Abgeordneten an den kaiserlichen Hof. 1616.

(Acta Erzstift Magdeburg I, 341, im Königl. Staats-Archiv zu Magdeburg.)

Es wehren zwar des heil. Reichs constitutiones, Executiones vndt andere Ordnungen dermaßen heylsamb nützlich vndt guet, das dieselbten gar nicht zu vorbeßern, Mann were auch der meinung vnd wüste gar wol, wann solche Verfaßungen observiret würden, das man außwertigen Ein- vnd Vberfällen zur gnüge gewachsen, Allein were es iezo, leyder, zu dem betrübten zustande gelanget, das es foedera vndt Ligas im heyl. Reich gegeben, die mißtrawen vndt distractiones tam animorum quam consiliorum so tief eingeseßen, das keine vortrauliche Zusammensetzung, oder, Kraft der Execution Ordnung, einiger gewißer Zuesprung balt mehr zu hoffenn, Welches zum allerhöchsten dadurch vormehret würde, das die Catholischen sich nicht heimblich, sondern gar öffentlich vorlauten laßen solten, sich bey der erst habenden occasion, der reformirten Erz- vndt Stiffter, mit gewalt zu bemechtigen, Immaßen dann durch ihr embsiges Vorhindern, von der iezo Regierenden Kay. May. Keinem einzigen der Reformirten Erz- oder Bischoffe solche resolution

were ertheilet worden, Kraft deren sie sich des Kayserl. schutzes zu vorsichern, Sondern müsten fast in beysorge stehen, Das sub praetextu et authoritate Caesareae Maiestatis, bey erst fürfallender occasion omnium extrema, ihnen möchten angemutet werden,

Wie wir nun selbst bekennenn müßen, das es vnter solchem beschaffenen Zustande, zumahl sehr gefehrlich: Alß haben wir gleichwol biß vf gegenwertige Zeit fürnemblich in respect Ihrer Key. Mayt. bedenckens gehabt, ob erwehntes Puncten halber, eine Creißconsultation anzustellen vndt fürgehen zu laßen — Aldieweil wir aus bißhero geführeten vnterschiedenen votis leicht mutmaßen können, wohin der schluß ins gemein incliniren möchte, Alß aber nunmehr am Tage, vndt hin- vndt wieder lautbar, was gestalt das hispanische Kriegsvolk sich in Güllichen Landen Vieler fürnehmen Stadt- Vestungen, Pläcz, vndt Oertter, bemechtigen vndt ferner fort zurücken, im werck sein solle, vndt dann leicht zu ermeßen, weil die gefahr diesem Löbl. Nieder-Sechß. Creyße gar nahe, Das sembtliche Fürsten vndt Stände vigiliren, vf eine förderliche Creyßconsultation bringen vndt sich solcher anbringenden gefahr halber, in etwas zue versichern starck bemuehen werden:

So besorgen wir vns gar sehr, Wir werden vermöge vnd in kraft des heil. Reichs vnd Creyßvorfaßungen, nicht vorbey können, einen Creißtag auszuschreiben, vnd diese Dinge in consultation kommen zu laßen, Do es dann wegen der anbringenden noth, vndt weill man allerley gefehrliche Zeitungen spargirt, schwere resolutiones geben dürffte.

Dieweill wir aber hier neben mit wahrheit bezeugen können, Das sembtliche Fürsten vndt Stände dieses Creyßes, kegen Ihre Kay. Mayt. in schuldiger gehorsamer devotion sehr wol affectioniret, Also das wir mehr, dann gewiß, Wann von I. Kays. Maytt. der diffidenz, so wegen der reformirten Erz- vndt Stiffter eingeseßen, etlichermaßen fürbawen, vndt sich ins gemein vndt kegen Jedtwedern Erz- oder Bischoff, also resolviren würden, Das man sich von I. Kay. Maytt. wegen keines vberfals zue befahren, Sondern vielmehr alles Kayserl. Schuczes vndt schirms, nichts weniger dann andere des heil. Reichs Stände zugetrösten,

Es solte vndt würde I. Kay. Maytt. Die eingeseßene difficulteten dadurch eximiren, sembtliche Stände dieses Creyßes in ganz willfehriger devotion vndt gehorsamb erhalten, Auch ihrer hulf vndt Zusprungs, bey allen fürfallenden occasionen, nach Allergnedigstem begehr, mechtig sein können,

Alß hetten wir aus schuldiger vnderthenigster gehorsamer devotion, nicht lenger zurück halten können, solches I. Kay. Maytt. Allerunderthenigst zuerkennen zu geben, vndt dieselbe darneben Allerunderthenigsten gehorsambs zuersuchen. Sie wolten solches von vnß Allergnedigst vndt also vermercken, Das es aus keinem passionirten affecten, Sondern auß rechter lieb vnd trewe zum Wolstande des geliebten Vaterlandes Teuzscher Nation, vndt Auffrechten wol affectionirten Teuzschen trewen, vnd gehorsamen gemuth, kegen Ihre Kay. Maytt. herflöße.

Vnß ist zwar nicht vorborgen, mit was großer ungestümen hefftigkeit die Catholischenn sich wieder dieß werck bis Dato gesezet, vndt I. K. Maytt. ab-

gehalten. Das keinem der reformirten Erz- oder Bischoffe in temporalibus ein Keyserlicher schuz were vorheißhen worden. [Am Rande: Ja es ist vnß selbst solcher keyserlicher schutz difficultiret worden, wie die resolution so Ern Dan. Matthiaß ertailet außdrücklich besagtt vnd außweyßett.] Wir können auch gar leicht ermeßen, Das es noch iezo bey den hiezigen Catholischen an solcher obstination vndt hestigkeit nicht ermangeln werde, Bevorab do ihrer ohne Zweiffel viel sein werden, Denen das rathsambste zu sein bedünckenn möchte, Jezo, do man einen trefflichen Vortheil, vndt in Gülligischen Landen mit einem wohl bewehrten Krigsvolk gefast, nur fortzufahren, vndt sich der Kezer zu bemechtigen.

Wenn man aber gleichwol ohne passion von der Sach reden, vndt tractiren solte, So seindt wir gewiß, Es solle vndt werde keiner, wann er gleich Catholisch, Deme Conservatio tranquillitatis Germanicae angelegen, Zue finden sein, der mit ehren vndt gutem gewißen, zu den Extremiteten lieber, Dann einem ruhigen leidlichem statu rahten könne.

Die Extremitet beruhen ieziger beschaffenheit noch vf deme, Do man die reformirten Erz- vndt Stiffte mit gewalt zu opprimiren sich vnterstehen, oder sie zum wenigsten in solchen sorgenn vndt furchten in die lenge laßen [am Rande: auch zum Wenigsten den Keyserl. schuz vndt schirm weiter difficultiren] wirt, Das sie sich zu rettenn vndt Expeditionem ad securitatem vitae et Fortunarum zu erlangen, quaevis media ergreiffen möchten, Dadurch sie des anbringenden gewalts vndt großer gefahr entledigt vnd befreyet sein könnten, Doraus kan entlich nichts gewißers, Dann ein Jammerlicher Innerlicher Kriegk, Ja totius Imperij scissura et ruina, vndt doraus weiter dies erfolgen, Das die wahre Teuzsche Nation sich frömbdem Joch vndt servituti nothwendig muß vnterwerffen, Deme allenn guten Theilß zu remedijren stünde, wann die Kais. Maytt. den reformirten Erz- vndt Bischoffen eine solche gewißheit machte, Das sie sich wegen Ihrer Kay. Maytt. nicht böses zuebefahren, Sondern Vielmehr Allergnedigsten schuzes vndt schirms zugetröstenn,

Wie wir dann gewißlich, derer eigentlichen meinung, Gleich wie man bisher von allen Theilen sich bei dem Religionfrieden sehr wol befunden, Vndt ie solch remedium mit großem nuz bisher practiciret worden, Also waren Ja noch wol mittel zu erdencken, Dadurch die reformirte Erz- vndt Bischoffe Allergnedigst respectiret vndt von J. Kay. Maytt. in temporalibus, eine solche resolution ertheilet, Das dannoch den Catholischen dadurch nicht praeiudiciret, Sondern gleich dem Religionfrieden, solches biß zu künftiger beßerer Voreinigung ausgestellett würde, Man nenne es nun ein Indultum, oder Kayserl. gnadenscession, Schuz- oder schirmbrieff, oder wie mans sonsten heißen wolle, Wann nur das dorinnen enthalten, Das den reformirten Erz- vndt Bischoffen die regalia in temporalibus zu exerciren freygelaßen, Sie in Ihrer Kay. Maytt. schuz vndt schirm, gleich andern des heil. Reichs Ständen aufgenohmmen würdenn. Do es auch Je nicht anders sein könte, So müste man noch geben, Das in solcher concession vorbehalten würde, Das dadurch den Catholischen, sonsten vndt in andere wege nichts solte derogiret sein,

Durch diesen wegk würde vielen mißtrawigen hochschedlichen gedancken ge-

wehret, Vndt J. Kay. Maytt. vndt dem heyl. Reich ein großer nuzen geschaffet, Dann bey iezigem Zustande ist keiner der reformirten Erz- oder Bischoffe Ihrer Kay. May. geduldet oder geschworen. Es dependiret von der Kay. Maytt. Niemandt, daraus treffliche große Inconvenientien bißhero erfolget, Deren sich auch noch hinfüro viel ereugen dorfften.

Exempelsweise, ist mehr dann offenbahr, wann J. K. Maytt. vns Allergnedigst respectiret, vndt in temporalibus gewirige resolution hetten wiederfahrenn laßen. So wolttenn wir vnßerer Alte Stadt Magdeburg gar leicht in officio gehalten vndt vorwehret haben, Das sie die hochgefehrliche alliance niemals tentiren sollenn, Eben dergleichen beschaffenheit hats mit der Stadt Brehmen, Wann nemblich dem Herrn Erzbischoff in temporalibus satisfaction were begegnet, das sehr viel dem heil. Reich vndt diesem Creiß, albereit des ohrts fürgangenen vndt noch besorglichen nachteiliges Dinges, bette verwehret vndt vorhütet werden können, Wolten derowegen die herrnn Kayserl. Gheimen- vndt andere Rähte, diese Dinge wol erwegen, vndt per praeconceptas opiniones sat praeiudiciales, nicht so leicht vberhinstreichen, Sondern es vf andere vndt mehr ertreglichere mittell dirigiren vndt richten helffen, vndt gar nicht zweiffeln, das sie daran ein sonders, Gott angenehmes, dem heyl. Reich nüzliches, vndt J. Kay. Matt. Hochreputirliches werck vorrichten,

Die hochlobliche Kaysere Maximilianus secundus, Wie auch Rudolphus haben schon die Zeit, do es noch bey weitem, wie leider iezo, in den gefehrlichen terminis der Ligen vndt Vnionen, nicht gewesen kein bedenken gehabt, die reformirten Erz- vndt Bischoffe oder Administratores, im Keyserl. schuz vndt schirm zue nehmen. Auch sich sonsten soweit herauszulaßen, vndt zu erkleren, Das man sich keiner vnziemlichen gefahr vormuten dürffen, Gestalt dann Vnßerm hochgeehrtem hern Vater, Christseel. Andenckens, bey wehrender Administration, eine solche Kayserl. resolution wiederfahren, Darinnen deutlich exprimiret, Das Ihre Kay. Matt. hochgedachten Vnsern herrn Vatern, sambt dem Erzstifft vnd deßelben vnderthanen nicht weniger alß gemeinlich alle andere des heil. Reichs zugewante. in gnedigen schuz vndt schirm wol befohlen habenn, das aber ieziger status vielmehr dergleichen fordere, Ist offenbahr,

Es seindt auch für diesen allerhand fürschläge geschehen, in was Modell vndt Form etwa eine solche Kayserl. Concession oder Indult zu ertheilen,

Aber durch vnzeitiges contradiciren der Catholischen, ist es alles Zerschlagen vndt verhindert.

IX.

Aus dem Volumen:

Originalrelationes vom Wahltage zu Frankfurt am Main 1619.

(Königl. Geheim. Staats-Archiv zu Berlin. Rep. 12. No. 10.)

Bericht über die Sessionen vom 21. und 22. Juli.

Es seind sonsten die böhmischen Gesandten auf Heidelberg zugezogen: der Churfürst Pfalzgraff hat sie auch als Imperij uicarius in schutz genommen,

weil es des Reichs mitglieder, das Reich auch nichts feindliches mit Ihnen zuthuen.

Wie dann die Pfältzischen daßelbe in offenem Rathe anzeigtenn. Den man vermarckte, daß es an seiten der Geistligkeit etwas entpfunden wurde.

Es ist auch einer von denselbten, vnbekandt, alhier bei den Pfältzischen gewesen.

Der vierte punct, benanntlich mit der veraidigung des Rahts Burger vnd Soldaten alhier zuuerfahren, gabe vrsache dazu: in ansehung, das wir woll sahen, das die Geistlichen damit umb giengen, es der wahll halber nicht rem integram zu laßen, sondern immer ein præparatorium nach dem andern zu expediren: vnd also, nobis inuitis, zu der wahll zuschreiten, das Ihnen an seiten Pfaltz, Sachsen, vnd E. Churf. G. runnd angezeiget worden, das alle dreyer weltlichen Churfursten meinung were: zu erst allen vnfrieden, vnd Kriegswesen, so woll im Reiche, als in Beheimb aufzuheben, vnd hernacher allererst, pace iam firmiter stabilita, zur wahll zugreiffen.

Vonn Pfaltz warde allein das angezogen, das die wahll frey sein solte: bey solchen Krieges expeditionen aber, wie itzo im gantzen Reiche vorgiengen, konte die wahll vor frey nicht geachtet werden: vnd konte hernacher die vbergehung dieses requisiti, mehrere consequentias vrsachen, als man itzo meinete.

Also zoge sich Sachsen auf diese ration auch: vnd dan auf ein schreiben an Maintz gethaan, in welchem es gerathen, erst seinen Churfürstentag zuhaltenn, daselbsten von des Reichs obliegen zu redenn, war abgeredet, zu wercke zu richten: vnd dan forters zur wahll zuschreiten.

Wir habenn bey diesen puncten erstlich protesirt, das E. Churfl. G. vor augen habende bloos vnd allein den gemeinen nutzen, den sie ie ann der Kayserlichen Crohnen, kein einig priuaat interesse, truegen, durch auß auch solche dem jenigen nicht mißgönnten, deme es Gott, vnd eine freie ordentliche wahll gebe: dannoch nicht sehen, wie ohne vorhergemachten bestendigen sichern frieden in Beheimben, vnd sonsten im Reiche, zu einiger wahll, nutz, vnd bequemlich, konte gegriffen werden.

Den deßen were man allerseits eins, das die guldene Bull, das Fundament, richtschnuer vnd Cynosur sein sollte, deren man hierinnen allenthalben, ohne abbruch zufolgen.

Nun gebe aber solche guldene Bull klärlich, das bey auffrichtung derselbten, dahin allein gesehen, das durch die wahll eines Römischen Koniges, vnnd kunftigen Kaysers, frieden, ruhe vnd einigkeit, im ganzen Reiche erhalten werden solte.

Denselbten effectum hette sie auch bis vf gegenwartt, bey allenn wahlen, so seid der Zeit ergangen, operirt vnd geschaft; Aber itzo schwebete gleich vor augen, das, ob dieser Zeit eine wahll ergienge, nur das fewr, so albereits viell zu hoch in die höhe geschlagenn, noch vermehret werden wurde.

Denn also woll, wurden sich, Chur:Fursten vnnd Stände des Reichs nimmer vorsehen, das sie nicht solten in einen frembden Krieg implicirt vnd verwickelt werden. Ja wann es woll zugienge, wurde es iedoch an alstetigen lasten, beschwerungen, vnd Contributionen, nicht ermangeln, zu gentzlicher der Stände des Reichs exhaurirung,

Der Erbfeind der Turcke, andere Nationen zuubergehen, wurde sich auch dieser occasion, zu vnwiederbinglicher des Vaterlandes ruin, woll zu gebrauchen wißen.

Damit man von dem nicht redete: was vor vnheils daraus erwachsen wolte, ob die Erbländer, durch solche wahll, ad desperationem, vnd vf die extrema zusetzen, gereizt wurdenn.

Wuste man dan nicht, wie eben durch diesen weg, andere vornehme prouiencien, vnd Länder, von dem Reiche abgerißen worden weren? Womit wir vf Siebenburgen vnd beede Wallachehen gedeutett.

E. Churfl. G. befunden es auch sehr schweer zu sein, dergestalt, vor der wahl, denn Churfürstenaidt in deren Seel erstatten zu laßen; Ja den Dienern were es hoch bedencklich, solchenn aid, inn Ihrer Herren Seele zuschwerenn. Angesehen, das der Aid dahin gienge, den nutzlichsten dem Reiche, nach hochsten verstande zuerwehlen, ohne alles andere ansehenn.

Wann nun auß der wahll mehrerer Krieg vnd vnruhe, vnd andere mheer vbell zuerwartenn, wie konte es dan heißen: man habe dem nutzlichsten sein uotum geben? vnd dem Aide dadurch ein vergnugens gethaan?

Das Hauß Oesterreich were bis daher vmb zweyerley vrsachen willen, vornemlich bey der Keyserlichen wirden erhalten; einmahl, das es wegen der Vestungen vnd anderer mehrerer vmbstende, gleichsam vor eine vormaur der Christenheit gegen den Turcken geschetzet wordenn; dan vors andere, das es andern Furstlichen Heusern vorgangen an vermögen. Dannenher der Kayserliche Staat von diesem Hause beßer, als von anderen, zufuhren.

Wann nun nicht zuerst frieden gemacht wurde, fielen diese beede rationes gantz dahin, denn fast weltkundig wie alle Hungarische Vestungen, an besatzung, munition, prouiant, vnd allem deme, so zu deren defension gehörig, gantz entblößet, auch also, das, wo es Gott nicht sonderlich wendet der Erb- oder ein anderer feind dieselbten mit einer geringen machtt vberwälttigen durffte: Der daraus entspringende schaden, aber, were vnsäglich. Es were von allen Königreichen, allein die Crohn Beheims, dem Reiche geblieben:

Wan nun solche, wie gaar ein großer anfang dazu gemacht, nebenst den Erblanden, ruinirt wurde: woher wolte man doch immermehr den Keyserlichen vnterhaltt nehmen. Denn deßenn mußte man ie ins gemein bekant sein: das das Reich allein, seinen Keyser zuunterhalten, nicht vermöchte.

Es were auch nunmehr, ohne weitere verlängerung, hohe Zeit, dem großen spott, schand vnd schmach der werthen Teutzschen nation, vnter wehrenden Kriegen, durch auswertige Nationen angethaan, hinwiederumb durch friedeshandlung abezuthuen: vnd der Teutzschen nation geheßige, sich vber dergleichen mheer als Turckische verübungen nicht ferneres erfrewen vnd erkuzeln zulaßen.

Denn wie man mit dem weiblichen geschlechte vmbgangen, truege man abschew, zuberühren.

Auch wehre nunmheer weltkuntbaar, wie man kleine vnschuldige kinder, die weder guetes, noch böses verstanden, man auch nicht gewust, was Gott auß Ihnen machen wollenn, auf stücken zerhawenn, vnd ins fewer geworffen: vnd mit den alten, sonderlich aber den Dienern am worte Gottes, were eben also prodiciret.

Wie glücklich, vnd woll aber, wann erst der friede daar, zu der Wahll zugreiffen sein wurde, das redete das werck an Ihnen selbsten. Vnnd daher were es vnnott, viel wortt deshalb zu machen.

Nebenst deme, das auch die gewunschte occasion dazu obhanden.

J. Kon. Wrd. weren itzo gegenwertig: vnd der Stände Gesandten, weren nicht weitt: niemand wueste auch noch, was sie brechten, vnd ob sie zum frieden keine Volmacht, konten sie iedoch dieselbte in wenig tagen zur Hand schaffen zc.

Als aber der 22te July erschien vnd man hinwieder von allen theillen beysammen waar, stellte Meintz, als Director, oberzehlte zwey puncta, von der Beheimbischen Stände zulaßung, vnd admission; dann von der friedeshandlung vor der wahll: zur newen vmbfrage, dergestaltt, das von mitteln zu reden: weill es discrepantia vota geben, wie solche discrepantz zu Concilijren.

Vnd blieben die Geistlichen in Irer vorigen meinung: nemlich, die Beheimbden aller erst nach der wahll zuhören, oder Ihr anbringen in schriften von Ihnen abe zu fodbern, dann erst zu rehden: hernacher vom frieden zuhandelln. Die interpositions handlung wurde sonsten zu vielle Zeit hinwegnehmen. Beuorab, weill die Stände dem Könige quæstionem status movirt hetten, durch allegation der uacantien Regni. Zogen zum behelffe abermaln die guldine Bulle an: als welche nicht will, das die Chuerfürsten, die wegen der wahll zusammen kommen, vnuorrichteter wahll von einander ziehen solten. Schluegen doch wegen der interposition, oder friedens Handlung zum medio voor: das man nach der wahll alsobalden, vnd weill man noch alhier beysammen, an beede theill ausfuhrlich schreiben: sich allerseits ex officio interponiren, auch Zeit vnnd mahlstedte zugleich benennen wolte,

Cölln lies auch, auf das von vns angezogne exempell de 1562, da die Turckische botschaft zugelaßen, antwortten, damalln were Keyser Ferdinand im Leben gewesen, itzo hetten wir keinen Keyser.

Dahingegen blieben Pfaltz vnnd wir, voriger Meinung: die Gesandten zuhören, vnnd mit gebuerendem bescheide zuuersehen: vnnd erst bestendigen sichern frieden aufzurichten: hernacher zu wehlen zc.

Geben zu Franckfurt am Meen, am 23ten July, des 1619ten Jhaares,

E. Churfl. G. zc.

(gez.) v. Putlitz. Pruckmann. v. Bellyn. v. Winterfeldt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Dritte Gesammtausgabe.

Achter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.

Französische Geschichte

vornehmlich

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold von Ranke.

Erster Band.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1876.

Ich wage es, ein Deutscher, das Wort über die französische Geschichte zu ergreifen.

Große Völker und Staaten haben einen doppelten Beruf, einen nationalen und einen welthistorischen, und so bietet auch ihre Geschichte eine zweifache Seite dar. Inwiefern sie ein wesentliches Moment in der allgemeinen Entwickelung der Menschheit bildet oder in dieselbe beherrschend eingreift, erweckt sie eine weit über die Schranken der Nationalität hinausreichende Wißbegierde und zieht die Aufmerksamkeit und die Studien auch der Nichteingebornen auf sich.

Vielleicht läßt sich behaupten, daß der vornehmste Unterschied zwischen den griechischen Historikern, welche die Geschichte des alten Roms in der Zeit seiner Blüthe und vollen Kraft behandelten, und den römischen selbst, eben darin lag, daß jene die welthistorische Seite ergriffen, diese die nationale Auffassung festhielten und ausbildeten. Der Gegenstand ist derselbe; durch die Gesichtspunkte unterscheiden sich die Schriftsteller, zusammen unterrichten sie die Nachwelt.

Unter den neueren Völkern hat aber keines einen mannigfaltigeren und anhaltenderen Einfluß auf die übrigen ausgeübt, als das französische. Man hat wohl sagen hören: die französische Geschichte, wenigstens in den neueren Jahrhunderten, sei schon die Geschichte von Europa. Ich bin weit entfernt, diese Meinung zu theilen. Von den vier anderen großen Nationen der europäischen Culturwelt umgeben, hat sich die französische gegen die Anregungen, die ihr von diesen kamen, keineswegs verschlossen. Literarische und künstlerische Cultur empfing sie aus Italien; den vornehmsten Begründern der

Monarchie des siebzehnten Jahrhunderts stand das Muster von Spanien vor Augen; die Tendenzen der religiösen Reform schlossen sich an Deutschland, die der politischen an das Beispiel von England an.

Aber unleugbar ist es doch, daß die allgemeinen Gährungen, wenigstens des Continents, seit langer Zeit hauptsächlich in Frankreich entsprungen sind. Mit den großen Problemen des Staates und der Kirche haben sich die Franzosen immer auf das lebendigste beschäftigt und sie mit eigenthümlichem Talent des Ausdruckes allen Anderen nahe gebracht; es ist allezeit ihre Art gewesen, die freien Bestrebungen der Geister, daß ich so sage, zu centralisiren und der ergriffenen Theorie eine praktische Anwendung zu geben. Und mit nichten allein im Reiche der Meinungen suchten sie zu herrschen. Von nationalem Selbstgefühle fortgerissen, ehrgeizig und kriegslustig, haben sie ihre Nachbarn unaufhörlich auch mit den Waffen in Athem gehalten, entweder aus ihren Systemen Ansprüche entwickelnd oder auch ohne dies, bald angreifend, bald gegen wirkliche oder vermeinte Gefahren sich vertheidigend, zuweilen Unterdrückte befreiend, noch öfter bemüht, Freie zu unterdrücken. Dann und wann sind Epochen eingetreten, in welchen die nationale Geschichte von Frankreich durch die Bedeutung dessen, was sich in ihr vollzog, und durch den Umfang der allgemeinen Einwirkung, die sich daran knüpfte, an und für sich einen universalhistorischen Charakter gewonnen hat.

Eine solche Epoche ist die, welche ich in diesem Buche zu vergegenwärtigen unternehme.

Gestalten, wie König Franz I., Catharina Medici mit ihren Söhnen, Admiral Coligny und die beiden Guisen, der große Bourbon Heinrich IV., Maria Medici selbst, Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gehören so gut der allgemeinen Geschichte an, wie der französischen. Alle diese Persönlichkeiten, durch große und gute, oder auch durch entgegengesetzte Eigenschaften ausgezeichnet, empfingen doch ihr unterscheidendes Gepräge durch ihre Beziehungen zu dem religiös-politischen Kampfe, der das sechzehnte und das siebzehnte Jahrhundert allenthalben erfüllte. Es kam dabei nicht so sehr auf den Gegensatz der beiden Doctrinen an, denen innerhalb Frankreichs weder auf der einen noch auf der anderen Seite viel hinzugesetzt

wurde, als auf das Verhältniß derselben zu dem Staat und den Parteien, die um die Herrschaft kämpften. In welche Lage gerieth oftmals, bestritten, beinah überwältigt, weniger beschränkt als bedroht, die höchste Gewalt: bis sie sich endlich unter den ungeheueren Anstrengungen befestigte und das Königthum aus all den Stürmen in einer Machtfülle hervorging, mit der es in den romanisch-germanischen Nationen noch nie bekleidet gewesen war. Die Erscheinung der unumschränkten Monarchie an sich, die Nachahmung, die sie hervorrief, ihre Ansprüche und Unternehmungen sowie der Widerstand, den sie fand, machten sie lange Zeit zum Mittelpunkte der Bewegungen Europa's und der Welt.

Unendlich viel ist von jeher über die Geschichte dieser Epoche geschrieben worden; zu eigentlichem Verständnisse schien es mir nicht auszureichen. Die gleichzeitigen Schriften, in ihrer lebhaften Färbung, tragen das Gepräge des Augenblickes, in dem sie entstanden sind; Gesichtspunkte der Partei oder der Einzelnen beherrschen sie großentheils. Von der historischen Tradition, wie sie sich seit Mézeray gebildet hat und wie sie zuletzt von Sismondi in erweiterter Ausführung vorgetragen worden ist, haben gelehrte Franzosen vorlängst bemerkt, auf wie wenig festem Boden sie beruht; man hat sie an einzelnen Stellen durchbrochen, aber ist im Ganzen meistens darauf zurückgekommen. Um der Wahrheit der Thatsachen näher zu treten, waren mir die Publicationen urkundlichen Stoffes, welche in den letzten Jahrzehnten in Frankreich zu Tage gefördert worden, sowie einige ältere, in den Niederlanden oder in Italien erschienene, die bisher unbenutzt geblieben sind, von großem Werthe. Vornehmlich aber konnte ich auch diesmal aus zahlreichen ungedruckten Documenten schöpfen. Es sind italienische Relationen aus Rom und aus Venedig, die sich über den ganzen Zeitraum hin erstrecken, spanische und englische Correspondenzen aus einigen der wichtigsten Jahre, jene des sechzehnten, diese des siebzehnten Jahrhundertes; Briefe und Aufzeichnungen französischer Staatsmänner und Könige; Actenstücke ständischer und parlamentarischer Verhandlungen; diplomatische Mittheilungen anderen mannigfachen Ursprunges, von denen vieles in seiner ganzen Ausdehnung vorgelegt zu werden verdiente. Allezeit boten sie mir willkommene Belehrung dar; nicht selten haben

sie meine historische Ueberzeugung entschieden; ich behalte mir vor, ausführlicheren Bericht davon zu geben. Nicht allein in französischen oder englischen, sondern auch in italienischen, deutschen, belgischen Bibliotheken und Archiven fanden sie sich. Denn an dem, was Alle betraf, nahmen auch Alle von jeher Antheil.

Doch nicht eine nach dem Muster alter und neuer Meister gleichmäßig ausgeführte Geschichte wollte oder konnte ich verfassen. Dazu würde ein in ungestörter Benutzung der Archive Frankreichs und seiner Nachbarlande zugebrachtes Leben gehören. Es war mir genug, wenn ich jenseit der gegenseitigen Anklagen der Zeitgenossen und der oft beschränkten Auffassung Späterer, durch ursprüngliche und zuverlässige Kunde zur Anschauung des Objectiven der großen Thatsachen gelangt zu sein glauben durfte. Bei dem Minderbedeutenden wenig verweilend, habe ich das welthistorisch Wichtige um so ausführlicher zu erläutern gesucht.

Ich denke, auch ein historisches Werk darf seine innere Regel aus der Absicht des Verfassers und der Natur der Aufgabe entnehmen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Frühere Epochen der französischen Geschichte.

Erstes Capitel.

Elemente der französischen Nation.

Mancherlei Kriege giebt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt denen, welche der Cultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet und die Barbarei an bedeutender Stelle überwältigt haben. Einen der größten Namen in dieser Hinsicht, für das Abendland ohne Zweifel den größten von allen, hat sich Julius Cäsar erworben; man könnte keinen Krieg nennen, der eine nachhaltigere und großartigere Wirkung für die Ausbreitung und Befestigung der allgemeinen Cultur der Welt gehabt hätte, als seine Feldzüge im transalpinischen Gallien.

Es wird auffallen, wenn wir die Völkerschaften, welche diesen Boden inne hatten, iberischen und besonders keltischen Stammes, unter der Bezeichnung Barbaren begreifen. In der That zeugen die Arbeiten ihrer Hände, welche aus ihren Gräbern an das Tageslicht kommen, von mannichfaltiger Kunstfertigkeit; sie besaßen städtische Anlagen und andere Anfänge der Gesittung; über ihrem Stammesleben breitete sich eine eigenthümliche Gedankenwelt aus, von der nur zu wünschen wäre, daß sie uns durch irgend ein authentisches Denkmal näher aufgeschlossen würde: aber zugleich finden sich in ihren Sitten Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit, die durch eine Religion, welche das Menschenopfer heiligt, und ein angestammtes Selbstgefühl, das alles neben sich verachtet, festgehalten, einen freien Antheil an der Cultur des menschlichen Geschlechts schwerlich hätte aufkommen lassen. Und was auf ethnographischem Standpunkt zweifelhaft sein mag, ist es nicht auf historischem. Die alten Kelten erscheinen als die gefährlichsten Feinde der civilisirten Nationen, an deren Seite sie leben: Jahrhunderte lang haben sie dieselben mit Verderben bedroht. Ihr einziges Geschäft war der Krieg, den sie

führten, wie es ihnen ein angeborner Unternehmungstrieb an die Hand gab, durch keine Naturgrenzen aufzuhalten, in großen Massen, mit unwiderstehlichem Andringen. Sie überflutheten das obere und mittlere Italien und eroberten Rom; sie warfen die noch unüberwundene Phalanx der Macedonier auseinander und führten die delphischen Tempelschätze nach Tolosa fort; der Schiffe, die ihnen den Uebergang nach Asien wehren sollten, bemächtigten sie sich; eben auf diesen gingen sie hinüber; ein Zeitlang war das alte Ilion ihre Burg. Es machte eine Lebensbedingung für die gebildeten Völker der alten Welt aus, sich dieser Feinde zu entledigen.

Nachdem dies in langen schweren Kämpfen geschehen war, hat sie Julius Cäsar in ihrer Heimath aufgesucht und in jenen Feldzügen überwunden.

Dadurch endlich wurden die beiden großen Halbinseln des Mittelmeeres und die daranstoßenden Eilande und Küsten, auf denen sich die griechische und römische Bildung entfaltete, wenigstens für einen langen Zeitraum vor aller Gefahr aus dem Innern des europäischen Continents her gesichert; aber zugleich wurden der Cultur selbst in der Mitte desselben neue Wohnsitze bereitet, Völkerschaften von unerschöpflicher Lebenskraft, tapfer und sinnreich, in ihren Kreis gezogen, ihren Ideen unterworfen. Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen[1]) und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquäducten, Heerstraßen; diese, die das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen, waren fast die Hauptsache, denn sie brachten alles in unmittelbare Verbindung mit den Hauptstätten der römischen Einwirkung: Lugdunum ward das transalpinische Rom. Man sollte wünschen, berechnen zu können, wie viel Menschen lateinischer oder italienischer Herkunft sich in dem Lande angesiedelt haben mögen — die ersten Jahrhunderte waren mit einer colonisirenden und civilisirenden Thätigkeit erfüllt, die hier eine neue Welt hervorbrachte — aber kein Zweifel ist, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von jeher bewohnt hatten, und den Colonien der Ueberwinder, bildete sich ein neues Volk, eine einzige große romani-

1) Strabo IV. 1, 2: *νῦν δὲ ἀναγκάζονται γεωργεῖν, καταθέμενοι τὰ ὅπλα.*

sche Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, wiewohl in der Tiefe sich manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Wo das eigenthümliche Talent der Eingebornen mit einem Zweige der lateinischen Cultur zusammentraf, erhoben sie sich sogleich zu einer bemerkenswerthen Ausbildung. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateinische Beredtsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne. Das vornehmste Moment der Umwandlung aber lag in der Religion. Man hat bemerkt, daß die Religion der gallischen Druiden die einzige war, welche die Römer in ihrer Besonderheit nicht duldeten; wenn man Altäre findet, auf denen die keltischen Götter zugleich mit den griechisch-römischen abgebildet sind, so erscheinen sie da nur noch als Idole ohne Bezug auf Nationalität und Verfassung; die Menschenopfer mußten verschwinden. Aber man dürfte dies Verbot nicht blos als eine Handlung der Politik ansehen. Kaiser Claudius, der das Druidenwesen zerstörte, war ohne es zu wissen ein Verbündeter der allgemeinen Religion der Menschheit, die eben damals an anderer Stelle in die Welt eintrat. Als sich dann das Christenthum in dem Widerstreit der verschiedenen Götzendienste weiter Bahn machte, wurden auch die romanischen Gallier von seinen Lehren und den Fragen, die es anregte, auf das Lebendigste ergriffen. Man hat es sich dort zur Ehre gerechnet, daß das Haus der römischen Imperatoren, welches in dem Gegensatz der Religionen die Entscheidung zu Gunsten des Christenthums gegeben hat, in Gallien seinen vornehmsten Sitz hatte; ebenda, sagt man, habe Constantin das Zeichen des Christenthums an das Labarum geheftet. Doch dauerte es dann noch einige Zeit, bis auch das Volk sich bekehrte. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erschien der pannonische Kriegsmann, der heilige Martin, der seine Person einsetzend vor den Augen des Volkes die Gegenstände seiner Anbetung umstürzte, die konischen Denkmale und heiligen Bäume der einheimischen sowie die Tempel und Bildsäulen der römischen Götter, — denn beide standen und fielen jetzt miteinander — und an ihrer Stelle christliche Kirchen errichtete. Er stiftete das große Münster in Tours, dem zahlreiche andere mönchische Institutionen im Innern des Landes und auf den benachbarten Inseln folgten, Pflanzschulen zugleich für theologische Studien und für den Kirchendienst; Bischöfe der Städte und Bekehrer des Landes gingen aus ihnen hervor. — So vollkommen

waren die Gallier der römischen Welt einverleibt, dem Fortschritt und Verfall ihrer Cultur, dem Wechsel ihrer Religion!

Nothwendig mußten sie dann auch von den äußeren Schicksalen, welche das Reich erlebte, unmittelbar in aller Stärke mitbetroffen werden.

In den früheren Zeiten, wenn die Unterworfenen etwa einen Versuch der Empörung machten, hatte man ihnen gesagt, daß die römische Herrschaft die Feindseligkeiten der Nachbarn von ihnen abhalte, den allgemeinen Krieg der Nationen verhindere. Nach einigen Jahrhunderten aber besaß das Reich nicht mehr die Kraft, eine so stolze, die Gehorsamen schützende, die Feinde zurückweisende Stellung zu behaupten; die Grenzwälle hörten auf, in den Gebieten der Nachbarn weiter vorzurücken, und bald wurden sie von denselben überschritten. Es war nur eine Auskunft für den Augenblick, daß germanische Volksheere in Dienst genommen wurden, um die Grenze zu vertheidigen; mit Nothwendigkeit wurden sie von der jenseit derselben fluthenden Bewegung einer noch halb nomadischen Welt berührt und fortgetrieben; zugleich in die Streitigkeiten der römischen Machthaber verwickelt, nahmen sie eine selbständige und feindselige Richtung nach den inneren Provinzen, so daß die früher mit aller Macht abgehaltenen Elemente zuletzt doch, gleich als könnte es nicht anders sein, in die gallisch-römische Welt vordrangen.

Im südlichen Gallien siedelten sich die einst zur Vertheidigung aufgenommenen Scharen als Herren und Meister an. Die Burgundionen ließen sich von den Oberhäuptern der römischen Provinzialen feste Sitze in den sequanischen und lugdunensischen Bezirken bewilligen, und noch glaubt man die Spuren ihrer Ansiedlung in den Gebirgen zu unterscheiden, während die Ebene und die Städte den alten Besitzern blieben. — Im Zerwürfniß mit der höchsten Staatsgewalt, zuweilen versucht, diese im Mittelpunkt des Reiches selbst in die Hand zu nehmen, dann wieder davon abstehend, stellten sich die Westgothen im aquitanischen Gallien auf; die Verwirrung war bereits so groß, daß die Einrichtungen, welche sie bei ihrer gewaltsamen Besitznahme trafen, den Eingebornen doch noch lieber waren, als der Druck der Tribute, dem sie bisher unterlagen.

Im nördlichen Gallien, wo sich schon früher zuweilen ein Streben nach Unabhängigkeit bemerken ließ, war so eben über den Trümmern des zusammenstürzenden Reiches eine sehr unregelmäßige Gewalt, in der sich, wenn wir nicht irren, schon der Einfluß germanischer Ideen zeigt, eine Art römisch-gallischen Königthums errichtet worden;

allein der in den angestammten Sitten und Gedanken um vieles fester begründeten Macht der immer vordringenden fränkischen Könige war es nicht gewachsen; Chlodwig stürzte es um durch Eine Feldschlacht und bemächtigte sich seines Gebietes. Andere Bestandtheile der eingedrungenen Volkshaufen verschwanden wieder; beinahe ausschließend sehen wir die einst durch Cäsar vom gallischen Boden vertriebenen Germanen sich auf demselben einbürgern. Eine frühere Besitznahme wäre von geringer Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen, da sie nur barbarische oder halbbarbarische Völker vereinigt hätte; die damalige eröffnete die größte Aussicht, weil Gallien seitdem romanisirt worden war und die Germanen nun mit der Culturwelt in ein nicht wieder aufzulösendes Verhältniß traten.

Wenn wir fragen, was die Ueberwältigung einer gewissen Regel unterwarf und der zuweilen allmählich vordringenden, zuweilen gewaltsam daherstürmenden Völkerströmung Einhalt gebot: so war es allerdings auch die Idee des Reiches, die von den Germanen anerkannt wurde und in ihr Bewußtsein überging, sodann aber, und zwar noch bei weitem mehr die Religion in der Form der Kirche, wie sie sich in Gallien, ohne daß man genau sagen könnte, auf welche Weise es allenthalben geschehen ist, zu einem hierarchischen Körper gestaltet hatte.

Es ist ein vielleicht nicht von hohem geistigen Schwung ausgegangenes Ereigniß, aber von unausdenkbarer historischer Wirksamkeit so für Gallien wie für die Welt überhaupt, daß Chlodwig mit seinem Gefolge das Christenthum annahm.

Indem diese Kriegsgenossenschaft hierauf den Glauben unter den stammverwandten Franken und anderen Germanen bis an den Rhein und über den Rhein ausbreitete, machte sie der uralten Feindseligkeit der germanischen Völker gegen Römer und Gallier ein Ende. Sonst möchte eine vollkommene Germanisirung, wie sie im Rheinthal, in den Niederlanden und Britannien sich vollzog, auch an der Marne und Seine nicht verhindert worden sein. Die Religion glich, wie ihre Bestimmung ist, den schroffsten Gegensatz der Nationalitäten aus; die Franken konnten die Stätten, wo sie anbeteten, nicht mehr zerstören wollen. Vielmehr schlossen sie sich ihren Bekehrern auch in der besonderen Form des Glaubens und des Dienstes, welche diese ihnen überlieferten, mit frischem Eifer an. Noch war der Streit zwischen dem katholischen und dem arianischen Bekenntniß nicht ausgefochten; das letztere, zu dem sich Westgothen und Burgunder hielten, erlangte durch die Einwanderung dieser Völker eine neue Macht

in Gallien, zum tiefsten Mißvergnügen der rechtgläubigen Bischöfe. Aber eben bei den Franken, mit denen manche von ihnen schon lange in Verbindung standen, fanden sie Hülfe. Der heilige Remigius, der Chlodwig und sein Volk zu Rheims in die Kirche aufgenommen hat, war nicht nur als ein Zerstörer der Götzenbilder, sondern auch als ein glücklicher Streiter gegen die Arianer berühmt. Der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Unterstützt von der Bevölkerung des Landes, warfen Chlodwig und seine Söhne die Macht der germanischen Könige, welche Arianer waren, in Gallien nieder und blieben Meister in allen Provinzen, sowie sie ihre Herrschaft weit nach dem inneren Germanien hin ausdehnten. Sie vollzogen, was das römische Reich nicht mehr vermocht hatte, sie wehrten den Andrang des colonisirenden Germanenthums von Gallien ab und bezwangen im Innern die abweichenden Secten. Die Eroberer beschützten die romanische Nationalität und die Einheit der katholischen Kirche. Als dem römischen Reiche seine Waffen versagten, ward der allgemeine Ruin durch die bekehrten Barbaren verhütet.

Wie mancher von den blondgelockten Königen erschien gleichsam als ein Priester Gottes und wollte so erscheinen! Wenn sie ihre Schätze der Kirche zuwandten, so lag ihnen ohne Zweifel daran, die Pracht des äußeren Dienstes zu vermehren; aber zugleich hatte ihre Freigebigkeit auch eine Beziehung auf das besiegte Volk. Die Schriftsteller der Zeit bezeichnen es als den vornehmsten Beweggrund zu den Schenkungen an die Kirche, daß sie genug haben müsse, um freigebig zu sein, damit diejenigen, welche nichts besitzen, doch etwas besitzen; und man kennt die Satzung des Concils von Orleans, nach welcher der Ertrag der von dem Könige geschenkten Ländereien auch zur Ernährung der Armen und zum Loskauf der Gefangenen bestimmt sein soll. Die Kirche brachte die bisher ganz verabsäumte unterste Classe der Bevölkerung und ihr Bedürfniß mit dem Sieger in Beziehung.

Ueberhaupt lag eine absichtliche und systematische Zerstörung der römischen Welt außerhalb der Möglichkeit der Dinge. Romanen waren im unmittelbaren Dienste der Könige; sie erscheinen fortwährend fast als die reichsten Besitzer, die Vornehmsten des Landes. Der Gehorsam und die Pflicht der Unterthanen wurde von den fränkischen Königen in Anspruch genommen, wie von den römischen Imperatoren, das alte Finanzsystem so viel wie möglich aufrecht erhalten, die alte Steueranlage sowohl auf Grund und Boden als auf die

Personen, was ein Fortbestehen der früheren Zustände im Allgemeinen in sich schließt; hören wir doch, daß die Spiele des Circus unter den merowingischen Königen erneuert werden. Man glaubte noch in dem alten Reiche zu leben: die römischen Majestätsgesetze wurden in Anwendung gebracht. Aber zugleich war doch eine Veränderung ohne Gleichen, wie in den Zuständen, so in den Gedanken der Menschen eingetreten. Ihre Summe kann man darin sehen, wenn anders überhaupt große Veränderungen durch wenige Worte zu bezeichnen sind, daß die öffentliche Gewalt als ein persönlicher, durch Vererbung und Vergabung zu übertragender und theilbarer Besitz betrachtet wird. Dem alten Volkskönige steht ein unbedingtes Erbrecht zu; von einer Wahl, einer Theilnahme des Volkes oder der Großen an seiner Erhebung ist in gewöhnlichen Fällen nicht die Rede. Ihm sind die öffentlichen Beamten zu persönlicher Treue verpflichtet, Romanen so gut wie Germanen; er besoldet sie durch Verleihung des königlichen Gutes; an den Palast knüpft sich die Regierung; der Vorsteher des königlichen Hauses ist der oberste Reichsbeamte. Indem nun aber das Amt und die damit verbundene Vergabung auch wieder als persönlicher und unwiderruflicher Besitz erscheint, gewinnt alles eine Tendenz der Unabhängigkeit und Eigenmacht. Bald hören wir die Könige klagen, die einen, daß alle ihre Ehre an die Bischöfe der Städte übergegangen sei, die anderen, daß die weltlichen Großen ihnen Gut und Macht entziehen. Sie sehen sich von selbständigen Magnaten umgeben, die für den Antheil, den sie an der Errichtung des neuen Reiches genommen haben mögen, einen Mitgenuß der Macht in Anspruch nehmen. Das Princip der persönlichen Gewalt, nachdem sie einmal auf andere übertragen worden, lehnt sich gegen den Fürsten auf, der sie im Ganzen als sein Eigenthum betrachtet. Es ist beinahe, als ob der alte gallische Geist der Clientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte und sich in dieser Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; — auch die einheimischen Volksthümlichkeiten erscheinen wieder.

Allerdings gewann Gallien unter den Nachfolgern Chlodwigs eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit des Lebens, als es unter den Römern gezeigt hatte; allenthalben regten sich freie Kräfte und erwuchsen in den durch die Dynastie zugleich zusammengehaltenen und getrennten Theilfürstenthümern zu besonderen Gestaltungen; aber damit entfernte man sich auch von dem Zusammenhang und von der

Unterordnung, ohne welche sich ein Staat nicht denken läßt; die Gewaltsamkeit, mit der die Könige sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchten, brachte nur ihre Schwäche an den Tag, und bald war es zweifelhaft, ob dieses fränkische Königreich sich würde behaupten können.

Denn noch ganz andere Weltmächte gab es, besser geschlossen, oder auf einer freieren Bewegung der männlichen Tapferkeit beruhend, welche die Erde als einen freien Boden zur Erkämpfung der Herrschaft ansahen.

Aus den Wüsten Arabiens hervorgebrochen, wälzte sich die Macht der Nachfolger Mohammeds mit unwiderstehlichen Waffen daher, überwältigte das römisch-griechische Syrien, Aegypten, Afrika, warf das vorliegende germanische Königreich in Spanien in raschem Anlauf über den Haufen und faßte bereits im Bunde mit den Eingebornen diesseit der Pyrenäen Fuß. Wie ließ sich erwarten, daß die an Thatkraft verkommenen, durch innere Parteiung gelähmten Merowinger diesen Sturm bestehen würden? In Gallien schien es gehen zu müssen, wie es in Spanien gegangen war.

Es ist das Verdienst des Hauses, das man später das Carolingische nannte, an der Spitze seines austrasischen Kriegsgefolges diesen mit dem äußersten Verderben bedrohenden Angriffen Widerstand geleistet, die fränkisch-christliche Welt vor denselben errettet zu haben. Jede Gewalt, die sich erheben will, muß sich auf ein großes Verdienst gründen; erst wirkliche Verdienste gewähren Autorität. Dieser Vertheidigung verdankten die Carolinger ihr Emporkommen zur königlichen Würde; die Reihe der Schwächlinge verschwand wie von selbst vor einer Succession großer Männer.

Auch die Carolinger waren im Bunde mit der Kirche, nicht jedoch mit der gallicanischen, die damals nur hauptsächlich auf Vermehrung ihres Güterbesitzes und eine unabhängige Stellung bedacht war — dieser legten sie vielmehr die härtesten Pflichten des Gehorsams auf — sondern mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, die sich soeben von der morgenländischen losriß, und die von der Gefahr, mit welcher der Islam den christlichen Namen bedrohte, einen vollkommenen Begriff hatte; sowohl gegen den Kaiser zu Constantinopel, als gegen die Nachfolger Mohammeds bedurfte sie der Hülfe dieses mächtigen Geschlechts und war ihm dankbar dafür, daß es sie leistete; auf den siegreichen Waffen nicht allein, sondern auch auf der Sanction der Kirche beruhte seine Macht.

In diesen Kämpfen erhielt das fränkische Gallien einen neuen Zusatz germanischer Kräfte durch die Kriegsscharen, welche hauptsächlich die Schlachten lieferten und dann zur Abwehr der Feinde und Erhaltung des Gehorsams angesiedelt wurden. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt; die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb; jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wiederhergestellten Kaiserthum, gehörte, dem er mit seiner ganzen Persönlichkeit verpflichtet war. Abermals, wie vor Zeiten, war der Krieg das einzige Geschäft; aber nicht mehr von freiem Gutdünken der Völkerschaften und ihrer Häupter hing er ab, er bedrohte die Cultur nicht mehr; er diente zur Vertheidigung der Religion und zur Erweiterung eines großen Reiches, zwei Begriffe, die sich durchdrangen; eine alles umfassende, unbedingten Gehorsam erheischende Organisation war darauf gegründet.

So wohlgeordnet aber auch das Kaiserthum der Carolinger erschien, so fehlte es ihm doch eigentlich an dem Schlußsteine seiner Verfassung: die Frage über die Fortsetzung der Gewalt in dem herrschenden Hause war nicht erledigt. Und wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohlbefestigten Marken zunächst nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht.

Es ist zuweilen, als ob ganze Generationen mit Blindheit geschlagen wären; indem sie untereinander streiten, bahnen sie dem gemeinschaftlichen Feinde den Weg. Während die Nachfolger Carls des Großen sich über die Vererbung des Reiches entzweiten, die Völker wieder auseinandertraten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und ein Kampf entbrannte, der alle ihre Kräfte beschäftigte und aufrieb, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, über alle Küstenländer des Reiches, vom Ausfluß der Elbe bis zum Ausfluß der Garonne.

Was den westlichen Provinzen an sich einen geographischen Vortheil über die östlichen, den französischen über die deutschen giebt, ist der mannigfaltigere Lauf der Flüsse, die das Land in verschiedenen Richtungen mit der See in Verbindung halten; aber daraus

entsprang ihnen jetzt auch die größere Gefahr. Die Normannen nahmen die Mündungen und Inseln der Ströme, die benachbarten Ufer in Besitz; die Somme führte sie nach Amiens, die Seine vor Paris, die Loire bis Tours und Amboise, die Garonne bis vor Toulouse; das Land zwischen den Flüssen war weit und breit wüst gelegt; hie und da fielen die Eingebornen vom Christenthum ab und gesellten sich ihnen zu.

Die Carolinger vermochten diesem Unheil nicht Einhalt zu thun. Die deutschen Länder, auf denen ihre Macht beruhte, waren kaum im Stande, sich selbst vor ähnlichen Anfällen zu retten, besaßen aber weder die Kräfte noch die zusammenhaltenden Einrichtungen, die dazu gehört hätten, um auch den entfernteren Nachbarn ausreichende Hülfe zu leisten. Noch einmal ward die allgemeine Gewalt in Einer Hand vereinigt: aber diese war die allerunfähigste. Man kann es als den letzten Act der unbestrittenen carolingischen Herrschaft ansehen, daß Carl, genannt der Dicke, nachdem er mit einem großen Heere von beiden Zungen, der deutschen und der lateinischen, vor Paris den vereinigten Normannen gegenübergestanden, es nicht wagte, mit denselben zu schlagen, sondern ihnen einen höher zurückliegenden Landstrich für den Winter überließ und sich außerdem zu einer ansehnlichen Geldzahlung anheischig machte [1]).

Endlich war es nicht anders, die Normannen mußten in das Reich aufgenommen oder vielmehr in ihrer eigenmächtig begonnenen Ansiedelung anerkannt werden, unter der Bedingung, wie es in einer Urkunde heißt: daß sie nun das Reich beschützen sollten. Auch sie wurden Christen, und bald übertrafen sie an Eifer alle anderen. Auf dieser Bekehrung mehr als auf jenem Versprechen beruhte der Schutz, den sie dann allerdings dem Reiche gegen jeden weiteren Angriff heidnischer Seekönige gewährten.

Wie wirksam und für die Weltgestaltung entscheidend erscheint auch in diesen Ereignissen der Begriff der Religion! Die gesammte Entwickelung des Abendlandes hängt davon ab, daß Gallien nicht ebenfalls unter die Herrschaft der Saracenen gerieth, welche Spanien so manches Jahrhundert hat ertragen müssen. Diejenigen Feinde

1) Abbo de bellis Paris. l. II, 338 deutlicher als die Annalisten: annuiturque feris licitum Senones adeundi etc., was zusammenstimmt mit den Annales Sancti Columbae Senonensis bei dem Jahr 886 2 Kal. Dec.: ascenderunt Nortmanni Sennis a Parisiis etc.

aber, die man mit keiner Gewalt zurückschlagen konnte, wurden durch die Bekehrung gewonnen und traten in die Gemeinschaft der Kirche, die wenigstens eine bedingte Erhaltung des Staates nothwendig machte, und deren Einfluß mit dem Glauben auch das Bedürfniß des Friedens über die entfernten Stammesgenossen ausbreitete. Was Grenzwälle und Meere nicht mehr gewährten, verschaffte die Religion: ein Gebiet der Sicherheit. Soweit das die Weltgeschicke betrachtende Auge reicht, nimmt es nichts mehr wahr, was dem in Gallien nunmehr zu Stande gekommenen Wesen von Grund aus entgegengesetzt, ihm hätte verderblich werden können.

Merkwürdig aber, wie mannigfaltige Volkselemente in Folge dieser Ereignisse nun in Gallien zusammentrafen.

Der Grundstamm über den ganzen Boden des Landes hin blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Bretonen, die, durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt, sich darin gefielen, aller Gesetze und Beziehungen zu spotten; des iberischen in den Basken, die ihre immer zweifelhafte Unterordnung von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden; die Gothen selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten diese französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt.

Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die germanische, welcher jetzt die Weltherrschaft zu Lande und zur See gehörte, begegneten sich auf diesem Boden innerhalb dieser Grenzen.

Die Geschichte der Völkerbildungen hat etwas von der Geschichte

der Erde, sie trägt, wenn man so sagen darf, einen geologischen Charakter an sich; man unterscheidet die Formationen der verschiedenen Bildungsepochen. Aber in der Geschichte der Menschen giebt es nichts Unbelebtes; Völkerelemente, die sich berühren oder in gemeinschaftliche Grenzen eingeschlossen sind, wirken unaufhörlich aufeinander, bestreiten sich oder streben nach einer organischen Verbindung. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf die Verhältnisse, in welche diese Menschen so mannigfaltiger Herkunft mit einander geriethen.

Zweites Capitel.

Entstehung eines französischen Reiches.

Noch hatte Gallien niemals ein besonderes politisches Ganze ausgemacht.

Die alten Landeseinwohner gehörten verschiedenen Stämmen an; die Völkerschaften selbst, aus denen sich diese zusammensetzten, standen in zweifelhafter Verbindung mit einander. Die Römer vereinigten sie alle, machten sie aber zu einer Provinz des großen Weltreiches, das sich über Morgenland und Abendland erstreckte. Wenn das merowingische Königthum im Lande selbst emporkam, so vermochte es doch nicht, eine haltbare Vereinigung zu Stande zu bringen; es umfaßte überdies einen großen Theil von Germanien, von wo es ursprünglich ausgegangen war. Hauptsächlich auf diesen germanischen Bestandtheil war die carolingische Monarchie gegründet; aber deren Tendenz war noch bei weitem mehr eine allgemeine, sie schloß den Gedanken der Wiederherstellung des römischen Reiches im Abendlande in sich ein.

Wohl zeigte sich im neunten Jahrhundert, daß sich die Einheit dieses Reiches schwerlich behaupten werde. Wenn einst die Siege über die Saracenen eine der vornehmsten Grundlagen der Herrschaft der Carolinger gewesen waren, so mußte es dieselbe auf das tiefste erschüttern, daß sie gegen die Normannen keine Hülfe leisten konnten. Doch folgte daraus noch nicht die Entstehung einer anderen Gallien unter sich begreifenden Staatsgewalt. Die mannigfaltige Zusammensetzung der verschiedenen Provinzen hätte auch zur Errichtung eben so vieler unabhängigen Herrschaften führen können.

Das erste Moment, von welchem eine neue und umfassende Bildung ausging, lag darin, daß unter der Einwirkung des alten germanischen Erbrechts der Begriff eines besonderen westfränkischen Königreiches neben dem Kaiserthum entsprungen und dann von Zeit zu Zeit verwirklicht worden war. Die Grenzen waren längst be=

stimmt, die es von dem ostfränkisch-deutschen Reiche schieden, zu dem damals das Lothringische und das Kaiserthum gehörten. Wie mächtig auch die Herzoge und großen Lehenträger sein mochten, welche Meister der Provinzen waren, so konnten sie doch ein solches Königthum nicht entbehren; denn in demselben vereinigte sich zuletzt alle gesetzliche Gewalt, wie sie von den Römern auf die Merowinger und von diesen auf die Carolinger übergegangen war; jeder einzelne leitete seine Macht von einer Uebertragung oder Anerkennung durch das Königthum her. Sie brauchten einen König, oder ein jeder hätte sich selbst zum König, ja zum Kaiser erklären müssen.

Gleich in jenem Augenblick, als die Kriegsmacht der Carolinger sich gegen die Normannen so unkräftig erwies, und auch alle anderen Länder mehr oder minder offen und rückhaltslos von ihnen abwichen, machten einige westfränkische Große, Laien und namentlich Geistliche, die durch ihre Weihe das Recht der Geburt ersetzen zu können meinten, einen Versuch, an die Stelle der Carolinger ein einheimisches Geschlecht zu erheben.

Es war ein Geschlecht, das, wie es scheint, noch nicht lange aus Deutschland eingewandert [1]), sich durch verwandtschaftliche Verbindung mit dem königlichen Hause, tapfere Kriegsthaten und große Besitzungen zu einem vorherrschenden Ansehen aufschwang. Man könnte nicht sagen, daß es Heroen hervorgebracht hätte, wie Carl Martell oder Pipin der König oder Carl der Große gewesen sind, auf deren Thun und Lassen das Schicksal der Welt beruhte; aber es zeugte hochbegabte und heldenmüthige Männer, welche im Getümmel eines verwüstenden Krieges Länder, Städte und Kirchen vor der Zerstörung schützten.

Ihr Stammvater in Frankreich ist Robert, genannt der Tapfere, von Anjou, der in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts das Beste gegen die Normannen gethan hat. Ein geistlicher Chronist, der keine erhabenere Erinnerung kennt, vergleicht seine Thaten mit

1) Die genealogische Combination, durch welche der Mannesstamm des Geschlechts an die Carolinger geknüpft wird, läßt sich nicht behaupten. Wenn die älteren Genealogen den sächsischen Ursprung verwarfen, so geschah es hauptsächlich, weil sie denselben erst bei Aimoinus und vollends für den Namen Wittekind keinen anderen Gewährsmann fanden, als den Verfasser des Chronicon Urspergense. (Vergl. Le Gendre: des antiquités de la maison de France p. 49.) Diese Einwendungen heben sich aber, da wir jetzt in einem Autor des zehnten Jahrhunderts, Richer, dieselbe Ueberlieferung authentisch finden.

denen des Judas Maccabäus für sein Volk und für seinen Glauben; den Tod Roberts, mitten im heldenmüthigsten Kampfe, hielt man für ein Zeichen des göttlichen Zornes über das Land. Bei der Vertheidigung von Paris trug dessen Sohn Odo das größte Lob davon. Besonders rühmt man an ihm den ermuthigenden Einfluß seiner Gegenwart auf erschöpfte Kriegsleute, die glückliche Gabe persönlicher Ueberlegenheit, die Unruhen seiner Mannen zu stillen; im rechten Moment weiß er sie alle um sich zu sammeln und schlägt Zehntausende mit Tausenden. Diesen Odo erwählten die Westfranken, in der dringendsten Gefahr eines Führers bedürftig, zu ihrem König.

Nicht so leicht aber werden in Europa, auch nicht in den gewaltsamsten Zeiten, alte Dynastien gestürzt, neue erhoben. Odo vermochte nicht, die Kräfte des gesammten Landes zu vereinigen, noch des Feindes, wie oft und tapfer er mit ihm schlug, Herr zu werden. Nach ihm wurden die Carolinger nochmals anerkannt.

Dann folgte eine Zeit, in welcher diese Robertiner, denn so dürfte man sie nennen, im Besitze des Herzogthums France und anderer Landschaften, die Nachkommen Carls des Großen zuweilen bekämpften, zuweilen förderten und unterstützten; überaus mächtig aber blieben sie immer; es gab schon zwei rivalisirende Gewalten in Frankreich. Der Neffe Odo's, Sohn eines Robert, der ebenfalls die Krone getragen, Hugo der Große, von Gottes Gnaden Herzog der Franken, wie er sich nennt, Herzog der gesammten Gallier oder Herzog schlechthin, wie ihn andere bezeichnen, ward nur durch eine eigenthümliche religiöse Scheu zurückgehalten, die Krone auf sein Haupt zu setzen. Von seinem Sohne Hugo, genannt Capet, konnte bereits das verhängnißvolle Wort wiederholt werden: er sei König in Wahrheit; der Carolinger, König Lothar, sei es nur dem Namen nach.

Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß die Carolinger ganz in dem Falle gewesen wären, wie einst die Merowinger. Die Carolinger hatten die Summe der Gewalt nicht wie diese an eine ihre Stelle vertretende neue Autorität übertragen: sie hielten noch alle ihre Ansprüche fest; an Thatkraft waren sie mit nichten so ganz herabgekommen; sie unternahmen eher zu viel, als zu wenig, wie unter anderem ihr schlecht angelegter Versuch, die normannische Herrschaft wieder zu vernichten, beweist.

Gerade die Verbindung von persönlichem Ehrgeiz und unermeßlichen Ansprüchen, einer Anzahl von großen Herren gegenüber, welche das Land besaßen, wurde ihnen, in dem Augenblick eines Zusammentreffens von ungünstigen Umständen, auf immer verderblich.

König Lothar war gestorben, bald nach ihm auch sein Sohn Ludwig, der, wenn das Wort einen moralischen Tadel begründen soll, sehr mit Unrecht Faineant genannt worden ist; denn er kam um (in Folge eines Sturzes mit dem Pferde), noch ehe er etwas hatte unternehmen können; der Erbanspruch gelangte an seinen Oheim Carl, der damals im ostfränkischen Reich, unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause, das Herzogthum Niederlothringen verwaltete. Bei der Thronbesteigung Lothars war man insofern von dem früheren carolingischen Gebrauch abgewichen, daß man nicht auch Carl einen Antheil an den Ueberbleibseln der Besitzungen und der Macht seiner Väter gewährt hatte; die Frage war jetzt, ob man ihn, den Ausgeschlossenen und Beleidigten, auf den Thron berufen sollte. Dagegen wurden nun in der Versammlung der französischen Großen, unmittelbar nach dem Tode des jungen Ludwig, mannigfaltige Einwendungen erhoben. Herzog Carl, sagte man, sei Vasall der deutschen Kaiser und mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin verheirathet, welche die mächtigen Großen unmöglich als Königin verehren könnten; er sei von gewaltsamer Gesinnung und von einer Rotte umgeben, die nur nach Verbrechen dürste; er sei der Krone nicht werth und würde das Land unglücklich machen, wenn man ihn wähle. Und nicht ohne Grund war die Besorgniß, daß er mit seinem zu jeder Gewaltthätigkeit aufgelegten und ihm persönlich ergebenen Kriegsgefolge die unbestimmten und mehr thatsächlich als gesetzlich beschränkten Rechte seiner Ahnherren in aller ihrer Fülle werde herstellen wollen. Vornehmlich erklärte sich der Erzbischof Adalbero von Rheims, der von dem letzten Könige der Verrätherei angeklagt und soeben durch Herzog Hugo von France aller Verantwortung überhoben worden war, gegen die Berufung Carls, wie denn ohnehin die geistlichen Oberhäupter mehr auf Wahl und Weihe gaben, als auf das Erbrecht; er führte vor den versammelten Großen aus, daß die Gesetze des Erbrechts nicht unbedingt verpflichtende seien. Er hat sich dabei, was für das zehnte Jahrhundert doppelt bemerkenswerth ist, auf den Wechsel der Imperatoren im alten römischen Reiche berufen. Wies man aber den Erbberechtigten zurück, auf wen konnte man sein Auge richten, als auf den Besitzer der bedeutendsten Macht? Adalbero empfahl den Versammelten Hugo Capet, seinen Freund, der für niemand gefährlich sei und die Erhaltung der erworbenen Rechte Aller sowie des Staates sich angelegen sein lassen werde [1]. Unter Hugo's

1) Rede des Erzbischofs Adalbero von Rheims bei Richer IV, 11: „Le-

Vorfahren zählte man schon mehr als einen König; er selbst stand mit den vorwaltenden Magnaten in persönlich gutem Verhältniß; der Besitz einiger großen Abteien gab ihm zugleich ein kirchliches Ansehen; zurückgehalten durch Bedenken, wie sie sein Vater gehegt hatte, nahm er die Krone an, die man ihm anbot, und brachte dann durch förmliche Eroberung die Ueberreste der carolingischen Besitzungen in seine Hand. Dabei war jedoch nicht die Meinung, Frankreich in ein Wahlreich zu verwandeln. Man zog vielmehr in Betracht, daß dies unverzüglich in die größten Verlegenheiten und Verwirrungen führen könne. Denn wie dann, wenn bei einem Kriegszuge, wie man denn eben mit einem solchen beschäftigt war, der neugewählte König umkomme? Das Heer werde dann nicht wissen, wem es zu folgen habe; zwischen den Großen werde Streit ausbrechen und das Reich in Gefahr gerathen. Nach einigem Widerspruch des Erzbischofs ward noch in demselben Jahre dem erwählten Könige sein Sohn als Nachfolger zur Seite gesetzt[1]).

So ward das Reich der westlichen Franken in den bereits bestimmten Grenzen „von der Maas bis zum Ocean" an ein neues Geschlecht übertragen. Die verschiedenartigsten Motive wirkten dabei zusammen: die factische Macht dieses Hauses und seine Vergangenheit; die enge Verbindung Hugo's mit dem leitenden Großwürdenträger der Kirche; die Analogie seiner Gewalt, die zugleich eine herzogliche blieb, mit den anderen; hauptsächlich die Sicherheit der bestehenden Zustände, welche er zunächst erwarten ließ.

Wenn die Ansprüche eines Fürsten ausgeschlossen wurden, der dem deutschen Reich angehörte und seine Streitkräfte aus einer Provinz desselben gezogen haben würde, so lag darin mit nichten eine Feindseligkeit gegen die deutschen Kaiser — diesen wäre vielmehr eine kräftige Wiederherstellung einer carolingischen Regierung selbst gefährlich gewesen —; aber eine weitere Emancipation von dem Zusammenhang mit Germanien darf man allerdings darin erkennen. Das westliche Reich gelangte zu einer vollen Selbständigkeit, als nun ein Geschlecht in den Besitz des Thrones kam, das in demselben seine

gimus, clarissimi generis imperatoribus — alios modo pares, modo impares successisse. Promovete ducem, actu nobilitatum, copiis clarissimum, quem non solum reipublicae, sed et privatarum rerum tutorem invenietis."

1) Hugo drang darauf „ut heredem certum in regno relinqueret". Richer IV, 12.

Wurzel hatte, und keine Berechtigung noch Hülfsquellen außerhalb seiner Grenzen besaß. Der Wechsel der Dynastien schloß eine Veränderung der ganzen Stellung in sich ein.

Die Carolinger, wie beschränkt auch immer durch Ereignisse und Thatsachen, besaßen doch durch ihren Ursprung und die alte Sanction der Kirche einen allgemeinen Anspruch auf die abendländischen Reiche, auch auf Deutschland und das Kaiserthum, und nicht minder auf unbedingten Gehorsam im westlichen Franken. Die Capetinger, wie man die Robertiner später nannte, konnten nur einen ausschließend westfränkischen Anspruch erheben, und hier beruhte dieser auf der Hingebung der Großen. Den Vätern mußten die Söhne, nicht anders als es im Reiche der Deutschen geschah, durch freien Beschluß zugesellt werden.

Es war keine neugegründete Gewalt, die ihnen da übertragen worden wäre, sondern die im Laufe der Jahrhunderte gebildete: die alte westfränkische Krone brachten sie an sich; nur ward dieselbe durch die Art der Uebertragung nothwendig beschränkt und an die Beistimmung der Großen gebunden [1]). Lange Zeit erschien das neue Königthum als eine wenig eingreifende, nur eben die verschiedenen Landschaften durch das Band des Lehens zusammenhaltende Oberherrlichkeit.

Wollte man die Geschichte der Nation verfolgen, so müßte man sie hauptsächlich in den Gebieten der großen Vasallen aufsuchen, die den König über sich gesetzt hatten; wie da die persönlichen Unterscheidungen, welche auf der nationalen Herkunft beruhten, nach und nach verschwanden, dagegen die provinzialen Besonderheiten nach der Landesart und der eigenthümlichen Mischung des Blutes hervortraten, die Sprache in zwei nahe verwandten und doch sehr verschiedenen Idiomen sich ausbildete, die ritterliche Cultur emporkam und an den Höfen der großen Vasallen in Normandie, Champagne, Bourgogne und Flandern, sowie im Süden zu Toulouse, Poitiers und Clermont eigentliche Mittelpunkte gewann. Der eingeborne Adel trat zu ihnen in ein Verhältniß, wie sie selbst es zu dem Könige hatten; diesem an Herkunft gleich und durch ihre Lehnspflichten wenig gebunden, versuchten sie sich in mannigfaltigen auswärtigen Unternehmungen, welche, gelingend oder mißlingend, Europa in Gährung setzten.

Graf Odo II von Blois und Champagne unternahm, das Recht

1) Hugo Capet hat dies einmal ausdrücklich gesagt.

seiner Gemahlin an das Königreich Burgund geltend zu machen; ja, noch höher stand ihm sein Sinn[1]), nach der Herrschaft in Italien und dem Sitze des Kaiserthums in Aachen; aber er fand dabei in dem ersten salischen Kaiser einen kraftvollen Gegner, dem er unterlag. Der capetingische König hatte nichts dawider, daß der Kaiser einen seiner Vasalen auf französischem Grund und Boden verfolgte.

Dagegen gelang dem Herzoge der Normandie eine der folgenreichsten Eroberungen, die je geschehen sind. England, das den alten Dänen und Normannen Widerstand geleistet hatte, unterwarf er dem romanisirten normannischen Adel; die gesammten Bewohner der französischen Küstenländer nahmen an dem Unternehmen Antheil und eine Zahl anderer aus entfernteren Regionen; einen Grafen Odo von Champagne, Enkel Odo's II, sehen wir in Kurzem als Grafen von York auftreten.

Und während diese Normannen nach Northumberland und den schottischen Grenzen vordrangen, oder den unvollendeten Kampf der Angelsachsen mit Wales durchführten, schlugen Stammesverwandte derselben mit den Griechen in den neapolitanischen Gewässern und erneuerten den Widerstand des christlichen Namens gegen die Saracenen in Sicilien.

Indeß sammelten sich die Herren und Edelleute von Aquitanien unter dem Banner der Könige von Aragon und Castilien; sie kämpften zur Seite des Cid; ein junger Graf von Burgund erwarb sich, zugleich mit der Hand einer Tochter des Königs von Castilien, einen Küstenstrich, aus dem Portugal erwachsen ist.

Doch waren das alles vereinzelte Unternehmungen, die zur Vereinigung der Nation nichts beitrugen. Für diese war es von größerem Werthe, daß endlich auch ein Unternehmen versucht wurde, zu dem sich alle verbinden konnten. Bei dem Sinn und Zuge der Geister brauchte der alte Gedanke, das heilige Grab aus der Gewalt der Saracenen zu befreien, nur einmal feierlich geäußert zu werden, um alles mit sich fortzureißen.

Dieser Gedanke hatte seinen Ursprung in dem Gemeingefühle der abendländischen Christenheit; er stand in keiner Beziehung zu dem

1) Hugo Flaviniacensis 1037: „Sumpta tyrannide ad regnum coepit aspirare." Annalista Saxo 1037: „corde elato Aquisgrani palatium invadere decrevit." Glaber Rodulphus III, 9: „praestolabantur legati ex Italia directe deferentes ei arram principatus totius Italiae."

westfränkischen Reich an sich; aber am lebendigsten ergriff er die französisch redenden Menschen; der oberste Führer selbst gehörte dem Hause Boulogne an, das noch so eben an der Eroberung von England Theil genommen hatte; die anderen waren Franzosen aus der Normandie oder der Champagne, aus Flandern und dem capetingischen Francien selbst, der mächtigste von allen der Fürst des aquitanischen Galliens, Raimund von Toulouse, dem, wie eine Chronik sagt, alles Volk zwischen den Alpen und Pyrenäen zuströmte, in dessen Schutze wir selbst den päpstlichen Legaten einherziehen finden. Wie viel neue Herrschaften wurden hierdurch im Laufe der Zeit gegründet! Zunächst ward Syrien in die engste Beziehung zu Frankreich gesetzt; später breitete sich der französische Name über Griechenland und alle Inseln des Mittelmeeres aus; denn nach den Jahrhunderten der Einwanderung war die Zeit der Ausbreitung gekommen. Diese Unternehmungen waren die ersten Thaten der nach so vielfältigen Völkermischungen und Völkerkämpfen gebildeten, wiewohl noch nicht abgeschlossenen, neuen Nationalität. In diesen Kriegszügen, welche auf allgemeinem Drang und persönlich freiem Entschlusse beruhten, mit ihren Formen, welche Ungebundenheit und Unterordnung verbanden, schien die damalige Nation einen allen ihren Lebenstrieben genügenden Ausdruck zu finden.

Es waren die Zeiten, in welchen nordfranzösische und provençalische Poesie neben einander aufblühten, die Grundlage der modernen Philosophie und Theologie geschaffen, die Baukunst des Mittelalters auch auf diesem Boden in wundervollen Werken ausgebildet wurde. Große Bestrebungen erfüllten die Geister. Neben den anderen aber, die eine allgemeine Tendenz hatten, finden wir einen Gedanken von mehr nationaler Bedeutung, als die übrigen, der in einem jetzt zu Tage kommenden dringenden Bedürfnisse des Landes seinen Grund hatte.

Neben so vielem Glänzenden hatte die allgemeine Autonomie der Mächtigen auch viel Nachtheiliges im Gefolge, im Lande den fortwährenden inneren Krieg, die Unterdrückung der Schwächeren, ungeheure und unerträgliche Thaten. Die Kirche suchte durch den Frieden Gottes, oder den Stillstand Gottes, die allenthalben gepredigt und verkündigt wurden, dem Uebel Einhalt zu thun; aber wie gern man ihre Anordnungen auch im ersten Feuer annahm, so fehlte doch viel, daß sie später ausgeführt worden wären [1]).

1) Vergl. Glaber Rodulphus IV, 5.

In dem unmittelbaren Gebiete des Königs waren Freiheit und Eigenthum am wenigsten sicher, Privatkriege und Ueberwältigungen ohne alle Rücksicht auf Recht und Hoheit an der Tagesordnung. Die Gefahr des Zustandes erkennt man aus den Klagen des Bischofs Fulbert von Chartres über die Gewaltthätigkeiten eines seiner ritterlichen Nachbarn, der nicht allein ein von dem Könige schon zerstörtes Schloß wiederhergestellt, sondern überdies ein neues gebaut habe; das Uebel komme nun von beiden Seiten. Vergebens habe er bisher bei dem König und dem Sohne des Königs Beistand gesucht: er schreibe aufs neue an ihn, um seine Hülfe zu erflehen; werde sie ihm nicht zu Theil, so werde er sein Bisthum und das Reich verlassen und vielleicht bei einem auswärtigen König oder dem Kaiser klagen müssen, daß der König von Frankreich die Kirche zu beschützen entweder nicht den Willen oder nicht die Macht habe [1]).

So rief die Kirche, die dieses capetingische Königthum begünstigt haben mochte, um neben demselben desto mächtiger zu sein, von der allgemeinen Unordnung, der sie mit ihren Mitteln nicht mehr steuern konnte, auf das äußerste bedrängt, die königliche Autorität zu Hülfe. An dem Recht und der Pflicht der höchsten Gewalt, die Bedrängten zu beschützen, konnte wohl niemand jemals zweifeln; allein sie waren beinahe in Vergessenheit gerathen, da sie nicht ausgeübt wurden; die Menschen mußten gleichsam von neuem erfahren, daß es eine höchste weltliche Gewalt über ihnen gab; ja, dieser selbst mußte ihr Wesen und ihre Pflicht aufs neue in Erinnerung gebracht werden.

Neben dem Meister der philosophischen Speculation, Abälard, und dem Vater der Mystik des positiven Glaubens, dem heiligen Bernhard, leuchtet auch ein praktischer Klosterbruder hervor, der Abt Sugor von St. Denis, der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechts, das in den Klöstern nicht verabsäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit, ihrer Verbindung mit der Macht, und von der Pflicht des Königsthums, das Recht zu handhaben, in sich ausgebildet hatte. Mit diesem Gedanken wußte er einen ihm befreundeten und von Natur energischen Fürsten zu erfüllen; die Unternehmungen Ludwigs VI „zum Besten des Reiches und der öffentlichen Sache" rief er hervor und machte sie haupt=

1) Schreiben Fulberts an den König bei Duchesne IV, 172. Er bezeichnet seinen Gegner als einen Menschen, „qui nec Deum nec potestatem vestram se revereri satis superque indicat."

sächlich gelingen: er hat sie dann mit der Wärme, welche persönlicher Antheil giebt, beschrieben[1]). Von den Streitigkeiten des Klosters mit einem gewaltthätigen Nachbar, Bouchard von Montmorency, ging alles aus; da sich Bouchard dem gegen ihn in aller Form ergangenen Rechtsspruche nicht unterwerfen wollte, so erhob sich der König, ihn dazu zu zwingen; auf den Grenzen zwischen dem Abt und dem Baron ward das Ansehen des Königthums erneuert; bald erfuhren auch alle anderen, was dem Angesehensten von ihnen geschehen war: die unmittelbaren Barone in dem alten Herzogthum wurden sämmtlich zum Gehorsam genöthigt. Was der Vater begonnen, setzte der Sohn unter demselben Einflusse fort. Allbekannt ist der Brief, in welchem Abt Sugor den auf seiner Kreuzfahrt begriffenen Ludwig VII. auffordert, zurückzukommen: bei dem Eide, den er bei seiner Krönung geleistet, der gegenseitigen Pflicht zwischen den Unterthanen und den Fürsten, „die Heerde nicht länger den Wölfen zu überlassen". In den Städten half man sich selbst durch geschworene Vereinigungen; es entspricht ganz dem Sinne des zum Bewußtsein seines Berufes erwachenden Königthums, wenn es dieselben anerkannte und in Schutz nahm; denn der allgemeinen Gewaltthätigkeit mußte allenthalben durch eigene oder fremde Kräfte ein Ende gemacht werden. Die Könige verkündigten den öffentlichen Frieden; ohne Ansehen der Person, — welche Anstrengung auch immer dazu gehörte, — wußten sie ihn aufrecht zu erhalten[2]).

In den ersten Generationen dieses Hauses, vor Erwerbung der Krone, finden wir lauter tapfere und emporstrebende Naturen. Nach denen folgten andere, die, durch Sinnesweise und Lage friedfertig gestimmt, beinahe einen priesterlichen Charakter trugen; ihr Königthum war mehr eine Würde, als eine Macht; jetzt, unter veränderten Umständen, gehen Männer aus ihm hervor, welche den Schwung allgemeiner Ideen mit Thatkraft verbinden.

Nachdem sie die Autorität der höchsten Gewalt und des Rechts

1) De vita Ludovici Grossi z. B. c. I: „Ecclesiarum utilitatibus providebat; aratorum, laboratorum et pauperum quieti studebat." c. VIII: „Regni administrationi et reipublicae, sicut se rei opportunitas offerebat, sagaciter providere, recalcitrantes perdomare, castella et fortalitia occupare — strenue satagebat."

2) Ivonis Carnotensis Epistola ad Regem: „decet regiam majestatem, ut pactum pacis, quod deo inspirante in regno vestro confirmari fecistis, nulla lenocinante amicitia vel fallente desidia rideri permittatis."

in ihrem besonderen Gebiete hergestellt hatten, öffnete sich, und zwar durch den unvermeidlichen Gang der Dinge, ihrer Thätigkeit ein noch bei weitem grösserer Schauplatz.

Die Macht der großen Vasallen, welche das Königthum beschränkte und dem Sinne der Institution nach beschränken mußte, empfing durch eine plötzliche Vereinigung von Erbrechten in Einem Geschlechte, die sich im zwölften Jahrhundert vollzog, eine so ungeheuere Ausdehnung, daß die Könige sie unerträglich fanden und einen Kampf mit ihr zu wagen genöthigt waren. Einige Worte mögen über diese an sich so bekannten Begebenheiten auch hier verstattet sein.

Der Mannesstamm Wilhelms des Eroberers war ausgestorben; dessen Enkelin, die in den Chroniken als Kaiserin erscheint, l'Emperreis Mahault, denn sie war die Wittwe eines deutschen Kaisers, hatte sich nachher mit dem Grafen von Anjou und Maine vermählt; ihr Sohn aus dieser Ehe, der erste Plantagenet, der den englischen Thron bestieg, verband diese begüterten wohlgelegenen Landschaften mit England und der Normandie. Er selbst verheirathete sich dann mit der reichsten Erbin der damaligen Welt, Eleonore von Aquitanien, und seinen Söhnen fielen sieben ansehnliche Landschaften des südlichen Frankreichs zu. Schon streckten die Plantagenets ihre Hand auch nach Savoyen aus; die Oberherrlichkeit über Bretagne bildeten sie zu einer völligen Herrschaft um. Man hat berechnet, daß mehr als die Hälfte des späteren Frankreichs in ihren Händen war, während dem Könige selbst kaum der vierte Theil desselben, wir sagen nicht, gehorchte, sondern nur anhing. Vor dieser Macht, die für den größten Theil von Frankreich einen neuen Mittelpunkt schuf, erblich der Glanz des Königthums; er wäre bei Seite gedrängt worden, hätte nicht ein geistvoller Fürst gelebt, der eben im Gegensatz mit ihr das Land auf eine höhere Stufe einheitlicher Gestaltung zu führen wußte.

Philipp August, von dem man sich erzählte, er sei dem Könige, seinem Vater, der bis dahin nur Töchter hatte, auf seine und des ganzen Landes Gebete gewährt worden, kam sehr früh zur Regierung; in den Geschäften bildete sich sein Geist. Der in wundervollen Erfindungen unerschöpflichen Poesie seiner Zeit entnahm er hauptsächlich, daß Carl der Große, den die Sage als König von Frankreich betrachtete, Herr des gesammten Landes, wie im Norden so im Süden, bis in die Höhe der Pyrenäen gewesen war; auf dieses Ziel richtete er alle seine Bestrebungen. In der Mitte von

Menschen, die Glück und Ehre in ein verschwenderisches Hofleben setzten, zeigte er sich sparsam; die Kriegsscharen, die ihm seine Siege erfochten, hielt er auch wieder im Zaum und entzog ihnen ihren Raub. Eines nach dem anderen nahm er vor; denn an Vielem zugleich zersplittere sich der Geist. Er erscheint, wie ein Dichtervers ihn schildert, schrecklich wie der Löwe, rasch wie ein Raubvogel, aber mild und nachsichtig, nachdem er den Frieden hergestellt hat; sein ganzes Wesen athmet Besonnenheit und Energie.

In den Kämpfen der Plantagenets untereinander ereignete sich nun, daß der Neffe des Königs Johann, Arthur von Bretagne, in einem Kriege, den er mit französischer Hülfe gegen seinen Oheim führte, von demselben gefangen wurde und (nach dem Ausdruck des hierüber glimpflichsten Geschichtschreibers) in dem Gefängnisse verschwand. Die Stände von Bretagne — in der ersten Versammlung, die sich bei ihnen nachweisen läßt — trugen kein Bedenken, Johann für schuldig an diesem Morde zu erklären, und forderten Gerechtigkeit von dem französischen Könige.

Nicht ohne Grund war die Einwendung Johanns, daß er zugleich König von England sei und durch eine Anklage auf Mord dieser seiner Würde zu nahe geschehe. Philipp August erwiederte, der König von Frankreich könne nicht dadurch an seinen Rechten verlieren, daß einer seiner Vasallen an Macht gewinne; ihm kam es eben darauf an, in den Gebieten nicht allein seiner unmittelbaren Regierung, sondern seiner gesammten Oberherrlichkeit niemand zu dulden, der sich der Handhabung des Rechts entziehen könne. Er hatte hiebei die allgemeine Stimme und namentlich die übrigen Magnaten des Reiches auf seiner Seite; zum erstenmale, wie man annimmt, haben sich damals die Pairs, die in ihrem Verhältnisse zu der französischen Krone als die Gleichen Johanns erschienen, zu einem großen Gerichte versammelt[1]); nach förmlicher Ladung an ihren Hof ward Johann, da er nicht erschien, verurtheilt und aller seiner Besitzungen diesseit der See für verlustig erklärt. Bei den Heiligen Frankreichs schwur der König, den Richterspruch seiner Barone zu vollstrecken.

Dabei fand er an sich wenig Schwierigkeiten. Nachdem einmal die Normandie erobert war, mochten ihm Anjou, Touraine, Poitou

1) Beugnot Les Olim T. I. Préface XLIV; doch ist, so viel ich sehen kann, gleich hier die Regel beobachtet worden, die später hervortritt, daß es schon genügte, wenn nur einige Pairs in dem Hofe saßen.

keinen Widerstand leisten: allenthalben kam man ihm entgegen. Der innere Grund der Vasallenmacht liegt in der Verschiedenheit der Landesarten und Stämme, die sich durch besondere Oberhäupter bei ihren Eigenthümlichkeiten behaupten wollen. Welchen Sinn hatte es aber, daß die verschiedensten Landschaften unter einem gemeinschaftlichen Fürsten stehen sollten, der doch nicht ihr König war? Von der unmittelbaren Gewalt fühlten sie sich um so mehr gedrückt; die Herstellung einer obersten Autorität war für sie ein Act der Befreiung.

Auch Johann aber hatte Freunde; in der allgemeinen Parteiung der Zeit fand er Mittel, eine Art von Coalition zu Stande zu bringen, welche es auf eine Unterdrückung der aufkommenden Kriegsmacht und sogar auf eine Theilung von Frankreich absah. Aber der König, von seinen Baronen und seinen Communen wetteifernd unterstützt, blieb auch jetzt der Stärkere: auf dem Schlachtfelde von Bouvines wies er die Angriffe der Verbündeten siegreich zurück.

Man trägt nichts Fremdes in diese alten Zeiten, wenn man behauptet, daß mit diesen Ereignissen die erste lebendige Regung eines Gemeingefühls der französischen Nation verbunden war. In allen verschiedenen Gebieten des Landes, sagt ein Zeitgenosse, soweit nur dasselbe sich ausdehne, werde die Freude des Sieges empfunden; in jeder Stadt und jedem Dorfe, jedem Schloß und jedem Landbezirke mit demselben Feuer; was allen gehöre, eigne sich jeder besonders zu: ein einziger Sieg veranlasse tausend Triumphe.

Dem großen Gewinne der Krone, der hierin liegt, gesellte sich bald eine zweite, nicht viel minder bedeutende Erwerbung auf etwas verschiedener Grundlage zu.

Es war mit nichten die Absicht des Papstes und seines Legaten, bei ihren Unternehmungen gegen Raimund VI von Toulouse die Macht der französischen Krone zu vermehren: sie wollten die albigensischen Meinungen vertilgen, die derselbe beschützte, und übergaben das eroberte Land an den eifrigsten Führer des Heeres, Simon von Montfort, weil dieser allein fähig schien, den strengsten Katholicismus aufrecht zu erhalten. Sie urtheilten, da der König von Frankreich so wenig für die Eroberung des Landes gethan, so habe er auch kein Recht, über dasselbe zu verfügen [1]). Allein die Montforts besaßen bei weitem nicht die nachhaltigen Kräfte, die dazu gehörten, das Land zu behaupten; sie übertrugen selbst ihr Recht an den Kö-

1) Bzovius Annales ecclesiastici 1215, no. 9.

nig von Frankreich; diesem riethen die in Paris versammelten Großen des Reiches, fünfundzwanzig weltliche Herren, siebzehn Bischöfe und Erzbischöfe, das Anerbieten anzunehmen, und versprachen ihm hiefür besonders treuen Beistand[1]). Wie in der englisch-normannischen Sache, so beförderten die Großen von Frankreich auch in der albigensischen den Vortheil des Königthums; doch hatte diese insofern noch einen anderen Charakter, als es diesmal ein geistliches Urtel war, auf dem das Verfahren beruhte; der König trat in den Anspruch des von einem Concilium eingesetzten Fürsten. Philipp August hatte Bedenken getragen, anzugreifen; sein Sohn Ludwig VIII, der sich dazu entschloß, erlag in dem Kampfe; dessen Wittwe Blanca, eine Spanierin, an welche mit der Regentschaft auch die Kriegführung kam, gerieth darüber in große Gefahr; aber wohlberathen und unterstützt, wußte sie endlich alles zu beruhigen. Der Graf von Toulouse ward zu einer Abkunft genöthigt, welche, nach der Bemerkung eines römischen Schriftstellers, für die Kirche und die Krone nicht günstiger hätte ausfallen können, wenn er in offener Feldschlacht gefangen worden wäre. Zwei Drittheile des Landes gelangten unmittelbar an die Krone, das letzte Drittheil behielt der Graf noch auf seine Lebenszeit; doch übertrug er das Erbrecht dazu ausschließend auf seine Tochter, die mit dem dritten Sohne Blanca's vermählt werden sollte.

So erwarb sich die westfränkische Krone Gehorsam in dem ganzen Gebiete ihrer Oberherrschaft; diese beiden Unternehmungen, die eine, um ein weltliches, die andere, um ein geistliches Entsetzungsurtel zu vollziehen, gaben der höchsten Gewalt ein Uebergewicht im Lande, wie sie es seit dem Tode Carls des Großen nicht besessen hatte.

Ludwig IX, der Sohn Blanca's, suchte nach dem getümmelvollen Wechsel, der die letzten Zeiten erfüllt hatte, einen gesetzlichen und dem religiös-sittlichen Begriffe, der in ihm lebte, entsprechenden Zustand herzustellen.

Für das südliche Frankreich traf er eine Uebereinkunft mit dem Könige von Aragon aus dem Hause der alten Grafen von Barcelona, durch welche die Verhältnisse geregelt, die Grenzen beider Reiche festgesetzt wurden.

1) Propter amorem Jesu Christi et fidei Christianae nec non et honorem carissimi domini nostri Ludovici regis Francorum illustris. Preuves de l'histoire de Languedoc III. no. 161.

Es geschah nicht ohne Widerspruch in seinem Rathe, wenn er dem Könige von England einige ihm bereits entrissene Landschaften zurückgab [1]). Aber dadurch bewirkte er, daß dieser nach Paris kam (1259), um sie zu Lehen zu nehmen, und dagegen die Normandie, Anjou, Tours, Poitou in aller Form ihm abtrat. Die Normandie konnte dann auf immer mit der Krone vereinigt werden. Auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Kraft der Könige.

Die alten Formen der feudalistischen Monarchie blieben bestehen; aber wie früher Absonderung und Eigenmacht, so hatten jetzt Ordnung und Gehorsam das Uebergewicht.

Es war nicht ohne Werth für die allgemeine Auffassung, daß die Mutter Ludwigs VIII ihre Herkunft von den Carolingern, und namentlich von Carl von Niederlothringen ableitete und dessen Erbrechte an die Capetinger zu bringen schien. Dadurch bekam alles das Ansehen der vollkommenen Legitimität.

Die Herzoge und Grafen von Bourgogne, Bretagne, Anjou. Poitou, Toulouse, Artois gehörten der Familie des Königs an: man zählt acht Dynastien aus diesem Stamme [2]); der König erschien als das natürliche Oberhaupt aller dieser Geschlechter.

Eben das war für Ludwig IX ein Beweggrund der Belehnung des Königs von England, daß auch dieser zur Verwandtschaft des königlichen Hauses gehörte. In dem genealogischen Zusammenhange der Royaux de France lag ein vereinigendes Moment für den Staat. Noch in dem zwölften Jahrhundert hatte der Gedanke der Wahl sich geregt; im dreizehnten konnte davon nicht mehr die Rede sein; alles unterwarf sich der Autorität und besonders dem Gerichte des Königs.

Die Rechtsbücher der Zeit erkennen noch immer einen gewissen Grad von gerichtlicher Unabhängigkeit in den einzelnen Gebieten der großen Barone an; aber der König, fügen sie hinzu, ist souverän über alle, denn ihm gebührt die allgemeine Sorge für das Reich; niemand ist so groß, daß er nicht vor den Gerichtshof des Königs geführt werden könnte.

Wie die Ueberlieferung den Namen der Königin Blanca mit der Erneuerung des römischen Rechts in Frankreich in Verbindung

1) Tillemont: Vie de saint Louis IV, 163.

2) Vgl. Mignet: Essai sur la formation territoriale etc. Notices II, 172.

gebracht hat, so ist ihr Sohn Ludwig IX als der vornehmste Begründer eines geordneten Rechtszustandes überhaupt berühmt. Gerechtigkeit zu handhaben, galt auch ihm für die vornehmste, und zwar für die von der Religion gebotene Pflicht eines Fürsten. Wenn des Königs Hof schon vorher als der oberste Gerichtshof betrachtet worden war, wie viel größer wurde nun die Bedeutung desselben, nachdem die königliche Macht, hauptsächlich auf den Grund und durch die Vollziehung von Rechtssprüchen, so weit über ihre frühere Grenze hinaus erweitert war! Aus dem Hofe des Königs sonderte sich allmählich das große jurisdictionelle Institut des Reiches, das Parlament, ab — wie seine Zusammensetzung aus den Pairs des Reiches, einigen Beamten des Hofes, anderen geistlichen und weltlichen Herren beweist, — von dieser politischen Grundlage nicht durchaus losgerissen, aber doch dadurch wesentlich umgestaltet, daß die aus dem Stande der Geistlichen zahlreich hervorgehenden Gesetzkundigen darin sehr bald das Uebergewicht erlangten. Ihre Verhandlungen zeigen, welch einen mächtigen Verbündeten die allgemeine Autorität des Königthums in ihnen gewann [1]). Die Gerichtsbehörden der verschiedenen, mit der Krone verbundenen Provinzen erschienen fast nur als Delegationen des obersten Gerichtshofes. Das Verdienst und die Ueberlegenheit seiner Mitglieder, die Gerechtigkeit des Königs, der die Berücksichtigung der fremden Rechte so gut wie der eigenen einschärfte, verschafften ihm überall Eingang.

Man weiß, daß der König dadurch mit nichten Herr und Meister der gesammten Rechtsbildung wurde; gar manche seiner Absichten blieb unerreicht. Ludwig IX hat überhaupt den feudalen Staat nicht gebrochen, ihm vielmehr, indem er den Ausschweifungen der Eigenmacht Einhalt that, eine Gestalt verliehen, in der er mit den unbedingten Bedürfnissen der gesellschaftlichen Ordnung vereinbar wurde.

Während in allen anderen Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede, und Frankreich nahm sich auf an Menschenzahl und fortgehender Cultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mächtige Fürsten und streitbare Vasallen

1) Beugnot, Vorrede zu den Olim, Bd. I. LXXXIX, entnimmt aus ihnen, „que la cour royale était pleinement entrée (sous Louis IX) dans une voie de conquêtes successives, d'empiétemens lents, mais assurés sur l'autorité seigneuriale."

im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Auch dem Clerus und dem päpstlichen Stuhle selbst widerstand Ludwig IX, wenn er ihre Forderungen für ungerecht hielt; aber übrigens lebte er ganz in den Ideen der Einheit der Christenheit und in kirchlichem Gehorsam. Noch in seinem Testament empfiehlt er seinem Sohne, sich von der Kirche eher etwas gefallen zu lassen, als mit ihr zu hadern. In die Streitigkeiten der Päpste mit den Hohenstaufen vermied er sich einzumischen; aber für Constantinopel und das heilige Land sich anzustrengen, war er immer bereit [1]). Wie oft und reichlich hat er die Unternehmungen der Kreuzfahrer unterstützt! Er selbst nahm zweimal das Kreuz, aber mit dem unglücklichsten Erfolge; in Aegypten wurde er gefangen genommen; vor Tunis kam er um. In seinen letzten Gedanken noch beschäftigte er sich mit der Ausbreitung des Glaubens.

1) Wie Papst Urban IV seine Stimmung bezeichnet 1262: „ad ea quae Christianae fidei exaltationem et ipsius Romanae ecclesiae respiciunt, totis conatur viribus, — proximi laesionem abhorret, — metuit animae hinc peccatum“.

Drittes Capitel.

Epoche der englischen Kriege.

Zweierlei Auffassungen der höchsten Gewalt lassen sich bei denen unterscheiden, die dieselbe mit Bewußtsein inne haben.

Es giebt Könige, welche den Besitz ihrer Krone, ja das Bestehen ihres Reiches einem höheren Zweck unterordnen: der Erhaltung der von Gott gesetzten Ordnung der Dinge, der Förderung der Cultur, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Durchführung der Ideen der Kirche, der Ausbreitung der Religion. Andere dagegen stellen sich vor allem als Vertreter der besonderen Interessen ihres Landes auf; die Erweiterung der Macht erscheint ihnen als ein an sich würdiger Zweck: unbedenklich greifen sie, sobald es sie nützlich dünkt, fremde Gebiete an; in der Ausbildung der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen sie ihre Bestimmung und ihren Ruhm. Jenes sind persönlich schwungvolle, milde, religiöse Naturen, denen eine gesetzliche Beschränkung eher lieb als zuwider ist. Dieses sind Männer von angeborner Energie des Willens, einseitig und nicht selten hart, die jeder wesentlichen Beschränkung spotten. Die ersten mögen mehr den mittleren, die zweiten mehr den neueren Zeiten angehören; doch kommen die einen und die anderen in allen Zeiten vor.

Nachdem der capetingische Stamm in Ludwig IX einen Fürsten hervorgebracht hatte, der als ein Muster und Urbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, so entsproß demselben zuletzt noch ein Charakter der anderen Art.

Von allen seinen Vorfahren unterschied sich Philipp der Schöne durch gewaltsame Rücksichtslosigkeit. Auch die früheren Könige breiteten ihre Macht aus, aber, wie ein deutscher Chronist sich ausdrückt, innerhalb der ihnen gesetzten Grenzen; mit dem deutschen Kaiserthum, an welches mit der Krone von Arelat vorlängst einige Provinzen des südöstlichen Galliens gelangt waren, liebten sie in

Frieden und Freundschaft zu leben. Philipp der Schöne wagte es zuerst, diese Marken mit rücksichtslosem Ehrgeiz zu durchbrechen und jenseit derselben Besitz zu ergreifen. Um die Feindseligkeiten des deutschen Reiches, die damit geweckt wurden, und die Verträge, die er brach, kümmerte er sich nicht; er wußte oder fühlte, daß er im Bunde mit der Natur der Dinge war. Indem er Lyon einnahm, gründete er ein Verhältniß, das an und für sich weiter führte; die einmal gebildete Macht zog die sprachverwandten Regionen mit unwiderstehlicher Naturgewalt an sich.

Die früheren Könige hatten sich in Verbindung mit dem Papstthum gefallen: durch gegenseitige Dienste hatten sich beide gefördert; Philipp der Schöne machte sich kein Gewissen daraus, diesen alten Bund zu zerreißen. Von untergeordneten Differenzen ging sein Streit mit Bonifacius VIII. aus; aber sehr bald erhob sich derselbe zu den wichtigsten Fragen über die weltlichen Rechte von Rom, welche dieser Papst mit heftigem Eifer verfocht. Der König setzte gleichsam einen Fluch darauf, wenn einer seiner Nachkommen in weltlichen Dingen eine andere Gewalt auf Erden über sich anerkenne, und ließ die Bulle verbrennen, in welcher der Papst die entgegengesetzten Ansprüche aufgestellt hatte. Bonifacius bekam zu empfinden, was einer der Rechtsgelehrten des Königs ihm gesagt hat, daß Anspruch ohne wahre Macht nichts bedeute.

Jahrhunderte lang hatte die Nation ihre besten Kräfte nach dem Orient gerichtet, allerdings zuletzt ohne Erfolg. Vorlängst war Jerusalem in die Hände der Sarazenen zurückgefallen, auch Constantinopel hatte nicht können behauptet werden; die Unternehmungen Ludwigs des Heiligen, die Pläne des blutsverwandten Königs von Neapel, Carl von Anjou, waren gescheitert; endlich ward auch Ptolemais von dem Sultan Alaschraf angegriffen; König Philipp der Schöne weigerte sich, etwas für die Vertheidigung der Stadt zu thun [1]), er ließ sie ruhig in die Hände der Feinde fallen. Ihm waren diese Unternehmungen nach dem Morgenlande nicht allein gleichgültig, sondern verhaßt.

Von den zum Kriege gegen die Ungläubigen gestifteten Ritterorden wurde der mächtigste, tapferste, an dessen Bestehen sich noch eine Hoffnung zur Wiedereroberung des heiligen Grabes knüpfte, auf das gewaltsamste von ihm vernichtet. Wir untersuchen nicht die

1) Consideratis negotiis, quae incumbunt, et rebus ut nunc se habentibus, Schreiben Papsts Nicolaus IV. bei Rainaldus 1290. 9.

Wahrheit seiner Anklagen gegen die Templer, die Gerechtigkeit seines Verfahrens; es ist uns genug, den Wechsel der Ideen wahrzunehmen. Von der Grabkammer der Templer hat man die Sage, daß alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rothe Kreuz auf dem weißen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage: wer das heilige Grab befreien wolle; „Niemand, Niemand", ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, „denn der Tempel ist zerstört"[1]).

Die Zeiten, welche von den Ideen der allgemeinen Christenheit belebt wurden, waren vorüber; die Güter, deren Ertrag zur Wiedereroberung von Jerusalem dienen sollte, wurden eingezogen und in den Nutzen des Königreiches verwandt.

Am meisten kommt es bei allen thätig wirkenden Männern darauf an, worin die Summe ihrer Gedanken liegt. Ludwig der Heilige lebte in der Idee der Christenheit; in Philipp dem Schönen erhob sich der Gedanke der Krone und des Reiches über alles andere. Durch sein ganzes Dasein weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte. Die große Anzahl der Erlasse, in denen er richterliche, legislative und executive Gewalt vereinigt [2]), setzt in Erstaunen; in alle Beziehungen des Lebens bringt er mit dem Begriffe der königlichen Macht ein. Aus dem Parlament sondert sich eine alles umfassende administrative Behörde ab; der Gesichtspunkt der Religion weicht zurück. Die Rede ist hauptsächlich von den Rechten der Majestät, Steuern, Steuerkammern, der Bewilligung der Steuern, sogar von dem Anrechte der Krone an alles Silber und Gold im Reiche, dessen Werth sie nach Gutdünken festsetzen will; von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt und ihren Befugnissen auch in geistlichen Dingen; von ständischen, städtischen Versammlungen; von der natürlichen Freiheit aller Menschen; der Emancipation der Leibeigenen.

Man begreift es, wenn dieser Fürst in dem großen Dichter der Epoche, Dante, der nur in Anschauung der allgemeinen Freiheit und dem Bewußtsein höherer Gesetze lebte, einen Widerwillen erregt, der in lauten Tadel ausbricht, und wenn dagegen die neue Zeit in seiner Regierung die Morgenröthe ihres Tages begrüßt.

Kaum aber war dieser Standpunkt einer rücksichtslosen, isolir-

1) Die Sage stammt aus einer Mittheilung von Augustin Thierry her. Martin, Histoire de France V, 199.

2) Guizot, Cours d'histoire moderne. Tom. V.

ten, nur auf das Staatswesen von Frankreich selbst gerichteten Politik ergriffen, so trat ein Ereigniß ein, durch welches das Land in eine allgemeine Verwirrung gestürzt und vollends auf sich selbst verwiesen wurde.

Im capetingischen Hause war die königliche Würde bisher immer von Vater auf Sohn übergegangen. Philipp der Schöne hinterließ eine blühende Nachkommenschaft; von seinen drei Söhnen aber hatte keiner männliche Nachkommen; nachdem der letzte von ihnen gestorben war, forderte der Sohn seiner Tochter, Eduard III., König von England, die französische Krone als sein Erbtheil.

Kraft desselben Rechtes waren die dortigen Lehensfürstenthümer, die Kronen der pyrenäischen Halbinsel, die englische Krone selbst vererbt worden. Eduard III. ließ seinen Anspruch von den englischen Rechtsgelehrten untersuchen und unternahm, durch deren Entscheidung bestärkt, ihn zu verfechten [1].

Dagegen hatte sich in den deutschen Fürstenthümern die männliche Erbfolge durch die Verbindung der Amtsgewalt mit dem Landbesitz immer in lebendiger Geltung erhalten; auch in Frankreich hatte man sie bei den letzten Fällen, wo die Krone von einem Bruder, mit Ausschluß der Töchter desselben, an den anderen übergegangen war, beobachtet; doch war das mehr durch Vertrag — nicht ohne Vergütung — als durch gesetzliche Anerkennung geschehen; darüber, ob nicht an Stelle der Mutter der Sohn eintreten dürfe, ob man von der herrschenden Linie auf ihre Seitenverwandten überzugehen das Recht habe, konnte immer gestritten werden.

Bei weitem mehr jedoch als die rechtliche kam hierbei die politische Seite der Frage in Betracht. Man untersuchte nicht, ob die königliche Autorität mehr Erbe sei oder mehr Amtsgewalt; entscheidend war, daß die Ansprüche auf die Krone an einen Fürsten fremder Nation gelangen sollten; die vornehmsten Herren, die Pairs und die Barone von Frankreich blieben dabei stehen, sich nicht unter die

1) Als „causa fontalis" der Kriege bezeichnet Heinrich V. „progenitorum nostrorum ac nostrae hereditatis et iurium ad coronam Franciae detentionem iniustam, quam profecto causam progenitor noster inclytissimae memoriae Eduardus per se et maximum consilium suum, magnae conscientiae viros in iure divino et humano summe instructos, penes quos maxima sapientia viguit et quibus factum recens erat et ad oculum patuit, iterum atque iterum examinari iussit ac omni remoto scrupulo pro parte sua didicit fore iustam". Lettres des rois ed. Champollion II, 360.

Gewalt der Engländer bringen zu lassen [1]; sie hielten in diesem Fall an dem deutschen Erbrechte fest — sie bezeichneten es als das salische — weil es ihnen ihre eigene Selbständigkeit verbürgte. Sie erkannten den nächsten Seitenverwandten, Philipp von Valois, an. Nicht ohne blutige Kämpfe aber konnte ihre Entscheidung aufrecht erhalten werden.

Als Eduard zu seinen Jahren gekommen war und sein Recht durchzuführen sich entschloß, welche verderblichen Schläge hat er da dem Adel und dem Herrenstande von Frankreich, die seine Herrschaft verschmähten, beigebracht!

In der Schlacht von Cressy sind 11 Prinzen, 80 Herren, 1200 Ritter umgekommen; in der Schlacht von Poitiers gerieth König Johann, der zweite vom Hause der Valois, den sein Vater sterbend ermahnt hatte, nicht von dem Krieg abzulassen, in welchem er eine gerechte Sache habe, tapfer fechtend selbst in die Hand seiner Feinde; es gab wenige vornehme Häuser, die nicht einen Todten zu beklagen oder einen Gefangenen loszukaufen gehabt hätten. Auch zur See waren die Engländer in einer großen Schlacht Meister geblieben; sie eroberten Calais und machten es zu einer englischen Colonie.

Nicht allein die in der Welt vorherrschende und aggressive Stellung, welche Frankreich bisher einnahm, ward hierdurch verändert; auch auf das Innere übten der Krieg und seine Folgen eine zersetzende Wirkung aus; sie gehörten gleichsam dazu, um eine neue Macht, die, in der Stille vorbereitet, von allen in der Tiefe wirkenden Elementen unterstützt, den Herren und dem Adel zur Seite getreten war, — die Macht der Städte — vollends zu entbinden und zu politischer Erhebung aufzurufen.

Es ist ein Irrthum früherer Darstellungen, das Emporkommen der städtischen Genossenschaften in Frankreich dem Königthum zuzuschreiben. Die Bewegung, aus der sie hervorgegangen sind, ist ursprünglich und autonom, in dem nördlichen Frankreich so gut wie in Italien und in den Niederlanden. Aber die französischen Könige haben die Communen von Anfang an in ihren Schutz und Frieden aufgenommen und ihnen die erworbenen Freiheiten bestätigt. Die Städte dagegen haben die Schlachten der Könige geschlagen und in

1) Continuator Guilielmi de Nangiaco: „non aequanimiter ferentes subdi regimini Anglicorum“ II, 83.

ihren Zerwürfnissen mit den Großen ihre Partei gehalten. Mit Vergnügen pflegte Ludwig der Heilige in seinen späteren Jahren davon zu erzählen, wie einst während seiner Minderjährigkeit, als er auf der Reise nach Paris in der Nähe dieser Stadt von den empörten Großen bedroht ward, die Bevölkerung derselben aus den Mauern hervorbrach und ihn gegen jede Gefahr beschützte. Philipp dem Schönen sind sie in seinen Kriegen mit bedeutenden Geldzahlungen zu Hülfe gekommen; sie haben sich nicht allein Verbrauchssteuern gefallen lassen, sondern auch Einkommensteuern von ansehnlichem Ertrage bewilligt. Er sah sie gern in besonderen Versammlungen um sich; in jenem seinem Streite mit dem Papst, als es ihm darauf ankam, die Beistimmung der vereinigten Nation den römischen Ansprüchen entgegenzusetzen, zog er sie an die Reichstage, wo ihre Erklärungen dann ganz in seinem Sinn ausfielen: ihr patriotischer Ehrgeiz nahm Partei für die volle Unabhängigkeit des Königreiches.

Wenn bald darauf in der allgemeinen Reaction der Provinzen gegen die Uebermacht der Krone, welche nach dem Tode Philipps des Schönen eintrat, den Herren und dem Adel nicht geringe Zugeständnisse in der Form von Provinzialcharten gemacht werden mußten, so erlangten damals auch die Städte ein großes Recht: die Befugniß, sich zur Vertheidigung der Rechte des Königs und der ihren zu bewaffnen.

Ueberhaupt stellten sich im vierzehnten Jahrhundert die beiden Elemente unserer Staaten, das feudalistisch-hierarchische und das städtisch-populare, kampfgerüstet einander entgegen, wie auf dem ganzen Continent, so auch in Frankreich. Und diese große Parteiung nun trat mit dem Erbfolgestreit in Beziehung.

Es waren besonders die Herren und Großen, durch welche die Krone an das Haus Valois, welches sich von jeher auf ihrer Seite gehalten hatte oder an ihrer Spitze erschienen war, überging. Eine der ersten Unternehmungen des neuen Königs galt der Unterstützung des Grafen von Flandern in dem Streite mit seinen Städten. Er hatte dabei die bestimmte Absicht, die schon allenthalben gährende städtische Bewegung nicht auch in Frankreich eindringen zu lassen [1].

1) Chronicon comitum Flandriae bei Smet Collection de chroniques Belges inédites I, 203: Consilium fuit omnium, quod rex illuc exercitum mitteret in adiutorium comitis Flandriae ad domandos rebelles, ne si terminos suos exirent attrahere sibi possent communitates alias Picar-

Dagegen aber ergriff Eduard III. die Partei der flandrischen Städte, und von diesen ward er noch besonders dazu angetrieben, seinen Anspruch auf die Krone von Frankreich geltend zu machen.

Die Niederlagen, die er den Franzosen beibrachte, hatten den zwiefachen Erfolg, den Adel durch so mörderische Verluste persönlich zu schwächen und im Volk Unzufriedenheit mit der bisherigen Regierung und ihrem Verfahren, von dem man das Unglück herleitete, hervorzubringen. Nach der Schlacht von Poitiers, in der auch die Tapferkeit der Edelleute zweifelhaft geworden war, brach in Frankreich eine Entzweiung aus, die eigentlich niemals wieder beigelegt worden ist.

In der Versammlung nordfranzösischer Stände, welche Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs ausfindig machen sollte, ward ein Ausschuß niedergesetzt, in welchem die Bürgerschaften so stark repräsentirt waren, wie die beiden anderen Stände zusammengenommen, und der nun geradezu den Versuch machte, die Regierung des Reiches umzuwandeln. Ueberaus merkwürdig ist der Umfang der Rechte, den die Stände unter der Leitung des Ausschusses forderten: Antheil nicht allein an der Erhebung der von ihnen bewilligten Auflagen, sondern auch an der Auszahlung der dadurch einkommenden Gelder; die Befugniß, sich auf einen bestimmten Tag zu versammeln, ohne berufen zu sein; Gesetzeskraft der von ihnen gefaßten Beschlüsse; Herbeiziehung ihres Ausschusses zu den Verhandlungen über einen Krieg oder einen Stillstand der Waffen. So vollkommen und umfassend war die Idee eines ständischen Regiments, das man in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter popularem Antrieb in Frankreich einzuführen suchte.

Aber weder Zeit und Umstände, noch die Gesinnungen der Nation, noch auch die Führer selbst eigneten sich recht dazu, um zu diesem Ziele zu führen.

Die Haltung des vornehmsten Hauptes der Partei, Robert Lecoq, zeugt von seiner durch und durch factiosen Natur. Sein Sinn wäre gewesen, einen anderen Prinzen von Geburt, Carl von Navarra, der ebenfalls einen Erbanspruch zu haben behauptete, zum Könige von Frankreich zu machen und an dessen Seite als Canzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Lecoq hat bereits gesagt, daß es den

diae et Franciae et sic magnam confusionem facerent nobilibus atque regno.

Ständen erlaubt sei, einen König abzusetzen und die Thronfolge zu verändern. Zuerst ließ er den gewaltsamsten Unternehmungen gegen die bestehende Regierung ihren Lauf. Ein großer Theil der Parlamentsräthe wurde verjagt, der Rechnungshof umgestaltet; die vornehmsten Rathgeber des Dauphin, der die Stelle des Königs vertrat, zwei Marschälle, sind endlich durch eine empörte Menge, die unter der Führung des vornehmsten städtischen Magistrats, Etienne Marcel, in den Palast eindrang, vor seinen Augen getödtet worden[1]). Wer wollte in Abrede stellen, daß die Städte gerechte Beschwerden hatten? Aber ihr gewaltsames und ruchloses Gebahren stellte sich ihren eigenen Bestrebungen in den Weg und erweckte in ihren Gegnern das Gefühl, eine gute Sache zu verfechten.

Da der Angriff zugleich gegen die Autorität der Krone und gegen die Vorrechte der Herren und des Adels gerichtet war, so bildete sich zwischen beiden die engste Verbindung aus; der Dauphin, vom Adel unterstützt, behielt den Sieg, und die frühere Regierungsweise stellte sich her. Wenn es nicht sogleich zu einer gewaltsamen Vergeltung kam, so war dies allein dem Dauphin zu danken. Bald nach dem Frieden von Bretigny, dessen Festsetzungen, dem Unglück der Schlachten und der Verwirrung der inneren Zustände entsprechend, ein Drittheil von Frankreich an Eduard III. übertrugen, bestieg er selbst unter dem Namen Carl V. den Thron und richtete dann alle seine Gedanken auf die Wiederherbeibringung des Verlorenen, die ohne innere Ruhe unmöglich war. Er verstand es ganz, die entgegengesetzten Parteien an sich zu fesseln, wie den Adel und die Capitäne, so nicht minder die Städte. Vielen Städten hat er Freibriefe gegeben; viele sind zu ihm übergegangen, keine ist von ihm abgefallen. Die Weisheit des Königs, das große Werk, in dem alle gemeinschaftlich begriffen waren, und dessen glücklicher Fortgang hielten die Gegensätze so lange er lebte nieder.

König Carl V. von Frankreich war ein Mann, der in den Jahren, welche sonst die der männlichen Kraft sind, einen baldigen Tod vor Augen sah, — er zog bereits nicht mehr in den Krieg, denn er hätte das Schlachtschwert nicht mehr führen können, — der aber dafür durch Nachdenken und Geist hervorleuchtete, wie die sinnreichen Aussprüche beweisen, die von ihm im Gedächtniß sind, und der es

1) Articles contre Robert le Coq, mitgetheilt von Douet d'Arq. Bibliothèque de l'école des chartes II, 378. Art. 82.

ganz verstand, das Uebergewicht des vaterländischen Gedankens festzuhalten.

Aber sowie sein beruhigender Einfluß verschwunden war, brachen die alten Feindseligkeiten, von dem allgemeinen Sinne des Jahrhunderts angeregt, wieder auf das heftigste hervor. Die letzten Jahrzehnte des vierzehnten und die ersten des funfzehnten bewegten sich in steten Fluctuationen der höchsten Gewalt und des öffentlichen Geistes.

Es war nicht eine unbedeutende Frage, über welche der Streit sich wieder erhob, sondern eben die, welche für die innere Verfassung europäischer Länder vielleicht das größte Gewicht von allen hat: inwiefern eine periodische Steuerbewilligung der Stände erforderlich ist; denn daran knüpfen sich die meisten anderen Rechte der ständischen Versammlungen. Die Franzosen jener Zeit ergriffen sie mit dem lebendigsten Eifer. Paris und die übrigen Städte widersetzten sich der Hebung unbewilligter Abgaben, und es kam darüber zu einem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward.

Nicht so ganz schlecht berathen war der französische Adel, der sich um den Regenten des Reiches scharte, wenn er seine Waffen zuerst nach Flandern wandte, wo ein großer Gewerbtreibender den Grafen der Regierung beraubt hatte und der Herd der ganzen Bewegung war. Allerdings hätte es auch für den Adel sehr gefährlich werden können. Wäre es der französischen Ritterschaft gegangen, wie der östreichisch-schwäbischen bei Morgarten, so hätte eine Republikanisirung des nördlichen Frankreich erfolgen können. Schon dachte die Pariser Bevölkerung das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen.

Aber die Entscheidung der Waffen fiel in Flandern zu Gunsten des Adels aus. Er erfocht bei Roesbeke (23. Nov. 1382) einen vollständigen Sieg und unterwarf jene Landschaft ihrem Herrn. Bei dem Beginn der Schlacht hatten sich, als die Reichsfahne entfaltet wurde, die dichten Wolken plötzlich getrennt, und die Sonne war aufgestiegen: der Adel glaubte darin ein Zeichen des unmittelbaren göttlichen Schutzes zu erkennen; er brachte die Fahne mit Feierlichkeit und Devotion nach St. Denis zurück und wendete sich dann gegen Paris. Hier hatte alles den Muth verloren. Die Ehrenbezeigungen der entgegenkommenden Bürgerschaft wurden von dem Könige nicht angenommen: denn allzuschwer habe sie das königliche Haus beleidigt. Die Barrièren wurden niedergerissen, die Thore aus den

Angeln gehoben; die Waffen mußten abgeliefert werden; die eisernen Ketten, mit denen man des Nachts die Straßen sperrte, wurden weggeführt, die Bastille dagegen vollendet; die städtischen Freiheiten, besonders das Recht, den Prévôt des Marchands und dessen Schöffen zu wählen, und jede jurisdictionelle Befugniß zurückgenommen. Unter dem Schall der Trompeten wurden die alten Taxen auf den Verbrauch wieder abgekündigt; Niemand wagte, sich ihrer Erhebung zu widersetzen; der Gedanke tauchte auf, daß der König das Recht habe, die Steuern mit derselben Unbeschränktheit zu behandeln, wie seine Domänen; wenn man nicht wagte, denselben mit Festigkeit auszusprechen[1]), so hielt man doch auch keine neue Bewilligung für nöthig; eine lange Reihe von Jahren hindurch sind allgemeine Stände nicht wieder beisammen gewesen.

Im Jahre 1357 hatten die Städte, in der Ständeversammlung vorherrschend, einen Anlauf genommen, die ganze Regierung in ihre Hände zu bringen; im Jahre 1382 wurden sie ihrer municipalen Rechte beraubt. Wie die Erfolge, so wogten die Meinungen hin und wieder. Schon damals ist zuweilen die Lehre verkündigt worden, daß eine Regierung ohne die Beistimmung des Volkes nichts vermöge[2]), bald darauf die entgegengesetzte von der ursprünglichen Verschiedenheit der Stände und der Nothwendigkeit, jeden auf seine Sphäre zu beschränken. Eine Zeitlang drang die Meinung durch, daß man Tyrannen tödten dürfe; dann ward der vornehmste Verkündiger derselben verurtheilt; später kam bei dem Wechsel der Parteien die erste Theorie wieder zu Ehren.

Auf die Entzweiung von Orléans und Burgund, die an sich aus ganz anderen Anlässen entsprang, wirkten auch diese Streitfragen

1) Die Chronica Caroli sexti (Chronique des religieux de St. Denys), hierfür die vornehmste Quelle, drückt sich nicht ganz deutlich aus I, p. 242: Quae (subsidia) quamvis occasione sopiendarum guerrarum et reparatione edificiorum regiorum forent nuper introducta hucusque a tempore Caroli defuncti sine populari consensu ut antiquitus fiebat persoluta. Quidam ipsa subsidia non modo iterum repetenda, sed et deinceps sicut merum dominium et coram regis iudicibus dignum ducebant tractanda. Ich möchte größeren Nachdruck, als z. B. Félibien histoire de Paris I, 699, der diese Stelle vor sich hatte, auf das Wort non modo repetenda legen. Man dachte sie nicht allein zu erneuern, sondern auch durch diese Bewilligung zu erhöhen. Dies würde leicht einen allgemeinen Aufruhr hervorgebracht haben.

2) Reges regnant suffragio populorum.

ein; das Haus Orléans und die Armagnacs vertraten die zuletzt siegreich gebliebene Ritterschaft; der Herzog von Burgund, der jetzt zugleich Graf von Flandern geworden war, nahm sich der städtischen Rechte an. Unter dessen Einflusse wurden der Hauptstadt im Jahre 1409 ihre municipalen Rechte zurückgegeben; die Einwohner durften sich wieder bewaffnen, ihre Schöffen selbst wählen. Eine Miliz, die hauptsächlich aus den erblichen Inhabern eines großen Gewerkes bestand, hielt die Herrschaft des Hauses Burgund und der damals in der Stadt vorwaltenden Faction zugleich aufrecht. Kaum versuchte der Hof, sich ihrer zu entledigen, so brach eine Empörung aus, in welcher die vor 30 Jahren niedergedrückten Ideen wieder emporbrangen. Eine Ordonnanz ward entworfen, welche unter anderem das Princip der Wahl in dem Gerichtswesen einführen, das Jagdrecht beschränken und überhaupt die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes im popularen Sinn umgestalten sollte; König und Prinzen mußten sich, das Abzeichen des Aufruhrs, das von Flandern herübergekommen war, den weißen Hut, tragend, nach dem Justizpalaste verfügen und diese Anordnungen als Gesetz verkündigen. Zuweilen erscheint der Wechsel der Ereignisse auch in untergeordneten Persönlichkeiten. Ein Mensch, der im Jahre 1357 bei der Ermordung der Marschälle gewesen, ward 1382 dafür hingerichtet; im Jahre 1413 tritt ein alter Medicus an der Spitze der Anhänger von Burgund auf, von dem man sagte, er habe in frühester Jugend an jenem ersten Aufruhr Theil genommen. Und so ging das ferner. Eine Zeitlang befanden sich die Armagnacs wieder im Besitze der Herrschaft und übten sie mit großer Gewaltsamkeit aus: im Jahre 1418 erhob sich die Bürgerschaft und nahm die gräßlichste Rache an ihnen. Das Volk weidete seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen.

Indem aber war der englische Krieg wieder ausgebrochen, und ein Moment trat ein, wo alle diese Fragen, so wenig sie ursprünglich mit einander gemein hatten, in einander aufgingen. Die Ritterschaft erlitt abermals eine jener mörderischen Niederlagen, wie sie die Engländer in diesen Kriegen den stürmisch andringenden Franzosen beizubringen pflegten; bei Azincourt sollen 8000 Edelleute geblieben sein. Zwischen den Prinzen von Geblüt entbrannte die Wuth der Faction heftiger als je. Als Herzog Johann von Burgund auf der Brücke von Montereau, in Gegenwart des Dauphin, erschlagen war, hielt es der Sohn des Ermordeten für gerechtfertigt, wenn er sich von dem Prinzen lossagte und den Vertrag von Troyes ver-

mittelte, nach welchem Heinrich V. von England als künftiger König und sogleich als Regent von Frankreich anerkannt wurde. Unter dem Einflusse des Herzogs trug die Stadt Paris kein Bedenken, diesem Vertrage beizutreten; von den Mitgliedern des Parlaments, der Universität und der Geistlichkeit, hauptsächlich allen städtischen Magistraten wurde er in feierlicher Versammlung durch lauten Zuruf angenommen[1]). Nie war seit Philipp August ein König in Paris besser empfangen worden, als Heinrich V. bei seinem Einzuge empfangen wurde; das Volk begrüßte ihn mit dem freudigen Hoch; auch die versammelten Stände nahmen den Vertrag an und unterwarfen sich den neuen Geldforderungen. Nur in Verbindung mit England glaubten die Franzosen ihrer ständischen und städtischen Gerechtsamen sicher zu sein. Ihrer politischen Selbständigkeit gedachten sie nicht. Durch eine Art von Rechtsgang ward der Dauphin seines Anrechts auf die Krone verlustig erklärt.

Der antwortete bei der Nachricht, er appellire von diesem Urtheil an die Spitze seines Schwertes. Es war schon etwas, daß er sich auf sich selbst verließ; doch hätte ihn sein Schwert, wie er es damals führte, allein schwerlich gerettet; er mußte sich erst von der mit Blut besudelten Faction der Armagnacs trennen, die ihn damals umgab, wenn er wirklich König von Frankreich werden wollte.

Hierauf fand er die mannigfaltigste Unterstützung.

Die erste gewährten ihm die Großen, die allmählich sich wieder mit ihrem Könige verbanden. Es waren der Graf von Anjou und Provence, in dessen Verwandtschaft der König getreten war, der Herzog von Bretagne und dessen tapferer Bruder Richmont, endlich der Herzog von Burgund, dessen Beitritt der englischen Sache das Königreich verschafft hatte, dessen Rücktritt ihr dasselbe wieder entreißen mußte. Sie wurden nach und nach alle inne, daß ein einheimischer König ihnen besser war, als ein fremder und dessen Stellvertreter.

Dann aber waren die Söhne der bei Azincourt Gefallenen zu männlichen Jahren gekommen und schlossen sich ihrem natürlichen Fürsten an, um den Tod ihrer Väter zu rächen und die verlorenen Plätze wiederzuerobern.

Endlich tauchte aus dem untersten Stande, den Arbeitern des Landes, die wunderbarste Erscheinung auf: die Jungfrau von Or=

1) Comme si le monde eust deu estre tout renouvellé et estably en perpetuelle et permanable félicité. Chastellain, Chronique du duc Philippe 63.

léans. Um sie nur einigermaßen zu verstehen, muß man sich erinnern, wie das Haus der französischen Könige, die Royaux de France und die Krone der Lilien von der Sage verherrlicht wurden: in dem Gebiete des Erzbisthums von Rheims, wo so viele Kirchen dem heiligen Remigius gewidmet sind, wie denn die Jungfrau selbst in einer von ihnen getauft worden, galt das Recht des gesalbten Königs als eine unmittelbar göttliche Institution. Jeanne d'Arc erweckte diese Religion des Königthums in den Massen; doch wußte sie wohl, daß die Ueberzeugung allein nicht genüge. Man machte ihr einst den Einwurf, wenn Gott das Land von den Feinden befreien wolle, so könne er es auch ohne Kriegsleute thun; sie antwortete mit treffendem Geiste: die Kriegsleute werden streiten, dann wird Gott den Sieg geben.

Längst schon waren auch die Einwohner von Paris der englischen Herrschaft müde; nach dem Uebertritt von Burgund kehrten sie ebenfalls zu ihrem angebornen Könige zurück.

Eine große Handlung ist, daß Carl VII., als er wieder Meister der Stadt geworden war, keinem seiner alten Gegner etwas zu Leide that. Seit einem Jahrhundert hatte der abwechselnde Sieg der Parteien die Hauptstadt und die Provinzen mit wechselseitigem Mord erfüllt. Diesmal hütete man sich, eine Partei wieder durch die andere auszustoßen und Gewaltsamkeiten zu verhängen, welche die alten Stürme heraufbeschwören konnten.

Wenn die innere Entzweiung durch die Einwirkung der englischen Kriege so höchst gefährlich geworden war, so trug der Gegensatz gegen die Herrschaft der Engländer auch dazu bei, die Versöhnung herbeizuführen. Alle Stände, von dem obersten bis zu dem niedrigsten, wirkten zusammen, um die Macht der Krone herzustellen, die sich nun aus dem tiefsten Verfall, alle schützend und umfassend, wieder erhob.

Verweilen wir noch bei diesem großen und rettenden Moment, in welchem das um sein Dasein kämpfende französische Königthum zugleich zu einer festeren Organisation für die Folge gelangte. Die Mittel des Kampfes wurden wie in anderen großen Zeiten zu nationalen Institutionen.

Die pragmatische Sanction, zu der sich der König und der Clerus damals vereinigten, darf nicht bloß als eine Acte des geistlichen Rechtes angesehen werden; sie war vielmehr die Vollendung früherer Maßregeln, durch welche der König und die ihm anhangende Geist-

lichkeit dem Einflusse des Papstes, der den Engländern und Burgundern zu statten kam, zu begegnen suchte.

„Die Erfahrung zeigte uns," sagt König Carl VII. [1]), „daß Papst Martin die Prälaturen und anderen ansehnlichen Pfründen unseres Königsreiches an Fremde verlieh, sowie an solche, welche die Partei unserer Gegner hielten; mit dem Rath einer Versammlung von Prälaten, Geistlichen, angesehenen Laien haben wir darauf verordnet, daß Niemand in unserem Reiche zu einer Pfründe gelangen solle, wenn er nicht aus demselben gebürtig und uns zugethan ist; aber auch der folgende heilige Vater (Eugen IV.) verlieh Tag für Tag Pfründen unseres Reiches an Menschen, die uns unbekannt, keine Eingebornen sind und auf der Seite unserer Feinde stehen." Es konnte nicht weit führen, diese Bestimmungen nur einfach zu wiederholen; um das Uebel gründlich zu heben, trat der König dem damals versammelten Concil zu Basel bei; die Beschlüsse desselben zu Gunsten der Landeskirchen entsprachen ganz seinem Bedürfniß und seinem Sinn. In einer großen Versammlung zu Bourges im Jahre 1438, bei der sich fünf Erzbischöfe, fünfundzwanzig Bischöfe und viele andere Geistliche niederen Ranges einfanden, wurden diese Beschlüsse mit geringen Abänderungen angenommen und zu einem Gesetze zusammengefaßt, das man mit dem feierlichen Namen der pragmatischen Sanction bezeichnete. Vor allem wurde den französischen Kirchen das Recht der freien Wahlen zurückgegeben [2]); wie die Stimmung der Nation nunmehr war, brauchte man nicht zu fürchten, daß sie auf Gegner des Königs, Anhänger seiner Feinde, fallen würde. Der Widerspruch gegen die pecuniären Anforderungen der römischen Curie, den Philipp der Schöne einst erhoben hatte, konnte nun erst auf den Grund allgemeiner Beschlüsse einer Kirchenversammlung durchgeführt werden. Eben das war für Rom das Empfindlichste, daß in kirchlichen Dingen Festsetzungen getroffen wurden ohne den Papst. Alles schloß sich, wie der Kampf es forderte, in welchem man begriffen war, an den König.

Mit der Aufstellung der Geistlichkeit im gallicanischen Sinne stand die Erneuerung des Parlamentes in genauem Zusammenhange.

Carl VII. hatte das Parlament zu Paris, das von dem Herzog

1) Lettres de Charles VII, par lesquelles il ordonne que nul ne sera reçu aux bénéfices ecclésiastiques, s'il n'est du royaume et affectionné au Roy. 10. März 1431/2. Ordonnances XIII, 178.

2) Es ist das Decretum de electionibus, 12te Session des Baseler Concils.

von Burgund eigentlich neu eingerichtet wurde und dem englischen Könige den Eid der Treue leistete, niemals anerkannt. Aus den treu gebliebenen, zu ihm geflüchteten Mitgliedern bildete er sich sein Parlament zu Poitiers; nach dem Siege führte er es nach Paris zurück. In diesem sah er „den starken Arm seiner Gerechtigkeit." Und wie dies nun in jeder Beziehung die alten Grundsätze der französischen Rechtspflege erneuerte, so hielt es auch die ihm seit Philipp dem Schönen ertheilten Berechtigungen in Bezug auf geistliche Dinge fest und nahm eine sehr trotzige Stellung den Ansprüchen des römischen Hofes gegenüber ein. „Der römische Bischof", sagt Pius II., „dessen Pfarre die Welt ist, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; sogar den geistlichen Censuren glaubt es den Eingang ins Königreich versagen zu können".

Indessen zeigte sich vor allen Dingen nothwendig, die Verwaltung und den Geldhaushalt einigermaßen herzustellen. Es war nun so weit gekommen, daß die königlichen Domänen, großentheils von Privatleuten eingenommen, oder ihnen verliehen, nichts mehr eintrugen; die Bauten der Schlösser konnten daraus nicht mehr bestritten werden [1]. Die Steuern, welche die früheren Könige aufgelegt, hatte Carl VII., um die allgemeine Gunst nicht zu verlieren — denn auf der englischen und der burgundischen Seite that man dasselbe, — geradezu fallen lassen müssen. Er war auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände, die ihm noch getreu geblieben, angewiesen. Aus dieser finanziellen Unordnung und dem Geldmangel entsprang die Eigenmacht der Kriegsbanden, welche das Reich erfüllten. Wie oft haben Capitäne, die für den König fochten, die Befehle seiner Marschälle zurückgewiesen; wie oft haben sie sich hinter den Mauern ihrer Festungen die schnödesten Gewaltthaten erlaubt! Zuweilen haben sie erst aus den Grenzen verjagt werden müssen, um für ihre Rückkehr wirkliche Dienste zu leisten.

Carl VII. suchte zunächst ihren Plünderungen dadurch ein Ziel zu setzen, daß er ihnen in den Bezirken, die sie inne hatten, bestimmte Einkünfte oder doch Naturallieferungen für Mann und Pferde verschaffte; es war wie eine Brandschatzung; die sonst unvermeidlichen Kriegsbedrängnisse wurden durch regelmäßige Leistungen abgekauft.

Im Jahre 1439 brachte er es aber zu einer ähnlichen Einrichtung für das gesammte Reich, die dann zugleich eine hohe politische

1) Préface aux ordonnances Tom. XIII, p. LXX.

Bedeutung gewann. In einer Versammlung zu Orléans, bei der wir Abordnungen der Herzoge von Orléans, Burgund, Bretagne, des Grafen von Armagnac und der Stadt Paris finden, überzeugte man sich, daß man die Truppen, deren man für den fortdauernden Krieg bedurfte, nicht im Zaum halten könne, wenn man sie nicht regelmäßig besolde und einem einzigen Oberbefehl unterordne. Es war eine der größten Veränderungen, wenn nun auf den Rath, wie es in der Urkunde heißt, der Prinzen und Barone, Prälaten und Geistlichen, Edelleute und Leute von den guten Städten eine Ordonnanz erlassen werden konnte, die dies festsetzt [1]. Die bisher beinahe unabhängig gewordenen Großen leisteten wirklich darauf Verzicht, ohne Erlaubniß des Königs Truppen zu halten, und sprachen demselben das ausschließende Recht zu, Capitäne zu ernennen, die dann für jeden Unfug, der von ihren Compagnien verübt würde, eben ihm verantwortlich sein sollten. Sie ließen sich in der That verbieten, Taillen eigenmächtig auf ihre Unterthanen zu legen, oder die vom Könige aufgelegten zu erhöhen; dem Könige wurde zu dem Zwecke der Truppenbesoldung die Erhebung einer allgemeinen Auflage eben so gut von den Unterthanen der Großen, wie in den unmittelbaren Gebieten zugestanden. Man darf es als gewiß ansehen, daß die vornehmsten von den Herren durch Zusicherung von Geldentschädigungen zu ihrer Nachgiebigkeit bewogen wurden; auch läßt sich nur so der für die Zahl der Truppen unverhältnißmäßig hohe Betrag der Taille erklären [2].

Hierdurch bekam nun der Geldhaushalt eine vollkommen andere Gestalt. Der König nahm an, da die Miliz immer bestehen sollte, daß auch die Bewilligung auf immer geschehen sei, und traf feste und durchgreifende administrative Einrichtungen. Unmittelbar nach dem Siege hatte eine Versammlung der drei Stände auch die Herstellung der Steuern bewilligt. An die Stelle der bisher mit der Umlegung der Auflagen betrauten Elus der Communen traten königliche Beamte, die jenen Namen auch ferner führten. Die Schatzmeister von Frankreich — der Ertrag der Domänen galt ursprüng-

1) Lettres de Charles VII pour obvier aux pilleries et vexations des gens de guerre. 2. Nov. 1439. Ordonn. des rois de France XIII, 306.

2) Comines versichert es I, 384 ausdrücklich. Der venetianische Gesandte Trevisan fügt in seiner Relation von 1502 der Aufzählung des Einkommens die Worte hinzu: „di quel danaro il re paga la pension ordinaria di Signori, come ordinò Henrico VII" (verschrieben für Carlo).

lich als der Schatz — mit der Herbeibringung des Verlorengegangenen beauftragt, bekamen einen sehr umfassenden Wirkungskreis [1])

Carl VII. nahm auf das Verhältniß einzelner Provinzen, oder auch auf das Verdienst, das sie sich um seine Sache erworben hatten, so viel Rücksicht, daß er sein System nicht allenthalben in gleicher Strenge geltend machte. In der Provinz Languedoc, die ihn am meisten unterstützt hatte, begnügte er sich mit einem Aequivalent für die Steuer und bewilligte ihr auch, mit Bezug auf die Verschiedenheit des geltenden Rechtes, ein besonderes Parlament zu Toulouse. Es schien ihm genug, hier und da die alten Privilegien zu erneuern; auf die Forderung, allgemeine Stände zu berufen, ging er nicht ein; denn von angesehenen Männern werde er erinnert, daß das nur unnöthige Kosten veranlassen würde; der Wunsch des Landes gehe nicht dahin, es sei zufrieden. Schon bei einem englischen Autor des siebzehnten Jahrhunderts finde ich die Bemerkung [2]), daß die Stände von Frankreich zu großer Bedeutung gelangt sein würden, wenn sie sich in diesen Kriegen der Krone angeschlossen hätten. Wenngleich nicht ohne allen Antheil ständischer Versammlungen, so geschah es doch hauptsächlich in Folge der Eroberung und der damit zusammenhängenden Nothwendigkeiten, daß das Land in eine feste Ordnung gelangte; die monarchischen Einrichtungen erhielten das Uebergewicht; eine umfassende, nur von dem königlichen Willen abhängige Verwaltung und eine besoldete militärische Macht wurden gegründet.

Nachdem einige Geldmittel herbeigeschafft waren, ließ sich eine durchgreifende Reinigung der Miliz vornehmen. Nur Diejenigen behielt man, welche sich gut geführt hatten; man theilte sie in Compagnien und traf Anordnung, daß sie regelmäßigen Sold erhielten: — der Anfang aller stehenden Heere der modernen Welt. So wenig zahlreich die Ordonnanzcompagnien waren — ursprünglich 15, jede von 100 Lanzen, jede Lanze von 6 Mann — so bildeten sie doch den Kern einer Armee, um die sich die in bessere Ordnung gebrachte Lehnsmannschaft und ein auf die Exemption von der Auflage gegründetes Fußvolk gruppirten [3]). Ein begüterter Kaufmann von Bourges,

1) Lettres portant règlement sur les fonctions et pouvoirs des trésoriers de France. 12. August 1445. Ordonnances XIII, 444.

2) James Harrington, the Oceana.

3) Lettres de Charles VII 28 avril 1446 pour l'institution des

der noch einmal durch den syrisch-ägyptischen Handel reich geworden war, Jacques Coeur, schaffte die außerordentlichen Geldmittel herbei, — denn alles entstand mit einander: Truppen, Auflagen und Anleihen, — um die neue Waffe, die in diesem Jahrhundert zuerst große Wirkungen hervorbrachte, das Geschütz, in guten Stand zu setzen. Ein Heer erschien im Felde, von dessen Vorrücken nicht mehr der Ruin der Provinzen, welche es besetzen würde, zu erwarten stand, von so guter Manneszucht, wie man seit den römischen Zeiten keines in Gallien gesehen hatte. Hierauf konnten die Engländer weder die Normandie noch Guyenne behaupten. Die Welt war erstaunt, als man die französischen Fahnen nicht allein in der Normandie wehen, sondern die Engländer auch aus dem hundertjährigen Besitze von Aquitanien weichen sah. Sie behielten nichts als Calais.

Für die Besiegten vielleicht ein eben so großes Glück wie für die Sieger; denn die Nationen mußten sich trennen, wenn eine jede sich nach ihren eigenen inneren Trieben entwickeln sollte.

Francs archers. Die Absicht ist, den Krieg gegen die Engländer zu führen: sans ce qu'il soit besoing de nous aider d'autres, que de nos dits subjects. Ordonn. XIV, 1.

Zweites Buch.

Politik und Krieg in der zweiten Hälfte des funfzehnten und der ersten des sechzehnten Jahrhunderts.

In italienischen Arsenalen nennt man den großen Baum, an welchen das übrige Holzgefüge angelegt wird, um den Mast zu bilden, die Seele; auf holländischen Werften wird er der König genannt. Das wahre Königthum besteht in einer Volk und Stände zusammenfassenden Macht, die ihr Gleichgewicht erhält und sie durch die Stürme führt.

Man darf behaupten, daß sich das französische Königshaus, trotz mancher Schwäche, zu einer so hohen Bedeutung für die französische Nation erhoben hatte.

In dem Augenblicke des größten Auseinanderstrebens der inneren Bildungen war es zum Träger der Idee der Gewalt erkoren worden — nur eben der Idee, wie sie sich im Streite der Jahrhunderte gestaltet hatte — bis endlich die Zeit kam, wo sie durch die Ausführung des einfachsten Inhalts ihrer Grundgedanken auch realisirt werden konnte; mit diesem durchdrang die Monarchie alle Elemente des Volkes und faßte sie zusammen. Dann war ein Krieg ausgebrochen, welcher die Nation in eine unnatürliche Verbindung mit einer anderen, deren Entwicklung, wenngleich verwandt, doch auf wesentlich abweichenden Principien beruhte, bringen zu müssen schien. Diesen Krieg hatte der valesische Zweig des capetingischen Hauses glücklich bestanden: Nation und Staat waren ihr eigen geblieben.

Alle diese so mannigfaltig zusammengesetzten Landschaften, die unter einander entzweiten Stände schlossen sich der Krone wieder an, in deren Macht sie ihre Rettung und ihre Freiheit sahen.

Nicht als ob alle inneren Streitfragen gelöst und ausgetragen gewesen wären. Die Einziehung von unbewilligten Auflagen fand namentlich in den noch zuletzt von England losgerissenen Provinzen

großen Widerspruch. In einem Geschichtschreiber der Zeit [1]) liest man die entgegengesetzten Argumente, mit denen die Eingesessenen der Landschaften und die königlichen Beamten einander begegneten. Aber die Auflage war mäßig, und man zahlte sie.

Ueberhaupt war die Einheit nicht erdrückend noch gewaltsam.

Im Namen der Krone ward die Gerechtigkeit allenthalben verwaltet, aber durch große, wohlorganisirte, keineswegs von momentaner Willkür abhängige Corporationen; der Clerus schloß sich dem Königthum an, aber hauptsächlich um von ihm in seiner Selbständigkeit geschützt zu werden; die besoldete Miliz war wenig zahlreich, und sie konnte der militärischen Bedeutung des Adels keinen Eintrag thun. Die großen Vasallen machten sogar noch den Anspruch, bei der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten zugezogen zu werden, und Carl VII. wagte denselben, wenn die Sache zur Sprache kam, nicht geradezu zurückzuweisen [2]). Dessen Sohn, Ludwig XI., nahm sich als Dauphin der Sache der Barone gegen seinen Vater an; dasselbe that dann ihm gegenüber sein Bruder, der Herzog von Berry.

Noch hatten diese Landherren eine nicht viel weniger bedeutende Stellung in Frankreich als ihre Standesgenossen, die erblichen Fürsten in Deutschland.

Die Herzoge von Bretagne durften sich noch weigern, die pragmatische Sanction anzunehmen: derselben setzten sie eine Verbindung mit dem Papst entgegen; sie nannten sich, dem Könige zum Trotz, Herzoge von Gottes Gnaden; selbständig gründeten sie eine Universität. Noch hatten die Grafen von Anjou und Provence ihre Anrechte auf Syrien und Jerusalem, die ihnen eine Stellung unter den unabhängigen Mächten der Welt gaben, nicht vergessen. Manchem Reisenden erschien das Schloß zu Angers, wo sie Hof hielten, mit mehr als zwanzig Thürmen, als die festeste Burg der Erde; allerlei Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst hatten sie in den Grotten und Grüften desselben aus aller Welt vereinigt. Die vornehmste Stätte der ritterlichen Cultur war der Hof der Herzoge von Orléans zu Blois; einer der letzten von ihnen hatte dort mit ächtem Talent einen eigenthümlichen Ton der Poesie angeschlagen; viele berühmte Namen sammelten sich um ihn. Aber noch bei weitem zahlreicher

1) Thomas Basin: Amelgardus de rebus gestis Caroli VII, eine Schrift, die es sehr verdiente, gedruckt zu werden.

2) Rede und Gegenrede bei Monstrelet.

besucht und glänzender war die Hofhaltung der Herzoge von Burgund. Die Fremden sind erstaunt über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von Fürsten, die sie um Philipp den Guten geschart finden, und noch mehr über den Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttausend Centner geschlagenen Goldes, unaussprechlich viel überköstlich Kleinod" [1]).

Wir haben der Parteibestrebungen des Hauses Burgund schon erwähnt; erst jetzt aber schlug es eine Richtung ein, welche welthistorisch und besonders für die äußere Macht wie für die innere Entwicklung von Frankreich entscheidend geworden ist. Eben aus dem Verhältnisse der großen Herren zu dem Oberhaupte, wie es damals war, ging sie hervor.

Wenn die früheren Könige erledigte Lehen an Mitglieder des königlichen Hauses brachten, so glaubten sie damit die Größe desselben zu befördern. So mochte auch König Johann gesinnt sein, als er dem jüngsten und schlachtmuthigsten seiner Söhne, der ihn in die Gefangenschaft begleitet hatte, im Jahre 1363 das Herzogthum Burgund übertrug. Der lebenskräftige Stamm, den er damit gründete, breitete sich auf das rascheste aus. In wenig Generationen erwarb er Flandern mit jenen Städten, von welchen immer eine so große Wirkung auf die nordfranzösischen ausgegangen war, das benachbarte reiche Brabant, die streitbaren wallonischen Landschaften, Artois, Hennegau, Namur, Luxemburg, die der See mit Hartnäckigkeit abgezwungenen germanischen Küstenländer, weit jenseit der Grenzen der französischen Lehensherrlichkeit. Unmöglich aber konnte in einer Zeit allgemeiner Parteiung die Erhebung eines Zweiges des königlichen Hauses zu selbständiger Macht dem Haupte desselben oder der Nation zum Gewinn gereichen. Wir berührten die Verbindung Burgunds mit England. Wenn Philipp der Gute sie abbrach und sich der Krone von Frankreich wieder anschloß, so geschah dies nicht, ohne daß er sich die größten Vortheile, die Erweiterung seines Gebietes bis an die Somme, ausbedungen hätte.

Der Herzog von Burgund war der erste Pair von Frankreich, und alle Bestrebungen der großen Vasallen hatten an ihm einen natürlichen Rückhalt.

Wie glänzend erschien er abermals bei der Krönung Ludwigs XI. in Rheims; er hatte ihm eine Zuflucht bei sich gewährt

1) Reise des böhmischen Herrn Leo von Rozmital. In der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart VII. p. 161 ff.

und führte ihn jetzt zurück; neben der Pracht, die er entfaltete, verschwand die bescheidene Gestalt des jungen Königs. Als er darauf nach Paris kam, ward er mit so vielen Bezeigungen von Sympathie für sich und sein Haus empfangen, daß man glauben durfte, der Stadt wäre es noch lieber gewesen, ihn sogleich als König zu begrüßen.

Zwischen einem Vasallen wie dieser und einem Königthum, das in der Aufnahme seiner Macht begriffen war, konnte trotz aller persönlich freundlichen Beziehungen keine lange Allianz bestehen.

Als Ludwig XI. sich des Rechtes bedienen wollte, das ihm der Vertrag von Arras gewährte, die Sommestädte durch Wiederkauf an die Krone zurückzubringen, erweckte er die Feindseligkeit des aufwachsenden Erben, Herzogs Carl von Burgund, der die Behauptung aufstellte, daß ihm persönlich das Gegentheil versprochen worden sei; und nach einiger Zeit kam es zu einem Kampfe, zunächst zwischen Burgund und der Krone, an welchem aber alles, was sich selbständig fühlte, gegen sie Antheil nahm.

Im Jahre 1465 sah man alle großen Vasallen noch einmal gegen den König vereinigt; Armagnacs und Burgunder fochten in demselben Lager; Ludwig XI. ward nach einem Verlust im offenen Felde zu einem Frieden genöthigt, in welchem er nicht allein die Sommestädte fahren lassen, sondern sich überhaupt zu erniedrigenden Bedingungen verstehen mußte. Eine Commission von 36 Notabeln, aus Geistlichen, Edelleuten und Rechtsgelehrten zusammengesetzt, sollte über die in dem Reiche vorzunehmenden Reformen, namentlich auch in Bezug auf die Gerechtsamen der Stände, Berathung pflegen und endgültige Beschlüsse fassen.

Als sich ein paar Jahre später Ludwig unvorsichtiger Weise in die Gewalt Herzog Carls begeben hatte, ist darüber berathschlagt worden, ob man nicht den Bruder des Königs, Herzog von Berry, herbeirufen und unter der Autorität des nächsten Prinzen von Geblüt eine Einrichtung zum Vortheil der Großen des Reiches treffen sollte; der König wäre dann festgehalten und ein Regiment der großen Herren aufgerichtet worden. Ein Glück für den König, daß seinen Gegnern selbst nicht viel an einer festen Einrichtung lag. Der Herzog von Bretagne protestirte gegen jene Commission, als den Rechten seines Herzogthums nachtheilig; der Herzog von Burgund war zufrieden, daß der König, der die Stadt Lüttich in Schutz genommen, ihm gegen dieselbe gleichsam Heeresfolge leistete.

Welche Rolle wäre überhaupt der französischen Krone zugefallen,

wenn Carl der Kühne seine Absichten erreicht und seine Macht von den Niederlanden her über Lothringen und Elsaß nach der Schweiz ausgedehnt hätte? In den Ständen zu Dijon ist die Rede davon gewesen, daß Burgund seine alte Selbständigkeit wieder zur Geltung zu bringen habe. Bei der Erledigung der Provence, welche nahe bevorstand, hoffte der Herzog auch dieses Land an sich zu bringen. Ein neues lothringisch-burgundisches Reich hätte sich im Osten und Süden an Frankreich angelegt; im Norden und Westen würden es die Bretagne, die sich ebenfalls fast unabhängig fühlte, und die Engländer, deren Ansprüche Burgund wieder aufrief, eingeengt haben. Frankreich wäre eine kleine Macht in der Welt geblieben.

Die historische Wissenschaft schmeichelt sich oft, die ununterbrochene Continuität eines begonnenen Wachsthums gleichsam aus innerer Nothwendigkeit nachzuweisen. Gestehen wir aber, alle die Reunionen, die sich in den Verzeichnissen so prächtig ausnehmen, selbst die staatsrechtlichen Grundlagen der Macht, waren nur vorbereitender Natur und hätten wenig bedeutet, wenn ein Fürstenthum, wie das burgundische, sich neben der Krone aufgestellt hätte. Mit allen Tendenzen der inneren Unabhängigkeit wäre es verbündet gewesen.

Fragen wir nun, ob die Krone in sich selbst die Kraft besaß, diese Gefahr abzuwenden, so läßt sich das nicht behaupten. War sie nicht den Großen, die ihr im englischen Kriege so wesentliche Dienste geleistet hatten, eben dafür verpflichtet? Diese aber zogen einen ansehnlichen Theil des Adels durch ihren natürlichen Einfluß mit sich fort. Der Versuch, ein einheimisches französisches Fußvolk zu bilden, war nicht gelungen. Wohl kann man nicht zweifeln, daß der König die Stimme der Nation im Allgemeinen für sich hatte: ein übrigens gutgesinnter Autor hat doch die Klagen verzeichnet, welche man allenthalben wider den Herzog Carl erhob; man fand es abscheulich, daß der Unterthan und Vasall seinen König und Herrn mit eigener Macht zugleich und mit fremder Hülfe angreife und zu tyrannisiren suche; eine ständische Versammlung, die der König im Jahre 1467 berief, nahm sich seiner Sache wenigstens gegen den Herzog von Bretagne und gegen seinen Bruder entschieden an. Aber wären sie fähig oder auch nur geneigt gewesen, gegen den Herzog von Burgund die Waffen zu erheben, um ihn mit Gewalt niederzuwerfen? Die ganze Lage der Dinge macht nicht diesen Eindruck.

Wie nun aber Herzog Carl nicht allein gegen Frankreich, sondern nach allen Seiten hin um sich griff, so konnte es nicht fehlen,

daß der König außerhalb seines Reiches Verbündete zum Kampfe gegen ihn fand.

Hauptsächlich mit dem in hochdeutschen Landen gebildeten Bunde mächtiger Städte und tapferer Bauerschaften, der schweizerischen Eidgenossenschaft, stieß Herzog Carl auf seinem Wege feindlich zusammen. König Ludwig XI. bot denselben sein Bündniß an.

Von allen Gewalten der damaligen Zeit unterschied sich die französische dadurch, daß sie, legitim und fest, zugleich Geldmittel zu ihrer freien Verfügung besaß. Ludwig XI. erhöhte jene unbewilligte Auflage, auf die sein Vater den neuen Staat gegründet hatte, nicht sowohl nach seinem Gutdünken, als nach seinem Bedürfniß. Um die Ansprüche der Großen auf einen ihnen davon zukommenden Antheil bekümmerte er sich nicht mehr. Er trieb das Geld mit der äußersten Strenge ein, verwendete es aber dann mit einer gewissen Freigebigkeit und ohne Rückhalt.

Im Spätjahr 1474 ward nun der für die Eidgenossen nicht minder als für Frankreich verhängnißvolle Vertrag vollzogen, kraft dessen der König gegen eine ansehnliche Geldzahlung alle Zeit auf den Zuzug schweizerischer Hülfstruppen rechnen konnte.

Auch mit den einzelnen Ständen wurden Verträge geschlossen. Weil sie behufs der abgeschlossenen Conföderation Ausgaben und Kosten haben dürften, wies ihnen der König auf seine Cassen in Languedoc und Languedoil bestimmte Jahrgelder an, auf so lange als sie in seinem Dienste verbleiben würden[1]).

1) Ich füge die Worte der für Zürich gegebenen Versicherung (4. Mai 1475) aus dem züricherischen Staatsarchiv bei: Loys etc. Scavoir faisons, que nous considérant les grandes alliances et confédérations — prises et accordées entre nous et les villes et pays de l'ancienne ligue de la haulte Allemaigne et que pour icelles entretenir en ensuivant les poincts et articles contenus es dites alliances et confédérations conviendra faire plusieurs grands frais mises et dépenses à aucunes des bonnes villes des dictes hautes Allemagnes et autres particuliers des dits pays pour eux entretenir en nostre service au fait de nos guerres et autrement à icelles bonnes villes et autres particuliers des dites hautes Allemagnes, pour ces causes et considérations et autres à ce mouvantes, et mesmement pour leur aider à supporter les dits grands frais mises et dépenses que à ces causes faire soutenir et supporter leur conviendra pour nostre dite service, avons ordonné et ordonnons certaine somme de deniers: c'est à scavoir aux gouverneurs de la communité de Zuric la somme de 11 milles livres tournois à icelle avoir et prendre dorénavant par chaqun an par manière de pension tant qu'ils s'entretiendront en nostre dit service etc.

Das ist nicht ein gewöhnlicher Bund; das Außerordentliche daran ist, daß die Führer einer mächtigen republikanischen Verbindung ein persönliches Interesse bekamen, die Sache der höchsten Gewalt in Frankreich, deren vornehmste Befugniß eben in der Gelderhebung lag, zu der ihren zu machen.

Noch bildeten die Schweizer das einzige bedeutende Fußvolk der abendländischen Welt; ein unberechenbarer Vortheil für das französische Königthum lag darin, die Streitbarkeit und Disciplin desselben gegen innere und äußere Feinde aufrufen zu können.

Zunächst entschieden sie in dem großen Kampfe gegen Carl den Kühnen.

Vor der Schlachtordnung der Söhne des Gebirges erlag sein prächtiges Heer; alle seine weitausgreifenden, Frankreich, Deutschland und Italien umfassenden Pläne brachen sich an diesem Widerstand; er selbst kam um.

Da sich alle politischen Gefahren an diese Persönlichkeit knüpften, so begreift man den Eindruck, den ihr Untergang auf König Ludwig XI. machte; er sah nicht allein seine Berechnung gelungen: es konnte ihm allerdings zu Muthe sein, als fühle er sich von der Schnürbrust befreit, die seinen Athem einengte.

Nun war kein Zweifel, daß Guyenne, welches an den Herzog von Berry verliehen gewesen, aber nach dessen Tode der Krone wieder heimgefallen war, ihr verbleiben würde; Carl der Kühne hätte dies niemals geduldet. Nun konnte auch die Provence, auf welche dieser sein Auge geworfen, auf die aber der König von seiner Mutter her gerechtfertigte Ansprüche besaß, als der Fall der Erledigung eintrat, ohne Schwierigkeit an die Krone gezogen werden; die alte Hoheit des deutschen Reiches machte Niemand geltend; den Franzosen schien es Rücksicht genug, wenn sie das Land dem Königreiche nur annectirten, wie sie sagten, nicht reunirten. Aber welch ein unschätzbarer Zuwachs lag in dieser Verbindung! Die Gedanken Philipps des Schönen wurden vollständig ausgeführt: die westfränkische Krone erstreckte ihre unmittelbare Herrschaft über die gesammte südliche Küste; Marseille ward nun erst ein französischer Hafen.

Indessen brachte der Tod des Gegners die burgundischen Besitzungen in der Picardie, über welche der Streit ausgebrochen war, ohne weiteres an die Krone zurück; aber was früher das äußerste Ziel der Politik des Königs gebildet hatte, genügte ihm jetzt nicht; er ergriff den Anlaß, auch Burgund zurückzufordern; obgleich in der ursprünglichen Verleihung von einer Beschränkung des Erbrechts auf

die männlichen Nachkommen nicht die Rede gewesen war, so glaubte er doch erklären zu dürfen, daß eine solche die Regel sei, und nahm das Land in Besitz.

Hätte die Provinzialunabhängigkeit noch eine feste Wurzel in den Gemüthern gehabt, so würden diese Erwerbungen wahrscheinlich auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen sein; aber schon war die französische Nationalität zu einem Gemeingefühl entwickelt, vor welchem keine Absonderung mehr bestehen konnte. Wenn die Länder, die einen anderen Oberlehnsherrn anerkannten, mühelos herbeigebracht wurden, wie hätten diejenigen widerstehen sollen, welche den König schon längst als ihr Oberhaupt verehrten?

Ludwig XI. trug Sorge, was in den Provinzen von provinziellem Geiste noch übrig war, durch provinzialständische Institutionen zu befriedigen; seine Regierung ist dadurch bemerkenswerth, daß er dieselben begünstigte. Wir finden unter ihm Zusammenkünfte der drei Stände in Champagne und Brie, Dauphiné, Perigord und Quercy, der Bassa Marcha de Rovergue, Guyenne, und in regelmäßiger, ununterbrochener Wirksamkeit in Normandie und Languedoc. Der König drängt sie häufig zu Geldbewilligungen; aber er zeigt ihnen Vertrauen, giebt ihren Klagen Gehör und sucht ihren Beschwerden abzuhelfen [1]). Um so leichter schlossen sich ihm dann die Stände der neu erworbenen Landschaften an. Den provençalischen versprach er die Erhaltung ihrer Privilegien und Gewohnheiten, namentlich ihres geschriebenen Rechtes; den burgundischen gab er die ausdrückliche Versicherung, niemals eine Auflage ohne ihre Bewilligung auszuschreiben. Er förderte die Provinzialverfassungen, die seiner Selbstbestimmung in politischen Dingen keinen Eintrag thun konnten. Wenn einst in einem seiner Verträge die Ratification der französischen Stände vorbehalten war, so hat er dieselbe nicht etwa allgemeinen Ständen, von denen sich das eher hätte besorgen lassen, sondern 47 verschiedenen provinzialständischen Versammlungen abgefordert. Damit hängt es zusammen, daß er nach dem Beispiel und Vorgang seines Vaters das Gewohnheitsrecht sammeln ließ und den Provinzen besondere oberste Gerichtshöfe gab. Zwischen 1444 und 1501 haben Languedoc, Dauphiné, Burgund, Guyenne, Provence ihre Parlamente erhalten, und dies hatte um so mehr zu bedeuten, als Ludwig XI. den Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Beamten zuerst mit Entschiedenheit anerkannte. Bei der Idee von tyrannischer

1) J. Paquet, Institutions provinciales 124.

Gewalt, die sich an seinen Namen knüpft, ist es besonders auffallend, daß er sich auch den Städten günstig erwies. Er bestätigte ihre Privilegien und gab deren, wo er keine vorfand. Eine Menge von Freibriefen ist vorhanden, in denen er freie Wahlen der Magistrate einführt und an die Verwaltung dieser Aemter die Erwerbung des Adels knüpft; allgemeine Versammlungen der Bürgerschaften gestattete er gern; denn er hegte eine natürliche Vorliebe für das Volk und haßte die Großen. Die Einwohner von Paris, die ihn in seinem Kriege mit den Prinzen, als die Dinge noch eben sehr gefährlich standen, mit freudigem Zuruf empfingen, erwarben dadurch seine volle Gunst. Vielleicht hat kein anderer Fürst für das Emporkommen von Paris so viel gethan, als eben Ludwig XI. Er gab der Stadt gerichtliche und mercantile Vorrechte, erleichterte die Zufuhr von Lebensmitteln, begünstigte vor allem den Zuzug von Fremden, für welche sie beinahe als ein Asyl angesehen werden konnte, so daß sie sich an Menschenzahl stattlich aufnahm, und lehrte die Bürger die Waffen führen [1]). Er hatte einen vollkommenen Begriff davon, wie viel ihm sein Ansehen in Paris für das übrige Königreich werth sei; das Uebergewicht der Hauptstadt kam ihm bei Herbeibringung der Städte in der Picardie wesentlich zu statten.

Man sieht leicht, daß die Ueberwältigung der großen Vasallen und die Begünstigung eines provinziellen und selbst eines populären Elements einander entsprechen. Jene forderten Theilnahme an der Ausübung der höchsten Gewalt, dieses begnügte sich noch mit den besonderen Vorrechten einer untergeordneten Existenz; über beide erhob sich der monarchische Gedanke: Frieden gebietend, Gehorsam erzwingend, die großen Interessen der Nation in sich tragend, durch rasche Züchtigung furchtbar, gleichsam allgegenwärtig, von Niemand Rath nehmend, in sich selbst fest begründet. Vor der Erscheinung der Monarchie unter einem Fürsten, wie dieser war, erschrak die Welt. Ludwig XI. war ein Charakter, in dem sich ganz entgegengesetzte Eigenschaften begegnen: Freigebigkeit und Habsucht, unvorsichtige Hingebung und ein immer reges, niemals zu beruhigendes Mißtrauen, ängstliche Furchtsamkeit in der Bedrängniß, im Glück eine unbedingte Zuversicht zu dessen Fortdauer. In ihm verschwindet vor der Für-

1) Schon der alte Choppin de moribus et institutis Parisiensium 4, 434 hebt die Privilegien Ludwigs XI. hervor; Felibien hat das Meiste, doch nicht Alles. Felibien berechnet aus der Zahl der Bewaffneten, daß Paris damals 300,000 Einwohner gehabt habe. Dulaure will nur 150,000 zugeben.

sorge für das Ganze alle Rücksicht auf die Einzelnen; Gerechtigkeit und Grausamkeit fallen in einander; die große Ansicht, daß das Königthum ein Amt und in diesem Sinne zu verwalten sei, wird von kleinlichen Gesichtspunkten persönlicher Leidenschaft durchzogen und getrübt; hinterlistige Politik und abenteuerliche Devotion berühren sich. Es hat zuweilen den Anschein, als ob der König, von den Gewalten des Himmels sowie denen der Erde sich bedrängt fühlend, zugleich darauf dächte, die einen zu begütigen, der anderen durch jedes directe und indirecte Mittel Herr zu werden. Um das friedliche Emporkommen und die äußere Stellung Frankreichs in der Welt — denn was würde daraus geworden sein, wenn seine Gegner den Platz behauptet hätten — hat sich Ludwig XI. ein Verdienst ohne Gleichen erworben; aber Niemand hat es ihm Dank gewußt, Niemand fühlte sich wohl unter ihm; ja, er selbst brachte es keinen Augenblick seines Lebens zum Bewußtsein von Glück und Macht und Befriedigung. Der Grund war: es fehlte ihm an höheren sittlichen Eigenschaften. Er hat ein Königreich groß gemacht, aber ohne alle eigene, persönliche Größe.

Trotz seiner Erfolge aber könnte man nicht sagen, daß er alle seine Absichten erreicht hätte. Sein Sinn ging dahin, die burgundisch-niederländische Staatenvereinigung, die ihm so gefährlich geworden war, gänzlich aufzulösen [1]): die Länder der französischen Oberherrlichkeit wollte er mit der Krone vereinigen, die wallonischen Provinzen an französische Herren bringen, die er schon einmal genannt hat, die deutschen an einen oder den anderen seiner Freunde unter den deutschen Fürsten. Aber die Landschaften vereinigten sich um die Erbin von Burgund, die durch ihre Vermählung mit einem Erzherzoge von Oesterreich, der später Kaiser wurde, ihren Stamm erneuerte und zu noch größerer Bedeutung in Europa, zu noch größeren Hoffnungen erhob: keine Unterhandlung bewog das Haus, seine alten Ansprüche aufzugeben. Auch an der spanischen Grenze war der Besitzstand durch keinen festen Vertrag gesichert. Allein die Möglichkeit eines ernstlichen Ausbruches dieser Feindseligkeiten lag in der Ferne. Im Allgemeinen hinterließ Ludwig das Reich so stark, daß es auch eine Minderjährigkeit, die in Frankreich immer so gefährlich war, aushalten konnte.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie sich in den Ständen von

1) Comines: Estoit enclin à déffaire et destruire cette maison en touts points et en départir les seigneuries en plusieurs mains. 301.

Tours, die eben durch diese Minderjährigkeit (Carls VIII.) veranlaßt wurden, — im Jahr 1484 — die politischen Ansichten, deren Gegensatz diese Zeit wie alle Zeiten bewegt, einander gegenüber aufstellten.

Ein angesehener Abgeordneter aus Burgund, ein alter Freund Philipps des Guten, entwickelte die populären Ideen, die durch die erwachende Kunde des Alterthums eine neue Bestätigung empfingen: wie das Königthum, ursprünglich aus der Wahl hervorgegangen, keineswegs die Fülle der Staatsgewalt in sich schließe, sondern in seinen Handlungen der Beistimmung des Volkes bedürfe; sei der König durch seine Jugend oder sonst nicht fähig, sein Amt persönlich zu verwalten, so kehre die Macht an das Volk zurück, das sie gegeben habe [1]). Dagegen bestand der Canzler von Frankreich auf dem erblichen Anspruche des Geschlechts, welcher in Fällen der Minderjährigkeit, wie der damalige, eintrete: das Volk habe sich nun einmal der Herrschaft unterworfen; wer dieselbe abzuwerfen versuche, der sei ein Widerspenstiger und zeige eine unüberlegte Liebe zur Freiheit, die nur zur Knechtschaft führen könne. Noch einen anderen Streit in Bezug auf die Auflagen hatte der Canzler mit dem Deputirten der Normandie. Dieser verfocht den Begriff des Eigenthums in aller seiner Strenge und schloß daraus, daß Niemand ohne seine eigene Beistimmung etwas von demselben herauszugeben gezwungen werden dürfe. Der Canzler antwortete mit der Frage, worin denn das Königthum bestehe, wenn der König keine Zwangsgewalt besitzen solle?

Indem die Stände die Verwaltung von den unter Ludwig XI. verhaßt gewordenen Beamten zu reinigen versuchten, faßten sie die Idee eines Regiments, das seine Befugniß mehr von ihnen selbst, als von dem König empfangen sollte. Der Vorschlag ward gemacht, die Verwaltung der königlichen Domänen und Gefälle jeder Provinz für sich zu überlassen, und eine Berechnung aufgestellt, wie viel mehr dieselben alsdann eintragen würden; die Taille, die unter Ludwig XI. auf das Vierfache gestiegen war, hoffte man ohne Mühe auf die frühere Summe zurückzubringen. Das Steuerbewilligungsrecht nah-

1) Imprimis vobis probatum esse velim rempublicam rem populi esse et regibus ab eo traditam et eos, qui vi vel alias nullo populi consensu eam habuere, tyrannos creditos et alienae rei invasores. Oportet propterea, ut ad populum redeat, huius rei donatorem, qui eam quidem resumat. 148.

men diese Stände mit großem Eifer in Anspruch; zu dem Zwecke dieser Bewilligung wollten sie alle zwei Jahre einberufen sein. Wären ihre Vorschläge durchgegangen, so wäre der Schwerpunkt der Regierung in die populär angeregten Versammlungen allgemeiner Stände gelegt worden.

Eben dies sind die Gegensätze, die in den romanisch-germanischen Staaten einander ewig widerstreben. Von dem Begriffe der erblichen Monarchie und der absoluten Gewalt des Staates aus würde man zu allgemeiner Knechtschaft, von dem Begriffe des ständischen Wesens und der individuellen Freiheit aus zur Republik oder zur Wahlmonarchie kommen. Auf der Gegenwirkung beider Principien und ihrer gegenseitigen Einschränkung beruhen unsere Staaten.

Fast scheint es, als habe man das hier gefühlt. Zuletzt entschuldigten sich beide Theile, daß sie in ihren Worten zu weit gegangen sein möchten. Die populären Reden fanden, indem sie gehalten wurden, den größten Beifall bei der Versammlung: bei den Abstimmungen hatten sie nicht denselben Erfolg; die Deputation von Paris war unter anderem auf Seiten der königlichen Gewalt [1]).

Unzufrieden mit den von den Ständen getroffenen Anordnungen, erhoben die mächtigsten noch übrigen Magnaten, die Herzoge von Orléans und Bretagne, noch einmal die Waffen gegen die Krone. Es gehörte die ganze Energie und Gewandtheit der Tochter Ludwigs XI., die dem Vater bei weitem ähnlicher war, als ihr Bruder, dazu, um sie zu unterdrücken; auch sie bediente sich des Armes der Schweizer; diese Republikaner setzten in dem fernsten Frankreich die Macht der Krone fest. Der Politik und den Waffen kam aber das Schicksal zu Hülfe; die Hauptsache lag doch immer darin, daß diese Fürstenhäuser zu bestehen aufhörten. Den Herzog von Orléans finden wir in Kurzem als König, die Erbin von Bretagne als Königin von Frankreich; die Krone unterdrückte nicht eigentlich die provinziellen Fürstenthümer, sie starben ihr zu.

Im Allgemeinen erhielt sich ihre Autorität, wie sie unter Carl VII. in großen Institutionen festgesetzt, unter Ludwig XI. zum wirklichen Besitze der höchsten Gewalt ausgebildet worden war; einen Minister, Marschall Gyé aus dem Hause Rohan, der das volle Vertrauen Ludwigs XI. genossen, finden wir während der ganzen Regierung Carls VIII. und in den ersten acht Jahren Ludwigs XII.

1) Vgl. Bernier: Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484.

überaus mächtig und einflußreich. Allmählich fühlte man weniger die schroffe Seite der gesammten Organisation; der Zusammenhang und die Ordnung der Zustände trat hervor. Unter Ludwig XII. hatte die französische Verfassung eine Gestalt, welche die gebildeten Geister des Jahrhunderts befriedigte; es ist der Mühe werth, sich zu vergegenwärtigen, wie namentlich die politisch erfahrenen Italiener sie auffaßten.

Der republikanischen Stürme kundig und überdrüssig, urtheilen sie, daß gewählte Vorsteher einer Gemeinde, derselben zur Rechenschaft verpflichtet, oder auch eine zahlreiche Aristokratie den Unordnungen im Staate nicht so gut abhelfen könne, als ein einziges Oberhaupt. Mit vieler Theilnahme ziehen sie in Betracht, wie die Krone durch Siege, Todesfälle, Vermählungen, die Thronbesteigungen selbst, da der neue Herr immer sein eigenes Vermögen dem alten Besitz einverleibe, zu dieser Macht aufgewachsen sei, der nun Niemand mehr ernstlichen Widerstand leisten könne; mancher Große wolle es sogar nicht thun, um nicht den dereinstigen Anspruch auf die Krone zu verwirken. So sei die erbliche Monarchie unerschütterlich festgestellt; hier, wo man dafür gesorgt habe, daß niemals ein fremder Fürst zu derselben gelangen könne, sei das die beste Staatsform. Die Einwendung, daß der König persönlich unfähig sein oder sich durch eine natürliche Hinneigung zur Unordnung und Gewaltsamkeit fortreißen lassen könne, hebe sich durch die guten Gesetze, durch welche die Ausübung der Gewalt in Frankreich beschränkt werde. Die Rechnungskammer habe die für das königliche Einkommen überaus nützliche Befugniß, der Ueberschreitung der zum Vortheil desselben verfaßten Gesetze zu wehren. Noch größeren Werth habe die Einrichtung der Parlamente; ihnen komme es zu, bei den königlichen Rescripten zu untersuchen, ob sie mit Billigkeit und Recht übereinstimmen. Es würde nicht lange gehen, wenn der König in Criminalsachen unregelmäßig eingreifen wollte. Auch willkürliche Absetzung sei nicht gut möglich; in solchen Fällen seien diejenigen, welche die Stellen angenommen, später immer bestraft worden. Durch die Parlamente werde die absolute Gewalt gezähmt. „Absoluter", fügen sie hinzu, „würde sie unvollkommener sein". Auch die Abstufung der Stände finden sie lobenswürdig. Der Adel, frei von directen Abgaben, habe das Vorrecht, die Waffen zu tragen; einen Theil des Jahres bringe er am Hofe zu und ziehe sich dann zurück, um seine häuslichen Angelegenheiten zu besorgen; ihm seien die Stellen am Hof und in der Miliz, die Aemter der Baillifs und Seneschals bestimmt; der König erkenne einen Rangunterschied zwischen den verschiedenen Häusern an;

aber er ziehe auch die Vasallen der Mächtigsten vor sein Gericht. Dem Adel zunächst stehe der höhere Bürgerstand; aller Handelsgewinn falle ihm zu, sowie die Unzahl der gerichtlichen und finanziellen Aemter, deren Frankreich mehr habe, als die ganze übrige Christenheit; vielen scheine es sogar, als sei der Mittelstand vor dem Adel bevorzugt. Der niedere Bürgerstand endlich sei doch zu kleinen Beamtungen fähig und erfreue sich, durch die Rechtspflege geschützt, persönlicher Freiheit; von diesem könne man leicht durch eigene Anstrengung in den höheren Bürgerstand aufsteigen; um zum Adel zu gelangen, bedürfe man des Privilegiums und der Gnade; doch auch dies habe keine Schwierigkeit. „Unzählige sehen wir", sagt Lodovico Canossa, „alle Tage von der dritten Classe in die zweite, von der zweiten in die erste übergehen. Geschähe dies nicht, so könnte leicht eine Empörung der unteren erfolgen". — Diese Italiener sind erstaunt, daß die Großen des Hofes so wenig Eifersucht gegen die Geistlichen zeigen, welche durch das bloße Verdienst oft aus dem geringsten Stande neben ihnen und über sie emporkommen; sie überlassen denselben die Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß ihnen die Ausführung bleibe. Canossa, der seine Schrift im Jahre 1515 an Franz I. gerichtet hat, bei dessen Thronbesteigung, giebt dem Könige den Rath, diese Verhältnisse zu schützen, die freien Wahlen des Clerus aufrecht zu erhalten, den Adel nicht durch reich gewordene Glieder des Mittelstandes aus seinen Gütern auskaufen zu lassen, das Volk vor dem Aussaugesystem der Finanzmänner zu bewahren; durch das Gleichgewicht der Stände werde bewirkt, daß Jedermann dem Könige gehorche [1]).

Das gute Andenken, in welchem der Name Ludwigs XII. geblieben ist, rührt aus der Erinnerung an diesen Zustand her. Er ließ den Wahlen des Clerus ihren freien Lauf; die Domherren wählten ihren Bischof, die Mönche ihren Abt; Einmischungen des Seneschal in die geistlichen Wahlen oder auch in die Justiz der Untergerichte wollte er nicht dulden. Es ist ganz wahr, daß er den Parlamenten Zugeständnisse machte, über die sich sein Nachfolger beklagt hat; er bestätigte die Vorschläge zur Besetzung der eröffneten Stellen, die von ihnen ausgingen, in der Regel; vielleicht nie hatten sie eine glänzendere Zeit. Wenn sie ja zuweilen Verordnungen, welche sie mißbilligten, in ihre Bücher eintrugen, so hatte die Bemerkung hierüber, die sie an den Rand schrieben, die Folge, daß

1) Il vescovo di Bajusa al re Francisco I, 1515. Ms. Rom. Eine Schrift, die überall auf dem beruht, was von den Franzosen selbst gesagt worden war.

man sich später wenig darum kümmerte. Ehe sie eine finanzielle Verordnung registrirten, z. B. über den Verkauf der Domänen, haben sie wohl erst den Schatzmeister verhört, um sich von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen. Noch herrschte ein ernster Sinn in der Magistratur. Der Parlamentspräsident de la Vacquerie wäre niemals zu bewegen gewesen, auch nur eine Einladung zum Mittagsessen an dem Hofe des Herzogs von Angouleme, des Vaters Franz' I., der ihn sehr liebte, anzunehmen; er wollte keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen, der auf ein Urtheil des Gerichtshofes einmal persönlichen Einfluß suchen oder auch auf ein, wenngleich ganz unabhängiges Urtheil falschen Schein werfen könne; der Prinz, sagte er, habe zwar keine Processe bei dem Parlament, er könne aber deren bekommen. König Ludwig dem XII. könnte man nicht nachsagen, daß er die Fürsten von Geblüt zu unterdrücken gesucht habe. Alençon, Vendome, Dunois, den heldenmüthigen und ritterlichen Foix, eine der glänzendsten Gestalten jener Zeit, hat er aufgezogen; er gab ihnen persönlich Anweisung und Rath und schärfte ihnen ein, für sich selbst zu sorgen. Die Kriegszüge nach Italien waren halbe Feste in dieser Zeit allseitiger Bildung und geistiger Ueberlegenheit der Italiener und des erneuerten Ritterthums der französischen Edelleute, von denen ein Jeder sich unter den Augen seines Königs persönliche Ehre zu erwerben trachtete. Die Damen fingen erst an, an den Hof gezogen zu werden; man schildert sie uns, wie sie auf ihren Schlössern sich mit kunstvoller Stickerei, oder dem Lesen der Ritterbücher, die damals die Pressen verließen, beschäftigen, sich der Erziehung ihrer Kinder widmen, der Milde gegen ihre Untergebenen befleißigen; sie gebieten ihnen mit guten Worten. König Ludwig XII. genoß auch das Vertrauen der großen Menge; man wußte, daß er über Einnahme und Ausgabe streng Buch hielt, und sah zuweilen gierige Finanzbeamte für ihre Erpressungen büßen; die Taille ward wieder nahe an ihren ursprünglichen Ertrag ermäßigt. In der Natur des Königs lag etwas Offenes, Wohlwollendes, Zutrauliches, was ihm die Herzen der Großen und der Kleinen gewann. Bei einem Ball ist er einmal von seinem erhöhten Sitz aufgestanden, hat die Hellebarde eines Schweizers ergriffen und für die Tänzer Platz gemacht. Mit seinen Dienern ging er um als guter Kamerad. Wenn er einmal auffuhr, war er bald wieder begütigt; doch durfte man darum nicht glauben, ihn zu beherrschen. Er hatte es sich zum Gesetze gemacht, Niemand eine Gnade zu ertheilen, der selbst darum bitte.

Ludwig XII. ist eine von den glücklich organisirten Persönlich-

keiten, welche ihr Recht wahrnehmen, aber auch Andere leben lassen und Niemand mit eigensüchtigem Bezeigen beschwerlich fallen. Mit Vergnügen sah man ihn auf seinem Maulthier, etwas vorgebogen in seinem Alter, nach dem Parlamente reiten. Er verlieh dem Gerichtshof Ansehen und griff doch niemals in seine Entscheidungen ein. Ein venetianischer Gesandter, der ihm öfter nahe kam, bezeichnet ihn als ein Kind der Natur; die öffentliche Stimme gab ihm den Namen Vater des Volks [1]).

Nun leuchtet aber ein, daß dieser friedliche und gemüthliche Zustand vor allem auf einem gefahrlosen Verhältnisse zu dem übrigen Europa beruhte. Ehe man sein Urtheil über die Zeiten Ludwigs XII. feststellt, muß man wenigstens einen Blick auf den Gang der auswärtigen Unternehmungen werfen.

Die italienischen Kriege, die Carl VIII. und Ludwig XII. unternahmen, beruhten weniger auf der Idee des französischen Reiches und Staates, welche die zuletzt vorhergegangenen Menschenalter beschäftigt hatte, als auf dem Gedanken, die Erbrechte des königlichen Hauses auch jenseit der Alpen geltend zu machen. Carl VIII. erhob sich gegen Neapel als der Nachfolger der Grafen von Anjou und Provence, welche in Italien Jahrhunderte lang eine so große Rolle gespielt hatten; Ludwig XII. machte in Mailand die Rechte der Visconti geltend, von denen seine Großmutter Valentina abstammte. Sie führten die Kriege hauptsächlich mit dem Ueberschusse der französischen Kräfte, ohne der Nation besondere Anstrengungen zuzumuthen. In dem mannigfaltigen Wechsel der Ereignisse hatten sie Momente von Glück und hoher Macht. Ludwig XII. richtete sich in Mailand als Herr und Herzog ein; der dortige Senat war eine Nachbildung der französischen Provinzialparlamente; er eroberte Genua und ließ die kaiserlichen Privilegien, auf welche die Stadt trotzte, verbrennen; er besiegte die Venetianer in einer großen Schlacht und nöthigte sie, einen guten Theil ihrer Erwerbungen auf der Terra ferma in Mailand zurückzugeben; seine Uebermacht war so entschieden, daß auch sie dennoch später ihren besten Rückhalt in ihm selbst sahen. Die herrschende Partei in Florenz hing von den Franzosen ab; gern führten die Fürsten der Städte des Kirchenstaates die Lilien in ihrem Wappen; die alte angiovinische Faction des neapolita-

1) Cuius sacrosancta apud nos memoria etiam nunc in animis hominum viget, sagt Thuanus im Anfange des 17ten Jahrhunderts beim Jahre 1559. 452.

nischen Adels gehorchte dem Könige von Spanien erst dann, als dieser einen Vertrag mit Frankreich geschlossen hatte. Man sollte nie vergessen, daß dieses Zusammentreffen mit der Bildung von Italien ein wesentliches Moment in der Geschichte des französischen Geistes bildet; für Frankreich als Macht war sein Uebergewicht in dem oberen und mittleren Italien unschätzbar; Ludwig XII. besaß eine Zeitlang die Autorität des ersten Fürsten in der Christenheit.

Es liegt aber in der Natur der europäischen Verhältnisse, daß eine zum Uebergewicht aufstrebende Macht auch wieder starke Gegensätze hervorruft.

Unter diesen Umständen war es, daß, im Gegensatz gegen Frankreich, die Verbindung zwischen Oesterreich und Burgund über Spanien ausgedehnt wurde. Der Sohn der Tochter Carls des Kühnen und des Kaisers Maximilian vermählte sich mit der Erbin von Castilien, Aragon und Indien. Aus dieser Ehe entsprang ein Prinz, in dem sich alle jene Erbrechte vereinigten, und der durch die Beziehungen seiner beiden Großväter zu Italien in die Fragen über dieses Land verwickelt werden mußte.

Schon die erste Erscheinung dieser Combination, noch aus der Ferne, setzte Frankreich, das in der Fülle jener Macht stand, in Verlegenheit.

Auch Ludwig XII. hatte keinen männlichen Nachkommen; seine Gemahlin, die den präsumtiven Thronerben, den jungen Herzog Franz von Angouleme, und dessen Haus nicht liebte, voll von mütterlichem Ehrgeize, war geneigt, ihre älteste Tochter mit dem Prinzen von Burgund zu vermählen, dem dann nicht allein die italienischen Eroberungen, sondern auch die alten Lehen seiner Vorfahren in Frankreich, überdies Bretagne und die eigentlichen Besitzungen des Hauses Orléans zugefallen wären. Wir brauchen nicht auszuführen, daß dies das Königthum in Frankreich in seiner eigentlichsten Grundlage erschüttert, den burgundischen Prinzen zum mächtigsten Fürsten im Lande gemacht haben würde. Es ist das Verdienst des Marschalls Gyé, sich diesem Plane mit Entschiedenheit entgegengesetzt und ihn ohne Rücksicht auf die Ungnade der Königin, die ihn betraf, hintertrieben zu haben.

Einen für den Augenblick bei weitem gefährlicheren Feind erweckte sich Ludwig XII. in Italien selbst. Eben saß ein Papst auf dem Stuhle zu Rom, der von dem Unternehmen, das er zum großen Theil durchführte, den Kirchenstaat zu vereinigen, zu dem Gedanken

fortschritt, die Fremden — wie er sich ausdrückte, die Barbaren, — vor allen die Franzosen, aus Italien zu verjagen. Julius II. sah in dem vertrautesten Minister Ludwigs XII., dem Cardinal von Amboise, der selbst nach der Tiara trachtete, einen persönlichen Feind; geistliche Zwistigkeiten, vornehmlich über die pragmatische Sanction, mischten sich in die weltlichen; endlich brach ein Krieg aus, in welchem der König die sogenannten geistlichen Waffen ergriff und ein antipapales Concilium nach Pisa berief, der Papst aber alle Mächte der Welt zum Kriege gegen den Schismatiker aufmahnte. Er hatte nichts dagegen, daß Ferdinand der Katholische den Anlaß benutzte, um sich Navarra's auf der spanischen Seite der Puertos zu bemächtigen, bloß weil der König von Navarra ein Verbündeter Ludwigs XII. war. Er rief die Ansprüche, nicht allein des Hauses Burgund, sondern auch die bereits veralteten von England gegen die Franzosen auf; einen allgemeinen geistlich-weltlichen Bund gegen sie brachte er zu Stande. Von entscheidender Wirkung war, daß er auch die Schweizer für sich gewann. Nicht weniger für die Ueberwältigung innerer Feinde, als für die auswärtigen Unternehmungen waren sie Ludwig dem XII. unendlich nützlich gewesen; in seinem Interesse fast noch mehr, als in ihrem eigenen hatten sie einen Krieg gegen ihre Nachbarn in Deutschland und den Kaiser selbst bestanden; sie hauptsächlich hatten ihm Mailand erobert. Der König fühlte sich aber allmählich so stark, daß er ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ihre Parteiungen, hauptsächlich ihre Geldforderungen wurden ihm lästig. Von Natur war er sparsam und auch mit dem Vermögen der Nation haushälterisch; er hörte auf, den schweizerischen Oberhäuptern die gewohnten Jahrgelder zu zahlen, ließ den Bund mit ihnen fallen und beleidigte sogar ihren Ehrgeiz und ihr Selbstgefühl. Hierüber schlossen sie sich an den Papst an, dem ein ansehnlicher Staat und die Beiträge der Christenheit die Mittel gewährten, ihnen ihre Jahrgelder zu ersetzen, und der das Geld nicht zu sparen gesonnen war. Unter einem vom Papste geweihten Banner heranziehend, und zwar über Tirol, mit Bewilligung des Kaisers, entrissen sie den Franzosen Mailand und behaupteten es im Jahr 1513 in einer ernsten Feldschlacht gegen diese selbst und die Heerscharen, die sie anderweit geworben. Bei diesem Umschlage der Dinge riß sich auch Genua von Frankreich los; in den mittleren und kleineren italienischen Staaten gelangte die antifranzösische Partei zur Herrschaft. Nicht allein die Uebermacht in Europa war hierdurch verloren, sondern in die französischen Grenzen drangen feindselige Heere ein, die

nur mit Mühe und fast mehr durch Politik, als durch Gewalt, abgewehrt werden konnten.

In diesem Zustande befand sich Frankreich, als Ludwig XII. starb; es war ein Zustand des inneren Gedeihens, aber zugleich der äußeren Gefahr.

Die monarchische Gewalt, mit der Nation selbst erwachsen und in heftigen Stürmen befestigt, hielt alles zusammen; sie war durch Gewohnheiten und Gesetze gemäßigt, den Menschen nicht sehr beschwerlich; Jedermann verehrte, viele liebten sie. Daß Ludwig XII. diesen Zustand förderte und erhielt und dabei zugleich den Ehrgeiz nach außen befriedigte, ein vorwaltendes Ansehen in Europa erworben hatte, darauf beruht sein Name und sein Andenken. Aber jetzt war er aus seiner europäischen Stellung verdrängt; eine große Feindseligkeit war im Gange, zu der sich die noch ungebrochene Autorität des Papstthums mit einem an sich wenig mächtigen, aber unendlich beweglichen, niemals zu ermüdenden Fürsten, der das Kaiserthum verwaltete, und mit einer streitbaren und gereizten Nation vereinigte.

Zunächst beruhte die Zukunft von Frankreich darauf, ob es möglich sein werde, zugleich das innere Gedeihen zu erhalten und die Stellung nach außen wiederzugewinnen.

Franz I.

Die Krone gelangte an den jungen Franz von Angouleme, aus einer zweiten Linie des Hauses Orléans.

Wie man erzählt, war ihm nicht gar wohl zu Muthe, als Ludwig XII. zuletzt noch eine neue Vermählung einging. In Kurzem jedoch wurde er versichert, daß aus dieser Ehe niemals Kinder entsprießen würden. Er rief seine Freunde bei dieser Nachricht zusammen und feierte sie mit einem Turnier; sieben Hauptleute hielten den Platz, er selbst war der achte. Bald darauf, am 1. Januar 1515, starb Ludwig. Franz I. begrüßte seine königliche Würde als ein schönes Neujahrsgeschenk; denn als einen persönlichen Besitz sah er dieselbe an.

Er hatte, wie Thronfolger gewöhnlich thun, vor allem die Schattenseite der bisherigen Regierungsweise ins Auge gefaßt. Seine Mutter Louise von Savoyen, die seine Jugend leitete, eine lebenskräftige Frau von Geist und Herrschbegier, stand in ausgesprochener Opposition mit dem Hofe. Sie waren beide überzeugt, Ludwig XII. vergebe den Rechten des Königthums zu viel; mit seiner Nachgie-

digkeit gegen das Parlament und besonders mit der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten waren sie höchlich unzufrieden. Denn auch der Corporationsgeist hat seine Mängel; auch mit der Autonomie des Clerus waren mannigfaltige Mißbräuche verbunden. In der Magistratur selbst gab es Männer, welche auf eine Aenderung des Systems drangen — sie hielten sich näher an das Haus Angouleme. Die erste Regierungshandlung Franz' I war, daß er den vornehmsten von diesen, Antoine Duprat, der einst in Gegenwart Ludwigs XII. mit dem damaligen Canzler in Wortwechsel darüber gerathen war, selber zum Canzler des Reiches ernannte.

Die nächste Aufmerksamkeit aber galt den auswärtigen Angelegenheiten, der Ausführung des Kriegszuges gegen Mailand, zu welchem der Vorfahr, schon auch er, jedoch nicht ohne die Zügel mit ungewöhnlicher Strenge anzuziehen, alles vorbereitet hatte.

„Ich will kommen", sagte Franz I. den Venetianern, die damals nichts mehr als seine Ueberkunft wünschten, „ich will siegen oder sterben." Auf einem noch von keinem Kriegsheere versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen. Es ist wahr, daß die Entzweiungen, die unter den Schweizern ausbrachen — denn der Thronwechsel mußte in ihnen eine Veränderung der Stimmung hervorrufen, — seinem Unternehmen sehr zu statten kamen; aber eben so wahr ist, daß es gegen die Uebrigen, welche an dem Bunde mit dem Papste festhielten und von einem entschlossenen Parteihaupt angeführt wurden, heldenmüthiger Anstrengung bedurfte. Dem jungen Könige war es beschieden, sich gleich bei seiner ersten That mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit zu umgeben. Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, welche die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüst ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst; seinen Durst löschte er wie die anderen aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben, — und wie er am anderen Morgen den Kampf mit erneuertem Muthe fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat; aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen und hat ihm das Feld überlassen.

Der Erfolg war die Wiedereroberung der Lombardei; man behauptet, es wäre nur auf ihn angekommen, sich zum Meister von ganz Italien zu machen.

Dahin stand jedoch sein Sinn diesmal nicht; mitten auf seinem Wege sah man ihn inne halten; er ließ die Florentiner, welche ihre Befreiung von der Herrschaft der Medici von ihm erwarteten, ohne

Unterstützung und eilte vielmehr nach Bologna, um hier mit dem Oberhaupte dieses Hauses, dem Papste Leo, einen Vertrag über die geistlichen sowohl, wie über die weltlichen Streitigkeiten zu schließen. Wie er auch den Schweizern ihre Jahrgelder zurückgab und einen ewigen Bund mit ihnen schloß, ohne Rücksicht auf die Kosten, deren möglichste Verminderung zu dem bisherigen System gehört hatte: so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, die Absichten seines Vorgängers durchzuführen, dessen Parteistellung zu erneuern, sondern sichere Verhältnisse auf immer zu gründen.

Die Unterhandlung mit dem Papste hatte um so mehr zu bedeuten, da sie ein Grundgesetz des Reiches betraf.

Man meinte in Frankreich, der König werde als Sieger den Papst endlich dahin bringen, die pragmatische Sanction anzunehmen. Ob dies möglich war, ist doch sehr zweifelhaft. Jenes Gesetz war von den Päpsten zu wiederholten Malen verurtheilt; die gallicanische Kirche hatte nicht für gut gehalten, an dem letzten Lateranconcilium auch nur eine Vertheidigung desselben anzuordnen, weil es ohne Frage verdammt werden würde; sollte nun Leo in Folge einer Niederlage seiner Verbündeten und in der momentanen Bedrängniß, die daher entstand, sich ihm unterwerfen, im Widerspruch mit seinen Vorfahren, mit einer dem römischen Stuhl ergebenen Kirchenversammlung, gegen den Vortheil der Curie? In der Umgebung des Königs versicherte man, der Papst würde eher Frankreich aufs neue für schismatisch erklärt, alle Mächte der Welt gegen die Franzosen aufgerufen, ihnen zunächst die Rückkehr in ihre Heimath erschwert haben[1]).

Nun aber war der König auch selbst ein Gegner der pragmatischen Sanction; absichtlich vertraute er die Unterhandlungen seinem neuen Canzler an, der sie ebenfalls verwarf.

Und so geschah es, daß die Berathungen nicht, wie man erwartete, die Bestätigung, sondern die Abschaffung dieses Gesetzes hervorbrachten. Die politische Nothwendigkeit, mit dem Papst einen haltbaren Frieden zu schließen, traf mit dem Wunsch, in dem Innern eine durchgreifende Aenderung einzuführen, zusammen. Wenn die Abkunft, zu der man sich vereinigte, das Concordat von 1516, für das Papstthum theoretisch und praktisch vortheilhaft war, — das Eine, indem es den Ansprüchen der Concilien auf eine Superiorität über Rom, wie sie in Basel festgesetzt waren, ein Ende machte, das Andere, indem es ihm die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit und den Ge-

1) Discours du chancelier Duprat bei Isambert XIV, 114.

bigkeit gegen das Parlament und besonders mit der Behandlung der geistlichen Angelegenheiten waren sie höchlich unzufrieden. Denn auch der Corporationsgeist hat seine Mängel; auch mit der Autonomie des Clerus waren mannigfaltige Mißbräuche verbunden. In der Magistratur selbst gab es Männer, welche auf eine Aenderung des Systems drangen — sie hielten sich näher an das Haus Angouleme. Die erste Regierungshandlung Franz' I war, daß er den vornehmsten von diesen, Antoine Duprat, der einst in Gegenwart Ludwigs XII. mit dem damaligen Canzler in Wortwechsel darüber gerathen war, selber zum Canzler des Reiches ernannte.

Die nächste Aufmerksamkeit aber galt den auswärtigen Angelegenheiten, der Ausführung des Kriegszuges gegen Mailand, zu welchem der Vorfahr, schon auch er, jedoch nicht ohne die Zügel mit ungewöhnlicher Strenge anzuziehen, alles vorbereitet hatte.

„Ich will kommen", sagte Franz I. den Venetianern, die damals nichts mehr als seine Ueberkunft wünschten, „ich will siegen oder sterben." Auf einem noch von keinem Kriegsheere versuchten Wege führte er seine Truppen über die Alpen. Es ist wahr, daß die Entzweiungen, die unter den Schweizern ausbrachen — denn der Thronwechsel mußte in ihnen eine Veränderung der Stimmung hervorrufen, — seinem Unternehmen sehr zu statten kamen; aber eben so wahr ist, daß es gegen die Uebrigen, welche an dem Bunde mit dem Papste festhielten und von einem entschlossenen Parteihaupt angeführt wurden, heldenmüthiger Anstrengung bedurfte. Dem jungen Könige war es beschieden, sich gleich bei seiner ersten That mit dem Glanze persönlicher Tapferkeit zu umgeben. Wer weiß nicht, wie er in der Nacht, welche die Schlacht von Marignano unterbrach, ganz in Waffen auf dem Kanonengerüst ausruhte — nur den Helm hatte er sich gelöst; seinen Durst löschte er wie die anderen aus dem mit blutiger Lache erfüllten Graben, — und wie er am anderen Morgen den Kampf mit erneuertem Muthe fortsetzte und ausfocht. Ich weiß nicht, ob man sagen darf, daß er die Schlachtordnung der Schweizer durchbrochen hat; aber zuerst vor ihm ist sie zurückgewichen und hat ihm das Feld überlassen.

Der Erfolg war die Wiedereroberung der Lombardei; man behauptet, es wäre nur auf ihn angekommen, sich zum Meister von ganz Italien zu machen.

Dahin stand jedoch sein Sinn diesmal nicht; mitten auf seinem Wege sah man ihn inne halten; er ließ die Florentiner, welche ihre Befreiung von der Herrschaft der Medici von ihm erwarteten, ohne

Unterstützung und eilte vielmehr nach Bologna, um hier mit dem Oberhaupte dieses Hauses, dem Papste Leo, einen Vertrag über die geistlichen sowohl, wie über die weltlichen Streitigkeiten zu schließen. Wie er auch den Schweizern ihre Jahrgelder zurückgab und einen ewigen Bund mit ihnen schloß, ohne Rücksicht auf die Kosten, deren möglichste Verminderung zu dem bisherigen System gehört hatte: so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, die Absichten seines Vorgängers durchzuführen, dessen Parteistellung zu erneuern, sondern sichere Verhältnisse auf immer zu gründen.

Die Unterhandlung mit dem Papste hatte um so mehr zu bedeuten, da sie ein Grundgesetz des Reiches betraf.

Man meinte in Frankreich, der König werde als Sieger den Papst endlich dahin bringen, die pragmatische Sanction anzunehmen. Ob dies möglich war, ist doch sehr zweifelhaft. Jenes Gesetz war von den Päpsten zu wiederholten Malen verurtheilt; die gallicanische Kirche hatte nicht für gut gehalten, an dem letzten Lateranconcilium auch nur eine Vertheidigung desselben anzuordnen, weil es ohne Frage verdammt werden würde; sollte nun Leo in Folge einer Niederlage seiner Verbündeten und in der momentanen Bedrängniß, die daher entstand, sich ihm unterwerfen, im Widerspruch mit seinen Vorfahren, mit einer dem römischen Stuhl ergebenen Kirchenversammlung, gegen den Vortheil der Curie? In der Umgebung des Königs versicherte man, der Papst würde eher Frankreich aufs neue für schismatisch erklärt, alle Mächte der Welt gegen die Franzosen aufgerufen, ihnen zunächst die Rückkehr in ihre Heimath erschwert haben[1].

Nun aber war der König auch selbst ein Gegner der pragmatischen Sanction; absichtlich vertraute er die Unterhandlungen seinem neuen Canzler an, der sie ebenfalls verwarf.

Und so geschah es, daß die Berathungen nicht, wie man erwartete, die Bestätigung, sondern die Abschaffung dieses Gesetzes hervorbrachten. Die politische Nothwendigkeit, mit dem Papst einen haltbaren Frieden zu schließen, traf mit dem Wunsch, in dem Innern eine durchgreifende Aenderung einzuführen, zusammen. Wenn die Abkunft, zu der man sich vereinigte, das Concordat von 1516, für das Papstthum theoretisch und praktisch vortheilhaft war, — das Eine, indem es den Ansprüchen der Concilien auf eine Superiorität über Rom, wie sie in Basel festgesetzt waren, ein Ende machte, das Andere, indem es ihm die höchste kirchliche Gerichtsbarkeit und den Ge-

1) Discours du chancelier Duprat bei Isambert XIV, 114.

nuß alter Einkünfte wie die Annaten zurückgab: — so brachte es doch der Autorität des Königthums noch größeren Gewinn. Man zählte damals in Frankreich 10 Erzbisthümer, 83 Bisthümer, 527 Abteien; der König erlangte unter unbedeutenden Beschränkungen die Befugniß, zu allen diesen Stellen zu ernennen [1]).

Die pragmatische Sanction gehörte zu dem System der gemäßigten Monarchie, der Freiheit der Wahlen und der Berathungen, welche in Frankreich obwaltete. Man war stolz auf die Vorrechte, die das Gesetz gewährte; mannigfaltige Prärogativen von Corporationen und Privaten knüpften sich daran, und nicht anders als mit Widerwillen konnte die Nachricht von der Aufhebung desselben aufgenommen werden. Der Clerus, die Universität, das Parlament setzten sich dagegen. Die Geistlichkeit verwies der König an den Papst, mit dem sie streiten möchte, wenn es ihr gefalle. Dem Parlament hat er erklärt, er wolle keinen Senat von Venedig um sich haben; die Gesetze und Einrichtungen seien deshalb in Kraft, weil seine Vorfahren sie gewollt: er besitze die nämliche Macht, wie diese, er verordne das Gegentheil. Als sich das Parlament entschloß, das Concordat zu registriren, ließ es verlauten, es bequeme sich dazu nur, um größeres Unglück zu vermeiden. Nachdem es sich gefügt hatte, bedeutete der Widerspruch der Universität nichts weiter.

Mit dem Concordat verließ das Königthum entschlossen seine bisherige Bahn. Es verleugnete die geistlichen Grundsätze, die es vor achtzig Jahren in einem großen Augenblick ergriffen und seitdem festgehalten, an die sich Frankreich gewöhnt hatte. Sein unbeschränkter Einfluß machte einen Fortschritt von ausgedehntester Tragweite. Schon Ludwig XI. hatte darnach getrachtet: Franz I. wagte es, weil ihm die Nothwendigkeit, sich mit dem Papste zu versöhnen, zugleich den Anlaß und eine Entschuldigung gewährte. Es war eine, ich weiß nicht ob unvermeidliche, Rückwirkung der auswärtigen Verhältnisse auf die inneren.

So gelangte Franz I. in frühen Jahren zu einer noch nie dagewesenen Autorität in seinem Lande und zugleich zu einer glänzenden Stellung in Europa. Er wurde als ein Held gefeiert und bewegte sich in einem Gefühle des Ruhms, das noch weit über sein

1) Giustiniani 1535: Questa denomination gli da una grandissima servitù ed obedienza da prelati e Laici per lo desiderio che hanno de' benefici.

Verdienst ging. Man hat Gespräche verfaßt zwischen Cäsar, dem ersten Unterjocher der Helvetier, und König Franz, dem zweiten Cäsar, Besieger und Bändiger der Schweizer [1]. „Ich ging", sagte seine Mutter Louise von Savoyen, „zu Fuß nach unserer Frau des Fontaines, um ihr Den zu empfehlen, den ich mehr liebe als mich selbst; es ist mein Sohn, der glorreiche und triumphirende Cäsar, Unterjocher der Helvetier."

Seine ganze Seele dürstete darnach, als die Vacanz von 1519 eintrat, die kaiserliche Krone, deren Name sich an diese Erinnerung knüpfte, auf sein Haupt zu setzen.

Eben hier aber sollte ihm nun erst der Gegner seines Lebens entgegentreten. Es war der burgundische Prinz Carl, zugleich Enkel der Erzherzoge von Oesterreich, des Königs von Spanien und der Erbe Carls des Kühnen, in dessen Namen jetzt alle deren deutsche, französische, italienische und spanische Landschaften regiert wurden; diesem übertrugen die Kurfürsten des Reiches auch die kaiserliche Krone. Indem dies geschah, ward ein großer und allgemeiner Kampf unvermeidlich.

Unmöglich konnte ein so mächtiger Fürst wie der neue Kaiser sich gefallen lassen, daß die Franzosen die Reichskammerländer Mailand und Genua inne hatten, ohne den Rechten des Reiches nachzufragen. Man brachte in Erinnerung, daß der Erzbischof von Trier nicht umsonst den Titel eines Canzlers von Arelat führe; Dauphiné und Provence schienen noch nicht auf ewig mit der französischen Krone verbunden zu sein [2]. Hauptsächlich trieben ihn seine eigenen persönlichen Gerechtsamen zum Kampfe mit Frankreich. Carl V. nahm das Herzogthum Burgund und die Bezirke an der Somme, die von Ludwig XI. sehr ungerechter Weise eingezogen seien, in Anspruch. Die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Burgund waren vor 40 Jahren nur abgebrochen; nun erst mußten sie und zwar in bei weitem größerem Umfang ausgefochten werden.

Dem Kaiser gesellten sich die Streitkräfte des Papstes, der sich durch den Vertrag von Bologna nicht auf immer gebunden fühlte,

1) James Bacon: the life and times of Francis the first (London 1830) beschreibt II, Appendix nr. XIV, ein Manuscript des britischen Museums von diesem Inhalt.

2) „Le dict roi de France usurpe induement au dict St. Empire le Dauphiné." Le grand chancelier in den Conférences de Calais 1521. Pap. d'état de Granvelle I, 218.

und der Italiener bei, und in Kurzem nahmen sie Mailand wieder. Bei dieser Aussicht erneuerte England, mit ihnen im Bunde, die alten Ansprüche auf einen Theil des französischen Bodens oder auf die Krone selbst.

Indem aber Carl V. und Heinrich VIII. einen Angriff auf Frankreich beabsichtigten, gelang es ihnen, den mächtigsten der damaligen französischen Großen, den Connetable Bourbon, auf ihre Seite zu ziehen.

Denn noch war die Autonomie der französischen Großen, wenngleich überwunden, doch nicht beseitigt. Wenn die Italiener bemerkten, daß die Aussicht, selbst auf den Thron zu gelangen, sie im Zaum halte, so ist das wenigstens von Bourbon ganz wahr, der, da Franz I eine Zeit lang ohne männliche Nachkommen blieb, sich mit der Hoffnung trug, daß ihm selbst die Krone bestimmt sein könne, und einst mit einem Venetianer darüber gesprochen hat [1]. Aber Franz I bekam Söhne; der Connetable sah sich nicht allein von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, sondern sogar nach dem Tode seiner Gemahlin in dem Besitze der reichen Landschaften und Güter, die sie ihm zugebracht hatte und die er für die seinen hielt, bedroht und gestört. Zu einer kleinen Rolle verdammt zu sein, war ihm unerträglich; er trug kein Bedenken, seine persönliche Stellung den Interessen von Frankreich vorzuziehen, und ging zu dem Kaiser über. Es war wie ein Nachhall der Ligue der großen Herren mit Carl dem Kühnen.

So geschah, daß Franz I. sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und gefährdet sah. Ein kaiserliches Heer drang in der Provence vor; eben durch diesen Besitz hoffte der Kaiser Meer und Land zu beherrschen.

Der Herzog von Bourbon erkannte die Ansprüche Heinrichs VIII. an, der sich schon mit einer päpstlichen Bulle versehen hatte, durch welche die Franzosen von dem Eide der Treue gegen Franz I. freigesprochen wurden. Nun gelang es zwar diesem, die Kaiserlichen aus seinem Reiche zu verjagen; er erhob sich, um auch Mailand wieder

1) Badoer Relatione di Milano 1516. Bourbon führte dem Gesandten aus, daß zwar Mr. di Nanson d. i. Carl von Alençon näher zur Krone sei; aber dessen Großvater (Jean le Beau) habe sie durch seine Rebellion gegen Carl VII. verwirkt, denn in Frankreich nehme die Empörung eines Prinzen von Geblüt den Nachkommen desselben das Successionsrecht auf sieben Generationen; daher falle das Recht ihm zu: unde li vien a lui, perciò in quel caso li illustrissimi Signori volesse ajutarlo.

zu erobern, worauf er der Pläne seiner Feinde hätte lachen dürfen. Hier aber traf ihn das größte Unglück. Obwohl trefflich gerüstet und tapfer fechtend, ward er bei Pavia von Deutschen und Spaniern geschlagen und gerieth in die Gefangenschaft seines Gegners. Man braucht nur an die Folgen zu denken, welche einst die Gefangenschaft des Königs Johann nach sich zog, um die ganze Gefahr zu ermessen, in welche Frankreich durch dieses Ereigniß gerieth.

Es hat einmal wirklich so ausgesehen, als könne es die Auflösung des Reiches zur Folge haben; den Stürmen von Außen schien eine Bewegung von Innen entgegenzukommen. Die damalige Regierung hatte sich durch ihr oft gewaltsames Verfahren unzählige Feinde gemacht: besonders waren die Mutter des Königs und der Canzler Duprat, die bei derselben das Meiste thaten, verhaßt. „Wollt Ihr wissen, wer an allem Uebel schuld ist,“ so lautete ein Billet, das man eines Sonntags im März 1525 in den Kirchen ausstreute, „das ist Dame Ehrgeiz und ihr Canzler. Durch Hartnäckigkeit und Rachsucht haben sie König und Reich in dieses Unglück gebracht, und es wird noch größer werden, wenn man den Canzler nicht züchtigt.“ — Man hielt für nöthig, die Prediger zu erinnern, nicht etwa auch in diese Reden einzustimmen, vielmehr dem Volke zu sagen, daß der Grund des Unglücks in der allgemeinen Versündigung zu suchen sei. Nicht immer ist der König persönlich geschont worden. Bei der Nachricht, er sei erkrankt, breitete sich das Gerücht aus, er sei schon todt; wenn er aber lebe, fügten Einige hinzu, so würde man ihn doch verhindern, die Regierung wieder zu ergreifen; 50 Köpfe seiner Gehülfen müsse man abschlagen.

Indessen warfen die Kriegsbanden, die nicht mehr bezahlt wurden, alle Unterordnung von sich; es waren Italiener, deutsche Landsknechte, die Mehrzahl aber doch Franzosen. Ihr Feldgeschrei war zuweilen Bourbon, zuweilen Burgund. Mit dem Kriegsrufe, welcher der Plünderung voranzugehen pflegte, näherten sie sich den Mauern von Paris.

Mit den alten Schlachten in den englischen Kriegen hatte die Schlacht von Pavia insofern Aehnlichkeit, als der Adel einen ungeheuern Verlust an Menschenleben erlitt. Daß darüber auch diesmal die städtischen Bestrebungen sich geregt haben, davon finde ich wenigstens Eine Andeutung. Ein anderer Bourbon, der Herzog Carl von Vendome, ist von einigen angesehenen Männern, auch aus dem Parlament, aufgefordert worden, die Regierung des Landes, welche ihm, dem vornehmsten Prinzen von Geblüt, mehr zukomme, als der Mutter

des Königs, an sich zu nehmen; dabei würde er von Paris und allen anderen guten Städten unterstützt werden. Carl von Vendome sah jedoch hierin einen Versuch der Städte, einen ihnen nicht gebührenden Einfluß zu erlangen [1]), und wies jede Anmuthung von sich. Aber auch dem Mißvergnügtesten mußte die ungeheure Gefahr, die mit einem Aufruhr in diesem Augenblicke verbunden gewesen wäre, einleuchten; ihn zu verhüten, vereinigten sich alle Gewalten. Unter der Leitung des Parlaments ward eine städtische Schutzbehörde gebildet, an der die angesehensten Männer aus den verschiedenen Ständen Theil nahmen. Der alte Guillaume von Montmorency, ein würdiger und beliebter Mann, ward herbeigerufen, militärische Anstalten zu treffen; man trug Sorge, die Unbeschäftigten zu beschäftigen, und richtete die strengste Aufsicht ein; die Picardie wurde von Vendome, die Champagne von Guise, von anderen Gouverneuren Provence und Dauphiné in Ruhe gehalten und widerstandsfähig gemacht. Zwischen der Regentin, Mutter des Königs, und dem Parlamente zu Paris fehlte es nicht an Mißhelligkeiten. Man hat der Fürstin einmal hinterbracht, in den Versammlungen des Parlaments werde schlecht von ihr geredet, und einige Herren des Reiches haben sich erboten, die Ungehorsamen persönlich zu strafen. Höchst widerwärtig war es ihr, daß gegen den Canzler, dessen sie in den Geschäften nicht entbehren konnte, Anklagen formulirt, Vorladungen erlassen wurden. Indessen war doch das Gefühl der gemeinschaftlichen Gefahr auf allen Seiten so stark, daß man einen Ausbruch des Haders vermied. Wenn im Parlament einst die Rede davon war, daß man die allgemeinen Stände einberufen sollte, so ist dieser Vorschlag nicht einmal in ernstliche Berathung gezogen worden [2]). Die Regentin suchte die alten Antipathien durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß ihr Sohn die gallicanischen Freiheiten auch bei der Ausführung des Concordats wahrzunehmen wissen werde. Sie zeigte eben so viel Entschlossenheit wie Gewandtheit [3]); ihr nicht am wenigsten verdankte man

1) Belleforest: considérant que pour cela on tirerait une suite dérogeante à l'autorité du roi, nommans régents — et les ferait on redevables à la volonté des communités et des villes. Vergl. Anc. Collection des Mémoires XVIII, 302.

2) Die Erzählungen Garniers, Gaillards und Sismondi's von diesen Contestationen sind übertrieben, wie aus dem bei Champollion Captivité du roi François I mitgetheilten Schriftwechsel erhellt.

3) Sie ließ in Venedig erklären: meglio era il fiol incarzerado e la

die Erhaltung der inneren Ruhe, und ihr Andenken verdient nicht, in Frankreich verunglimpft zu werden. Alles, was Ansehen im Lande besaß, schloß sich ihr an oder unterwarf sich ihr.

Ward aber auch, wie viel glücklicher als zu den Zeiten Marcels, eine innere Bewegung vermieden, so bot doch die Lage zwischen zwei feindlichen Mächten, während der Gefangenschaft des Königs, an sich die größten Schwierigkeiten dar.

Den Franzosen kam vor allem der innere Widerspruch der nachbarlichen Prätentionen zu Hülfe. Wie konnte Heinrich VIII. den ohnehin so mächtigen Kaiser durch eine Anzahl neuer Erwerbungen zu verstärken wünschen? Wie hätte der Kaiser daran denken sollen, die Vereinigung von England und Frankreich zu einer einzigen Macht zu befördern?

In der That ließ der Kaiser nach und nach alle von den Rechten Englands oder Aragons oder dem Reich Arelat herrührenden Ansprüche fallen und bestand nur auf dem einfachen Interesse seines Hauses, der Herausgabe des demselben einst von Ludwig XI. entrissenen Herzogthums Burgund; keine Unterhandlung vermochte ihn davon abzubringen.

Auch dies war eine überaus harte Anmuthung und selbst mit der allgemeinen Entwicklung der Dinge im Widerspruch, insofern dadurch die Integrität des französischen Bodens verletzt und dem Kaiser die Stellung zugleich eines französischen Magnaten zu Theil geworden wäre. Welches Mittel gab es aber, sie zurückzuweisen?

Niemals hat ein Gefangener mehr nach Freiheit gedürstet, als der König Franz. Aus seinen poetischen Ergüssen sieht man, wie er zwar anfangs sich durch die Betrachtung tröstet, daß er dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt, wenn der Körper besiegt, doch das Herz frei sei, das stolze Herz, das nichts im Sinne habe, als die Ehre; nicht immer aber hält er diese Erhebung fest. Er vergleicht sich mit einem Schiffe, dessen Ladung Beschwerde und Gram seien; täglich wächst sein Kummer, er lebt wider Willen; für die größte Gnade des Himmels würde er halten, wenn der Tod zugleich ihn selbst und seinen Schmerz vernichte; so drückte er sich auch mündlich aus, die Freiheit sei das größte aller menschlichen Güter. Dennoch entschloß er sich lieber ewig ein Gefangener zu bleiben, als Burgund abzutreten. Man fühlt sich ergriffen von diesem Charakter-

Franza libera, che haver la ruina del re alle spalle e la Franza suggetta a l'imperador, il che seguiria quando la Franza fusse perdita.

zug; aber schon in diesen Zeiten muß man mit der Bewunderung ritterlicher Gesinnung zurückhaltend sein. Die Urkunde ist vorhanden, in der Franz I. verordnet, daß sein ältester Sohn unverzüglich zum Könige gekrönt werden, die Regierung bis zu dessen Volljährigkeit der Regentin verbleiben solle [1]). In der That aber war mit einer Abdankung der Sache nicht geholfen. Der Regentin schien es unmöglich, die Geschäfte ohne die Gegenwart ihres Sohnes auf die Länge weiter zu verwalten. So groß die Aussicht sein mochte, welche die Verbindung mit Heinrich VIII., der, da von seinen Ansprüchen nicht mehr die Rede war, mit seinem Bundesgenossen wieder gebrochen hatte, für Frankreich eröffnete, so haben doch die Städte, zunächst die Hauptstadt, nicht eben eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt, die von den Engländern geforderten Garantien zu übernehmen. Wie wäre es aber vollends möglich gewesen, den Krieg, der nothwendig wieder ausbrechen mußte, ohne die persönliche Theilnahme des Königs zu führen? Eine Verlegenheit von der schwersten Lösung. Wollte man Frankreich gegen den Kaiser vertheidigen, so mußte man den König wieder in dem Land und an der Spitze des Heeres haben. Wollte man aber die Freilassung des Königs bewirken, so mußte man den Preis des Krieges, ein großes Herzogthum, im voraus dem Feind überlassen. Es hat dem äußeren Gange der Verhandlungen nach den Anschein, als habe man sich anfangs in dem Reich alles Ernstes entschlossen, das Herzogthum aufzugeben; wenn diese Herausgabe dann nicht erfolgt, so sieht es aus, als ob das von späteren Erwägungen abgehangen habe. Ich denke doch nicht, daß die Sache so ganz unschuldig war. Die Regentin hat gesagt, wenn ihr Sohn nur erst wieder auf freien Füßen sei, so werde man Mittel für alles finden. Es ist bezeichnend für die umgewandelte Zeit und die Persönlichkeiten, daß sie beide für erlaubt hielten, die Abtretung von Burgund zu versprechen, ohne sie vollziehen zu wollen. Der König erzählt die Sache folgendergestalt. Diejenigen, sagt er, welche von seiner Mutter Vollmacht gehabt, seien auf den Vertrag eingegangen; nach Abschlusse desselben sei er von den Spaniern gedrängt worden, darauf zu schwören; aber er habe gewußt, daß sein

1) Lettres patentes du Roi François I pour faire couronner Roi de France le jeune Dauphin François. — Donné à Madrit, ou royaulme de Castille, ou moys de Novembre, l'an de grâce 1525 et de notre règne le unziésme. Vgl. das Facsimile bei Champollion: Captivité du Roi François I zu S. 425.

Schwur ungültig sei [1]). Ehe er den Tractat unterzeichnete, protestirte er gegen denselben. Indem er schwur, in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn er sein Wort nicht erfüllen könne, lebte er doch der Ueberzeugung, daß ein erzwungener Eid Niemand binde. So kam er los; wie die Gefangenschaft trübe und schmerzlich, in demselben Grade wonnevoll war ihm der erste Athemzug, mit dem er die Luft von Frankreich in sich schlürfte; mit dem Gefühle der Freiheit war das der wiedergewonnenen Macht vereinigt. Im Lande schloß sich alles seiner Gesinnung an. Nach einiger Zeit legte Franz I. einer Notabeln-Versammlung, in der wir Geistlichkeit, Adel, Parlamente und Städte vertreten sehen, die Frage vor, ob er Burgund herausgeben oder lieber in die Gefangenschaft zurückkehren solle: die Versammlung möge das wohl bedenken; denn er sei der König, in seiner Person liege die Ehre von Frankreich. Die Antwort war, Burgund bilde einen unveräußerlichen Bestandtheil, die erste Pairie des französischen Reiches; nimmermehr könne es abgetreten werden; der dem König abgezwungene Schwur vermöge nicht, ihn zu binden. Alle erklärten sich bereit, zur Erneuerung des Krieges und zur Auslösung der Kinder von Frankreich, die dem Gegner als Geißel hatten übergeben werden müssen, ihre besten Kräfte zu verwenden. Die Notabeln von Burgund wiederholten eine Behauptung, die schon in den englischen Kriegen vorgekommen war, daß dem Könige gar nicht das Recht zustehe, sich einer Provinz des Reiches zu entäußern. Indem man der Meinung Raum machte, daß die Einheit und Macht des Königreiches von der Person des Königs noch unabhängig sei, jenseit seiner Entschließungen liege, durch keine persönliche Versprechung desselben beeinträchtigt werden könne, schloß man sich doch wieder dem König und seinen Wünschen vollkommen an [2]).

Es kam zu einem neuen Waffengang, in welchem Alle ihre Kräfte wetteifernd anstrengten, der Kaiser aber sich endlich entschließen mußte, auf das Erbtheil seiner Väter, das Herzogthum Burgund, Verzicht zu leisten. Dagegen mußte auch Franz I. die Rechte

1) Seine Rede in den Notabeln von 1527. Isambert, Recueil XII, 292.

2) Moreau: Prinse et délivrance de François I. Cimber (Arch. cur.) I. III, 342. Es ist noch eine Nachahmung Froissarts und Monstrelets; der Autor kannte den Hof, und was er sagt, stimmt mit den Phrasen der Lettres de la royne de Navarre zuweilen gut zusammen; aber dabei ließ er seiner Phantasie den Lauf; auf die wörtliche Wahrheit der Umstände, die er erzählt, darf man nicht bauen.

der Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, die noch vor Kurzem feierlich anerkannt worden, fallen lassen. Beide thaten damit, was nunmehr in der Natur der Sache lag. Die Verhältnisse der Lehensabhängigkeit waren nicht mehr anwendbar, sobald so mächtige Gewalten einander gegenüberstanden. Frankreich konnte einen Lehensmann, wie der Kaiser war, nicht ertragen: für den Kaiser war es ein großer Vortheil, einer Oberlehensherrlichkeit ledig zu werden, die ihn bei seinen Entwürfen für die innere Regierung der Niederlande und ihre Verbindung mit Deutschland unaufhörlich gestört haben würde.

Und da nun Franz I. auch auf seine italienischen Besitzungen Verzicht leistete, so daß alle Streitfragen ausgetragen waren, so hätte man Frieden erwarten sollen; allein unerträglich war dem Könige sowie seinem Volke das Gefühl, besiegt zu sein; in Kurzem trat er mit der Behauptung auf, daß seinen Kindern ein natürliches Erbrecht zustehe, welches er ihnen selbst nicht nehmen könne; und neue Zwistigkeiten, durch keine Unterhandlung zu beseitigen, entspannen sich. Als der Kaiser endlich Mailand definitiv in Besitz nahm, brach der Krieg wieder aus, der, zuweilen unterbrochen, niemals beendigt, einen ganz anderen Charakter trug, als die früheren.

Lassen wir auch hier die Wechselfälle der Feldzüge bei Seite und fassen nur die allgemeine Stellung, welche Franz I. dem Kaiser gegenüber einnahm, ins Auge.

Um für den Verlust von Mailand und Genua ein politisch-militärisches Gegengewicht an sich zu bringen, oder wenigstens bei dem engen Verhältniß, in welches das Haus Savoyen zu dem Kaiser trat, nicht von dieser Seite her gefährdet zu werden, nahm Franz I. Savoyen und Piemont in Besitz. Er hatte keine rechtlichen Ansprüche auf diese Länder; der Herzog war mehr durch seine Verbindungen, als an sich selbst sein Feind; aber das hinderte ihn nicht, auch Piemont so viel wie möglich französisch zu machen. Die eigenthümliche französische Regierungsweise durch ein Parlament ward in Turin eingeführt; mit Vergnügen bemerkten die Franzosen, daß die Piemontesen eifrig ihre Sprache lernten und sich nichts Besseres zu wünschen schienen, als ihrer Krone anzugehören. Der Besitz der Alpen, der damit verknüpfte Einfluß auf Italien, das nun wenigstens nicht ganz in die Hände des Kaisers gelangte, war für Franz I von unschätzbarem Werthe. Von da aus aber in die Ebene der Lombardei vorzudringen, die Eroberung derselben zu versuchen, es noch einmal auf eine Schlacht ankommen zu lassen, lag ihm fern. Selbst

als der Kaiser in Frankreich eindrang, wich der König der Entscheidung eines Schlachttages aus; einer großen Gefahr wollte er sich nicht mehr aussetzen. Sein System war durchaus defensiv und in dieser Hinsicht auch militärisch merkwürdig. Er führte die gegen die Wirkungen des Geschützes in Italien erprobte Kriegsbaukunst durch Erdarbeiten ein und legte Hand an, das Reich durch zwei Reihen von Festungen gegen jeden feindlichen Anfall sicher zu stellen. Auf das Bedürfniß der Vertheidigung bezieht sich auch sein Versuch, aus Eingebornen des Landes eine Provinzialmiliz aufzurichten, der er den Namen Legionen gab; denn zwar gewiß nicht in der Bestimmung, aber in der Form sollten sie dem römischen Muster nachgebildet werden: der König hat selbst darüber geschrieben. Ein Venetianer bedient sich des starken Ausdrucks, Franz I. habe in Bezug auf den Kaiser ein Gefühl gehabt, wie die Taube unter dem Sperber; aber damit soll nur gesagt sein, daß er die Uebermacht des Kaisers empfand, jeden Augenblick einen Angriff von ihm besorgte und sich gegen diese Gefahr zu sichern suchte.

Die Umwandlung der Politik, die hiermit zusammenhängt, zeigt sich am meisten in dem Verhältnisse Franz' I. zu den Osmanen.

Die Absicht der früheren Jahrhunderte, das heilige Land wiederzuerobern, von der sich, auch als sie nicht mehr zu erreichen war, noch einige Nachklänge finden, hatte sich, seit dem Emporkommen des osmanischen Reiches in dem östlichen Europa und an den Küsten des Mittelmeeres, in den Gedanken verwandelt, vor allem dieser noch immer um sich greifenden, das Gebiet der abendländischen Christenheit beschränkenden Macht einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. Bei den Angriffen der Franzosen auf Italien, seit dem ersten Unternehmen Carls VIII. auf Neapel, war nicht selten ein Zug gegen Constantinopel in Aussicht gestellt worden. Das war der Gedanke, mit welchem Franz I. seinen Wunsch, das Kaiserthum zu erlangen, bei den Kurfürsten begründete. Jetzt aber, nachdem Carl V., zugleich von Spanien, von Italien und von Deutschland her darauf angewiesen, diesen Kampf unternommen hatte — sein Anspruch, als das anerkannte Oberhaupt der Christenheit aufzutreten, beruhte darauf, — schlug Franz I. eine entgegengesetzte Politik ein. Aus der ersten Stelle verdrängt, geschlagen in Italien, bedroht in Frankreich, wendete er sich selbst zu einem Bunde mit den Osmanen.

Aus seinem Gefängniß in Madrid hat er sich mit Sultan Soliman in Verbindung gesetzt. Als die Angriffe desselben Deutsch-

land und Italien gefährdeten, hielt er es für genug, die Versicherung zu ertheilen, er werde diesen Ländern zu Hülfe kommen, wenn man ihn rufe [1]. In der That leistete er nichts für sie. Als die damaligen Gefahren abgewendet worden, der Kaiser sich immer drohender erhob, trug er kein Bedenken, sich mit dem Sultan öffentlich zu verbinden. Seine Stimmung drückt sich in den Worten aus, die er einst im Jahre 1535 an den venetianischen Gesandten richtete. „Orator", sagte er, „ich kann nicht leugnen, ich wünsche, daß die Türken mächtig in See erscheinen; nicht als ob ich an ihren Vortheilen Gefallen fände, denn sie sind Ungläubige und wir sind Christen; aber sie geben dem Kaiser zu schaffen und bewirken dadurch eine größere Sicherheit anderer Potentaten" [2]. Die Franzosen waren beschämt, wenn man ihnen von den Grausamkeiten erzählte, welche die Osmanen an allen Küsten des Mittelmeeres, ausgenommen den französischen, deren Häfen ihnen offen waren, ausübten; sie hätten es vorgezogen, sich zu diesem Bundesgenossen nicht zu bekennen, aber bei dem Bunde selbst blieb es. Wie die Schweizer das französische Fußvolk, so ersetzten die Osmanen eine französische Flotte; dem Könige kam es nur darauf an, daß die Spanier nun doch nicht vollkommen Herren des Mittelmeeres wurden.

Wenn einst eine neue Epoche dadurch bezeichnet ward, daß Philipp der Schöne die Institutionen, welche die Christenheit zur Eroberung des heiligen Landes vereinigten, zersprengte, so war es ein zweiter großer Schritt auf der nämlichen Bahn, daß Franz I. mit den feindlichen Mächten, welche die Christenheit sehr ernstlich gefährdeten, sogar in Verbindung trat. Das Verfahren Philipps des Schönen war ganz offen gewaltsam, das Verfahren Franz' I. in hohem Grade gehässig; das allerchristlichste Königthum, wie es ursprünglich gedacht worden, konnte dabei nicht bestehen. Aber für die Bildung des Staates, mit der seitdem die Jahrhunderte sich beschäftigten, war das eine wie das andere von unleugbarem Vortheil. Innere Einheit des Staates ließ sich nicht denken, solange große

1) Bei einer Unterredung mit Juan Ant. Venier (1532: die Relation ist vom März 1533) zeigte er viele Theilnahme für Italien und Venedig. „Nè son per manchar in persona", sagt er, „quando sarò chiamato". — Für die Unterstützung von Wien machte er Bedingungen. Deutsche Geschichte. III.

2) Relatione del cl. M. Marino Giustiniano 1535: Questa amicitia par a Francesi che gli sia d'alcuna infamia et perciò s'ingegnano d'excusarla.

Corporationen einen guten Theil der Kräfte des Landes und des Volkes zu anderen Zwecken verbrauchten. Eine freie, aus den Bedürfnissen der eigenen Lage hervorgehende Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten war unmöglich, solange man sich immer durch Rücksichten eines größeren Systems von Völkern und Staaten, dem man angehörte, bestimmen ließ. Zur Entwickelung der neuen Staatsbildung nach Innen und nach Außen war dieses Sichlosreißen von dem Begriffe der allgemeinen Christenheit ein unentbehrlicher Schritt.

Die deutschen Protestanten zu unterstützen, trug Franz I. noch weniger Bedenken; eher sträubten sich diese, auf ein festes Verständniß mit ihm einzugehen, zumal da sie ihn mit den Osmanen verbündet sahen.

Es ist Frankreich eigen, die Kreise der Gesetzlichkeit, die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen.

So hat es einst die carolingische Erbfolge, hierauf die um das Königthum mit gleichem Anspruche geschaarte Magnatenmacht, alsdann das politische System der Hierarchie, durch plötzliche Schläge gesprengt. Es hatte einst alle seine Kräfte darangesetzt, die Mohammedaner aus Syrien und Aegypten zu verjagen; jetzt bot es den Beherrschern dieser Länder, den osmanischen Türken, die Hand.

Allemal erhebt sich aus dem Innern der Nation und des Landes ein mächtiger und unwillkürlicher Zug des Geistes, dem, welcher so eben vorherrschte, nahe verwandt und doch wesentlich davon verschieden, zuweilen ihm entgegengesetzt.

Wie die Sachen damals standen, so war Frankreich abermals in Vertheidigung begriffen. Es wurde nicht von Anfällen heimgesucht, wie die der Engländer gewesen waren, welche die Krone in Anspruch nahmen; Kaiser Carl V. hielt sich auf dem Standpunkte seiner Vorfahren, deren Erbtheil suchte er wieder zu erobern. Aber auch das waren ansehnliche Provinzen. Und noch mehr als diese Ansprüche hatte die Stellung, die er überhaupt eingenommen, zu bedeuten. Er erschien vor allen Dingen als ein glücklicher und siegreicher Nebenbuhler der französischen Macht und Krone, im Besitz eines Uebergewichts in Europa, das ihm Frankreich nicht lassen wollte. Zum Kampfe gegen ihn vereinigten sich die Antriebe der Landesvertheidigung und des politischen Ehrgeizes; das Gefühl der französischen Nation als Nation regte er gegen sich auf.

Daher konnte es geschehen, daß in der Gefahr und Anstrengung des Kampfes absichtlich und durch den Gang der Dinge, ohne daß man an ein ernstliches Widerstreben gedacht hätte, eine ganz andere Art von Regierung herrschend wurde, als das Regiment Ludwigs XII. gewesen war.

Vor allem kam der Krone zu statten, daß der französische Clerus in Folge des Concordates in ein sehr unterwürfiges Verhältniß zu ihr gerieth.

Cardinäle bildeten einen Theil der Hofhaltung Franz' I.; aus den Geistlichen und der hohen Magistratur wählte er seine Botschafter; er legte seine Veteranen in die Klöster und ließ sie von denselben ernähren; hauptsächlich aber zog er ansehnliche Geldbeiträge von der Kirche.

Bisher hatte die Geistlichkeit auch zu den Staatsbedürfnissen beigesteuert; doch waren die Zehnten, welche sie zahlte, immer erst von dem Papste bewilligt worden. Im Jahre 1532 machte Clemens VII. Schwierigkeiten, sie zu gewähren. Franz I, hierüber um so mehr entrüstet, da er sich auf einer Zusammenkunft mit Heinrich VIII. zu einer Opposition gegen den heiligen Stuhl noch besonders erwärmt hatte, schrieb sie, als er von derselben zurückkehrte, ohne weiteres aus. Die Geistlichkeit wagte nicht, sie zu versagen. Seitdem wurde gebräuchlich, daß sie dem Könige so viel Zehnten zahlte, als diesem zu fordern rathsam schien. Jeder Zehnte betrug 400,000 Franken; in manchen Jahren stiegen sie bis auf fünf. Nicht immer kam die Geistlichkeit zusammen, um sie zu votiren; in der Regel sendete der König nur ein mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehenes Schreiben an jeden bischöflichen Sitz, in welchem er die Summe namhaft machte, mit der die Krone unterstützt zu werden in dem Bedürfniß sei. Das Capitel schlug diese Summe auf alle Pfründen um; sie ward sofort bezahlt und eingesendet. Der König sagte, er wisse recht wohl, daß er kein Recht habe, die Geistlichkeit zu besteuern; aber nirgends sei verboten, sie um freiwillige Beisteuern zu ersuchen; er, der alle Pfründen verschenke, könne wohl auch etwas von den Beschenkten annehmen. Der Papst schwieg dazu, die Nuntien regten sich nicht dagegen.

Unter Franz I. wurde in der Magistratur der Parlamente der Verkauf der Stellen gebräuchlich. Man begann damit, die Resignationen älterer Mitglieder zu Gunsten auch minder würdiger Nachfolger anzunehmen, wenn eine Geldzahlung damit verbunden war; später schritt man dazu, neue Stellen zu creiren, um sie verkaufen zu können. Es ist

sehr auffallend, daß Duprat, indem er alle Gründe aufzählt, die dagegen sprechen, dennoch zugleich die Instruction einsendet, um die Sache ins Werk zu setzen; denn das Bedürfniß des Schatzes schien es nothwendig zu machen; die Gefahren des Krieges rechtfertigten alles. Wie die gerichtlichen, so verkaufte man die administrativen Aemter. „Unzählig", sagt Marino Cavalli, „sind die Beamten, die ihre Stellen durch Kauf erlangen; Einnehmer und Schatzmeister, Räthe und Präsidenten, königliche Advocaten in jeder kleinen Ortschaft; es sind ihrer so viele, daß die Hälfte davon zureichen würde, aber alle Tage werden sie vermehrt". Er berechnet den Ertrag des Aemterverkaufs auf 400,000 Franken des Jahres. Aber alle diese außerordentlichen Bezüge genügten dem Bedürfnisse nicht; die Taille, welche das Volk zahlen mußte, stieg auf das Vierfache, Fünffache.

Die Könige von Frankreich galten für die unumschränktesten Fürsten der Welt; das Volk leistete, was sie verlangten. Kaiser Maximilian, in seiner naiven Weise, hat einmal gesagt, er, der Kaiser, sei ein König der Könige, denn Niemand halte sich für verpflichtet, ihm zu gehorchen; der König von Spanien ein König der Menschen, denn man mache ihm Einwendungen, leiste ihm aber Gehorsam; der König von Frankreich sei wie ein König über die Thiere, denn Niemand wage, ihm den Gehorsam zu verweigern. Der venetianische Gesandte erwähnte im Gespräch einst diesen Ausspruch des Kaisers; Franz I. lachte laut, als er ihn vernahm; denn wenn man die Verhandlungen der Reichstage, an denen der Kaiser nur als Vorsitzender erschien, die immer von Widerspruch der Parteien bewegten Berathungen der Cortes von Aragon und Castilien mit dem Zustande von Frankreich verglich, wo die Stände nur in außerordentlichen Fällen zusammenberufen wurden und der Wille des Königs alles entschied, so hatte dies Wort etwas Treffendes, und Franz I. behagte sich in dem Gefühl und der Anerkennung des Vorzuges seiner Macht.

Hätte er aber gemeint, daß er thun könne, was ihm persönlich beliebe, so wäre er doch im Irrthum und der alten Zeiten nicht eingedenk gewesen.

Bei der Geschichte des alten Königthums, wie es einst in romanischen und germanischen Nationen bestand, ist überhaupt eine der vornehmsten Fragen, wie sich die dem Fürsten persönlich zukommende Autorität zu der ihm aus den Umständen und Dingen erwachsenden, der freiwillige Gehorsam zu dem erzwungenen verhält. Das Geheimniß der Macht beruht darauf, daß beide in einander fallen. In

dem Fürsten aus altem Stamme, dessen Leben mit dem Schicksale der Nation verwebt ist, erkennt diese die Sicherheit dessen, was überhaupt geworden ist, die Gewähr ihrer Zukunft, und vertraut sich seiner Führung an. Ohne diese natürliche Autorität würde nichts fortgehen; aber die Person des Fürsten muß zugleich dem hohen Beruf entsprechen, den sie trägt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einige Züge der Persönlichkeit, welcher die Geschicke von Frankreich damals anvertraut waren.

Wenn man Franz I. sah, so nahm man vor allem einen lebenskräftigen, schönen Mann in ihm wahr. Er war eine alles andere in Schatten stellende Erscheinung, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem, braunem Haupthaar, frischer Gesichtsfarbe. Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen; aber alles athmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm.

Noch hatten die Könige keine feste Residenz; aber indem sie das Reich fortwährend durchzogen, waren sie von einem zahlreichen und glänzenden Hof umgeben; die Edelleute, die in dem König ihr besonderes Oberhaupt sahen, hielten für ihre Pflicht wie für ihr Vorrecht, demselben, so oft und solange es ihre Umstände erlaubten, zu folgen. Aber auch die anderen Stände und Beschäftigungen schlossen sich an. Man zählte in der Regel 6000, in Friedenszeiten, wo alles dahin strömte, 12000, ja zuweilen bis zu 18000 Pferden [1]. Aller Augen waren auf den König gerichtet, von dessen guter Meinung und Gunst sich ein Jeder, auch in seinen Privatangelegenheiten, abhängig fühlte, besonders, da er so viele Gnaden persönlich zu vertheilen hatte.

Der Hof war eine Vereinigung von allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe.

Franz I hielt darüber, daß es an Damen nicht fehlte, ohne welche der Hof ihm vorkomme wie eine Wiese ohne Blumen. Das reizte ihn denn, auf sein äußeres Erscheinen noch besondere Sorgfalt zu wenden. In ihrer Mitte gefiel er sich in dem golddurchwirkten Wamms, durch dessen Oeffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, im Ueberwurf mit Stickereien und goldenen Trobbeln. Er wünschte

1) Die größere Zahl nehme ich aus der Vita von Benvenuto Cellini; die kleinere hat Marino Cavalli, Relatione di Francia 1546.

persönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt; wenigstens ist es nur auf unzuverlässige Art berichtet; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab.

Er lebte und webte in den körperlichen Uebungen, welche der Begriff des erneuerten Ritterthums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspieles in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus, um sich mit ihm zu messen; an Einem Tage hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Wie der Schönste, so hatte er den Ehrgeiz, auch als der Stärkste und Gewandteste der Gesellschaft zu erscheinen. Einst in Amboise ließ er einen vierjährigen Eber aus dem Holz in den Schloßhof bringen, um seine Umgebung durch den Anblick der vergeblichen Wuth dieses Thieres zu ergötzen; aber der Eber fand durch eine schlecht verrammelte Thüre den Weg in das Schloß; alles floh auseinander; der König ging dem heranstürzenden Thier entgegen und versetzte ihm geschickt und stark eine tiefe Wunde, an der es in wenigen Minuten im Schloßhofe verblutete[1]); er hätte nicht gelitten, daß ein Anderer das gefährliche Abenteuer bestanden hätte. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist dabei mehr als einmal in Lebensgefahr gerathen; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben; doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen. Wie er älter und beleibter wurde, ritt er auf dem Maulthiere zur Jagd. Ein venetianischer Gesandter[2]) hatte ihn einmal gewarnt, als er bei nicht vollkommenem Wohlsein in strenger Kälte auf die Jagd gegangen war. „Meiner Treu", antwortete er, „das hat mich gesund gemacht."

Man weiß jedoch vorlängst, und Franz I ist berühmt dafür, daß er auch noch andere Beschäftigungen kannte, daß er für das reinere Vergnügen und die Thätigkeit des Geistes einen leicht erweckten Sinn besaß. Schon in früher Jugend zeigte er diese Richtung; eben in dem Könige stellte sich die mannigfaltige Rückwirkung der vorgeschrittenen italienischen Cultur auf den Genius der Franzosen

1) Aus den Hardiesses des grands rois von Nicole Sala, mitgetheilt in der Bibliothèque de l'école des chartes II, 280.

2) Matteo Dandolo, dessen Relation vom Jahre 1542, noch unbekannt, mir vorzüglich nützlich geworden ist.

am lebendigsten dar. Die Tendenz des Jahrhunderts, das Studium der classischen Literatur, die profane Gelehrsamkeit überhaupt zu erneuern, nahm er ganz in sich auf. Wie manche Professoren der Sprachen, oder des römischen Rechtes, wie manche Dichter und Alterthumskundige bezogen von ihm persönlich einen Gehalt und folgten seinem Hofe! Gelehrte italienische Ausgewanderte fanden hier eine Freistatt; der König ermunterte ihre Thätigkeit, er belohnte ihre Arbeiten. „Nirgends", sagt der ebenfalls in der Literatur bewanderte Begleiter eines deutschen Fürsten, der mit dem Könige die Seine hinunter nach Rouen fuhr, „kann man mehr lernen, als dort am Hofe von Frankreich"; — selbst ein französischer Thucydides war zur Hand [1]). In König Franz lebte wenigstens eine Ahnung von der Unabhängigkeit, auf welche die eigentlich gelehrten Studien Anspruch haben; er wollte sie von den zur Bildung von Theologen und praktischen Juristen bestimmten Universitäten trennen, oder vielmehr diesen zur Seite ein rein wissenschaftliches Institut gründen, das zugleich Akademie und Lehranstalt sein sollte. Auch nur annähernd ausgeführt, hat dieser Gedanke eine bedeutende Wirkung gehabt; unmittelbar war ein anderer, vielleicht noch wirksamer. Franz I. hatte eine ganz unbegrenzte Wißbegier; so viel er auch wußte, denn er sprach über die meisten Dinge mit Einsicht und Geist, so wünschte er noch mehr zu lernen und besonders die Classiker zu lesen; da er nicht eigentlich gelehrt war, beförderte er, zu seiner eigenen Genugthuung, Uebersetzungen aus den alten Sprachen. Damit aber erwies er zugleich seiner Nation den größten Dienst. Denn bei weitem die Meisten waren in seinem Falle; sie folgten seinem Beispiele; mit Recht hat man den König gepriesen, daß er sein Volk hauptsächlich hierdurch aus der alten Unwissenheit gezogen habe. Der italienische Geist ward von den classischen Mustern zur Nachbildung ihrer Formen angeregt, der deutsche durch das Studium der Sprache auf die Urkunden des Glaubens und ihre Aneignung im Geiste zurückgeführt; der französische setzte sich mit der Mannigfaltigkeit des Inhalts der alten Autoren, namentlich des geschichtlichen, in unmittelbare Beziehung. Auf die Form der französischen Literatur hatten die Alten damals keinen besonderen Einfluß: der Ton derselben ging vornehmlich von der Sinnesweise der Menschen aus, die sich an dem Hofe des Königs im Umgang mit derselben begegneten. Seine eigenen Briefe und Gedichte zeigen, daß er von der Befriedigung und Förderung des

1) Hubert Thomas Leodius Vita Friderici II. Palatini, p. 202.

Geistes, welche die gute Gesellschaft hervorbringt, ein lebendiges Gefühl hatte; das Vergnügen, das sie gewährt, preist er einmal als das größte Glück auf Erden. Ein Denkmal dieser Gesellschaft ist noch übrig, und man sieht daraus, sowohl wovon man sprach, als wie man sich ausdrückte; es liegt in den Erzählungen der Königin von Navarra vor, die sich zuweilen zurückzog, aber meistens dem Hof ihres Bruders folgte und dann immer eine Rolle daselbst spielte. Ihre Erzählungen sind das älteste Werk französischer Prosa, das die Nation noch heute liest, in ihrer ersten Anlage, wie man weiß, nicht ganz original, aber in ihrer Art und Weise durch und durch französisch, so gedacht, wie geschrieben.

Wie die Gelehrten, so und noch mehr förderte Franz I. die Künstler. Zuweilen mögen es Männer von allgemeiner Bildung gewesen sein, wie Leonardo da Vinci, von dem der König sagte, er habe nie einen Mann gesehen, der mehr verstehe und wisse; er nahm ihn mit sich aus Italien herüber, nicht allein seiner künstlerischen Verdienste, sondern auch dieser persönlichen Trefflichkeit wegen; Leonardo war eben der wahre Mann für seine universale Wißbegier; er wußte ihn vollkommen zu schätzen. Gar manche andere italienische Meister zog er an sich, eröffnete ihnen Werkstätten, besuchte sie darin und zeigte ihnen persönliche Gunst. Dann und wann wurden ihm ihre Anmaßungen unerträglich; er wies sie mit guten Worten zurecht. Er führte ihnen zu Gemüth, daß er es doch sei, der ihnen Gelegenheit verschaffe, ihr Talent zu entwickeln; aber zugleich pries er sich glücklich, daß nicht allein das Alterthum große und schöne Werke hervorgebracht habe, sondern daß auch seinen Zeitgenossen unter seinem Schutz und Einfluß Gleiches gelinge. Ohne Zweifel schlug er ihre Arbeiten da zu hoch an; seine Zeiten und sein Hof boten die Elemente und Bedingungen nicht dar, aus denen das eigentlich Classische hervorgeht. Wie tragen die Geschichten Alexanders des Großen, die er in Fontainebleau darstellen ließ, so ganz einen modernen Charakter! Eins und das andere aber, namentlich in der Architektur, ist doch auch trefflich gelungen: man braucht sich nur des Louvre zu erinnern, der in der Großheit und Einfachheit seiner Formen Bewunderung erweckt. Und zuletzt liegt etwas von dem Gelingen noch Unabhängiges in dem Bestreben an sich. Wie in der Literatur, so in der Kunst beförderte Franz I. eine Bewegung des Geistes, welche weit über seine Zeit hinausreicht.

Für den Uebergang des französischen Geschmackes von der Art

und Weise des Mittelalters zu den modernen Formen ist Niemand von so großem Einflusse gewesen, als dieser Fürst.

Die Epoche hat darin ihren Reiz, daß sich beide Elemente unmittelbar berühren. Ueberall weicht das Gewohnte, Mittelalterliche zurück; die Scholastik der Universitäten vor den Studien der freien Wissenschaften, die gothischen Thürme der alten Königsburg vor den architektonischen Schöpfungen eines durch die Anschauungen der alten Kunst angeregten Geistes; der ritterliche Krieg vor dem Fußvolk und dem Geschütz: ebenso aber auch das Ritterwort und die persönliche Verpflichtung, die einst über alles erhaben war, vor dem allgemeinen Interesse, welches das Land anerkennt; der Begriff des allerchristlichsten Königthums vor der Idee des Gleichgewichts der Mächte, zu dem selbst die Ungläubigen beitragen müssen; die strenge Zucht des altväterlichen Schloßlebens vor der Geselligkeit des Hofes und ihrem ungebundenen Vergnügen.

Auf dieser Stelle ein recht bedeutender Ausdruck und Repräsentant dieser Epoche ist König Franz I. selbst.

Und ist es nicht schon ein Moment der Regierung, in seiner Zeit mit derselben zu gehen, die allgemeinen Bestrebungen, die den Menschen noch dunkel vorschweben, zum Bewußtsein zu bringen, in bestimmte Wege zu leiten? Die Geister zu führen, das heißt: wahrhaft König sein.

Kommen wir auf seine Regierungsgeschäfte zurück, so läßt sich von einem so geistvollen Manne, was er auch in einem vorübergehenden Ausbruche von Selbstgefühl andeuten mochte, nicht annehmen, daß er geglaubt habe, die Menschen würden ihm blindlings gehorchen. Wir wissen vielmehr, daß er auch kleinere Mittel der Regierung nicht verschmähte. Wie seine Schwiegertochter, Catharina Medici, später erzählt hat, trug er Sorge, sich über die Männer zu unterrichten, die in den verschiedenen Provinzen ein besonderes Ansehen besaßen, sowohl im Adel und im Clerus, als in den Städten und unter dem Volk; er suchte sich unter ihnen Freunde zu machen, indem er ihnen Stellen in der Armee, bei den Gerichten sowie den Finanzen gab, oder sie sonst begünstigte. Ihr Einfluß hielt dann jede widerwärtige Bewegung nieder.

Den größten Theil der Edelleute im Reiche kannte er persönlich. Er selbst rechnete sich zu ihnen, wie er denn bei Edelmannswort zu betheuern pflegte, und ging mit ihnen wie mit seinen Freunden um. Bei plötzlichen Todesfällen, besonders wenn etwa ein junger Mann

in der Schlacht geblieben war, versäumte er nicht, den Vater zu besuchen und ihm seine Theilnahme zu beweisen.

Als Rochelle, das sich gegen die Ausdehnung der Salzauflage empört hatte, wieder zur Unterwerfung gebracht war, sagte er den Bürgern, er würde allerdings in seinem Rechte sein, wenn er sie an Leib und Gut strafe; aber er begehre nichts als die Herzen seiner Unterthanen: ihre Strafe sollte in der Erinnerung an ihre Uebelthat bestehen, die um so schwerer wiege, da er zur Zeit ihrer Empörung in Vertheidigung des Reiches begriffen gewesen sei; „läutet mit allen Glocken", rief er aus, „denn euch ist verziehen." Er gab ihnen die Schlüssel ihrer Thore, das Geschütz ihrer Mauern zurück. Bei einem Feste, das sie ihm veranstalteten, sah man ihn zum Erstaunen seiner Umgebung, denn noch war das nicht Sitte, Erfrischungen von ihnen annehmen. Kein Zweifel, daß er auch hierbei den Gegner im Auge hatte, der so eben in Gent zu harten Executionen geschritten war; er dagegen suchte eine Ehre darin, daß unter ihm wegen bürgerlicher Unruhen kein Blut vergossen werde. Er liebte, Gnaden zu erweisen, Jedermann mit zufriedenem Angesicht von sich gehen zu sehen.

In seinen ersten Jahren setzte sich lange Zeit hindurch das Verhältniß fort, in dem er aufgewachsen war: seine Mutter übte einen großen Einfluß auf seine Entschlüsse aus. Die Fremden sind erstaunt, welche Ehrfurcht er ihr bewies, wie er nie anders, als das Baret in der Hand, fast auf den Knieen mit ihr sprach. Er besuchte sie alle Tage nach der Mittagstafel oder am Abend: man wußte, daß er ihr alles mittheilte, was ihm die Gesandten auswärtiger Mächte vorgetragen hatten.

Später führte sich ein, daß alle wichtigen Geschäfte in dem Schlafzimmer des Königs, unmittelbar nachdem er aufgestanden war, in Berathung gezogen wurden, ehe irgend eine andere Beschäftigung des Tages sich seines Geistes bemächtigte. Es ist das Conseil des affaires, das sich in dieser Weise auch unter den Nachfolgern fortgesetzt hat. Nur die Vornehmsten, Vertrautesten konnten daran Antheil nehmen. Unter Franz I gewann seine Schwester, die Königin von Navarra, einen überwiegenden Einfluß, wie ihn ruhige, die Uebersicht der Dinge festhaltende, natürlich scharfsichtige Frauen dann und wann in großen Staaten ausgeübt haben [1]). Doch könnte man nicht

1) Antonio Justiniano 1520: Honora molto la sua madre Ser^{ma} Madama, la qual è sapientissima donna, et ogni giorno va il re da S. Ex^{cia}

sagen, daß sich der König von einem fremden Willen habe leiten lassen. Wie die Gesandten in den ersten Zeiten bemerken, daß auch die unberathenen Antworten des jungen Königs zur Sache treffen, und seinen verständigen Sinn in den Geschäften rühmen: so versichern sie noch in den letzten, daß die großen, eigentlich wichtigen Entscheidungen doch immer von ihm selbst ausgehen [1]).

Was sie an ihm vermißten, war, wie sie sich ausdrücken, Arbeitsamkeit des Geistes. Er war zufrieden, anzuordnen, und bekümmerte sich nicht genug um die Ausführung im Einzelnen.

Lange Zeiten pflegten die Minister gleichsam freie Hand zu haben, die Canzler Duprat und Poyet, der Admiral Chabot, der Connetable Montmorency; denn noch knüpfte sich die Verwaltung an die großen Würden und Reichsämter: sie schienen zuweilen allmächtig zu sein, als hätten sie Niemand über sich. Allein eben die Freiheit und Willkür, mit der sie sich bewegen durften, war ihnen gefährlich; bald wurde der eine, bald der andere gestürzt, ohne daß man immer im Stande wäre, die Motive genau anzugeben. Der Wechsel der höchsten Beamten, ihr Steigen, Fallen, Wiederemporkommen, hat etwas von den plötzlichen Veränderungen orientalischer Höfe. Der Grund war, daß der König, nachdem er einem ungebührlichen Treiben lange zugesehen, sich mit einem Mal dagegen erhob: — die Einflüsterungen Dritter, denen er lange Widerstand geleistet, fanden dann plötzlich bei ihm Gehör; — überdies war er eifersüchtig, daß Jemand sich zu einer Gewalt erheben möchte, die ihm hätte unbequem werden können. An bestimmten Personen lag ihm so viel nicht; er schloß sich mit Leichtigkeit an: eben so geschwind aber vergaß er wieder.

Hinter all dem tumultuarischen Treiben, der Unachtsamkeit und den Liebhabereien, denen er sich hingab, konnte man doch immer einen Geist wahrnehmen, der sich bewußt blieb.

Im Gespräche mit den Gesandten ließ er sich aus Natur und mit Absicht gehen; er wollte den Ruf seines Nebenbuhlers, der für versteckt galt, nicht auch auf sich kommen lassen; aber bei allen Ergüssen wußte er doch sein Geheimniß zu bewahren. Die Gesandten

osia poi pranso o poi cena e ragiona con lei di tutte le cose, li hanno esposto li oratori.

1) Cavalli: Sua Maestà siccome nelle altre cose si remette a loro, così in queste vuole che e loro e tutto il resto si rimettino a lei.

beklagen sich oft, daß sie entfernt gehalten werden und nichts Wichtiges in Erfahrung bringen können.

Er war freigebig und wollte es sein; vielen kam er verschwenderisch vor; bei allem seinem Aufwand aber wußte er einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu retten und hinterließ eine für unvorhergesehene Fälle bestimmte Summe in seinem Schatze.

Madame d'Estampes, seine Maitresse, schien alles über ihn zu vermögen; manche Erhebung und manchen Sturz schrieb man ihr und wahrscheinlich mit gutem Grunde zu. Sie warf sich zur Verfechterin der Rechte des jüngsten Prinzen auf, den der König am zärtlichsten liebte, und der ihm am meisten glich. Aber weder jene Rathschläge noch diese Vorliebe konnten den König bewegen, dem Prinzen eine Ausstattung zu gewähren, die dem Nachfolger und der Macht der Krone hätte nachtheilig werden können.

Die Ereignisse der Familie machten ihm, zusammentreffend mit den öffentlichen, oft trübe Tage. Welch ein Augenblick war es, als zur Zeit, wo Carl V. mit seiner Kriegsmacht in der Provence stand, der älteste Sohn des Königs, von dem sich das Beste hoffen ließ, durch einen plötzlichen Tod weggerafft wurde! „Mein Gott", rief der König aus, indem er ans Fenster trat und die Hände erhob, „schon hast du mich geschlagen, indem du mir mein Ansehen schmälertest, jetzt nimmst du mir meinen Sohn; was bleibt übrig, als daß du mich ganz zu Grunde richtest?"

Der zweite Sohn Franz' I., Heinrich, nunmehr Dauphin, war mit Catharina Medici von Florenz vermählt; lange aber hatte sie keine Kinder, und da sie auch nicht Allen als ebenbürtig erschien, so war die Rede davon, sie nach Florenz zurückzuschicken. Klug und entschlossen, wie sie war, kam sie selbst und bot dem König an, sich zu entfernen; heiße Thränen erstickten ihre Stimme. „Mein Kind," antwortete Franz, „da Gott gewollt hat, daß du meine Schwiegertochter seiest, so sollst du es bleiben." — Man muß ihm das hoch anrechnen, da ihn die Furcht ängstigte, als werde keiner seiner Söhne Nachkommenschaft haben und sein Geschlecht in der zweiten Generation untergehen. Um so größer war die Freude, als Catharina nach einiger Zeit mit einem Sohne niederkam. „Es ist der erwünschteste Tag", ruft die Schwester Franz' I aus, „und der unentbehrlichste, den unsere Augen gesehen haben; es ist von Gott geschehen." Auch der König sah darin eine Befestigung seines Staates. Bald darauf hatte er das Glück, einen neuen, großen Einfall des Kaisers mißlingen zu machen und in dem Frieden von Crespy die

Ansprüche des französischen Hauses auf einige italienische Landschaften wieder zur Anerkennung zu bringen.

Es ist unerwartet, daß Franz I. alles der göttlichen Fügung und seinem Gebete zuschreibt.

„Ich, dein Knecht", heißt es in einem seiner Gedichte, „habe dich angerufen; du hast mich gehört nach meiner Zuversicht und mich nicht vergessen. Du hast mir Eroberung gegeben, Kinder, Vertheidigung und Macht."

Franz I. liebte den Genuß. Glänzend in der ihm angebornen Würde, von dem Volk angebetet, herrlich und in Freuden wollte er seine Tage zubringen, in einer ununterbrochenen, raschen, vollen Bewegung aller Lebenskräfte: aber zugleich hatte er eine große Sache durchzuführen und widmete sich ihr. Sein Leben war ein fortwährendes Gefecht, ein politischer und militärischer Wettkampf. Den höchsten Preis, der ihm in seiner Jugend vorschwebte, hat er nicht davongetragen; aber gegen den klugen, ruhigen und niemals rastenden, die Welt mit ehrgeizigen und großen Gedanken umfassenden Gegner hat er das unabhängige Ansehen, die Macht seiner Krone behauptet. Daß er dies anstrebte und erreichte, darin lag das Geheimniß des Gehorsams, den er fand. Er lebte, dachte und fühlte, wie sein Volk; sein Glückswechsel, seine Gefahren und Verluste, sowie seine guten Erfolge waren die der Nation.

Am 31. März 1547 starb Franz I.; Heinrich II. folgte ihm nach.

Heinrich II. und seine auswärtigen Verhältnisse.

Heinrich II. war ebenfalls von hoher Gestalt und wohlgebildet; er war eben so unermüdlich wie sein Vater in Jagd und Waffenspiel; alle Wochen ein paar Mal ritt er zum Waidwerk; zuweilen hat er den Hirsch sieben Stunden lang verfolgt; Pferde stürzten unter ihm. Es kam kein Turnier am Hofe zu Stande, daß er nicht auch seinen Helm aufsetzte und seine Lanze brach; wenn ein fremder Ritter von Ruf erschien, mußte er selbst sich mit ihm versuchen; an seiner Tapferkeit in der Schlacht ließ sich nicht zweifeln: man hatte ihn an den gefährlichsten Stellen vor dem Feind aushalten sehen.

Der Glanz, der die Persönlichkeit seines Vaters umgab, ging allerdings nicht auf ihn über; man wußte keine Waffenthaten von ihm zu erzählen, wie die von Marignano; von Wissenschaften und Künsten verstand er nichts, und es war ihm genug, wenn er sich ohne Anstoß ausdrückte. Aber er war zuverlässiger in seiner Freundschaft,

unerschütterlich in den einmal ergriffenen Ansichten. An Arbeitsamkeit ließ er es nicht fehlen; ein paar Stunden alle Tage widmete er den regelmäßigen Sitzungen des Rathes; bei Tische war er für Privatangelegenheiten zu sprechen; nach Tische gab er den Gesandten Audienz. Von Natur war ihm ein ernstes Wesen eigen: selten sah man ihn den Mund zum Lächeln verziehen. Vor allen anderen Dingen war er Soldat; er wußte hauptsächlich nur Soldaten zu schätzen [1].

Ein höchst außerordentliches Verhältniß beherrscht sein Leben, in früher Jugend angeknüpft, bis zum Tode festgehalten, anfangs Leidenschaft, später Freundschaft zu einer um vieles älteren Frau, Diana von Poitiers. Am Hofe hörte man die Behauptung, daß sie es hauptsächlich sei, die den Begriff der Ehre und männlicher Tugend in dem jungen Fürsten erhalten, seine ursprünglich trägen Lebensgeister angeregt habe. Noch unerwarteter ist ein anderes Verdienst, das ihr zugeschrieben wurde: sie erhalte, sagte man, ein gutes Vernehmen zwischen Heinrich und seiner Gemahlin [2]. Da die Fortpflanzung des königlichen Geschlechts davon abhing, so mag es dahin zu deuten sein, wenn Margaretha von Navarra in einem ihrer Briefe an Diana sagt, die Krone von Frankreich verdanke ihr mehr, als irgend einer Frau der Welt. Sie war dann wie eine ältere Freundin, pflegte die Königin in ihrem Kindbett, ihren Krankheiten; ich finde den Ausdruck, sie habe ihr gedient wie eine Magd [3]. Der König machte ihr alle Tage, ohne je zu fehlen, seinen Besuch und sprach mit ihr von den Geschäften.

1) Dandolo 1547: A Landresy (an das laudarsi des florentinischen Abdrucks darf man sich nicht stoßen; es ist ein Schreibfehler) non si portò meno da buon soldato che da buon capitano et m'a detto persona degna di fede che si truovo seco in qualche luogo pericoloso.

2) Marino Cavalli: Alcuni credono che questo amore, che è grandissimo, non sia lascivo, ma come materno filiale, avendo la detta dama pigliato carico d'instituire, correggere, ed avvertire, ed eccitare esso monsignor delfino a pensieri e operazioni degne di tal principe.

3) Contarini 1552: La regina cosi pregata dal re se lo tolera patientemente e pratica continuamente con lei (la duchessa) et all' incontro la duchessa fa boni officii col re per la regina. Soranzo 1557: (La duchessa dimostra) di amare et di portare grandissimo rispetto alla regina et in tutte le sue malattie ed altri bisogni serve lei e li figliuoli come fosse propria sua serva.

Auch einen Freund hatte Heinrich II., der sich ihm in seinen frühen Jahren angeschlossen, den Connetable Montmorency. Eine dem Prinzen aufgetragene Unternehmung gegen Piemont war nur dadurch gelungen, daß der Connetable ihm die besten Streitkräfte zur Verfügung stellte; die Reputation, die daher entsprang, auch eine seinem Rang angemessene Stellung, glaubte er der Freundschaft desselben zu verdanken. Montmorency behauptete sich nicht bei Franz I., der ihm Schuld gab, er begnüge sich nicht mit der ihm übertragenen Gewalt, er selber wolle König sein: es hat allen Anschein, daß Madame d'Estampes, eine Gegnerin Dianens, Heinrichs und deshalb des Connetable selbst, zu seinem Sturze beitrug [1]). Aber daher folgte dann, daß nach dem Tode Franz' I. Montmorency wie der geborne Rathgeber des neuen Königs auftrat. Er erschien sogleich und nahm die Geschäfte, als wenn es sich von selbst verstehe, in die Hand: mit der unverwüstlichen Jugendkraft, die ihm auch in höheren Jahren eigen war, und mit unbedingter Autorität. Er hielt sich für berechtigt, von den in vollem Rath in Gegenwart des Königs gefaßten Beschlüssen abzuweichen, sobald es ihm nach der Hand besser scheine. Einst machte ihm Pietro Strozzi über einen Fall dieser Art Vorwürfe: der Connetable erwiederte einfach, die Umstände seien verändert, und schon dies war für den König genug; er verlor kein Wort darüber. Denn er lebte der Ueberzeugung, daß der Connetable die Sachen am besten verstehe.

Wir werden dieser Persönlichkeiten und einiger anderen, die sie umgaben, wie der beiden Guisen, noch einmal gedenken, wenn wir von den religiösen Angelegenheiten reden; hier fassen wir ins Auge, wie der neue König und sein Hof in die auswärtigen Verhältnisse, die Franz I. unentschieden zurückgelassen, eingriffen.

Heinrich II. war in Krieg und Politik lange Zeit hindurch bei weitem glücklicher als sein Vater.

Franz I. hatte Boulogne noch auf eine Reihe von Jahren in den Händen der Engländer lassen müssen, was dem Land um so beschwerlicher fiel, da sie Calais noch immer besaßen.

Zuerst gegen diese richteten die Franzosen unter Heinrich II. ihre Macht.

Sie begannen damit, dem vordringenden Uebergewicht der Eng=

1) Dandolo, der dies in seiner ersten Relation zu sagen Bedenken trug, weil seine Zuhörer nicht sehr verschwiegen waren, erzählt es in der zweiten.

länder in Schottland entgegenzutreten und sich selbst ein festes Verhältniß zu diesem Lande zu bilden. Die Mannschaften, welche Pietro Strozzi mit einer neugeschaffenen Marine hinüberführte, wurden von den schottischen Lords aus Antipathie gegen England freudig begrüßt: diese brachten selbst die künftige Vermählung ihrer jungen Königin mit dem Dauphin — noch waren sie beide in zartem Alter — in Vorschlag und ließen geschehen, daß sie nach Frankreich geführt wurde. Ihre Mutter, eine geborne Guise, gelangte nach einiger Zeit zur Regierung und leitete sie, trotz mancherlei Schwankungen, im französischen Sinne. Man erwartete mit Bestimmtheit, wenn nicht den nächsten, doch den alsdann folgenden König von Frankreich, der aus schottischem Blute geboren sein werde, auch in Schottland herrschen zu sehen.

Wenn es den Franzosen mit diesem Unternehmen so glücklich gelang, so rührte das besonders daher, daß in England eine Minderjährigkeit, und zwar eine wegen des religiösen Zwiespaltes doppelt unruhige, eingetreten war. Den Franzosen entging nicht, wie vortheilhaft ihnen dies auch in ihren eigenen Streitigkeiten mit dieser Macht werden könne; besonders erkannte es Montmorency; gegen den Rath der meisten anderen drang er auf eine Erneuerung des Krieges mit England. Die Engländer hatten eben ihre Garnisonen in den überseeischen Besitzungen vermindert; dagegen schloß sich der aus denselben vertriebene oder gewichene französische Adel, — denn noch stritt nicht Staat gegen Staat, sondern Nation gegen Nation, — vor Begierde brennend, in sein Eigenthum zurückzukehren, der Unternehmung des Connetable an. Ohne viele Mühe wurde das Landgebiet in Besitz genommen, Boulogne selbst gerieth in so große Bedrängniß, daß es die englische Regierung für nothwendig hielt, den Platz aufzugeben gegen den fünften Theil der Summe, der in dem letzten Vertrage hierfür bestimmt war; auch auf die Zahlungen, welche Heinrich VIII. gleichsam als Anerkennung seines Anspruches auf die französische Krone gezogen hatte, leistete sie Verzicht.

Bei der Ausführung des Vertrages, namentlich der Festsetzung der Grenze, fehlte es nicht an Hader und Zwistigkeiten. Wir sind unterrichtet, daß sich darüber in den Franzosen der Gedanke regte, den Krieg zu erneuern und nach so vielen Invasionen, die sie erfahren, nun auch ihrerseits einen Angriff auf die Insel zu versuchen. Sie hatten Verständnisse in Irland, und sie durften nur befehlen,

so kamen die Schotten über die Grenze[1]; die Plane der in England von dem letzten König aufgerichteten Befestigungen waren in ihren Händen; schon haben sie das Fahrwasser der Themse untersuchen lassen. Besonders die Nachrichten, die ihnen ein Florentiner gab, der lange im Dienste Heinrichs VIII. gestanden hatte und von der damaligen Regierung entlassen worden war, bestärkten sie in diesem Vorhaben[2].

Indem aber zeigte sich ihnen eine Aussicht zum Sieg über den Feind, der noch immer als der vornehmste und gefährlichste angesehen werden mußte.

Die Gewalt, welche Carl V. damals in Deutschland und Italien ausübte, in Italien politisch gewaltsam, in Deutschland antinational und mit religiösem Drucke verbunden, erregte in diesen weiten Gebieten eine allgemeine Gährung gegen ihn. An dem französischen Hofe sah man neben einer Anzahl flüchtiger deutscher Heerführer viele italienische Ausgewanderte. Es waren Neapolitaner von der angiovinischen Faction, denen der König für ihre entrissenen Güter Pensionen zahlte; Mailänder, zuweilen vortreffliche Soldaten, zuweilen große Gelehrte; Florentiner von der Partei der älteren Medici, welche noch darauf rechneten, die Herrschaft des Duca Cosimo umzustürzen. Einst bei seiner Vermählung mit Catharina Medici war Heinrich bestimmt worden, ein großes Fürstenthum zu gründen; als ihn jetzt die Farnesen zu Hülfe riefen, schien die Zeit gekommen zu sein, wo der König ausführen könne, was dem Prinzen versagt geblieben war. Und die größte Aussicht gewährte es, daß von den deutschen Fürsten, die dem Kaiser in seinem Kriege gegen die Vorfechter des Protestantismus beigestanden hatten, die kraftvollsten und mächtigsten aus religiösen und politischen Gründen sich von ihm abwandten; diese trugen kein Bedenken, mit der Krone Frankreich in Verbindung zu treten.

Mit mächtigeren Bundesgenossen, als seinem Vater jemals zur Seite gestanden, erhob sich Heinrich II. wider den alten Gegner, der nichts von ihm besorgte und in diesem Augenblicke ganz ungerüstet

1) Contarini: di Scotia ha piu volte mandato persone in Hibernia e fra li altri vi andò due anni sono M. di Montluc.

2) Ausführlicher ist hierüber der Venetianer Justinian, er nennt den Florentiner il portinaro. In den englischen Depeschen erscheint dieses Wort als Eigenname: Portinary; auch da ist davon die Rede, daß er in Heinrichs VIII. Diensten gestanden habe.

war. Sein Unternehmen gelang vollkommen. Die Gewalt, die eben in ihrer Befestigung auf immer begriffen zu sein schien, ward mit Einem Schlag auseinandergeworfen, dem deutschen Protestantismus auf der einen Seite seine Unabhängigkeit, den italienischen Staaten auf der andern die Möglichkeit eines politischen Lebens zurückgegeben. In ihrer Mitte erhob sich abermals Frankreich zu einer gewaltigen Macht.

Trotz seiner Erklärung, die deutsche Freiheit beschützen zu wollen, hatte sich der König bei seinem ersten Anlauf der drei vorliegenden deutschen Städte, Metz, Toul und Verdun, bemächtigt. Er nahm zum Vorwand, daß sich der Kaiser derselben zu seines Hauses besonderem Vortheil bedienen wolle, und nöthigte ihnen ein Schutzverhältniß auf, welches nicht viel weniger als Unterthänigkeit war. In inneren Hader verloren, hatte das deutsche Reich diese Plätze dem gefährlichen Nachbar gegenüber ohne alle Fürsorge gelassen; durch keine Anstrengung vermochte es dieselben wiederzuerobern.

Als Siena in der allgemeinen Bewegung den günstig scheinenden Augenblick ergriff, vom Kaiser abzufallen, waren die den Farnesen zu Hülfe geschickten französischen Truppen sofort zur Stelle, um es zu schützen. Den Waffen und der List des Duca Cosimo von Florenz und den Spaniern gegenüber vermochten sie nicht, es zu vertheidigen; aber sie hielten in Montealcino den Namen der sienesischen Republik aufrecht; neben so vielen anderen Positionen in Italien behaupteten sie die Maremmen.

Daß sich Genua nicht auch von dem Kaiser losriß, wurde den Franzosen zum Anlaß, Corsica, das damals genuesisch war, anzugreifen; sie nahmen es bis auf wenige Plätze ein: Ajaccio war in ihren Händen.

Noch beherrschten sie Piemont; mit Hülfe der Osmanen, namentlich auch des Dey von Algier, waren sie den Spaniern auf dem Mittelmeer überlegen, ebenso den Engländern im Canal; sie warfen eine Colonie nach Brasilien.

Da schien das Uebergewicht, das die französische Krone in ihren blühendsten Zeiten besessen hatte, ihr zurückzukehren, der stolze Wuchs der burgundisch-spanischen Macht sich vor ihr zu beugen. Ein gegen das Haus Oesterreich mit dem heftigsten Widerwillen erfüllter Prälat bestieg den päpstlichen Stuhl und faßte den Plan, sie mit französi-

scher Hülfe aus Italien zu vertreiben, den Franzosen auch Neapel zurückzugeben [1]).

Bald aber zeigte sich doch, daß es auch auf der entgegengesetzten Seite gewaltige Streitkräfte gab, die jetzt ein junger Fürst mit aller Anstrengung zusammennahm; das Glück, das dem alternden Kaiser untreu geworden, neigte sich seinem Sohne Philipp II. wieder zu; er rettete Neapel und seine Macht in Oberitalien; in den Niederlanden erfocht er wiederholte Siege; der Führer des Krieges und erste Minister, der Connetable Montmorency, fiel selbst in seine Gefangenschaft.

Im Jahre 1558 hatte sich die Lage so ganz verändert, daß man sich in Frankreich fragen mußte, ob man fähig sein werde, den Krieg noch ferner auszuhalten.

Denn wie wir sahen, war schon die kriegerische Haltung Franz' I. nur durch Auflagen möglich geworden, welche die inneren Ordnungen, auf denen die Nation beruhte, erschütterten. Aber noch viel größeren Aufwand hatten die Feldzüge Heinrichs II. erfordert, zumal da dieser den Sinn seines Vaters für einen geregelten Geldhaushalt nicht besaß. Man berechnete, daß jedes Kriegsjahr unter Heinrich II. so viel gekostet habe, wie vier Jahre unter Franz I. Im Jahre 1558 war die Schuld bereits auf 36 Millionen, das Deficit in der Jahresrechnung auf drittehalb Millionen gestiegen. Der König berief eine Notabelnversammlung, die als eine ständische bezeichnet wird, die sich wohl entschloß, das Bedürfniß zu decken — von den drei Millionen, welche Heinrich forderte, übernahm die Geistlichkeit eine, der dritte Stand die beiden anderen; — aber schon konnten die gewohnten Auflagen nicht ohne harten Druck und gewaltsame Mittel eingebracht werden, wie viel schwerer diese außerordentlichen! Der Adel war durch die Kriegsdienste und die Lösegelder, die von den Einzelnen gefordert wurden, von den geringeren Edelleuten 10000, von den großen Herren 100,000 bis 200,000 Goldthaler, erschöpft. Alle Lasten fielen auf das Landvolk, von dem man sagt, es habe die Dörfer verlassen, um dem unerträglichen Drucke zu entgehen.

Nicht viel weniger aber waren die spanischen und niederländischen Gebiete in Bedrängniß. Die Spanier hatten sich im Jahre

1) Daß dabei die Parteibestrebungen wenigstens nicht den vornehmsten Gesichtspunkt ausmachten, wie Thuanus und seine Nachfolger annehmen, hat schon Walkenaer bemerkt zu Hénault Abrégé chronologique de l'Histoire de France II, p. 565.

1558 aufs äußerste angestrengt und größere Heeresmassen ins Feld gebracht als jemals früher, ohne den Franzosen einen erheblichen Nachtheil zuzufügen. Auf beiden Seiten mußte man inne werden, daß man einander unter diesen Umständen nichts mehr anhaben werde. Frankreich hatte sich nicht herunterdrücken, aber auch Spanien-Burgund sich nicht auflösen lassen. Die beiden Mächte mußten neben einander bestehen und Frieden schließen.

Gerade das Gleichgewicht der Kräfte und des Glückes machte es schwer, eine Abkunft zu treffen.

Die Spanier forderten die Herausgabe der sämmtlichen, von den Franzosen eingenommenen Landschaften und Plätze, vor allem des savoyisch-piemontesischen Gebietes. Die Franzosen, bereits an den Besitz desselben gewöhnt, wollten nur von einer Entschädigung des Herzogs im Innern von Frankreich hören. Allein wie hätten die Spanier die Abfindung eines Fürsten, der sein Glück mit dem ihren vereinigt hatte, durch einen Landbesitz, der ihm keine Unabhängigkeit gewährte, zugeben, wie hätten sie die Franzosen in Italien dulden sollen? Sie gingen von der Voraussetzung aus, daß man Frieden auf immer machen müsse; würden die Franzosen Piemont behalten, so sei das ein Beweis, daß sie gesonnen seien, den Krieg in Italien zu erneuern. Die wahren Grenzen zwischen den großen Ländern seien die Gebirge, die man zwar vorübergehend überschreiten, aber jenseit deren man sich nicht behaupten könne. Sie wollten die Alpen wie die Pyrenäen als die Grenzmarken der Nationen auch in Verträgen anerkannt sehen.

Die Franzosen zögerten, ein so großes Zugeständniß zu machen, und noch im März 1559 fürchtete man ein Scheitern der gesammten Unterhandlung. Sie würden sich schwerlich dazu verstanden haben, hätte sich ihnen nicht auf anderer Seite eine entsprechende Vergütung dargeboten [1]).

In dem Kriege hatte England mit Spanien aufs neue gemeinschaftliche Sache gemacht; die Geschicke beider Länder schienen auf das engste vereinigt, da der König von Spanien zugleich der Gemahl der Königin von England war. Das hatte aber den Franzosen

1) Granvella erwähnt in einer Schrift an den Grafen Feria, Quesnoy 3. April 1559 (V, 585): el desconcierto que hubo et juéves santo en la negociation de la paz y como los Franceses fingiéron de quererse partir y lo que succediò el biernes que viéndo nos firmes los dichos Franceses volviéron al negotio.

Gelegenheit gegeben, sich durch einen plötzlichen Anfall in Besitz von Calais und Guines zu setzen, den letzten Resten der alten englischen Eroberungen. Die Engländer mußten sämmtlich diese Plätze und ihr Gebiet verlassen; die Franzosen bevölkerten dieselben aufs neue. Sie wurden nun erst wieder Herren und Meister ihres ganzen Grund und Bodens und waren entschlossen, niemals wieder einen Fußbreit davon herauszugeben; alle Stände des Landes waren in dieser Ansicht mit dem König einverstanden.

Philipp II. hätte es nicht auf sich kommen lassen, den Franzosen einen alten Besitz seiner Verbündeten zu überlassen: zu den Plätzen, deren Herausgabe er forderte, gehörte auch Calais. Doch hatte sich die Lage der Dinge verändert; die Gemahlin Philipps II., Maria, war gestorben, und ihre Nachfolgerin, Elisabeth, durfte sich nicht schmeicheln, daß dieser König ihre Sache so vollkommen als die seine betrachten würde. Der Herzog von Alba stimmte allem bei, was die Engländer über den Vortheil sagten, der den Niederlanden aus ihrem Besitze von Calais entspringe; aber er bemerkte doch, um es den Franzosen wieder zu entreißen, dazu werde ein Krieg von sechs bis sieben Feldzügen gehören, zu dem man schwerlich die Mittel besitze. Elisabeth mußte fürchten, daß Spanien seinen Frieden ohne sie schließen werde; um nicht allein die Gefahr des Krieges tragen zu müssen, gewann sie es über sich, Calais den Franzosen zu überlassen [1]. Sie bewilligte es nur auf eine unbestimmte Zeit; aber die Natur der Dinge war stärker: Calais ist niemals wieder zurückgegeben worden.

Wie dort das Gebirge, so, und noch viel mehr, sollten hier die Fluthen des Meeres die Nationen scheiden.

Leichter kam der König von Spanien über die Schwierigkeit hinweg, welche in der Eroberung der drei Bisthümer lag. Nachdem er sich so viel vergebliche Mühe gegeben, das Kaiserthum an sich zu bringen, wollte er sich nicht zum Vorfechter des Reiches und seiner auch noch so gerechtfertigten Ansprüche machen. Er sagte einfach, die Sache gehe ihn nichts an.

Und nun konnte Niemand leugnen, daß es für die Franzosen wichtiger war, die drei Bisthümer und Calais zu behaupten, als

1) Instruction Elisabeths: 19. Februar 1559. Die Erklärungen der Spanier geben ihr Ursache, to take it for a lykelyhod of a great disposition in them to peace — die Gesandten sollen abschließen, wenn sie bemerken, daß die Spanier might be tempted to conclude their peace without our satisfaction. (Forbes Public Transactions 59.)

Piemont. Wie Calais zur See gegen England, so war ihnen Metz zu Lande gegen Deutschland ein unschätzbares Bollwerk.

Wenn der Friede, der zu Chateau Cambresis am 2. April 1559 zu Stande kam, trotz der wesentlichen Vortheile, die er darbot, in Frankreich doch auch Mißvergnügen und lebhaften Tadel erweckte, so rührte das daher, weil die rivalisirende Macht, welche man einmal auflösen zu können gemeint hatte, nun doch in ihrer vollen Stärke bestehen blieb.

Die nachtheiligen Bestimmungen, die sich Spanien gefallen ließ, betrafen nur seine ehemaligen Verbündeten. Die spanische Monarchie selbst gelangte durch die Abkunft sogar zu einer festeren, minder gefährdeten geographischen Stellung, da die Franzosen in Italien nichts weiter als Saluzzo und einige piemontesische Festungen, auch diese aber nur auf nähere Auseinandersetzung mit Savoyen, behielten. Der vornehmste Kampfpreis, das Uebergewicht in Italien, blieb in den Händen des Hauses Burgund.

Daß damit der große Streit nicht auf immer ausgefochten war, daß er die Welt noch einmal in Bewegung setzen würde, lag am Tage. Zunächst aber sollten andere Interessen des inneren Staatslebens und der Religion die Geister vorzugsweise beschäftigen.

Drittes Buch.

Emporkommen kirchlicher Reformbestrebungen in Frankreich.

Unter Menschen, die der Vergangenheit kundig sind, müßte davon gar nicht mehr geredet werden, ob der Protestantismus in der Welt sein soll oder nicht. Der moderne Katholicismus selbst verdankt ihm seine Ausbildung und ließe sich ohne diesen Gegensatz nicht mehr denken. Wie in den Conflicten der germanischen und romanischen Welt das Königthum der neuen Jahrhunderte, in dem Sturme der Völkerzüge und Völkerbildungen die Hierarchie, in den Gefahren allgemeiner Eigenmacht und Gewaltsamkeit das System ständischer und städtischer Genossenschaften gegründet worden ist, so erschien, als die Zeit gekommen war, — denn alles auf Erden hat durch ein göttliches Geschick seine Zeit und Stunde, — aus den inneren Trieben des europäischen Lebens erwachsend, der Protestantismus. Fern davon, einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, suchte er dieselbe, einer verweltlichten Priesterschaft gegenüber, geistiger, uneigennütziger zu ergreifen, die Lehre aus den zufälligen Formationen der hierarchischen Epoche auf ihren wesentlichen Inhalt und das Allgemeingültige zurückzuführen.

Aber allerdings lag es in seinem Wesen, die gefährlichsten, bittersten Kämpfe zu erwecken.

Denn nicht allein kirchlich war die Frage, sondern bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Staat, die allenthalben obwaltete, in hohem Grade politischer Natur.

Wenn sich in Deutschland unter der Führung tiefsinniger und erleuchteter Geister und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation das Unternehmen doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne blutige Kämpfe, wie viel weniger konnten diese in Frankreich vermieden werden, wo seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen Königthum und Kirche unendlich eng war?

Der Unterschied läßt sich schon daran ermessen, daß die Kirche bei den romanischen Völkern zwar nicht älter ist als der Staat

überhaupt, aber doch älter als die bestehenden Staaten und als das Königthum, während sie in den germanischen ihre Begründung der Theilnahme des Fürstenthums hauptsächlich verdankt.

Aber unvermeidlich waren diese Regungen auch dort: sie entsprangen auf dem allgemeinen Gebiete des Lebens und Denkens, welches in ganz Europa dasselbe war, und trafen eine lebendige Ader auch in dem romanischen, besonders in dem französischen Geiste.

Erste Regungen einer kirchlichen Neuerung.

Als den Patriarchen der Reformirten in Frankreich mag man Meister Jacob Fabry, von Etaples, betrachten, der, während König und Ritterschaft in Italien Krieg führten, auf mancherlei Wanderungen nach diesem Lande sich die Grundlagen der neuerwachenden Gelehrsamkeit anzueignen suchte. Auch ihn führte das Studium der Classiker, wie so manchen Deutschen, zum Abfall von der Lehrweise der Mönche und der scholastischen Methode; zahlreiche strebende Schüler sammelten sich um ihn. Fabry war ein Mann von unscheinbarer, fast verächtlicher Gestalt, dem aber Umfang und Gediegenheit des Wissens, eine sittliche Haltung und die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verliehen. Wenn er um sich her sah, schien ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein, an das unmittelbare Studium der Urkunden des Glaubens aber eine Hoffnung der Erneuerung sich zu knüpfen: er sagte seinen vertrautesten Schülern, sie würden eine solche erleben. Er selbst ging mit einer fast zaghaften Umsicht zu Werke: er konnte sich nicht entwöhnen, vor den Heiligenbildern zu knieen, und suchte nach Gründen, um die Lehre vom Fegfeuer aufrecht zu erhalten: er hatte nur Muth in dem Gebiete der Gelehrsamkeit. Da wagte er es, zuerst in einer kritischen Streitfrage, von der Ueberlieferung der lateinischen zu der Meinung der griechischen Kirche überzugehen; dann entnahm er aus den paulinischen Schriften Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die mit den herrschenden Vorstellungen vom objectiven Werthe der guten Werke in unleugbarem Widerspruche standen [1]) und durch die Erhe-

1) Vgl. Graf: Jacobus Faber Stapulensis, in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie II, 1, S. 41. Die von Merle d'Aubigné (Histoire de la réformation T. III, 492) wieder angeregte Frage über die Priorität der reformatorischen Meinungen Lefebre's könnte nur dann beantwortet wer-

bung und das Auftreten Luthers, der von demselben Moment ausging, plötzlich eine universale Bedeutung bekamen. Fabry verband mit der täglichen Arbeit der Studien eine unverwüstliche Geisteslebendigkeit. Im höchsten Alter, das den Menschen gewährt ist, legte er Hand an eine Uebersetzung der Bibel, welche die Grundlage der französischen Bibelübersetzungen bildet [1]; er hatte, als er sie abfaßte, bereits das achtzigste Jahr überschritten.

Der literarischen Abweichung gesellte sich auch in Frankreich gar bald die auf die Anwendung der erkannten Religion im Leben dringende, mystisch-praktische Richtung hinzu. Die bischöfliche Gewalt selbst schien sich der Verbesserung annehmen zu wollen. Der Bischof einer großen Diöcese, Wilhelm Briçonnet von Meaux, ein alter Freund Fabry's, in der Lehre von der Rechtfertigung und dem daher entspringenden Gegensatz gegen die äußere Werkheiligkeit gesinnt wie dieser, unternahm, so sehr sich seine Natur übrigens zu ruhiger Beschaulichkeit neigte, seinen Sprengel in diesem Sinne zu reformiren. Es kam ihm unerträglich vor, daß seine Pfarrer immer nur von ihren Rechten redeten und sich um ihre Pflichten nicht bekümmerten; daß die geschwätzigen Mönche, die deren Stelle vertraten, nur eben solche Meinungen verkündigten, welche zu ihrem Vortheil und Gewinn gereichten. Er suchte sich der einen und der anderen zu entledigen, um, in enger Verbindung mit Fabry und dessen Schülern, Farel, Roussel, Aranda, welche durch die nach Frankreich vordringenden religiösen Bücher Luthers noch besonders angeregt waren, Leben und Lehre umzubilden; er wollte so recht ein Bischof im alten Sinne des Wortes sein und bestieg selbst den Predigtstuhl.

Gerade in Frankreich mußten nun aber alle diese Bestrebungen den hartnäckigsten Widerstand finden. In Paris waltete die große theologische Universität, welche von jeher als die Hüterin der lateinischen Orthodoxie galt. Die armen Meister, für die einst Ludwig IX. das Collegium der Sorbonne gründete, waren seitdem, da sie zugleich die theologische Facultät bildeten, eine Macht in der Welt geworden. Einst, im 13. Jahrhundert, als die römische Kirche Thomas von Aquino heilig sprach, hatten sie auf alle Abweichungen von dem System desselben Verzicht geleistet und sich unbedingt seiner Lehre

den, wenn man die früheren Schriften und namentlich seinen Commentar über die paulinischen Briefe abgesondert von den späteren betrachtete. An der Originalität derselben ist nicht zu zweifeln.

1) Meyer, Geschichte der Schrifterklärung II, 312.

verpflichtet, welche die Kirche erleuchte wie die Sonne den Mond [1]). Mit unverbrüchlichem Gehorsam hielten sie an den alten Satzungen fest; sie erklärten es für ein Gott mißfälliges Werk, auch nur ein Buch zu lesen, das in den Schulen zu lesen nicht ausdrücklich angeordnet worden sei; jede Entfernung von dem Gewohnten fand an ihnen von jeher unversöhnliche Gegner. Sie haben Marsilius in Padua verdammt, die doctrinellen Neuerungen der Nominalisten, die spiritualistischen der Flagellanten, Wiklef und Huß; Hieronymus von Prag ist vor ihnen geflohen. Während des funfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts überwachen sie gleichsam die Lehrmeinungen der gesammten Kirche und bekämpfen jede Neuerung. Wenn Reuchlin in seinem Streite mit den Dominicanern zu Cöln auf eine gewisse Rücksicht bei der Pariser Universität rechnete, namentlich weil er dort studirt und der hohen Schule durch seine Schriften Ehre gemacht habe, so befand er sich im Irrthum; sie stieß, wie man sich ausdrückte, den Sohn von sich, um die Schwester, die Universität von Cöln, nicht fallen zu lassen. Wie hätte da nicht ein so entschiedener Angriff auf das bisherige System, wie der lutherische war, vollends ihren ganzen Widerwillen und Ingrimm erwecken sollen? Gleichsam voraussehend, was da kommen würde, ernannte die Facultät, als die lutherischen Streitschriften ihr im Jahre 1520 vorgelegt wurden, eine Deputation in Sachen des Glaubens, wie eine solche einst zu den Zeiten des Costnitzer Concils erwählt worden war [2]), auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, dessen Anmaßungen mit Ketten und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen seien. Diese Deputation hat, öfter erneuert, mehr als ein halbes Jahrhundert bestanden [3]) und dem Protestantismus einen fast nicht minder bedeutenden Widerstand geleistet, als das Papstthum zu Rom selbst. Ihre Wirksamkeit beruhte darauf, daß die Ketzerei als ein bürgerliches Verbrechen betrachtet wurde, für die Parlamente aber, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, das Urtheil der Sorbonne

1) Decretum pro doctrina M. Thomae 1325, ausgegangen von dem Bischof, vocatis omnibus sacrae theologiae doctoribus bei Argentré: collectio iudiciorum I, 222.

2) Vgl. Argentré: collectio II, 1.

3) Roussel an Farel: „Senatus a parte theologorum stat, et quod ii decreverunt, cunctis comprobat calculis.“

in Bezug auf Ketzer und ketzerische Bücher entscheidend war. Fabry, schon wegen jener gräcisirenden Meinungen verdächtig, ward überdies als ein Lutheraner angesehen; er wendete sich nach Meaux, um nicht als Ketzer in Anspruch genommen zu werden. Aber wie hätte man seine und seiner Schüler Thätigkeit dort dulden sollen? Die über den Bischof sich beschwerenden Mönche fanden Gehör bei dem Parlament; die Sorbonne verdammte einige daselbst bekannt gemachte, der Neuerung verwandte Artikel und forderte Widerruf; ihrer vereinigten Macht vermochte jene reformatorische Genossenschaft nicht lange Widerstand zu leisten, sie ward ganz auseinandergesprengt. Der Bischof nahm nun Bedacht darauf, seinen Ruf als gläubiger Katholik einigermaßen wiederherzustellen, und hüllte sich übrigens in sein mystisches Dunkel.

Die Organe der alten Rechtgläubigkeit übten gleichsam eine unabhängige Gewalt aus. Gab es aber, fragen wir, nicht einen geistreichen und thatkräftigen König im Lande? welche Stellung nahm der in diesen Streitigkeiten ein?

Franz I. liebte weder das Parlament noch die Sorbonne, mit denen er wegen seines Concordates in Hader lag, am allerwenigsten die Mönche: schon lange ging er mit dem Gedanken um, den vornehmsten Gegner ihrer Denkart und Lehrweise, Erasmus, in seine Nähe zu ziehen, ihm eine Stellung an der Spitze eines wissenschaftlichen Institutes zu begründen. Auch der religiöse Geist der Zeit ließ den König nicht unberührt; mit seiner Mutter und Schwester las er wohl in den heiligen Schriften, und man hörte sie darauf bemerken, daß die göttliche Wahrheit — denn es schien ihnen, als geschehe das — nicht als Ketzerei bezeichnet werden sollte. Am Hofe sprach man mit Lob von Doctor Luther und seinen Schriften: die Sorbonne beschwerte sich, daß die Verfolgung der Anhänger und die Vertilgung der Bücher des Ketzers von dorther Hindernisse finde. Nach und nach bildete sich überhaupt zwischen der theologischen Autorität und der Macht des Königthums ein auffallender Gegensatz.

Die Aufsicht über die Druckschriften, welche der Sorbonne zustand, sollte ihr beschränkt werden: einverstanden mit dem Parlament, hielt sie um so strenger darüber.

Als die Facultät im Begriff war, eine Schrift Fabry's zu verurtheilen, forderte der König die Sache an seinen Hof; die Sorbonne ließ sich nicht abhalten, die Schrift dennoch in das Verzeichniß der verbotenen Bücher zu setzen.

Im Sinne des Königs war es nicht, wenn jene reformirende

Gesellschaft in Meaux zersprengt ward: stand seine Schwester doch mit dem Bischof in einem mystisch-religiösen Briefwechsel: er selbst hätte nichts dagegen, wenn Roussel oder Aranda am Hofe predigten.

Seiner besonderen Gunst erfreute sich Louis de Berquin, von allen damals Lebenden vielleicht der Mann, der die erasmischen und lutherischen Ideen am lebendigsten verband. Mit der Anzüglichkeit des Einen greift er die Unordnung der Klöster und das Cölibat aus den Gesichtspunkten der Religion und der Sitte, nichts verhüllend an; aber er zeigt auch Sinn für die Tiefe des Andern, für den Satz, daß alle Christen Priester seien, und eine fast schwärmerische Vorstellung von Gnade und Glauben und der wahren kirchlichen Gemeinschaft. Einmal befreite ihn der König, bald nach seiner Rückkehr aus Spanien, aus dem geistlichen Gefängniß; aber Berquin machte es sich zu einem Ehrenpunkt, vor Feinden wie diese nicht zurückzuweichen: er hielt sich für Mannes genug, dem Syndic der Sorbonne, Beda, dem Führer jener Deputation, ketzerische Meinungen nachzuweisen. Was Franz I. gethan hätte, wenn ihm in dem neu unternommenen Kampf in Italien der Sieg geblieben wäre, wer will es sagen? Aber wie das Erasmus, Berquin warnend, einst bemerkte, die Niederlage, die der König erlitt, schwächte sein Ansehen auch im Innern. Den abermals Angeklagten vermochte er nicht noch einmal zu retten: Berquin wurde im Jahr 1529 auf dem Grèveplatze verbrannt. Das Volk, auf das die Prediger der Sorbonne von jeher den größten Einfluß ausgeübt hatten, bewies dem Unglücklichen nicht so viel Theilnahme wie sonst dem verruchtesten Verbrecher [1]).

Seitdem ging die Sorbonne zu absichtlicher Widersetzlichkeit gegen den König über. Sie suchte die Thätigkeit jenes Collegiums für die alten Sprachen, als es endlich zu Stande kam, zu beschränken; sie beschwerte sich über die Fastenpredigten, die, nicht ganz orthodox, im Louvre gehalten wurden: in einer scholastischen Comödie verhöhnten ihre Schüler die evangelischen Tendenzen der Schwester des Königs; diesen selbst haben sie nicht undeutlich der Ketzerei bezichtigt. Franz I. entfernte einmal Beda und seine vornehmsten Genossen aus der Stadt; aber bald finden wir dieselben zurückgekehrt

1) Erasmus ad Carolum Utenhofium Cal. Jul. 1529: Sic omnium animos in illum excitarant qui — nihil non possunt apud simplices et imperitos.

und in dem alten Thun und Treiben begriffen. Bei dem nächsten Anlasse ward der König von ihnen fortgerissen, selbst an dem Werk der Unterdrückung Theil zu nehmen.

Wenn er nämlich eine gewisse Abweichung duldete, so hatte dieselbe doch sehr bestimmte Grenzen; weder das Princip der hierarchischen Ordnungen, noch das Geheimniß der Eucharistie ward dadurch verletzt. Der König rühmte sich in den Verhandlungen mit den Kaiserlichen noch oft, daß es in seinem Reiche gar keine Ketzer gebe.

Da ereignete sich aber, daß durch einige, die Gunst, die sie erfuhren, sowie ihre Macht und Zahl viel zu hoch anschlagende Neuerer ein öffentlicher Angriff auf die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sakramentes unternommen ward: es scheint selbst, als habe der wiedertäuferische Wahn, der damals, auf eine allgemeine Umkehr zielend, das germanische Europa durchzog, sich auch in Paris geregt [1]). Hierüber gerieth nicht allein die Geistlichkeit und das Volk, sondern auch der König in die größte Aufwallung. Er kam in Person nach der Stadt, um das durch die Verletzung des Hochwürdigsten geschehene Verbrechen durch eine feierliche Procession, bei welcher der ganze Pomp des katholischen Gottesdienstes entfaltet ward, zu sühnen [2]). Den Verfolgungen wurde wieder Raum gelassen; achtzehn der Schuldigen — man sagte, es seien Aufrührer — mußten mit dem Tod im Feuer büßen.

Das hielt den König nicht ab, mit den deutschen Protestanten, zu denen er ein politisches Verhältniß suchte, auch Verhandlungen in Bezug auf eine religiöse Vereinbarung zu pflegen. Geistliche von Einsicht und Milde umgaben ihn in den höchsten Stellen, welche, wie eine gleichzeitige Schule in Italien, zugleich den Mißbräuchen steuern und den Frieden herstellen zu können meinten. Sie rechneten auf die friedfertigsten Männer der protestantischen Partei: der König hatte eine Zusammenkunft von Theologen beider Seiten, eine große

1) Vgl. ein Schreiben Granvella's (Papiers d'état II, 283): „die Kirchen hätten in Brand gesteckt, das Louvre geplündert werden sollen". Größeren Eindruck macht ein Schreiben von Sturm an Melanchthon. Er bezeichnet die Neuerer als homines furiosi, qui metuerunt parum multos fore suarum partium, nisi astutis, ut ipsis videbatur, sed, ut res indicavit, stultissimis et seditiosissimis rationibus regna et gentes perturbarent.

2) „Instructio data Magistro nostro Baluë et Bouchigni" Argentré I, II, 386. Codicillus quo ostenditur non esse disputandum cum haereticis. Ib. 384.

freie Besprechung im Sinn und lud bereits Melanchthon zu sich ein. Allein die Sorbonne widersetzte sich jeder Annäherung irgend einer Art. Sie blieb bei dem Grundsatze stehen, daß man die faulen Glieder von der Kirche abhauen müsse, daß jegliche Gemeinschaft mit den Ketzern gefährlich sei. Und was lasse sich von einer Besprechung mit denen, welche die Principien leugnen, erwarten? Die Principien seien die Traditionen der Kirche, die Decrete der Päpste, die Satzungen der Concilien. Solange diese hohe Schule ihre Autorität besaß, war in Frankreich nicht einmal an Religionsgespräche zu denken, wie sie in Deutschland stattfanden, geschweige denn an irgend eine Verständigung.

In der unmittelbarsten Nähe des Königs regten sich Sympathien für die Protestanten, zum Theil freilich von einer Art, welche ihnen wenig Credit verschaffen konnte [1]). Er selbst besaß nicht den tiefen nachhaltigen Ernst, der zur Durchführung einer kirchlichen Unternehmung gehört hätte. Er sah die Aufgabe seines Lebens in der Behauptung des französischen Gebietes, der Aufrechthaltung seiner großen politischen Stellung, dem Kampfe mit dem Kaiser. Wie wäre von ihm zu erwarten gewesen, daß er sich dem Papst entschlossen entgegengesetzt hätte, der dadurch nur auf die Seite des Gegners getrieben worden wäre? Indem er alle Kräfte seines Landes zum Widerstande gegen denselben vereinigte, durfte er nicht eine Bewegung begünstigen, welche die Nation entzweien konnte.

Im Jahre 1543 erließ die Sorbonne eine Instruction an die Prediger, die eine Erklärung über die in Streit gezogenen Dogmen in einer dem Protestantismus durch und durch entgegengesetzten Auffassung enthält, und der König fand sich bewogen, sie zu bestätigen; denn er müsse einen Zwiespalt in der Lehre, welcher nichts als Empörung hervorbringen würde, vermeiden.

Zur Zeit Franz' I. ist die Abweichung in weiten Kreisen geduldet worden; aber man hat nichts dafür gethan, die Strenge der geistlichen Gesetze für die Zukunft zu mäßigen. Noch unter ihm, dem Könige der Cultur, der eine Ehre darin sah, das Blut seiner Unterthanen nicht zu vergießen, ist es zu gräßlichen Executionen gekommen, in welchen ganze Gemeinden unschuldiger Waldenser hingewürgt worden sind. Lange hatte Franz I. widerstanden; endlich, und zwar, wie

1) Der spanische Gesandte sagt 15. Nov. 1536: Madama de Tampes (Estampes) se tiene en gran manera de la disciplina Lutherana.

sein Nachfolger behauptet, durch falsche Berichte getäuscht [1]), gab er nach.

Sonderbar, daß, was von dem großen Könige gar nicht einmal unternommen werden durfte, von seiner unvergleichlich minder mächtigen Schwester, der Königin Margaretha von Navarra, in ihrem beschränkten Gebiete versucht und bis auf einen gewissen Grad erreicht wurde.

Wir haben der Königin schon gedacht, ihres schriftstellerischen Talentes, welches Keckheit und Anmuth verbindet, sowie des Antheils, den ihr Bruder ihr an der Politik zu nehmen verstattete. Dem venetianischen Gesandten Dandolo erscheint sie als der beste Kopf, dem er überhaupt in Frankreich begegnet sei; er bewundert ihre Aeußerungen über die Dinge des Staates, sowie über die verwickelten Fragen der Religion [2]). In ihrem Bruder sah sie gleichsam das Ideal eines Mannes und begleitete seinen ganzen Lebensgang mit schwärmerischer Bewunderung und jener Theilnahme, die in dem Glücke des Andern die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes sieht; oft mag sie ihm in den Geschäften mit der Ueberlegenheit eines ruhigen, durch keine Leidenschaften getrübten, hellen, weiblichen Geistes zu Hülfe gekommen sein. Aber eine noch selbständigere Aufmerksamkeit widmete sie den religiösen Fragen. Sie hat darüber geschrieben; ein Buch von ihrer Hand ist dadurch merkwürdig, daß darin nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, sondern bloß vom Verdienste Christi die Rede war. Ihre religiöse Poesie hat etwas Schwärmerisches, man möchte, an eine spätere Erscheinung im voraus denkend, sagen, Zinzendorfisches, aber zugleich ein ächtes Gefühl von dem Verhältnisse der in den Verführungen der Welt irrenden Creatur zu dem göttlichen Wesen, aus welchem ihr die Fülle und das Bewußtsein des allgemeinen Lebens zu Theil wird. Auch sie hielt sich innerhalb enger Grenzen der Abweichung; das Geheimniß der Eucharistie hütet sie sich zu berühren [3]). Ganz in ihrem

1) „Sur ce que l'on auroit fait entendre au dit seigneur roi, qu'ils étoient en armes" etc. Ausschreiben Heinrichs II. v. 17. März 1549.

2) „Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forse anco delli huomini. In cose di stato non credo che li si trovino miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio" (Dandolo 1542).

3) „Sire, nuls de nous n'ont été trouvés sacramentaires" Nouv. Lettres de la reine de Navarre 15 éd. Genin. Jene Zeiten mochten sehr

Sinne wirkte Roussel, den sie zum Bischof von Oleron beförderte. Er predigte zweimal, dreimal des Tages, gründete Schulen, unterrichtete selbst darin, denn auf der Jugend schien ihm die Hoffnung der Welt zu beruhen, und theilte sein Einkommen mit den Armen. Seine ganze Religion gründet sich auf einen lebendigen Begriff von der Rechtfertigung durch den Glauben und der unsichtbaren Kirche. So ward das Werk von Meaux in dem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn fortgesetzt. Der Königin, die auch anderen Flüchtlingen eine Freistatt gewährte — in ihrer Nähe starb Fabry — galt es zuletzt als das größte Vergnügen in ihrer Zurückgezogenheit, mit den gleichgesinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forschen, bis sie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, er sei ihr durch eine Erscheinung angekündigt worden, die ihr einen Blumenstrauß zeigte, mit dem Worte „bald".

Erinnerung an die Reformation in Genf.

Noch andere französisch redende Völkerschaften gab es aber, wie von der religiösen, so von der politischen Macht Frankreichs unabhängig, in denen die nämliche Saat selbst zu bedeutenderen Hervorbringungen reifte.

In den von der französischen Krone nicht bezwungenen Gebieten des alten Burgund, die, das Kaiserthum anerkennend, doch in der That volle Unabhängigkeit genossen, stießen die Herzoge von Savoyen und einige Städte der schweizerischen Eidgenossenschaft, beide um sich greifend, auf einander: die einen im monarchischen und katholischen, die anderen im populären und, obgleich nicht ausschließend, doch überwiegend protestantischen Sinne. In der deutschen Schweiz hatte sich die Idee der Reformation, zwar von denselben Principien ausgehend, wie im deutschen Reiche, und im Ganzen übereinstimmend, aber doch wieder in Auffassung der Lehre und den Formen des Lebens abweichend, unüberwindlich aufgestellt.

Da geschah es nun, daß von den Schülern Fabry's der thatkräftigste, Wilhelm Farel aus Gap in Dauphiné, der in Meaux mitgearbeitet, nachdem die dortige Gesellschaft gesprengt war, sich nach

verderbt sein; spätere haben aber auch den reinsten Charakteren Verbrechen angedichtet, die ihnen fern liegen. Sehr unterrichtet ist Schmid: Gérard Roussel, auch über Margaretha.

der Schweiz wandte, an die reformatorischen Männer anschloß, welche dort mitten im Kampfe standen, und seine ursprünglichen Ueberzeugungen durch deren Auffassung erweiterte und befestigte. Diese fühlten so eben, daß sich der Ausbreitung ihrer Lehren an den romanischen Grenzen eine Schwierigkeit entgegenstelle, die sie nicht zu überwinden wußten. die Verschiedenheit der Sprache. Es erschien ihnen als ein unschätzbarer Gewinn und zwar ein solcher, daß der Neuangekommene, dem die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Mission in die romanischen Grenzlande übernahm.

Farel, in seinem durch wiederholte Flucht gestählten Eifer, war ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, ihren Zorn zu reizen, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen, das Toben empörter Volkshaufen zu bestehen. Wo man ihm die Kirchen verschloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, in offenem Felde; aber zuweilen ist er auch in die Kirchen gedrungen; während der Priester noch die Messe las, hat er die Canzel bestiegen; seine Begleiter haben die Consecration der Messe unterbrochen; er selbst soll einmal einem Priester die Reliquien, die er trug, aus der Hand gerissen und ins Wasser geschleudert haben [1]).

Dafür hat man ihm auf seinen Wanderungen aufgelauert; unter den Schlägen der entrüsteten Feinde ist ihm das Blut emporgespritzt und hat nahe Gemäuer geröthet; aber auch in diesem Zustande wäre er doch nicht dahin zu bringen gewesen, einem Heiligenbilde die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, die er als Götzendienst ansah. Indem man ihn schlug, erhob er seine Stimme dawider. Männer, wie diese, sollte man nicht mit den Aposteln vergleichen: vielleicht aber darf man sagen, daß sich in ihnen der Eifer späterer Heidenbekehrer, wie des heiligen Martinus, auf einer anderen Stufe wiederhole.

Doch läßt sich nicht denken, daß es Farel mit seinem Unternehmen gelungen wäre, hätte ihm nicht die Eidgenossenschaft Rückhalt, der Rath und die Gemeine von Bern Antrieb und Förderung gewährt. Denn in seinen Erfolgen sahen sie ihre eigenen. Mit dem Worte des Predigers wirkten überall das Ansehen der mächtigen, ihn begünstigenden Commune und die freie Bewegung der Bürgerschaften

1) Die Zweifel Kirchhofers im Leben Farels heben sich, wenn man die Sache in der ältesten handschriftlichen Aufzeichnung (Ms. Genèv. 14) erzählt findet.

unter dem Schutze des ersten Cappeler Landfriedens zusammen. Farel reformirte nach und nach Aigle, Morat, Neufchatel und Valangin, Moutiers: auch nach Genf hat er die protestantische Lehre zuerst getragen.

In Genf trat sie in den Gegensatz verwandter, doch wieder ganz eigenthümlicher Verhältnisse.

Die Verfassung von Genf beruhte auf dem Ineinandergreifen dreier an sich verschiedenen Gewalten: des Bischofs, dem die fürstliche Macht zustand, des Herzogs von Savoyen, der das Vicedomat erworben hatte, und der, wenn nicht sehr zahlreichen, doch ruhigen, auf ihre Rechte eifersüchtigen und thatkräftigen Bürgerschaft. Im sechzehnten Jahrhundert suchten nun die Herzoge, wie denn etwas Aehnliches an vielen Stellen geschah, ihre Autorität durch Verbindung mit dem Bisthum zu verdoppeln und zu einer wirklichen Herrschaft auszubilden; die Bürger dagegen schlossen sich an die in ihrer Nähe mächtig vordringende Eidgenossenschaft, von der die republikanische Partei in der Stadt ihren Namen Eidgenots annahm; sie traten in Bürgerrecht mit Freiburg und Bern. Gar manchen Anfall des Herzogs hatten sie schon durch deren Hülfe abgeschlagen: im Jahre 1534 waren sie von Neuem auf das ernstlichste bedroht.

Der Adel von Savoyen und Waadt schnitt ihnen die Zufuhr ab und umlagerte die Stadt dann und wann: die Anhänger des Bischofs, aus der Stadt verjagt, nahmen in einem benachbarten Schloß eine feste und überaus beschwerliche Stellung; wehe dem Genfer, der in ihre Hände fiel! Das Eindringen des Protestantismus brachte zunächst widerwärtige Wirkungen hervor. In der Stadt erhoben sich die religiösen Parteien gegen einander; auf Gastgeboten kam es zu blutigen Raufereien zwischen ihnen. Die Schutzorte selbst entzweiten sich. Das katholisch gebliebene Freiburg, sich auf die Macht lehnend, welche seit dem Umschwunge der Dinge nach der Schlacht von Cappel der Katholicismus wieder in der Eidgenossenschaft besaß, war für die katholische, Bern, jedoch nicht ohne Zaghaftigkeit, für die protestantische Partei.

Sehen wir von den einzelnen Vorfällen und ihren Zufälligkeiten ab, so leuchtet ein, daß der protestantischen Tendenz aus dem Gange der Dinge eine überlegene Wirksamkeit erwachsen mußte. So brachte es der Charakter des städtischen Kampfes, der sich hauptsächlich gegen die geistliche Gewalt richtete, nothwendig mit sich. Der Bischof, mit dem Herzog enge verbunden, hatte den Bann über die Stadt ausgesprochen: dieser war von dem Metropoliten, ja von dem

Papst selbst wiederholt worden; innerhalb des Katholicismus gab es kein Recht, demselben zu widerstreben; wollte die Stadt ihre Freiheit behaupten, den Kampf bestehen, so blieb ihr kein Mittel, als sich zu der protestantischen Doctrin zu bekennen, welche sich diesen Verdammungen principiell entgegensetzte. Die allzu enge Vereinigung der geistlichen mit der weltlichen Gewalt, welche den Widerstand mit der Bürgerschaft überhaupt hervorgerufen, trieb sie auch nach dem Protestantismus hinüber.

Die kleine Gemeinde, welche sich, als Farel zuerst daselbst erschien, um denselben her gebildet, wußte sich auch, nachdem er hatte weichen müssen, zu behaupten und entwickelte selbst ohne geistlichen Führer eine nachhaltige Lebenskraft. Als Farel nach einiger Zeit wieder erschien, brachte er mit seinen Predigten eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Man sah Priester ihr Gewand vor dem Altar abwerfen und das Bekenntniß der neuen Lehre aussprechen. Ein Religionsgespräch, das man veranstaltete, schon nicht mehr über die Frage, ob die Predigt geduldet werden, sondern darüber, ob sie nicht allein herrschen sollte, hatte den Erfolg, daß diejenigen selbst, welche die katholische Sache verfochten, zu der protestantischen übertraten.

Alle Anhänger des alten Ritus galten zugleich als Verbündete der auswärtigen Feinde der Stadt. Durch einen Versuch, die vornehmsten Prediger zu vergiften, der an den Tag kam, noch besonders aufgeregt, legte die Commune endlich den Domherren und den religiösen Conventen die Frage vor, ob sie noch etwas zur Vertheidigung der Messe zu sagen wüßten; da diese sich nicht berufen noch geeignet fühlten, den Streit wieder aufzunehmen, hielten sich Räthe und Bürgerschaft für berechtigt, die fernere Feier der Messe durch ein förmliches Edict geradehin zu verbieten [1]. Wer sich dem nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlassen. Unter andern zogen die Schwestern von St. Clara unter dem Geleite des Magistrats aus den Thoren, die Welt kaum wieder erkennend, von der sie so lange getrennt gewesen waren.

Als nun hierüber, wie es nicht anders sein konnte, die nachbarlichen Feindseligkeiten mit verdoppelter Heftigkeit ausbrachen, so daß die Genfer in dringendere Gefahr als jemals geriethen, entschloß sich Bern, sie nicht verderben zu lassen und zugleich den eigenen alten

1) Vgl. die Noten zu Spon Hist. de Genève I, 260, hier fast identisch mit Ruchat V, 300. Nach Vulliemin (Fortsetzung von Müller I, 101) findet sich in den Rathsbüchern keine Meldung von diesem entscheidenden Edict.

Hader mit Savoyen auszufechten. Indem Bern sich des Waadtlandes bemächtigte, rettete es zugleich die Unabhängigkeit und den Protestantismus von Genf und gab demselben einen Rückhalt auf immer. Am 21. Mai 1536 ward ein Generalconseil der Genfer Bürgerschaft gehalten. Der erste Syndic fragte die Versammelten, ob einer von ihnen gegen die Art und Weise, wie das göttliche Wort bei ihnen gepredigt werde, etwas einzuwenden habe. Sie erklärten einmüthig, der evangelische Ritus scheine ihnen der rechte, und ihr Entschluß sei, der römischen Kirche auf immer abzusagen.

Ein welthistorisches Ereigniß, daß hier in der Mitte von Europa unter einer romanischen Bevölkerung eine Lehre Wurzel faßte, die eben die Feier, welche bisher der Mittelpunkt des Glaubens und Dienstes gewesen war, verbot und verbannte. Und zwar durchdrang sie sich in ihrer ersten Aufstellung mit den Bestrebungen einer sich von der geistlich=weltlichen Gewalt, der sie bisher gehorcht hatte, emancipirenden Gemeinde; mit ihnen zugleich setzte sie sich durch: nicht daß sie darin aufgegangen wäre, aber sie gab ihnen Begründung und tieferen Antrieb; in der protestantischen Idee, ohne die sich auch keine Hülfe von Bern hätte erwarten lassen, lag die bewegende Kraft des Ereignisses.

Den religiösen Gedanken nun aber aufrecht zu halten, unter Menschen, welche bei ganz anderen Gesinnungen hergekommen und im Sturme der Begebenheiten zu ihm übergegangen waren, hatte fast noch eine größere Schwierigkeit als ihn zu pflanzen. Die immerfort bekehrenden, die Burgen des Katholicismus stürmenden Schüler Farels waren dazu nicht mehr geeignet und überdies so eben in der Waadt vollauf beschäftigt.

Da erschien Johann Calvin aus Noyon — ein Picarde, wie Fabry — in Genf.

Calvin gehört schon zur zweiten Generation der reformatorischen Männer. Er brauchte sich nicht der Sprachen durch einen mühseligen, in der Anwendung die Regeln erst suchenden Fleiß zu bemächtigen: in der Sprache der gelehrten Welt, dem Latein, brachte er es bald zu der Fertigkeit, seine Stimmungen vollkommen auszudrücken: Griechisch, endlich auch Hebräisch lernte er unter guten Meistern. Eben so wenig brauchte er den Kampf mit den Principien der Hierarchie von vornherein durchzufechten: von einem Freunde ward er auf das bereits gegründete System der Lehre aufmerksam gemacht, das auch ihm die Wahrheit zu enthalten schien. Er nahm es jedoch nicht als

etwas Fertiges in sich auf, sondern suchte es durch ein frisches Studium der heiligen Schriften zu begreifen und zu verjüngen.

Widerwärtig waren ihm die, welche, wenn sie aus Melanchthons Lehrbuch einige Sätze gefaßt, sich schon für gemachte Gelehrte hielten. Er dagegen pflegte bis tief in die Nacht zu studiren und, wenn er am Morgen erwachte, alles, was er gelesen, sich in einsamer Stille zu überlegen: dies ungestörte Sinnen und Denken machte ihn glücklich. Er hat oft gesagt, er hätte nichts gewünscht, als das all sein Lebtag fortzusetzen: denn von Natur sei er furchtsam und meide den Streit. Allein wie wäre in jenen Zeiten an ein sich selbst bestimmendes und zugleich ruhiges, gelehrtes oder religiöses Dasein zu denken gewesen? In den Verfolgungen des Jahres 1534 mußte Calvin Frankreich verlassen; der Sturm verschlug ihn nach Genf, wo er gerade in den Tagen der Entscheidung anlangte. Seine Absicht war nur eben Farel zu begrüßen und alsdann weiter zu gehen, noch mehr zu sehen und zu lernen. Aber Farel, der sofort seine ganze Fähigkeit ermaß, war entschlossen, ihn nicht ziehen zu lassen. Als Calvin seiner Bitte, bei ihm zu bleiben, widerstand, kündigte er ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, der ihm die Muße der Studien zum Fluch gereichen lassen werde. Denn so gingen diese Männer mit einander um; Calvin sagt, es sei ihm gewesen, als sehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten; er wagte nicht, zu widerstehen.

Auch in jenem Jahrhundert hat man schon die verschiedenen Epochen der Reformation unterschieden. Man hat in Luther den großen Befreier begrüßt und die Aufgabe der Späteren hauptsächlich darin gesehen, das christliche Leben einzuführen.

Für Farel und Calvin war dies die von dem Moment gebotene Aufgabe. Indem sie aber daran gingen, sie zu erfüllen, stießen sie auf einen zunächst unüberwindlichen Widerstand.

Ein von den Bürgern in ihren verschiedenen Bezirken bereits angenommenes Bekenntniß, in welchem die Strafe der Excommunication für grobe Vergehen festgesetzt war, fand doch nach der Hand hartnäckigen Widerspruch. Viele hatten die Reform ergriffen, weil sie eine größere Freiheit des persönlichen Lebens von ihr erwarteten: wie sollten sie sich den strengen, zuweilen auch in der That kleinlichen Ordnungen der neuen Prediger fügen? Ob es auch hier wiedertäuferische Regungen gab, wüßte ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen;

doch ist es damals behauptet worden [1]). Nach einigen Jahren harten Kampfes wurden die unbeugsamen Prediger aus der Stadt verwiesen: ungehört mußten sie dieselbe verlassen.

Calvin war weit entfernt, sich für seine Person darüber zu kränken. Er hatte Widerwärtigkeiten aushalten müssen, mit Gewissensqualen verbunden, bitterer, wie er sagt, als der Tod, an die nur zurückzudenken ihm graute. Er begann jetzt in der That wieder zu wandern und zu lernen; besonders trat er mit den deutschen Reformatoren in Schriften und auf den Reichstagen in nähere Beziehung. Aber bald zeigte sich, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte. Nach zwei Seiten hin ward von seinen Gegnern die Unabhängigkeit der Stadt bedroht. Die einen, die zum Katholicismus neigten, dachten die alte Verfassung wiederherzustellen; die anderen zeigten eine Nachgiebigkeit gegen Bern, die den Preis des Kampfes, eine freie Stellung in der Welt, gefährdete und damals selbst eine Warnung des kaiserlichen Hofes hervorgerufen hat. In neuen inneren blutigen Conflicten wurden die einen und die anderen bezwungen. Diejenigen behielten den Platz, die das Heil der Stadt in der Aufrechterhaltung des strengen protestantischen Begriffes sahen. Innerlich von demselben durchdrungen, hielten sie dafür, daß alles, was sie gelitten und erfahren, nur eine Strafe für die Entfernung ihrer Prediger sei, und beschlossen, sie zurückzurufen. Wie unendlich schwer es Calvin auch wurde, so gab er doch auch diesmal den beschwörenden Ermahnungen Farels, der für sich selbst in Neufchatel gebunden war, nach; er zog in Betracht, daß das menschliche Leben zum Kampfe bestimmt sei, und kehrte im Herbste 1541 nach Genf zurück.

Die, wenn nicht ausgesprochene, doch von selbst verstandene Bedingung seiner Rückkehr war die Ausführung seiner Kirchenzucht. Aus den drei Räthen der Stadt wurden zwölf Aelteste gewählt, die mit den Predigern zusammen das Consistorium bildeten, welches die Auf-

1) Vie de Farel (Ms. zu Genf): ils eurent rudement à combattre contre les vices et les vicieux et surtout contre une faction d'anabaptistes. — Einen der vornehmsten Streitpunkte gab der Schmuck der Bräute, die plicatura capillorum, welche die Prediger nach 1. Petri 3, 3 nicht dulden wollten. In den Registern der Republik, 20. Mai 1537, findet sich, daß man Mütter und Freundinnen, welche am Erscheinen einer Braut avec les cheveux plus abattus qu'il ne se doit faire Theil hatten, in Strafe nahm. Die neuen Prediger verpflichteten sich, die Einsegnung der Bräute en cheveux pendants zu dulden.

sicht über das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde führte und das Recht hatte, die Excommunication auszusprechen.

Die christliche Grundanschauung, die in den erweckten Franzosen dieser Zeit erscheint, ist die der höchsten Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch die Gnade, Gottes mit seinen Gläubigen durch die Kirche. Calvin, vor den möglichen Folgerungen nicht zurückweichend, bildet sie zu dem Satz aus, den er selbst als einen schreckenvollen bezeichnet, daß von Anbeginn über einen Jeden bestimmt sei, ob er zu den Erwählten oder den Verworfenen gehöre; das Heil der ersten könne, auch wenn sie irren oder fallen sollten, nicht verloren gehen. Wenn nun hiernach die wahre Kirche nur aus den Erwählten bestehen sollte, so bescheidet er sich doch, daß man dieselben nicht unterscheiden könne und einen jeden als Mitglied der Kirche anerkennen müsse, der sich zu ihr halte. Aber um so strenger will er diejenigen absondern, welche sie durch Wort oder That verleugnen. Aus der Tiefe seiner religiösen Anschauung erhebt sich ihm die Nothwendigkeit der Kirchenzucht und zunächst der Ausschließung von der Eucharistie. Wenn er die mit der Lehre von der Transsubstantiation zusammenhängenden Ansichten vom Sacrament verwarf, so war er doch fern davon, dessen Bedeutung schmälern zu wollen: in dem geistlichen Genusse, wie er ihn faßte, sah er den Mittelpunkt des kirchlichen, ja des gesammten individuellen und bürgerlichen Lebens.

Darin überhaupt lag seine Abweichung von dem Katholicismus nicht, daß er das Leben von der Herrschaft des geistlichen Gesichtspunkts unabhängig gemacht hätte. Ganz im Gegentheil. Indem er die Satzungen der lateinischen Kirche verwarf, nahm er es um so strenger mit dem Inhalt der heiligen Urkunden, für deren Lehrzusammenhang ihm eine großartige Gabe der Auffassung beiwohnte. Indem er sich mit einer mächtigen Gemeinde von der hierarchischen Corporation losriß, welche Europa beherrschte, suchte er die tiefste Gemeinschaft, die der Idee der Kirche zu Grunde liegt, zu realisiren.

Unter seiner Leitung, denn auch an der weltlichen Gesetzgebung nahm er Antheil, wurden dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt. Dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten ward ein bestimmtes Maß gesetzt: der Tanz verboten: gewisse Bücher, wie den Amadis, sollte Niemand lesen; Spieler sah man, die Karten in der Hand, am Pranger ausgestellt. Alle Jahre einmal ward in jedem Hause die Kunde und Beobachtung der religiösen Vorschriften geprüft: im Rathe ward die gegenseitige Rüge

der Fehler, die ein Mitglied an dem anderen wahrnahm, eingeführt. Gegen Ueberschreitungen kannte man keine Nachsicht. Eine Frau ist verbrannt worden, weil sie unzüchtige Lieder gesungen hatte: einer der vornehmsten Bürger mußte, eine niedergesenkte Fackel in der Hand, auf dem großen Platze niederknieen und öffentlich um Vergebung bitten; denn er hatte die Lehre des Heils und den großen Prediger persönlich verhöhnt. Gemäß einer Forderung der Volksversammlung ist die Strafe des Todes auf den Ehebruch gesetzt worden; der Mensch, der dieselbe erlitt, hat sterbend Gott für die strengen Gesetze seiner Vaterstadt gepriesen.

Der Grundsatz war, daß man Laster und Sünde vertilgen müsse, weil ihre Duldung den Zorn und die Rache Gottes herbeiziehen würde.

Wie so ganz mißverstand Michel Servet die Dinge der Welt, wenn er mit seinen Ansichten, die in die Meinungsgegensätze der späteren Zeit weit hinübergreifen, in der damaligen aber keinen Platz hatten, sich in diese Burg einer mit der strengsten Zucht verbündeten neuen Orthodoxie wagte! Wahrscheinlich haben die einheimischen Feinde Calvins, die zwar besiegt, aber nicht vollkommen vernichtet waren, ihm falsche Hoffnungen gemacht. Wie wäre es sonst zu begreifen, daß der geistvolle Mann sich so weit bringen ließ, den Kampf mit Calvin in aller Form aufzunehmen, ihn als einen Nachfolger des Simon Magus zu verklagen, ja sogar dessen armselige Besitzthümer für sich zu seiner Entschädigung zu fordern [1])? Die Meinungen Servets wurden von den schweizerischen, deutschen und englischen Theologen einmüthig verurtheilt. Denn die vollzogene Neuerung hat das Bedürfniß, sich Grenzen zu setzen, damit man sehe, wo sie aufhört; sie selbst will es wissen. Calvin hielt es für seine Pflicht, die Welt vor der Verführung und Ansteckung zu sichern, mit welcher dieser Mensch sie bedrohe, und beförderte seine Hinrichtung. Dem Socinianer Valentin Gentilis wäre später dasselbe geschehen, hätte er sich nicht durch einen reuevollen Widerruf gerettet.

Man wird fragen, wie es möglich war, daß eine so fanatische Strenge in dem lebenslustigen Genf durchdringen konnte. Wie einst Ausgelassenheit und sinnliches Treiben von der Hofhaltung der Herzoge und den Häusern reicher Domherren ausging, so schloß die

1) Rilliez, Relation du procès intenté contre Mich. Servet: „Comme magicien qu'il est, doyt être exterminé et déchacé de vostre ville et son bien adjugé à moi en recompanse du mien, qu'il m'a fait perdre“.

strenge Sittenzucht zugleich ein republikanisches Element in sich ein, ungefähr, wie dies kurz vor dieser Zeit in Florenz bei den Anhängern Savonarola's der Fall gewesen war. Die Unabhängigkeit der Stadt war nun einmal mit dem positiven protestantischen Princip auf das genaueste verwachsen. Die strengste Durchführung desselben schien sie am besten zu sichern.

Bei der engen Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt, die hier wieder zu Stande kam, war die Frage nicht zu vermeiden, inwiefern die erste von der anderen abhängig sei oder nicht. Die Faction der Libertiner, die übrigens auf sehr außerordentliche, gar nicht mehr christliche Doctrinen verfallen zu sein scheint, bestritt die Autonomie der geistlichen Gewalt. Sie stellte die Forderung auf, daß die Aussprüche des Consistoriums, das aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt, doch vorzugsweise einen geistlichen Charakter trug, einer Appellation an den Rath der Zweihundert unterliegen sollten, da dieser der Träger der Souveränetät sei. Calvin ließ sich nicht so weit bringen. Er behauptet, wie die Geistlichen als Unterthanen dem Rath unterworfen seien, so müsse sich der Rath in geistlichen Dingen dem Worte Christi unterordnen, als dessen Interpreten er die geistliche Behörde betrachtet[1]). Nicht ohne mannigfaltige Kämpfe erhielt er das Consistorium in vollem Besitz der kirchlichen Disciplin und der Excommunication.

Calvin lebte in beschränkten Verhältnissen von einem unbegreiflich geringen Gehalte, jedoch mit dem Stolze, niemals eine Unterstützung annehmen zu wollen, auch nicht zur Heizung seines Zimmers: die Fremden erstaunten, wenn er ihnen die Thüre seiner Wohnung selbst öffnete. Aber mit dieser primitiven Einfachheit im Privatleben verband er ein hohes öffentliches Ansehen. In dem Consistorium nahm er, ohne dazu gewählt zu sein, den Präsidentenstuhl ein; Niemand hätte es für eine Anmaßung gehalten; durch persönliche Ueberlegenheit beherrschte er seine Collegen und die Kirche. Ein amtlicher Antheil an der Verwaltung der Republik kam ihm nicht zu: nur in schwierigen Angelegenheiten pflegte er zu Rathe gezogen zu werden; aber es ist unleugbar, daß er, mochte er es suchen oder nicht, zugleich als städtisches Parteihaupt lebte. Unerträglich war es

1) Wie es nach den ordonnances ecclésiastiques der Geistliche ausdrückt: „je promets servir tellement à la seigneurie et au peuple, que par cela je ne sois aucunement empêché de rendre à Dieu le service que je lui dois en ma vocation“.

ihm, von dem Schwanken der republikanischen Parteiung hin und her geworfen zu werden: sowie er sich einigermaßen fähig dazu wußte, ergriff er den nächsten Anlaß, um den Streit zu vollem Ausbruche zu bringen und die Entscheidung herbeizuführen, die denn zuletzt immer für ihn ausgefallen ist. Wären seine Freunde in der Minderheit geblieben, so hätte auch er sich nicht lange behaupten können. Von dem größten Werthe war es für ihn, daß er, im Widerspruche mit den Libertinern und deren Anhang im Volke, den Franzosen, welche um der Religion willen ihr Vaterland verlassen und sich um ihn gesammelt hatten, Aufnahme in die Bürgerschaft und in die Räthe verschaffte, sie waren seitdem seine beste Stütze. Calvin kannte den Werth eines friedlichen Daseins; er hatte Sinn für häusliche Zurückgezogenheit und das Glück der Freundschaft; aber unaufhörlich finden wir ihn in leidenschaftlichem Kampfe. Wohl wohnte ihm von dem Tone der Mäßigung, die sich in der Literatur ziemt, ein Begriff bei, er hat denselben an Anderen vermißt; aber seine eigenen Streitschriften gehören zu dem Heftigsten, was jemals vorgekommen ist. In einer Sache, für die er jeden Augenblick persönlich einzutreten bereit war, nahm er sich nicht übel, wenn er, wie er sagt, von dem Sturmwind ergriffen wurde; nicht anders sei es den Aposteln und Propheten ergangen; Christus selber zürne. Sein Sinn und Wesen erinnert nicht an die milde Anmuth, durch welche die Landschaft, in der er lebte, so berühmt ist, sondern an die rauhen Tage, die dann und wann auch in ihr eintreten, wenn die Fluthen des Sees brandend wie Meereswogen ans Gestade schlagen und die Rhone ihre grünblauen Gewässer in heftiger Wellenjagd die Stadt vorübertreibt, nach den schroffen Abhängen der Berge, zwischen denen sie ihren Weg zu suchen hat.

So eroberten sich diese beiden, von ihrem Vaterland ausgestoßenen Franzosen gleichsam eine neue Welt für die Idee, um deren willen sie hatten fliehen müssen; Farel nahm sie in Besitz, Calvin behauptete sie an der bedeutendsten, am weitesten gegen den Feind vorgeschobenen Stelle, und organisirte sie. Genf war noch immer die gewerbfleißige Stadt die es bisher gewesen: aber das Geräusch des Handwerkes und des Hammers wurde nicht mehr durch den Lärm städtischer Tumulte, kirchlichen Pomp und ausgelassene Vergnügungen unterbrochen: auch in den höheren Ständen war alles Ordnung, Zucht und Arbeit. Es war noch immer wie von jeher eine Hauptstätte der Communication des mittleren Europa; aber hauptsächlich waren es die um der Religion willen Vertriebenen,

welche sich hierher zurückzogen und, in den Kirchen oder neu errichteten Schulen ausgebildet, von da wieder in die Welt ausgingen. Alles Fremdartige in seinem Innern vertilgend, das Verwandte an sich ziehend, pflegend und im geeigneten Moment wieder aussendend, erscheint Genf wie eine kriegerisch religiöse Mark, an den Grenzen einer feindseligen Welt zum Angriff und zur Vertheidigung.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß Genf seine Erhaltung hauptsächlich dem politischen Systeme der französischen Könige verdankte.

Indem Franz I. den Herzog von Savoyen angriff und verjagte, entfernte er den vornehmsten Feind der Stadt und sicherte ihre Unabhängigkeit. Auch Heinrich II. hat sie einst ermahnen lassen, gegen den Kaiser auf ihrer Hut zu sein, und ihr seine Hülfe zugesagt [1]. Für den Kampf der französischen Könige mit Spanien war die Verbindung, wie mit der Schweiz überhaupt, so besonders mit Genf ein wesentliches Moment.

Aber eben dieses Genf stand nun mit dem religiösen Systeme, das die Franzosen beherrschte, im feindlichsten Gegensatze. Wie weit lagen die Ideen zurück, mit denen sich die Kirche zu Meaux und Roussel in Bearn begnügten; selbst die Tendenzen der lutherischen Reform wurden weit überboten. Diese genferische Kirche trug das Gepräge der republikanischen Stürme, unter denen sie sich durchgesetzt hatte. Die eingreifende Spontaneität der Gemeinden und jedes Einzelnen, das Mitwirken von Laien bei dem Erschaffen der geistlichen Macht, die logische Strenge der Lehre und die praktische des Lebens gaben dem ganzen System einen höchst eigenthümlichen Charakter, der für den Genius der Franzosen, aus dem er entsprungen war, eine unendlich anziehende Kraft besaß, andere freilich eben so gewaltsam abstieß.

Letzte Zeiten Heinrichs II.

Was wir an Franz dem I. bemerkten, eine innere Sympathie wenigstens mit den ersten Tendenzen der Neuerung, davon ist bei Hein-

1) Schreiben Calvins an Viret 15. Jan. 1548: venit a rege nuncius cum fiduciariis literis, et amice hortatus est, ut bono essemus animo, et tamen vigilantia opus esse monuit; Caesarem enim magnas habere copias. — — Regem quoque suis partibus non defuturum promisit. (Ms. Genev. 106.)

rich II. nicht die Rede; er blieb bei dem Religionsbegriffe stehen, den man ihn gelehrt hatte, und hielt die streitende Kirche für hinreichend bewaffnet, um innerhalb seines Reiches jede Abweichung zu ersticken.

Die Sorbonne war unaufhörlich beschäftigt, die verdächtigen Bücher, die man aus der Fremde einbrachte oder auch in Frankreich erscheinen zu lassen Mittel fand, zu censiren. Schon im Jahre 1544 gab sie ein Verzeichniß von verbotenen Büchern heraus, wie von Giftpflanzen, vor denen der Mensch sich hüten müsse, das sie dann von Jahr zu Jahr vermehrte. Wenn man ihre Register ansieht, so fällt es auf, wie viel ihr die abweichenden Meinungen der Klosterbrüder zu schaffen machten. Eine Anzahl Augustiner wird verdammt, weil sie leugnen, daß die Heiligen Wunder thun: ein Carmeliter, weil er in seiner Predigt eben an einem Feste der Mutter Gottes das Ave Maria weggelassen hat; andere, weil sie das Abendmahl nach lutherischem Ritus halten oder sich zu Luthers Rechtfertigungslehre bekennen; Cistercienser, Minoriten, selbst Dominicaner werden verurtheilt. Auch mit Uebersetzungen der Bibel hat die Sorbonne viel zu thun: sie verdammt dieselben einfach deshalb, weil sie von der Vulgata abweichen. Sie will den alten Lehrbegriff der lateinischen Kirche, wie er sich durch St. Thomas gebildet und in den hierarchischen Jahrhunderten die unbedingte Herrschaft besessen hat, so wie er ist, aufrecht erhalten: ohne alle Abweichung. nähere oder fernere, ohne alle Verdunkelung; der aufkommende Orden der Jesuiten erweckt ihr Verdacht.

Seit dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts waren Hinrichtung und Confiscation der Güter die von der Kirche den Ketzern bestimmte Strafe. Wenn diese Strafe, heißt es in einer Bulle Innocenz' III., durch die Gesetze den Majestätsverbrechern bestimmt sei, wie viel mehr müsse sie diejenigen treffen, welche die göttliche Majestät beleidigen. Gottheit und Kirche aber waren, wie man weiß, identische Begriffe. Der Beleidigung der göttlichen Majestät machten sich alle die schuldig, welche über die sieben Sacramente anders lehrten, als die römische Kirche. Auch ihre Vertheidiger wurden mit Infamie und Unfähigkeit zu allen Stellen belegt [1]). Alle weltlichen Gewalten sollten verpflichtet sein, die von der Kirche bezeichneten Ketzer im Umkreis ihrer Jurisdiction

1) Vgl. Satzungen Lucius' III. von 1185, Innocenz' III von 1199 und von 1215. Decretale Gregorii IX, lib. V. c. 7. 9. 12.

zu vertilgen, bei ihrer Erhebung zur Macht dies beschwören und, wenn sie es vernachlässigen, durch kirchliche Censuren dazu gezwungen werden. Diese Ansichten waren dann in die Gesetzbücher übergegangen. In den französischen, wie in den englischen, wird die Abweichung im Glauben dem Verbrechen wider die Natur gleichgestellt, das ebenfalls mit Tod im Feuer und Confiscation bestraft wurde [1]).

Das Emporkommen des deutschen Protestantismus war nur dadurch möglich, daß eine Anzahl von Fürsten und Städten, durch Reichsschlüsse dazu ermächtigt, den geistlichen Gesetzen ihren weltlichen Arm versagte. In Frankreich aber waren solche noch in voller Geltung. Im ganzen Umkreise des Reiches forschten die Inquisitoren ketzerischer Bosheit den Bekennern abweichender Lehren nach, bestimmten Beschaffenheit und Grad ihres Vergehens und brachten die dergestalt qualificirten Angeklagten vor die unteren Gerichte, die denn fast immer auf die härtesten Strafen erkannten. Die armen Leute appellirten an die Parlamente, und diese pflegten Milderungen eintreten zu lassen, jedoch nur bis auf ein Maß, welches noch immer überaus schrecklich war. Von Zeit zu Zeit erschienen königliche Edicte, welche das Verfahren näher bestimmten oder änderten, aber in der Hauptsache weit entfernt waren, etwas zu mildern. Tod im Feuer und Confiscation der Güter waren gegen alle diejenigen an der Tagesordnung, die gegen Sacrament oder die Verehrung der Heiligen verstießen; nach dem Edict von Compiegne sollten selbst die den Tod verwirkt haben, welche verbotene Bücher einführen oder auch nur verbreiten [2]).

Indem man aber jeden Widerspruch mit Feuer und Schwert bestrafte, wuchsen die Mißbräuche der Kirche, die denselben eben aufriefen, immer fort.

Das Concordat, welches die Besetzung der geistlichen Pfründen so ganz in die Hände des Königs legte, brachte die verderblichsten Wirkungen hervor. Der König belohnte damit die Dienste, die ihm in Haus und Hof oder im Kriege geleistet wurden, gab den nachgebornen Söhnen der Edelleute davon zu leben. Mancher empfing sie im Namen seiner Kinder; ein Italiener wird genannt, der 10000 Ducaten kirchliche Einkünfte auf den Namen seiner kleinen Söhne

1) Beaumanoir, éd. Beugnot, c. XXX, p. 413.

2) Aus einem Auszug aus den Parlaments-Registern von Dongois († 1717) schöpfte Taillandier Mémoire sur les registres du parlement sous Henri II. (Mémoires des antiquaires de France XVI, 386.)

zog, die nach seinem Tod an seine Gemahlin übergingen. Aber nicht Jeder hielt für nöthig, die Pfründe, die ihm zu Theil wurde, auf einen fremden Namen schreiben zu lassen. Es kommen Kriegsleute vor, die zugleich ihre Compagnie zu Fuß anführen und im eigenen Namen reiche Abteien besitzen. Manche unternahmen, so wenig sie dazu taugten, das erlangte Amt auch zu bekleiden. Menschen, die noch gestern Soldaten oder Hofleute gewesen, oder kaufmännische Gewerbe getrieben, sah man heut im bischöflichen Ornat oder als Aebte einhertreten. Persönliches Verdienst, guter moralischer Ruf, selbst Gelehrsamkeit wurden dabei nicht berücksichtigt; alles kam auf die Verhältnisse an, in welchen man zum Hofe stand. Was sollte man dazu sagen, daß eben die Buhle des Königs, die Herzogin von Valentinois, die Vertheilung der kirchlichen Pfründen in ihrer Hand hatte [1])?

Sowie das moralische Gefühl in frischer Schärfe wieder erwachte, mußte dieses Verhältniß überhaupt als ein Gräuel erscheinen. Man nahm keine Rücksicht auf das, was sich etwa zur Entschuldigung sagen ließ, und glaubte eher das Schlechteste, was aus alten Zeiten davon erzählt wurde.

Wie die Herzogin, so wurden auch der Connetable und der Cardinal von Lothringen als eigensüchtig und geldgierig betrachtet. In der Cumulation von einer Menge Stellen und Würden, die ihm eine sehr auffallende Summe von Einkünften verschafften, sah der Connetable so wenig ein Unrecht, daß er vielmehr stolz darauf war: aus den Abzeichen derselben stellte er eine Devise zusammen mit der Umschrift: „Gott und mein Dienst". So waren sie aber alle gesinnt. Die Parteiungen, die wir zwischen ihnen bemerken, beruhen weniger auf ausgesprochenen, verstandenen Gegensätzen, als auf persönlichen Interessen. Jede Partei und Familie hätte am liebsten den König ausschließend in ihren Händen gehabt. Heinrich II. besaß nicht genug angeborne Energie; wenn wir so sagen dürfen, er war nicht wahrhafter König genug, um den Kreis zu durchbrechen, den seine Großen und Höflinge um ihn zogen: er ließ sie gewähren und bewilligte, was sie verlangten. Von dem Marschall St. André, dessen persönlicher Umgang ihm besonders angenehm war, behauptete die Welt, er befördere die Verfolgungen, um aus den Confiscationen sich zu bereichern. Das war insofern nicht unmöglich, als der

1) Soranzo: particolarmente la dispensatione delli benefici ecclesiastici è in man soa.

Ertrag der Confiscationen einen Theil des königlichen Einkommens, der Parties casuelles bildete, welcher verschenkt zu werden pflegte. Welch einen Eindruck aber mußte es machen, wenn die Verfolgung als ein Hülfsmittel der Habsucht der Großen erschien, unter einem Könige, der nicht selbst zu den Dingen sah!

Will man Gedanken und Meinungen des damaligen Frankreichs kennen lernen, so muß man Rabelais lesen. In dem Abbilde von Zuchtlosigkeit, voll abstoßender Nacktheiten, das er aufrollt, verbirgt sich ein tiefer Ernst. Rabelais ist einer der wenigen Meister der Satire, welche die Mängel einer ganzen Zeit in großen und wahren Umrissen schildern. Er zieht die Irrungen aller Stände vor das Gericht des gesunden Menschenverstandes, die Vergeudungen der Landesvorsteher, geduldet von allzunachsichtigen Königen, — die Unordnungen der Hauptstadt, bei denen sich der Fremde nur wundert, daß der König sie durch Justiz nicht besser im Zaume hält, — die Mißbräuche dieser Justiz selbst, ihre die Sachen verdunkelnden Formen, ihre Schreibereien in den Processen, die zuletzt doch nur wie durch den Zufall des Würfelspiels entschieden werden, — die Erpressungen der Rentkammer, welche aus allem, was ihr vorkommt, trinkbares Gold zu ziehen weiß [1]). Wie wenig kennen ihn die, welche bei ihm hauptsächlich Anspielungen auf kleine Vorfälle des Hofes, auf eine und die andere unbedeutende Persönlichkeit suchen! Die mancherlei Beschwerden und Anliegen der Nation, die sich noch nicht geradezu hervorwagen, erscheinen in den sinnreichen Phantasiestücken des Patrioten in der Narrenkappe. Seine vornehmste Richtung aber ist die religiöse. Die abenteuerlich gigantischen Helden, an deren Erziehung der Wechsel der Zeiten geschildert wird, theilen die Ueberzeugungen der Protestanten: sie wollen die Wahnpropheten nicht mehr dulden, sondern zum Dank für ihre Siege nur das wahre Evangelium predigen lassen. Am bittersten werden, dem Sinne der Zeit gemäß, die heuchlerischen Mönche verhöhnt, die ihre Wohnstätten mit ekelhafter Unzucht bezeichnen. Aber auch tiefer in das Innere der clericalen Zustände führt uns der Satiriker; er schildert das goldene Buch der Decretalen mit seiner Wunderkraft, die Gläubigen zu beglücken, die Ungläubigen zu verderben; die Gefängnisse, in denen die neuen Ketzer schmachten, die Strafen, die sie erleiden, bis wir

1) In der Frage, ob das fünfte Buch, worin diese Schilderung vorkommt, von Rabelais selbst ist, halte ich mich an das Urtheil des gelehrtesten der früheren Herausgeber, unseres Duchat, der es annimmt.

endlich das Ungeheuer selbst erblicken, von dem alle Qualen ausgehen: zugleich lechzender Wolf und wedelnder Hund, dessen Tatzen voll Blut, seine Krallen wie Harpyienkrallen, über seinem Sitze das Bild der Ungerechtigkeit. Es liegt etwas Erhabenes in dem gräßlich Grotesken seiner Schilderung.

Waren Gesinnungen wie diese in der Nation und drangen sie in die Literatur ein, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl der Protestanten immer anwuchs: die Verfolgungen, die sie trafen, gaben ihnen neue Lebenskraft.

Noch zu Franz' I. Zeiten zeigten ganze Städte, wie Caen, Rochelle, Poitiers, eine entschiedene Hinneigung zur Reform [1]). Zu öffentlichen Kundgebungen kam es nicht; aber die Magistrate hielten nicht für gut, den Privatmeinungen nachzuforschen.

Unter den folgenden Kriegsunruhen konnte die Aufsicht nicht anders als noch mehr nachlassen. Im Jahre 1555 wagte es eine Congregation zu Paris, in ihrer Mitte eine Taufhandlung zu vollziehen. In kurzem bildeten sich andere kleine Gesellschaften, in der Normandie, längs der Loire, in Orleans, Tours, Blois, Angers, — in Poitiers, ganz Saintonge und unter den Seefahrern der benachbarten Inseln.

Man hat oft behauptet, in Dauphiné und Provence habe die Einwirkung der Waldenser die Reform befördert; in Languedoc seien Ueberreste der Albigenser in die neuen Gemeinden übergegangen: es ist niemals mit der Genauigkeit nachgewiesen worden, die der Historiker wünschen sollte; doch hat namentlich das Erste in sich alle Wahrscheinlichkeit: eben in jenen Gegenden sehen wir die neuen Pflanzungen besonders gedeihen.

Um das Jahr 1558 glaubte man schon 400,000 erklärte Reformirte im Reiche zählen zu dürfen, — und war erstaunt über ihren engen Zusammenhang unter einander. In der That faßten sie die Absicht und führten sie bald darauf aus — zu Paris, im Mai 1559, im Angesicht der errichteten Scheiterhaufen — sich eine gemeinschaftliche Verfassung zu geben. Das Genfer Consistorium ward nun auch

1) Cavalli: Li maestri di Sorbonna hanno autorità estrema di castigare li eretici, il che fanno con il fuoco, brustolandoli vivi poco a poco. Ma il luteranismo è tanto ampliato ora per tutto, che non solo si trova qualche eretico, ma le città intiere; che vivono non già in palese, ma con tacito consenso privatamente tutti, a costume de protestanti: Caen, Rochella, Poictiers, e simili assai in Provenza.

in den französischen Gemeinden eingeführt. Keine Gemeinde sollte etwas über die andere zu sagen haben: für die allgemeinen Geschäfte wurden Versammlungen der Abgeordneten, Besprechungen oder Synoden, je nachdem ihr Kreis enger oder weiter war, angeordnet, und ein allgemeines Glaubensbekenntniß ward angenommen.

Man begreift es, wenn die Sorbonne und die Geistlichkeit, durch die wachsende Zahl der Abtrünnigen aufgeregt, alle ihre gesetzlichen Mittel und ihren Einfluß auf die Volksmassen anwenden, um sie zu vernichten; denn es waren ihre offenen Feinde. Fragen darf man aber, ob diese Gesichtspunkte auch die richterlichen Behörden und ob sie die Regierung beherrschen mußten.

Eben darum, weil trotz der engen Verbindung doch auch immer eine starke Differenz zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Princip obwaltete, hatte man hier zu Lande der geistlichen Macht keineswegs eine unmittelbare Action gestattet. Als einmal ernstlich davon die Rede war, die in Rom erneuerten und geschärften Einrichtungen der kirchlichen Inquisition, die sich in Italien sehr wirksam erwiesen, auch in Frankreich einzuführen, widersetzte sich das Parlament, weil man die Unterthanen des Königs nicht der Willkür der bischöflichen Officialen überlassen dürfe [1]). Es behielt die Entscheidung in geistlichen Processen in seiner Hand.

Wenn aber hiermit — denn welchen Sinn hätte es sonst? — die selbständige Geltung der weltlichen Gesichtspunkte anerkannt war, so mußte sie endlich auch eine Wirkung haben. Die Mitglieder der Gerichtshöfe standen der öffentlichen Meinung einen Schritt näher als die Mitglieder der Sorbonne; sie verfochten in dem strengen Katholicismus nicht so sehr ihre eigene Sache: ganz unberührt von den religiösen Tendenzen der Zeit konnten sie selbst unmöglich bleiben; hauptsächlich aber mußte ihnen einleuchten, daß bei dem Fortschritt des Abfalls, der sich bereits als eine neue Kirche organisirte, die Repression in der bisherigen Weise niemals zum Ziele führen könne.

Im Jahre 1559 zeigte sich in dem Parlament eine bestimmte Absicht der Milderung. Die Criminalabtheilung, genannt Tournelle, an deren Spitze damals zwei Männer von der größten juridischen

1) „L'authorité et souveraineté tant du roi que de sa couronne seroit grandement diminuée quand les sujets naturels du roi seroient prévenus et entrepris par un Official ou Inquisiteur." Bei Crispin, Histoire des Martyrs, 463

Autorität, Seguier und Harlay, standen, wagte es, einige junge Menschen, welche über die Messe abweichende Meinungen bekannten und standhaft festhielten, nicht, wie der Wortlaut der Gesetze verlangte, zum Tode, sondern bloß zur Verbannung zu verurtheilen.

Die Sache machte das größte Aufsehen, sowohl wegen der Männer, die sie unternahmen, als an sich selbst; da bisher ein entgegengesetztes Verfahren befolgt worden war, so hielt man für gut, in einer Versammlung aller Kammern des Parlaments die Frage feierlich zu erwägen. Es mag sein, daß hauptsächlich die Feinde der religiösen Neuerung das veranlaßten; aber auch die Freunde derselben waren nicht dagegen: sie hofften, das gemilderte Verfahren zu einer allgemeinen Norm erhoben zu sehen.

So begannen diese Sitzungen. In den ersten sprachen die alten Räthe, die bisher in der großen Kammer das strenge Verfahren beobachtet hatten, und erklärten sich für dessen Beibehaltung. In den folgenden aber kamen die jüngeren Männer zu Wort und ließen Aeußerungen von unerwartetem Inhalt verlauten. Einige meinten, man müsse den Angeklagten ein halbes Jahr verstatten, um von ihrem Irrthum zurückzukommen; würden sie auch dann noch dabei bleiben, so möge man sie mit Hab und Gut aus dem Reiche ziehen lassen. Andere drangen darauf, daß man überhaupt erst die Entscheidung des Conciliums über die angeregten Zweifel abwarten müsse; bis diese erfolgt sei, dürfe eine Verfolgung der neuen Meinungen, von denen niemand sagen könne, ob sie ketzerisch seien, gar nicht stattfinden. In dem ausführlichen Bericht über diese Sitzungen wird versichert, daß diese Ansicht vielen Beifall gefunden habe [1]).

Es war die Zeit, in welcher die Festlichkeiten, mit denen die im Frieden verabredeten Vermählungen gefeiert werden sollten, bevorstanden. Die Protestanten faßten den Gedanken, während derselben mit einer Bittschrift um Duldung aufzutreten: denn schon sahen sie einige Männer von höchstem Rang und Ansehen in ihren Reihen. Sie versprachen sich eine entscheidende Wirkung, wenn deren Fürwort mit dem Urtheile des großen Gerichtshofes zusammentreffe.

Um so dringender erschien es den Vorfechtern des strengen Systems, einem solchen Ausspruche zuvorzukommen. Denn was solle dar-

1) La vraye Histoire de la fausse procédure contre Anne du Bourg, Mémoires de Condé I, 220: „faire surseoir la persécution et jugements capitaux contre ceux qui tiennent les propositions qui n'ont encores esté jugées ny déterminées hérétiques par le jugement de l'Eglise Catholique."

aus werden, wenn der höchste Gerichtshof sich von den kirchlichen Satzungen lossage, zu denen Frankreich von jeher gehalten habe; die ganze Religion werde verloren sein. Mit ihrem Eifer verbanden sich aber persönliche Motive. Man hat in den Händen des Königs eine Eingabe des ersten Präsidenten, Guy le Maistre, gesehen, in welcher die der Hinneigung zum Protestantismus verdächtigen Mitglieder genannt und ihre Güter und Pfründen, die, wenn sie verurtheilt würden, aufs neue vergeben werden könnten, verzeichnet waren [1]). Schon gab es Leute, die für sich selbst oder ihre Angehörigen Rechnung auf dieselben machten. Denn hauptsächlich darauf lenkte man die Aufmerksamkeit des Königs, daß die alten Edicte, kraft deren kein wegen seiner Religion verdächtiges Mitglied in den Parlamenten geduldet werden sollte, verletzt wurden: man wollte ihn in Person sehen und hören lassen, daß sich das so verhalte. Nicht die Frage selbst, ob eine Milderung in den Gesetzen nothwendig und mit dem Interesse des Staates vereinbar sei, ward erörtert; dem Könige wurden diejenigen, welche sich zur Bejahung derselben neigten, als Verbrecher gegen die von ihm erlassenen Edicte bezeichnet. An sich weit entfernt davon, Gewaltsamkeiten zu lieben, ward Heinrich II. doch von den Vorstellungen fortgerissen, die man ihm machte. In der Mercuriale, denn so nannte man die Versammlungen jener Art, hatten noch die jüngsten und den neuen Meinungen am meisten zugethanen Räthe zu sprechen. Es ward veranstaltet, daß der König, den man immer als das Oberhaupt des Parlaments dachte, am 10. März 1559 unerwartet in derselben erschien.

Was man vorausgesehen hatte, erfolgte.

Die Gegenwart des Königs feuerte die Bekenner der protestantischen Lehren, statt sie zurückzuhalten, vielmehr an, dieselben mit allem Eifer vorzutragen. Die Einen declamirten gegen die Fehler der römischen Curie und forderten ein Concilium, die Anderen hoben den Gegensatz der Laster und Verbrechen, die man dulde, und der unschuldigen Lehren, die man mit so vieler Heftigkeit verfolge, energisch und lebhaft hervor. Der König, schon vorher eingenommen und noch besonders durch einige Ausdrücke, die er auf seine persönlichen Verhältnisse deuten konnte, gereizt, erklärte, er sehe wohl, daß es hier Gute und Böse gebe; die Guten wolle er beibehalten, die Bösen abschaffen. Die beiden, welche sich am lebhaf-

1) „Quarum pars eaque opimior vulturiis aulicis destinabatur, partem illi filiis suis poscebant.“ Thuanus, der hierüber durch seinen Vater Christoph de Thou unterrichtet worden war, lib. XXII, 452.

testen ausgedrückt, du Four und Anne du Bourg, ließ er sogleich ergreifen und in die Bastille bringen. Das von der Tournelle mit größerer Schonung abgefaßte Urtel wurde zur Revision an den königlichen Hof gefordert. In kurzem erschien ein Rundschreiben des Königs an die Parlamente und Gerichtshöfe, in welchem er sie zur äußersten Strenge gegen die Lutheraner ermahnte; würden sie in der Sache nachlässig sein, so würde er sich an die Richter selber halten. Er erklärte darin unumwunden, nachdem nun der Friede mit Spanien geschlossen worden, werde er es sein vornehmstes Geschäft sein lassen, die Ketzer auszurotten [1].

König Heinrich II. bezog sich in den Begründungen seines Verfahrens nicht selten auf das alte innige Verhältniß der Krone zur Kirche, auf das Beispiel und die Edicte seiner Vorfahren im 13. Jahrhundert, auf seinen Titel „der allerchristlichste". Und klar ist es, was sich für diese Ansicht sagen ließ. Aber dagegen leuchtete auch ein, daß der Staat doch nicht zugleich die Kirche selbst war, eigene, von den kirchlichen unterschiedene Pflichten hatte, und daß Heinrich II. noch etwas anderes that, als die meisten seiner Vorfahren, selbst als sein Vater, auf den er sich immer berief. Franz I. hatte dem Rechte, wie es von den Gerichtshöfen geübt ward, seinen Lauf gelassen. Davon ist sehr verschieden, wenn Heinrich II. in das Urtheil der Gerichtshöfe selbst eingreift und richterliche Sprüche vernichtet, welche die ausgezeichnetsten seiner Richter zu Urhebern haben. Was auch von einigen jüngeren zu denken sein mochte, so konnten Seguier und Harlay doch nicht als Protestanten betrachtet werden.

Und wie nun, wenn dieser Eingriff nicht einmal aus des Königs eigenem Gefühl herrührte, sondern ihm von einer Partei, die ihre besonderen persönlichen Gesichtspunkte verfolgte, eingegeben war? Die Protestanten glaubten nicht einmal, von dem Könige selbst, sondern von einer Faction, die ihn beherrsche, angefeindet zu werden; einer Faction, die mit den alten Feinden des Landes verbündet sei.

Wenn man oft behauptet hat, bei dem Frieden seien förmliche Verabredungen zur Unterdrückung der Reformirten zwischen Spanien, Frankreich und Savoyen getroffen worden, so hat man das niemals bewiesen. Aber allerdings ist in den Verhandlungen die Ausbreitung des Protestantismus als ein Beweis für die Nothwendigkeit des

1) Lettres patentes, von Escouen; citirt in der Histoire des Martyrs liv. VII, 506 b. Tallandier a. a. O. 456 versichert, daß die Register von diesem Jahre verloren sind.

Friedens hervorgehoben worden; auf spanischer Seite hat man immer gesagt, man habe durch denselben dem Könige von Frankreich zur Unterdrückung der Protestanten freie Hand verschaffen wollen [1]). Ohnehin schloß das Verlassen der Politik, die bisher dem Protestantismus zu statten gekommen war, eine unmittelbare Gefahr für denselben ein.

Und so herrschten denn unter den Anhängern des Bekenntnisses die trübsten Erwartungen vor. Man glaubte, der König werde auf einer Rundreise in seinem Reiche die Repression mit aller Kraft durchsetzen, werde, mit dem Herzoge von Savoyen verbündet, Genf angreifen, die Metropole des Calvinismus und ihre Colonien zerstören: als die Nachricht erscholl, daß dieser Fürst, der noch in der Fülle des Lebens stand und in kräftiger Gesundheit blühte, durch einen unerhörten Zufall plötzlich umgekommen sei [2]).

Bei jener Vermählungsfeierlichkeit nahm Heinrich II., wie seine Gewohnheit war, an einem Turnier Theil, in den Farben seiner Dame, der Herzogin von Valentinois, auf einem Streitrosse seines neuen Schwagers, des Herzogs von Savoyen, das er mit besonderem Vergnügen ritt. Als er nach mancherlei glänzenden Erfolgen noch einmal rannte, welches, wie er sagte, für diesen Tag das letztemal sein sollte, brach sich die Lanze des Gegners an seinem Visir: ihre Splitter fuhren dem König in die Stirn; bewußtlos ward er weggetragen; nach wenigen Tagen verschied er (26. Juli 1559).

Die Protestanten erkannten in dem Ereignisse gleichsam ein sichtbares göttliches Gericht; aber für sich selbst konnten sie davon nichts Gutes erwarten. Der Nachfolger, Franz II., noch ein Knabe, gab seine ganze Gewalt dem Mann in die Hand, in welchem sie ihren heftig-

1) Der Herzog von Alba führte das den Franzosen später zu Gemüthe: Spanien habe den Frieden damals geschlossen, para que le (Heinrich II.) quedasse la mano libera para remediarlo (lo de la religion) 7. Juli 1571. Gachard II, 181. Dies ist wörtlich richtig.

2) In den Lettere di principi III, 196 findet sich in einem Briefe vom 14. Juli 1559 die genaueste Schilderung: Orges (Montgommery) — roppe la lancia nella buffa del re, un pezzo sotto la visiera, ove il tronco sfuggendo in suso, andò a trovar la visiera; et entratavi dentro una scheggie, ferì la fronte sopra l'occhio destro; et trovato l'osso durissimo, prese la volta verso la tempia, et si venne a cacciar sotto l'occhio assai profondamente. Mit den Memoiren von Vieilleville, von Carloix stimmt diese Erzählung so wenig zusammen, wie überhaupt authentische Nachrichten damit zusammenstimmen: ich habe von ihnen ganz abgesehen.

sten Widersacher erblickten, dem Cardinal von Lothringen aus dem Hause Guise.

Es ist Zeit, daß wir etwas von seiner Herkunft und seiner Persönlichkeit sagen.

Staatsverwaltung des Cardinals Carl von Lothringen.

René von Lothringen, derselbe, der mit Karl dem Kühnen schlug und mehr als einmal die Ansprüche seines Hauses auf die Provence, auf Neapel und Jerusalem in Erinnerung brachte, verordnete in seinem Testament, daß von seinen Söhnen der älteste, Antoine, ihm in Lothringen und Bar nachfolgen, der zweite, Claude, seine in Frankreich gelegenen Besitzungen erben sollte. Dies waren zerstreute Güter in Normandie, Picardie, Flandern, France, die Baronien Joinville, Mayenne, Elboeuf, die Grafschaften Aumale und Guise.

Unter den ritterlichen Kriegsführern Franz' I. finden wir diesen Claude, der sich von Guise nannte, das zu einem Herzogthum erhoben wurde, glänzend hervorleuchten. Seine Tapferkeit und wunderbare Rettung in der Schlacht von Marignano, der Antheil, den er an der Beruhigung Frankreichs nach der Schlacht von Pavia während der Gefangenschaft des Königs nahm, die Geistesgegenwart, die er bei dem zweiten Einfalle Carls V. bewies, machten ihm einen großen Namen im Lande; damals — denn Paris fühlte sich durch das Vordringen des Kaisers gefährdet — trat er in ein unmittelbares Verhältniß zur Bevölkerung der Hauptstadt. Er war mit einer Prinzessin von königlichem Geblüte, Antoinette von Bourbon, verheirathet: eine glückliche Ehe, aus der ihm sechs lebenskräftige Söhne entsprossen, von denen sich drei der Kirche, drei dem Waffendienste widmeten; zuweilen ist er in ihrer Begleitung, — denn er liebte, sie zu zeigen, als in denen er sechsmal wiederauflebe, — am Hofe erschienen. Seine Tochter vermählte er mit dem Könige Jacob V. von Schottland; Maria Stuart ist seine Enkelin.

Von den Söhnen haben wir den ältesten, Franz Guise, schon öfter erwähnt; er ist der Eroberer von Calais. Eine nicht minder bedeutende Rolle spielte während der ganzen Regierung Heinrichs II. der folgende, Carl Guise, Cardinal von Lothringen.

Carl Guise erwarb sich in seiner Jugend die wissenschaftlichen Kenntnisse, die mit den Erfordernissen des geistlichen Standes zusammenhängen; er redete die meisten lebenden Sprachen; die Italiener bemerken mit Bewunderung, wie vortrefflich er sich in der ihren

ausdrückte. Dreiundzwanzig Jahre alt, ward er in das Vertrauen Heinrichs II. gezogen und zeigte sich auch den Geschäften vollkommen gewachsen. Wenn der Connetable durch Härte und Schroffheit beleidigte, so wußte er durch angenehme und einschmeichelnde Formen zu gewinnen. In frühen Jahren zum Erzbisthum Rheims befördert, unterließ er nichts, was ein großer Prälat thun kann, um sich in seiner Residenz ein unvergängliches Andenken zu stiften. Ungesunde Moräste hat er ausgetrocknet und in Gärten und Wiesen verwandelt; in seinem Forste zu Joinville ließ er das Holz schlagen, das zu den Bauten von Rheims dienen sollte; man hat auf ihn das alte Wort angewendet, er habe eine Stadt von Lehm gefunden und eine marmorne zurückgelassen. Er hat daselbst eine Universität, ein theologisches Collegium, ein Seminar und einen Klosterconvent gegründet. Denn keineswegs verabsäumte er seine geistlichen und bischöflichen Pflichten. Er hielt darüber, daß die Pfarrer in der Diöcese ihren Dienst versahen; er selber hat zuweilen gepredigt; von Zeit zu Zeit hielt er Provincialconcilien. Dieser jüngste von den französischen Cardinälen beschämte die anderen durch Selbstbeherrschung und geistlichen Lebenswandel. Hunde und Falken sah man nicht in seinem Hause; alle Jahre zu Ostern zog er sich in ein Kloster zurück, um sich geistlichen Uebungen hinzugeben. Er war ein Mann von imponirendem Aeußern, eine hohe Gestalt; über allen erschien seine breite, hohe und intelligente Stirn. Alles hing an seinem Munde, wenn er sprach; verständlich und anmuthig floß ihm die Rede; ein nie fehlendes Gedächtniß unterstützte ihn [1]).

Bei allen diesen mannigfaltigen und glänzenden Gaben ließ er die vornehmste Eigenschaft vermissen, die den Menschen macht, moralische Erhebung und Selbstvergessenheit. Um die Macht zu erlangen, waren ihm alle Mittel recht; wenn er sie besaß, kümmerte er sich um keinen Menschen der Welt. Er galt für neidisch und abgünstig, langsam, eine Gnade zu erweisen, allezeit fertig, Beleidigungen anzuthun, unzuverlässig den Freunden gegenüber, rachsüchtig gegen seine Feinde [2]).

1) So schildern ihn die venetianischen Gesandten einstimmig. Was man auf der Straße von ihm sagte, möchte ich nicht wiederholen. Die Anstößigkeiten bei Brantôme, die man wohl auf ihn gedeutet hat, beziehen sich auf seinen Oheim und die Zeiten Franz' I.

2) Besonders aus den venetianischen Berichten. Micheli spricht von dem odio universale conceputo contro di lui per i molti effetti d'offesa che mostrò verso ognuno mentre nel governo ebbe l'autorità.

Mit dem Dauphin war er dadurch in das engste Verhältniß getreten, daß derselbe mit seiner Nichte, der jungen Königin von Schottland, vermählt war. Der Dauphin ward mit der conjugalen Krone geschmückt und faßte die Aussichten, welche ihm die Rechte seiner Gemahlin auch auf ersteres gaben, mit ehrgeiziger Begier ins Auge. Schon bei Lebzeiten Heinrichs II. setzten der Cardinal und sein Bruder, der Dauphin und die Dauphine alles daran, der französischen Politik und Kriegsmacht eine Richtung gegen England zu geben; sie bildeten die engste Verbindung unter einander.

Nach dem Wechsel der Regierung verstand es sich gleichsam von selbst — und es ist nicht nöthig, die kleineren Züge, in denen es hervortrat und von welchen die Zeitgeschichten voll sind, zu wiederholen — daß der Cardinal von Guise die Leitung der Geschäfte in die Hände bekam. Der geschäftsgewandte Oheim mußte neben dem jungen Könige von noch nicht voll sechzehn Jahren, seinem Neffen, alles vermögen. Montmorency, der zuletzt wieder sehr in Ansehen gestanden, empfing sammt allen seinen Freunden Zeichen persönlicher Ungunst und mußte den Hof verlassen. Hatte er sich doch jenen englischen Entwürfen entgegengesetzt. Aber eben in diesen lebte und webte nunmehr der Hof. Franz II. und seine Gemahlin nahmen bei ihrer Thronbesteigung zugleich Titel und Wappen von England an. Bei feierlichen Einholungen in großen Städten sind sie als das Paar begrüßt worden, durch welches Gallien mit Britannien vereinigt werde.

Wenn es an sich noch hätte zweifelhaft sein können, welche Stellung ein Cardinal der römischen Kirche in den religiösen Streitfragen einnehmen würde, so ward es doch durch dieses Verhältniß von vornherein entschieden. In diesem Kreise hielt man die Königin Elisabeth von jeher für illegitim geboren und unberechtigt [1]. Man trat in einen natürlichen Bund mit dem Anspruche der römischen Curie, in dieser Sache noch einmal Recht zu sprechen, und dadurch mit den strengsten katholischen Meinungen überhaupt.

Die Frage, welche damals die Geister am meisten bewegte, lag in jener von einigen Mitgliedern des Parlaments erneuerten Forderung, das gerichtliche Verfahren gegen die Protestanten zu mildern,

1) Kyllygrew and Jones to the queen 6. Januar 1560 bei Forbes 293. Der Marschall St. André sagte ihm, daß immediatly after the death of queen Mary the queen (Mary Stuart) did take the title (of England) upon her, as justly aperteigning to her.

wenigstens bis dahin, daß ein neu zu berufendes Concilium sich authentisch über die Sacramente geäußert habe. Man darf wohl kaum eine Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung darin sehen, daß der Cardinal diese Frage noch einmal der Sorbonne vorlegte. Denn wie hätte sich von der Facultät etwas anderes als ein vollkommen verwerfendes Urtheil erwarten lassen? Ihr Ausspruch lautete: daß eine solche Ansicht gar nicht in Betracht gezogen werden dürfe; sie sei selbst sacramentarisch, ketzerisch, durch und durch verderblich und geeignet, den Staat wie die Kirche zugleich aufzulösen. So ganz ward alle Milderung verworfen [1]).

Hierauf konnten jene wegen ihrer Aeußerungen in dem Parlament Angeklagten nicht weiter auf Gnade rechnen. Vergeblich versuchte du Bourg die verschiedenen Appellationsinstanzen, welche die kirchliche Verfassung in Frankreich verstattet: er ward allenthalben zurückgewiesen. Ein deutscher Fürst, der Kurfürst von der Pfalz, hoffte ihn dadurch zu retten, daß er ihn als Professor des Rechts an seine Universität Heidelberg berief; aber die Zeiten, wo man der politischen Beziehungen wegen auf eine Verwendung dieser Art hätte Rücksicht nehmen können, waren vorüber: im December 1559 erlitt du Bourg auf dem Platze vor dem Stadthause die Strafe der Ketzer durch Strang und Feuer. Der Cardinal stützte seine persönliche Autorität im Staate auf die strenge Handhabung der geistlichen Gesetze er wußte, daß er dadurch an Popularität bei der Menge nichts verliere; das Volk von Paris, durch die Prediger der Sorbonne in anticalvinistischer Stimmung gehalten, fand an den Executionen Vergnügen. — Alle geheimen religiösen Zusammenkünfte wurden bei Todesstrafe der Anstifter verboten, jede Begünstigung eines Angeklagten als ein eigenes Verbrechen bezeichnet; wer die Schlupfwinkel der Verurtheilten angebe, dem ward die Hälfte ihrer Güter zur Belohnung versprochen; wer aber einen solchen in seinem festen Hause zu bergen und zu schützen wage, gegen den drohte man bewaffnet anzurücken, sein Haus und Schloß niederreißen zu lassen.

In den inneren Angelegenheiten schritt dergestalt der Cardinal auf dem nicht ohne seine Einwirkung von König Heinrich eingeschlagenen Wege fort, immer mit dem Unterschiede, daß er ausführte, was der König nur gedroht hatte; seine Executionen erreichten, was bisher vermieden worden war, Männer von Namen und Rang. Der

1) Censura sanctissimae facultatis, 29. August 1559; bei Argentré II, 279.

äußeren Politik gab der Cardinal eine entschiedene Richtung gegen England, zunächst um dessen Einfluß auf Schottland zurückzuweisen und die stuartisch-katholischen Interessen, welche zugleich die guisischen waren und in diesem Augenblick als die französischen erschienen, zur Geltung zu bringen.

Wir brauchen nicht aufzuzählen, welche Feindseligkeiten, beides von Seiten der Religion und des Staates, er sich damit erweckte; auch Spanien war damals mit nichten für ihn; überdies aber erwuchsen ihm durch seine persönliche Stellung und die finanzielle Lage des Landes noch andere unüberwindliche Schwierigkeiten.

Schon 1547 rechnete man, daß von den Landeseinkünften, die etwa 16 Millionen Francs betragen mochten, drei Millionen den Gläubigern angewiesen, und Domänen zu einem nicht geringen Betrage, vielleicht 15 Millionen an Werth, verpfändet seien. Der Ausfall, der hierdurch in dem Einkommen entstand, und der fortdauernde Kriegsaufwand hatten durch Erhöhung der Zölle und andere Auflagen gedeckt werden sollen. Aber diese hatten größtentheils nicht eingebracht werden können und nur ein allgemeines Mißvergnügen erweckt. Was soll man sagen, wenn man von verschiedenen Seiten die glaubwürdige Versicherung liest, daß Bauern in den fruchtbarsten Provinzen ihre Dörfer verließen, weil sie die Lasten, die man ihnen auflegte, nicht mehr aufbringen konnten? Aber auch in den Städten gährte es; hier und da kam man auf die Ideen des funfzehnten Jahrhunderts zurück, daß der König gar nicht das Recht habe, einseitig Auflagen auszuschreiben. Und dabei befand sich doch die Regierung immer in der drückendsten Verlegenheit. Heinrich II. hatte eine nicht fundirte Schuld von ansehnlichem Belauf hinterlassen, deren Zinsen man nicht erschwingen konnte. Viele Besoldungen waren rückständig, viele geleistete Dienste unvergütet geblieben. Der Cardinal suchte zugleich dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen; die Kosten des königlichen Haushaltes hat er wirklich um eine halbe Million herabgesetzt. Aber damit erregte er neues Mißvergnügen bei denen, die davon betroffen wurden; verdiente Kriegsanführer wurden mit Härte vom Hofe zurückgewiesen; an Herstellung des Credits war nicht zu denken. Wie konnte es anders sein, als daß man, wenn auch nicht mit vollem Recht, eben ihm diesen Zustand zuschrieb, zumal da er schon unter der vorigen Regierung die Finanzen geleitet hatte? Man fand es unverantwortlich, daß er dennoch Rüstungen machte, um in die schottischen Angelegenheiten

einzugreifen, und schrieb das nur seinem persönlichen Verhältnisse zu.[1]

Dazu kam aber noch ein zweites Moment von allgemeinster Wirkung. Man stellte die Behauptung auf, daß die bestehende Staatsgewalt nicht eigentlich rechtmäßig sei. König Franz II., der erst sechzehn Jahre zählte, schwach an Körper und Geist, unfähig, für sich einen Beschluß zu fassen, sei doch in Wahrheit minderjährig: in solchen Fällen gebühre die Regierung den Prinzen von Geblüt, und eine Versammlung allgemeiner Stände müsse berufen werden: aber die nächsten Prinzen von Geblüt, der König von Navarra und der Prinz von Condé, seien von der Regierung ausgeschlossen, unter dem einen oder dem anderen Vorwand entfernt; auch der Connetable und dessen Neffe, Coligny, seien verdrängt; alles liege in den Händen zweier Fremden. Denn eigentlich Fremde seien die Guisen, mit der Krone im Widerstreit; ihr Haus mache dem Könige ganze Provinzen, wie Provence und Anjou, streitig.

Einst hatten Claude Guise und Vendôme zum Schutz und Schirm des Reiches mit einander gearbeitet; ihre Söhne erschienen jetzt an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Die Söhne Guise's waren im Besitze der Staatsgewalt und leiteten sie nach ihrem Gutdünken. Um die Söhne Vendôme's — die Bourbons — schloß sich alles zusammen, was sich in Opposition gegen den Cardinal warf; eine eigenthümliche Stimmung der Zeit kam diesen hierbei zu statten.

Es war noch nicht lange her, daß der schottische Adel einen Cardinal, der kirchliche und politische Gewalt zu vereinigen suchte, umgebracht hatte; so eben, in den Grumbachischen Händeln, erhob sich die deutsche Reichsritterschaft, um dem Schwerte seine Unabhängigkeit von der Schreibfeder und dem Krummstabe zurückzugeben. Der von dem Fürsten nicht selbst ausgeübten, sondern an Geistliche und Gesetzkundige übertragenen Autorität widerstrebte man auch da, wo der Gehorsam mehr hergebracht war als in Schottland und Deutschland. Es waren dieselben Regungen, welche die Niederlande einige Zeit nachher von Grund aus in Bewegung setzten. In dem Fürsten sah man noch weniger den Gebieter als den Führer; Gehorsam wollte man, da der Befehl noch immer etwas Persönliches hat, hauptsächlich aus persönlicher Hingebung leisten. Die Abstraction des Staates erkannte man noch nicht vollkommen an.

So waren vor allem die französischen Edelleute gesinnt. Sie glaubten sich einer Gewalt widersetzen zu dürfen, welche ihnen unter

dem Namen eines seiner selbst noch nicht mächtigen Fürsten auferlegt werden sollte. Nur denen zu gehorchen, sei ihre Pflicht, die von dem Hause von Frankreich abstammen. Der große König Franz habe den Unterschied der fremden und der königlichen Prinzen, den man jetzt zu verwischen suche, aufrecht erhalten: nur von seinen Prinzen von ächtem Blute wolle Frankreich regiert sein.

Aus so mannigfaltigen Motiven, der inneren und der äußeren Politik, des Staates und der Religion, der allgemeinen Ansicht und der momentanen Verlegenheit, entsprangen die Regungen der Opposition gegen die Macht der Guisen. Lange konnte es damit in Frankreich nicht gehen, ohne daß es zu einem Ausbruche kam.

Die geduldigen, nur in geheimen Versammlungen ihres Gottesdienstes wartenden und dann deshalb vor die Gerichte geschleppten, mißhandelten Christaudins — wie man die Protestanten anfangs nannte — machten sich plötzlich, da sie von der Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die über ihnen sei, vernahmen, durch Widerstand bemerkbar. Zuweilen wurden Gefangene, die man in ziemlicher Anzahl über Land führte, auf dem Wege aus den Händen ihrer Geleitsmänner befreit; zuweilen wurden Verurtheilte, die man schon nach dem Richtplatze schleppte, durch plötzlichen Ueberfall losgemacht. Nun aber tauchte unter denen, die nach der Schweiz geflohen waren, noch ein anderer Gedanke von der größten politischen und religiösen Tragweite auf. Sie hielten für möglich und erlaubt, die Regierung der Guisen, die so schwer auf dem Lande lastete, durch einen plötzlichen Handstreich umzustürzen.

Man hat mit Calvin davon gesprochen: er war ganz dagegen. Wenn er zugeben sollte, daß auf die Guisen, deshalb weil ihre Macht unrechtmäßig sei, ein Angriff gemacht werde, so müsse man ihm erst eine Aufforderung der Prinzen von Geblüt vorlegen; ja eine Erklärung des Parlamentes gegen sie würde vonnöthen sein [1].

Der vornehmste Urheber des Planes war ein aus Bourgogne, wo er einen Proceß hatte, geflüchteter Edelmann von Perigord, de la Renaudie, der jetzt die Erlaubniß erlangte, zur Revision seines Rechtsstreites nach Frankreich zurückzukommen. Ein Mensch, der eine persönliche Rache an den Guisen, die seinen Schwager hatten hin-

1) Qu'il valoit mieux, que nous perissions tous cent fois, que d'estre cause que le nom des Chrestiens de l'evangile fust exposé à tel opprobre. Schreiben Calvins bei Henry, Leben Calvins III. app. 154.

richten lassen, zu nehmen suchte[1]), übrigens weder zuverlässig noch unbescholten, aber von ungemeiner Gewandtheit des Betragens und der Rede. Zu Nantes in Bretagne gelang es ihm, eine Anzahl französischer Edelleute für sein Unternehmen zu gewinnen. Es waren Mißvergnügte aus politischen und religiösen Gründen, die sich in der Ueberzeugung begegneten, daß die Macht der Guisen auf Usurpation beruhe und von Rechtswegen gestürzt werden sollte. La Renaudie trug kein Bedenken, den Einen den Prinzen von Condé als das eigentliche Oberhaupt, das nur geheim bleiben wolle, zu bezeichnen, und den Anderen zu versichern, daß nach dem Gutachten deutscher Theologen und Juristen das Unternehmen ein ganz rechtmäßiges sei. Ein solches Gutachten ist nie authentisch zum Vorschein gekommen; von Calvin und seinen Freunden kann es unmöglich ausgegangen sein. Aber mit historischer Bestimmtheit läßt sich selbst nicht sagen, ob la Renaudie sich mit Condé verabredet hatte. Historiker der Zeit, die den Dingen nahe standen, haben es erzählt: der Prinz hat es immer geleugnet; das höchste Gericht hat ihn später von aller Schuld freigesprochen. Ueber der ganzen Sache schwebt ein noch nicht aufgehelltes Dunkel. Hatte la Renaudie wirklich eine Verbindung mit der Königin von England, die in den Guisen ihre persönlichen Feinde sah, das Auftreten der Franzosen in Schottland eben nur von ihnen herleitete und eine ihnen entgegengesetzte Bewegung in Frankreich nicht anders als wünschen konnte? Haben sich, was mit großer Sicherheit behauptet worden ist, Männer wie der spätere Canzler L'hopital bei der Sache betheiligt? Man nimmt an, daß das Unternehmen ursprünglich auf Blois abgesehen und die plötzliche Verlegung des Hoflagers von da nach Amboise ihm entgegengesetzt und nachtheilig geworden sei. Schon am 28. Januar aber war nach der Erzählung des englischen Gesandten diese Verlegung beschlossen; die Zusammenkunft in Nantes fand erst im Anfang Februar statt.

Wir leisten Verzicht darauf, das Geheimniß der Bewegungen der Verschwornen zu durchdringen, und begleiten nur den Gang der Dinge in Amboise, von dem wir Tag für Tag Bericht haben.

Unbesorgt, auf weitestem Umweg über Vendôme und Chateaurenaut, begab sich der Hof dahin; hier aber empfand er bald feindselige Regungen um sich her. Wenn die Guisen in die schottischen Händel doch nicht recht ernstlich eingriffen, so lag der Grund davon

1) Vgl. Barthold: Deutschland und die Hugenotten I, 262.

in der Besorgniß vor einer allgemeinen Empörung, die der Beginn des Krieges zum Ausbruch bringen würde. Am 7. März redete man bereits von der Entdeckung einer Verschwörung; Verdächtige wurden eingezogen; die beiden Guisen ließen sich von Bewaffneten bewachen und zogen neue Truppen heran. In der Gegend von Tours wurden Reiter aufgefangen, welche Pistolen und Schießbedarf mit sich führten: in Tours selbst kam es zu blutigen Händeln zwischen herangezogenen Edelleuten und königlichen Truppen. Da ist der Name Hugenotten entstanden, der zunächst eine plötzlich erscheinende tumultuarische Menge bezeichnen und an die dortige Sage von König Hugo's wilder Jagd anknüpfen mag [1]). Man unterschied Hugenotten des Staates und Hugenotten der Kirche. Der englische Gesandte kann die Verwirrung und Rathlosigkeit, welche bei diesen Bewegungen am Hofe eintraten, nicht stark genug schildern: man wisse nicht, wem man trauen solle, wem nicht: wen man gestern entlassen, den rufe man heute zurück; wer heute alles Vertrauen genieße, der könne morgen auf keines zählen. Aufrührerische, hauptsächlich aus den niederen Ständen, wurden festgenommen und hernach sogar mit kleinen Geschenken wieder losgelassen: eine Anzahl von Edelleuten, in einem benachbarten Schlosse versammelt, — wie sie sagten, um eine Bittschrift zu überreichen, — wurde genöthigt, sich zu ergeben, unter Gewähr jedoch einer guten Behandlung, und in Amboise eingebracht. Das vornehmste Ereigniß in der ganzen Sache fiel am 17. März vor; doch war auch das nur wenig bedeutend. Etwa hundertfunfzig Reiter zogen am Morgen dieses Tages gegen das Schloß von Amboise heran; sie kamen an das Thor und feuerten einige Pistolenschüsse nach einer benachbarten Kirche; indeß hörte man die Trommeln im Schloßhofe wirbeln, nach den Pferden, nach den Waffen rufen; die Reiter wurden inne, daß sie die Schwächeren seien, und zogen sich bereits in Eile zurück, als die königlichen Truppen herausbrachen, sie zerstreuten, einige niedermachten, andere als

1) Wie sich die Sage vom wilden Jäger allenthalben an die berühmtesten Namen schloß, an Artus, Waldemar, Carl den Großen, so in Frankreich an Hugo Capet. Vgl. Grimm, deutsche Mythologie S. 894. Seit Mezeray ist es Sitte, den Namen von dem Wort Eidgnos herzuleiten. Es ist nicht meine Sache, hierüber eine definitive Meinung abzugeben. Richtig ist es, daß ein genferisches Lied Tes Aignos sont au-dessus: tes Mammellus sont ruez jus, noch nicht vergessen war. Doch ist es auffallend, daß eine gelehrte Schrift (Mémoires de Condé III, 235), die diese Erinnerung kennt, den Namen nicht darauf bezieht.

Gefangene abführten. Die bisherige Nachsicht verwandelte sich hierauf in Strenge; die einen wurden durch den Strick getödtet, die anderen im Fluß ersäuft: achtzehn namhafte Kriegshauptleute wurden mit dem Schwert umgebracht, und man sah ihre Köpfe auf Pfählen ausgestellt, unter ihnen den des vornehmsten Führers la Renaudie, der tapfer fechtend gefallen war. Vor einem neuen Anfall glaubten sich die Guisen noch mit nichten sicher; sie begannen Amboise zu befestigen [1]).

Calvin verglich das Unternehmen einem Abenteuer irrender Ritter: wie den Entwurf, so schalt er die schülerhaft zögernde Ausführung und that sich etwas darauf zu Gute, daß er von Anfang an dagegen gewesen sei.

Täuschen wir uns nicht, so hat zwar nicht die That selbst, aber die Bewegung, als deren Mittelpunkt und Ausdruck sie erscheint, die größte Wirkung hervorgebracht.

Im Angesichte des kommenden Sturmes mäßigte der Cardinal von Lothringen seine Politik. Durch einen Erlaß, der am 8. März als bereits erschienen bezeichnet wird, also unmittelbar nach den ersten Regungen, noch vor dem Anlauf auf Amboise, eröffnete er die Kerker, in denen die Protestanten festgehalten wurden. Er verkündigte allen denen, welche Abendmahl und Taufe nach dem Ritus von Genf gefeiert oder den Predigten genferischer Prädicanten beigewohnt hatten, Vergebung und Straflosigkeit, unter der Bedingung, daß sie sich fortan als gute Katholiken und getreue Söhne der Kirche halten sollten [2]). Nur die Prediger selbst und diejenigen, welche offene Gewaltthätigkeiten begangen oder in Verschwörungen gegen Krone und Staat verwickelt seien, wurden von der Amnestie ausgenommen. Und gleich darauf in steigender Besorgniß versprach der Cardinal einem jeden, der mit gegen Amboise habe heranziehen wollen, Verzeihung, wenn er sich nach Hause begebe. Die Wirkung hiervon war unberechenbar. Zum erstenmal ließ die Regierung von der Strenge der bisher festgehaltenen Gesetze nach; sie erklärte selbst, es sei unmöglich, dieselben auszuführen: der König könne das erste Jahr

1) Die unmittelbarste Schilderung des Vorgangs, die mir vorgekommen, ist in der Depesche von Throkmorton bei Forbes 378. Die Nachrichten bei la Planche, Beze und la Popelinière über diese Verschwörung stimmen meistens wörtlich zusammen und sind eigentlich eine und dieselbe; nur hier und da zeigen sich Spuren von Ueberarbeitung.

2) Edit d'abolition en faveur des hérétiques. Isambert XIV, 22.

seiner Regierung nicht mit so vielen Hinrichtungen, die ein Blutbad sein würden, bezeichnen. Die Gefängnisse öffneten sich allenthalben; wie wäre jedoch zu erwarten gewesen, daß die Befreiten zu dem katholischen Ritus hätten zurückkehren sollen? Sie behaupteten, in ihrem Processe Recht behalten zu haben, und fühlten sich nunmehr erst ihrer Sache vollkommen sicher [1]).

In einem neuen Edict, gegeben zu Romorantin, Mai 1560, das in harten Ausdrücken die Versammlungen, gegen welche die niederen Gerichtshöfe freie Hand haben sollten, verpönt, kam die Regierung doch nicht auf die ganze Strenge des früheren Verfahrens zurück: dem einfachen Bekenntnisse nachzufragen, gab sie auf, weil, wie der Canzler sagt, das Unkraut auf dem Acker der Kirche schon so mächtig angewachsen sei, daß man davon abstehen müsse, es auszujäten.

Unmöglich aber war auch dies, Straflosigkeit der religiösen Meinung und das Verbot religiöser Zusammenkünfte zu vereinigen. Denn nur in der Gemeinsamkeit der Verehrung findet die Religion ihren vollen Ausdruck. Es kränkte die Protestanten, daß ihre gottesdienstlichen Vereinigungen mit aufrührerischen Versammlungen gleichgestellt wurden. In allen Provinzen forderte man eine Zurücknahme des neuen Edictes.

Noch im Sommer 1560 zeigte sich eine Gelegenheit, diese Forderung auf das nachdrücklichste zur Sprache zu bringen.

In den immer wachsenden kirchlichen, finanziellen und politischen Verlegenheiten hielt der Hof für gut, eine allgemeine Berathung seiner obersten Räthe in Fontainebleau zu veranlassen. Es waren die Marschälle von Frankreich, die Mitglieder des Ordens, die Räthe der höchsten Collegien, welche sich hier zusammenfanden; auch der Connetable und der Admiral waren zugegen.

Admiral Coligny — schon längst für die neuen Meinungen entschieden, obgleich er sie noch nicht gerade öffentlich bekannte — der sich so eben durch die Beruhigung der Normandie ein neues Verdienst erworben hatte, unternahm, die große Frage, mit der alles umging, zur Entscheidung zu bringen. Gleich in der ersten Sitzung

1) Micheli: onde ne furono liberati et cavati di prigione di Parigi et di tutte le altre città del regno un grandissimo numero, che rimasero poi nel regno praticando (nicht etwa predicando, wie gedruckt ist, das Ms. des Archivs hat die richtige Lesart) liberamente et parlando con ognuno et gloriandosi etc.

der Notablenversammlung zu Fontainebleau (23. August 1560), sobald der König sie eröffnet hatte, erhob er sich, um demselben zwei Bittschriften der in den verschiedenen Theilen des Reiches zerstreuten Gläubigen — denn so bezeichneten sich die Anhänger der kirchlichen Reform — zu überreichen, von dem merkwürdigsten Inhalt.

In der ersten sagen sie sich von Unternehmungen, wie die letzte gegen Amboise gewesen war, förmlich los; denn nur von Libertinern und Atheisten könne eine solche gebilligt werden; in der zweiten entwickeln sie dann die Unmöglichkeit, auf kirchliche Versammlungen Verzicht zu leisten, und um diese nicht insgeheim veranstalten zu müssen, fordern sie den König auf, ihnen Kirchen zur Predigt und zur Feier der Sacramente zu bewilligen.

Ein Verlangen, durchaus auf dem Standpunkte der individuellen Religion, das aber nicht allein eine kirchliche, sondern zugleich eine hohe politische Bedeutung hatte. Es strebte gegen den Begriff an, auf dem noch alles beruhte, der unbedingten Verbindung des Königthums mit den Satzungen der katholischen Kirche. Dieser Begriff der Untrennbarkeit der geistlichen und weltlichen Gewalt hat den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Charakter gegeben: die neuere Zeit beginnt damit, daß er in Frage gestellt und bekämpft wird. Indem die Protestanten in Frankreich sich aufs neue zum weltlichen Gehorsam bekannten, drangen sie auf dieses Zugeständniß, ohne welches sie nicht leben konnten, das aber eine Umgestaltung der allgemeinen Ideen in sich schloß.

Es war schon ein Ereigniß, daß in dem vollen Rathe des allerchristlichsten Königs einer der ausgezeichnetsten Männer des Reiches den Gedanken vortrug und empfahl; aber durchzubringen vermochte er damit nicht. Der Cardinal hatte die Gefängnisse öffnen können, mit dem Vorbehalt der Rückkehr eines jeden zum alten Glauben; den Protestanten Kirchen zu bewilligen, lag jenseit seines Gesichtskreises. Er hat gesagt, der König würde damit ihren Götzendienst bestätigen und seine ewige Seligkeit verwirken [1]).

In dieser Versammlung kamen aber noch andere Vorschläge vor, denen er nicht so entschieden entgegentreten konnte.

Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, derselbe, der lange Zeit als Gesandter am Hofe Carls V. gestanden und eine gewisse

1) Quant à leur bailler temples, ce seroit de tout approuver leur idolâtrie et que le roi ne le sauroit faire sans être perpétuellement damné. (Discours bei Maier des états généraux X, 296.)

Erfahrung in den kirchlich-politischen Irrungen der Zeit erworben hatte, zeigte sich davon durchdrungen, daß eine so isolirte Stellung, wie die französische Regierung einnehme, einer allgemeinen Bewegung gegenüber sich nicht behaupten lasse; er fand, daß eine ständische Verfassung, wie sie überall sonst in voller Wirksamkeit bestehe, auch für Frankreich unentbehrlich sei; schon verlaute in einigen Provinzen, daß man ohne ständische Bewilligung die Auflage nicht ferner zahlen wolle; er trug auf die Berufung zugleich einer ständischen Versammlung für die finanziellen, und eines Nationalconciliums, wie es so oft auch in Deutschland beabsichtigt worden war, für die kirchlichen Verhältnisse an; er sprach darüber mit männlichem Nachdruck und zugleich mit besonderer Gewandtheit; an seinen Vorschlägen wußte er die Seite hervorzukehren, welche den Menschen einleuchtet und sie gewinnt. Der junge König selbst empfing davon einen sichtbaren Eindruck. Der Cardinal hatte gegen eine Ständeversammlung, worin er die Nation wegen der Geldverwaltung zu beruhigen und den Credit herzustellen hoffte, nicht so viel einzuwenden, als gegen ein Concilium, welches wenigstens nicht nöthig sei, da die Kirche über alle Fragen längst entschieden habe; aber endlich gab er beides nach. Der Beschluß ward gefaßt, ein Nationalconcilium im Januar 1561 und schon einen Monat vorher, im December 1560, die allgemeinen Stände zusammentreten zu lassen; unverzüglich ergingen die Einberufungsschreiben.

In Rom und in Spanien war man über die Zugeständnisse des Cardinals von Lothringen erstaunt. Der Venetianer Soriano versichert, ihm sei es damit auch niemals Ernst gewesen; er habe den Neuerungssüchtigen nur Sand in die Augen werfen wollen, um sie fürs erste zu beruhigen und alsdann die Oberhäupter in seine Gewalt zu bringen, durch deren Züchtigung er alles zu ersticken geglaubt habe [1]).

Ich traue den Italienern nicht ganz, wenn sie von listigen Berechnungen für die Zukunft reden. Augenscheinlich ist doch, daß der Cardinal nur ungern und halb gezwungen auf die Berufung berathender Versammlungen einging. Wie hätte er sich verbergen sollen, daß sie ihm große Stürme bringen konnten? Auch die auswärtigen

1) Soriano commentarii (Relation von 1562): Con la deliberatione del concilio si venne a dar pasto a chi cercava di far mutatione nella fede e con quella di far li stati si venne a dar intentione di mettere nuovo ordine nel governo.

Angelegenheiten gingen schlecht; die Partei der Guisen und Franzosen in Schottland sah sich zu einer ungünstigen Abkunft genöthigt, welche den englischen Einfluß bestätigte und den Verlust des französischen nach sich gezogen hat. Mochte er das gleich den inneren Bewegungen Schuld geben und Schuld geben können, so wird die Stellung eines leitenden Ministers durch erlittene Nachtheile immer gefährdet sein.

Wenn Gewalt in der ursprünglichen Absicht lag, so ist es nicht zu begreifen, daß ein Mann von milder Gesinnung, wie L'hopital, mit dem großen Siegel betraut wurde.

Einheit des Planes und Sicherheit der Ausführung sucht man überhaupt in dieser Staatsverwaltung vergeblich: man sieht nur rücksichtslose Strenge, solange es geht, Zurückweichen im Augenblick der Gefahr, Nachgiebigkeit gegen fremdes Andringen und dabei doch die Absicht, unter allen Umständen die Gewalt zu behaupten und zu verstärken.

Ueberall im Lande begrüßte man die Aussicht einer freien Meinungsäußerung in Sachen der Religion und des Staates als eine der glücklichsten und hoffnungsreichsten Neuerungen. In den Provinzialversammlungen erhoben sich die alten so oft vorgekommenen und eben so oft zurückgedrängten Ideen einer allgemeinen Reform. Von Haus zu Hause, von Provinz zu Provinz trug man Schriften, in denen der Geistlichkeit und dem Adel, die von ihrem ursprünglichen Beruf abgewichen seien, den Parlamenten, wo alles für Geld geschehe und nichts ohne Geld, den Mißbräuchen der Verwaltung der lebendigste Krieg angekündigt wurde. Man versichert, daß von den dreizehn Gouvernements zehn dieser Meinung gewesen seien.

Wie stark aber auch die Regungen geistlicher und weltlicher Opposition waren, die Guisen zweifelten nicht, ihrer Herr zu werden; die Summe der Macht nahmen sie um so ausschließender in ihre und ihrer Freunde Hände zusammen. Noch während des Tumultes von Amboise war Herzog Franz Guise zum Generalstatthalter des Königs ernannt und mit der Verfügung über die bewaffnete Macht bekleidet worden. Welchen Anspruch auch immer nach französischem Herkommen der Prinz von Condé auf das Gouvernement der Picardie besaß, das man Coligny entwunden hatte, so ward ihm dasselbe doch vorenthalten; Marschall Brissac, der es empfing, gesellte sich dafür den Anhängern der Guisen zu. Anderen Mitgliedern des Hauses Bourbon, die im Besitz waren, wurden Generallieutenants, welche die Guisen wählten, zur Seite gesetzt: dem Herzoge von Montpensier

in Anjou, Touraine und Maine-le-Roy Herr von Chavigny, der vor kurzem von den Montmorency's abgefallen war; dem Prinzen von Roche-sur-Yon in Orleans Philibert de Marcilly Herr von Sypierre [1]). Kleinere Gouvernements wurden von den größeren abgesondert und zuverlässigen Leuten anvertraut. Es ist der Moment, in welchem die Macht der Provinzialbefehlshaber, welche militärische und bürgerlich polizeiliche Befugnisse vereinigten, in das Parteigetriebe gezogen und von demselben abhängig gemacht wurde.

Welche Absichten vorwalteten, sieht man unter anderem aus der Instruction, die dem Marschall Termes für Perigord und Limousin gegeben ward. Darin heißt es, man lebe in jenen Provinzen wie in Genf, was gegen die Ehre Gottes und des Königs laufe; der Marschall möge vornehmlich die Prediger in seine Hand zu bekommen suchen, dann die Beamten, die denselben Vorschub leisten, und sie nach Gebühr züchtigen [2]). Ueberall begann jetzt die Repression mit Macht und Nachdruck; überall hören wir von verbrannten Büchern, verfolgten Predigern, überdies Gefangensetzungen, Verdammungen, Executionen. Die alten Rittersleute der früheren Kriege geriethen in Wuth, wenn sie nach Amboise kamen und die Köpfe ihrer ehemaligen Kameraden auf Pfähle gesteckt sahen: „Ha, sie haben Frankreich enthauptet", sagte der alte Aubigné, „die Henker!"

Man hat es den französischen Protestanten zuweilen zum Vorwurf gemacht, daß sie sich mit einer politischen Partei in Verbindung einließen: wie wäre das aber unter diesen Umständen zu vermeiden gewesen? Eben gegen die nächsten Prinzen von Geblüt und gegen die Protestanten zugleich richteten die Guisen alle ihre Anstrengungen: jene sollten ausgeschlossen, diese unterdrückt werden: wie konnte es anders sein, als daß sich zwischen den Prinzen und den Protestanten ein enges Verhältniß bildete?

Calvin erwartete nicht viel von den Ständen, nichts von der angekündigten kirchlichen Versammlung, welche jede Entscheidung nur eben einem allgemeinen Concilium anheimgeben werde. Dagegen hoffte er Großes von einem ruhigen Widerstande des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé. Indem er seinen ganzen Einfluß anwendete, um jede Gewaltthat, namentlich die Besitznehmungen der Kirchen von Seiten seiner Anhänger in den Provinzen

1) Le Laboureur: Additions zu den Memoiren von Castelnau I, 508.

2) Le roi au Maréchal de Termes 1. October 1560. Bei Paris: Négociations sous François II.

zu verhüten, ließ er zu und sah es gern, daß sich sein Mitarbeiter Beza, mitten durch die von Unruhen erfüllten Provinzen hindurch, unter großen Gefahren nach Bearn begab, um sich dort mit dem Könige von Navarra zu verständigen. Eben ihn zu einer großen Demonstration zu veranlassen, war Calvins Meinung. Der König sollte sich an der Spitze des Adels von Provence, Languedoc und Normandie den Guisen entgegensetzen; er möge es nur wagen; ohne das mindeste Blutvergießen werde er die Macht der Gewaltigen brechen. Calvin war überzeugt, daß es nur einer oppositionellen Aufstellung in Frankreich bedürfe, um in den Reihen der Anhänger der Guisen, die sich jetzt nur der Uebermacht anschlössen, eine Veränderung hervorzubringen. Er glaubte selbst auf die Königin Catharina rechnen zu dürfen, die ja wohl wissen werde, was ihr fromme [1]).

Beza's Sendung war mit nichten fruchtlos: sie hat zur Durchführung der Reform in Bearn den nächsten Anlaß gegeben; den vornehmsten Zweck aber erreichte sie nicht.

Dieser König Anton von Navarra, liebenswürdig, freigebig, gebildet, dem Protestantismus von Herzen geneigt, war doch nicht fähig, männliche und kühne Entschlüsse zu fassen. Als er nach Hofe beschieden wurde, wagte er auch unter den damaligen Umständen trotz aller Warnungen nicht, zu widerstreben: er schmeichelte sich, daß Niemand an ihn oder seinen Bruder Condé, der ihn begleitete, die Hand zu legen wagen werde. Der Hof war damals in Orleans, sich zur Ständeversammlung vorbereitend. Die verdächtigen Magistratspersonen waren verhaftet, die alten Banden von Piemont und Picardie, Compagnien, die aus Schottland zurückkehrten, herangezogen worden; der Cardinal von Guise war des Platzes und der Umgebung vollkommen Meister. Nicht lange waren die beiden Prinzen angelangt, als Condé eingezogen und auf den Grund der über das Unternehmen von Amboise eingeleiteten Untersuchung in strengen Gewahrsam genommen ward: es war alles Ernstes von einem Todesurtheil gegen ihn die Rede. Man hat erzählt, Anton von Navarra habe von dem jungen Könige von Frankreich eines Tages mit eigener Hand getödtet werden sollen, und diesem habe im Moment nur der Muth dazu versagt [2]); eine Erzählung, die jedoch fast mehr auf der

1) Schreiben Calvins bei Baum, Leben Beza's II, 116. 124.

2) Olhagaray Histoire de Foix behauptet, dies aus dem Munde der Königin Johanna zu wissen und aus ihren Memoiren entnommen zu haben

Besorgniß und Schreckhaftigkeit Navarra's, als auf einer wirklichen Thatsache zu beruhen scheint. Aber diese dunklen Vorgänge am Hofe, zusammentreffend mit Executionen, die im Lande wütheten, erfüllten alles mit den trübsten Aussichten, als die ständischen Abgeordneten in Orleans eintrafen. Man hat damals behauptet, der Cardinal habe sich der Anwesenheit der Stände bedienen wollen, um zugleich sein Verfahren gegen den Prinzen autorisiren und die Protestanten durch einen feierlichen Beschluß verdammen zu lassen. Die Mitglieder der Versammlung würden genöthigt worden sein, ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen; das Nämliche hätte man dann im ganzen Reiche von Obrigkeiten und Privaten, Pfarre bei Pfarre, gefordert; wer sich geweigert hätte, würde der Strenge der Ketzergerichte überliefert worden sein: in verschiedenen Colonnen wären die Truppen durch das Land gezogen, um diese Maßregeln zur Ausführung zu bringen; die katholisch-guisische Gewalt wäre auf immer aufgerichtet gewesen [1]).

Ich habe manches gefunden, wodurch diese Behauptungen bestätigt, nichts, wodurch sie ganz außer Zweifel gesetzt würden. Die letzten Absichten zur Herrschaft aufstrebender oder in ihrer Herrschaft gefährdeter Parteien werden sich schwerlich jemals mit Sicherheit erkennen lassen, bevor sie in dem Erfolge selbst hervortreten. Diesmal aber sollte es so weit nicht kommen. Indem man alles von dem Cardinal erwartete, die Besorgniß vor ihm, der Haß gegen ihn den höchsten Grad erreichte, war es mit seiner Gewalt bereits am Ende. Der junge König, von dessen Verhältniß zu ihm alles abhing und den er niemals zu eigener Thätigkeit hatte gelangen lassen, starb eines plötzlichen Todes, 5. Dec. 1560, noch ehe die Ständeversammlung eröffnet worden war.

Das war derselbe Fürst, dessen Geburt man vor siebzehn Jahren als das größte Glück von Frankreich begrüßt hatte. Aber der frühe Tod seines Vaters und die Combination der Umstände, durch welche

(l'original dont j'ai tiré mot à mot ces paroles) 528. Die Worte fallen mit der Erzählung von la Planche zusammen, und ein neues Moment der Glaubwürdigkeit fügen sie nicht hinzu.

1) Mémoires de Castelnau 2, ch. 12. A. C. XLII, 79. Mergey, dessen Nachrichten sich auf die Duchesse d'Usez qui possédait fort la reine mère zurückbeziehen, ibid. XLI, 51. Dem Cardinal Ippolyto d'Este sagte die Königin später, als man daran dachte, „far fare la confessione della lor fede a tutti i consiglieri e a tutti gli officiali reggii", daß von diesen Dingen schon zur Zeit Franz' II. die Rede gewesen sei.

die strengkatholischen Ideen, die man gefaßt, mit Parteibestrebungen in Verbindung gesetzt wurden, ehe er noch zu einem selbständigen Eingreifen herangereift war, machten die Zeit seiner Regierung zu einer Epoche gegenwärtigen und künftigen Unglücks.

Dem Cardinal von Lothringen kam der Gedanke, den Einfluß, den er auf die Geistlichkeit und einen Theil der Stände gewonnen, die Idee der katholischen Einheit und die große Militärmacht, welche zu seinen Diensten war, kühn für sich selbst zu benutzen. Er rechnete dabei auf den Unternehmungsgeist seines Bruders und die Unterstützung der Königin-Mutter, die bisher auf seiner Seite gewesen war und der er sagte, sie sei als eine Fremde unbeliebt und würde sich ohne ihn und seine Freunde nicht behaupten können. Allein zuerst entzog sich ihm sein Bruder. Der Herzog von Guise kannte den Adel und theilte auch selbst dessen royalistische Gefühle: er hielt es nicht für möglich, eine Staatsform, die nicht gesetzlich gerechtfertigt sei, festzuhalten. Noch mehr hatte der Cardinal sich in der Königin getäuscht. Sie verlangte nach dem Augenblicke, wo das Uebergewicht der Guisen, das sie nur darum ertragen hatte, weil es bei der Stimmung Franz' II. nicht zu vermeiden gewesen war, ein Ende nähme. Sie meinte, den Guisen zeigen zu können, daß der öffentliche Haß, von dem die letzte Verwaltung betroffen worden, nicht ihr gegolten habe, sondern ihnen.

„Da alles verloren war", sagte Beza, „siehe, da wachte der Herr unser Gott auf!"

Nicht auf einmal, aber nach und nach, und um so entschiedener, erfolgte ein Umschwung der Dinge; die Ideen Calvins bekamen das Uebergewicht über die Ideen des Cardinals.

Ständische und parlamentarische Berathungen.

Der Unterschied gegen den letzten Thronwechsel lag darin, daß jetzt eine unzweifelhafte Minderjährigkeit eingetreten war und alle die Rechte, die bisher bestritten werden konnten, nunmehr zur vollen Geltung gelangten.

Einen gewissen, wenngleich nicht genau bestimmten Anspruch hatte die Königin-Mutter selbst. Catharina Medici hielt sich nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen; mit dem ältesten der überlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand, erschien sie im Conseil: es war Carl IX., der damals im elften Jahre

stand; der Knabe wies die versammelten obersten Räthe der Krone auf die Befehle seiner Mutter an.

Ueber jeden Zweifel erhaben aber war nach den alten Gesetzen und Gewohnheiten des Reiches der Anspruch der Prinzen von Geblüt auf die Führung der Geschäfte. Das Conseil beschloß, daß in allen Dingen die Meinung des ersten Prinzen, des Königs von Navarra, gehört werden sollte. Eben das hatte Calvin gewünscht und durch eine große Demonstration herbeizuführen beabsichtigt; es war jetzt ganz von selbst geschehen. Der französische Adel sah nun wirklich den Prinzen an der Spitze, in den er von Natur und um seiner Offenheit, Bravheit und Leutseligkeit willen sein Vertrauen setzte.

Nun erst — 13. December 1560 — wurden die Stände eröffnet. Der Cardinal hatte ihnen ausdrücklich verboten, sich über die Religionsangelegenheit zu äußern; nachdem er seine Macht verloren, bildete eben diese den vornehmsten Gegenstand der Berathungen.

Die Vorschläge des dritten Standes zielten auf eine gänzliche Umbildung der geistlichen Verfassung. Die persönliche Verwerflichkeit so vieler Mitglieder des hohen und niederen Clerus erweckte den Gedanken, für die Besetzung der geistlichen Stellen ein System der Wahl, und zwar im weitesten Umfange, einzuführen. Die Pfarrer sollen von der Gemeinde gewählt, von dem Bischof nur bestätigt werden; ihre Prüfung soll durch gelehrte und würdige Männer öffentlich geschehen. An der Wahl der Bischöfe sollen die Pfarrer der Städte sammt den weltlichen Notabeln theilnehmen; die Erzbischöfe sollen von ihren Suffraganen, Domherren und Pfarrern gewählt werden. Die geistlichen Güter sollen keineswegs allein zum Genusse der Geistlichen dienen; ein Drittheil davon soll für die Armen, ein anderes Drittheil für den Bau der Kirchen und fromme Stiftungen, Spitale, Schulen bestimmt sein. Man sieht, es war gleichsam eine Civilconstitution des Clerus, was der dritte Stand vorschlug.

Noch um vieles weiter aber ging ein großer Theil des Adels. Aus den Aeußerungen, die in seiner Mitte verlauteten, nimmt man ab, in wie manchen Bezirken die protestantischen Meinungen die Oberhand hatten. Der Adel von Touraine fordert in den Ausdrücken des deutschen Protestantismus, daß die Kirche nach dem reinen Worte Gottes, ohne daß man etwas hinzufüge oder hinwegnehme, reformirt, und zu dem Ende eine freie Kirchenversammlung berufen werde, wo ein Jeder ohne Besorgniß einer künftigen Verantwortung seine Mei-

nung äußern dürfe. Es existirt eine Remonstranz des Adels aus 52 Amtsbezirken in Normandie, Guyenne, Poitiers, Toulouse, ganz Bretagne, in welcher dieselben Ansichten vorherrschen. Alle Unordnung wird daher geleitet, daß der Clerus nicht mehr das heilige Gotteswort predige, und ein freies Concil gefordert, wo, wie es heißt, alle Streitigkeiten nach dem Worte Gottes, enthalten in den canonischen Büchern des alten und neuen Testamentes, entschieden werden sollen [1]). Deputationen der reformirten Kirchen, durch die Drohungen des Cardinals bisher zurückgehalten, eilten herbei, um diese Forderungen durch die ihren zu verstärken. Sie verlangten ebenfalls eine freie Berathung, Loslassung der in den letzten Zeiten abermals Eingekerkerten und vor allem die Erlaubniß religiöser Zusammenkünfte zur Feier der Sacramente sowie zur Predigt.

Hier am Orte konnte jedoch nichts ausgemacht werden. Alle Aufträge erschienen durch den Tod des vorigen Königs erloschen; L'Hopital hielt für genug, daß die Regentschaft Catharina's, wie er versichert, nicht ohne seine eifrige Verwendung, von dem größten Theil anerkannt wurde [2]). Indem er die Stände entließ, kündigte er zugleich eine baldige neue Versammlung an, zu welcher, um die Kosten zu verringern, jedes von den dreizehn Gouvernements nur Einen Deputirten von jedem Stande zu schicken habe, und forderte zu vorläufigen Berathungen über die Instruction der Deputirten innerhalb der Provinzen und Amtsbezirke auf.

Man kann denken, wie sehr dieser Umschlag der Dinge in Bezug auf Personen und Maßregeln die Gemüther ergriff und in Gährung setzte.

Es waren vier Häupter, sagt der venetianische Gesandte Barbaro [3]), welche nun zu Ansehen gelangten: die Königin-Mutter, be-

1) „Pour faire un bon accord sur les différends qui sont aujourd'hui en la doctrine de la religion et que toutes les disputes y soient décidées par la parole de Dieu, contenue aux livres canoniques du Vieux et Nouveau Testament.“ Des Etats généraux Tom. XI, 189. — Cahier du tiers état X, 279.

2) In seinem Testament sagt er: Etant donc iceux induits, ou par équité ou par nostre continuelle poursuite donnèrent à la reine mère la charge et tutelle du roi et de ses biens, luy associant pour ayde et conseil le roi de Navarre. Bei Duchesne Chanceliers 645.

3) Relatione di M. Marc Antonio Barbaro 27 Luglio 1564, Manuscr. des venetian. Archivs, wohl zu unterscheiden von der in Tommaseo's Sammlung gedruckten nicht authentischen Copie.

gierig, alles zu regieren, und eifersüchtig darauf; der König von Navarra, von dem sie voraussetzte, daß er sie zu berauben und die Regierung ausschließend in seine Hand zu bekommen denke; das Haus Guise, das durch die letzte Verwaltung zu Bedeutung gekommen war; endlich der Connetable, der als Oberhaupt des Kriegsvolkes und wegen seiner Eigenschaften in großem Ansehen stand. Die Factionen, welche sich an die Oberhäupter anschlossen, alle unter einander heftig entzweit. In welchem Zustande befand sich Frankreich! Ein Knabe König, eine Frau an der Regierung, alle Großen unter einander in Feindschaft, das Volk wegen der Religion in Empörung.

Ich will hier nicht den Widerstreit der Factionen, das Gehen und Kommen der Häupter, die Abwechslung in ihrem Einfluß, das Neigen der Zunge in der Wagschale des Uebergewichts bald auf die eine, bald auf die andere Seite schildern, zumal da die Ueberlieferungen darüber widersprechend und unzureichend sind; — nur daran kann etwas liegen, was in allen diesen Fluctuationen wirklich geschah.

Der Königin gelang es durch die überlegene Energie ihres Charakters, sich mit den Prinzen von Geblüt zu verständigen. Anton von Navarra überließ ihr die allgemeine Leitung der Geschäfte, zufrieden, daß er als Generalstatthalter, der die Person des Königs in allen Ländern seines Gehorsams repräsentire, anerkannt wurde. Man verbot den Ständen, in denen Navarra eine sehr starke Partei hatte, über die Zusammensetzung der Regierung selbst zu berathen; dem Gesetze schien genuggethan, wenn in den Edicten die Prinzen von Geblüt aufgeführt werden konnten, die an der Abfassung derselben Theil genommen[1]). Condé ward freigesprochen und erhielt Sitz und Stimme im Conseil. Auch der Admiral Coligny nahm da wieder seine Stelle ein: mit dem Canzler, dem Bischof von Valence, zuweilen mit dem Bischof von Orleans vereinigt, gab er den gemäßigten Tendenzen eine starke Repräsentation. Aber darum waren die Guisen noch nicht vertrieben: Brissac, Thermes, St. André, der Cardinal von Tournon setzten sich dieser Richtung entgegen. Zur Festigkeit eines entschiedenen Wollens in den höchsten Kreisen konnte es nicht kommen.

Indessen regten sich allenthalben die Protestanten; sie ließen sich nicht mehr abhalten, ihres Gottesdienstes öffentlich zu warten. Calvin selbst war erstaunt, wie man sich aus den verschiedenen Gegen-

1) Lettres du roi, de la reine mère et du roi de Navarre. Fontainebleau 30. Mai. — Mém. de Condé II, 279.

den von Frankreich um seine Thüre dränge und Prediger fordere, gleich als sei alles schon entschieden. Dagegen erhoben sich hier und da populäre Bewegungen; die Reformirten setzten sich zur Wehre. Angriff und Vertheidigung erfüllten das ganze Reich mit Unruhe und Kampf.

Unter dem Einflusse der neu eingetretenen Elemente drangen im Conseil zuweilen mildere Beschlüsse durch. Ein in der Stadt Beauvais vorgekommener Auflauf, der zu blutigen Gewaltsamkeiten gegen die Protestanten geführt hatte, veranlaßte ein Edict, in welchem dieselben förmlich in Schutz genommen werden. Denn in seinem Hause oder bei seinen Freunden müsse ein jeder Sicherheit genießen; nur den Richtern und Beamten stehe es zu, in dieselben gerechterweise einzudringen, nicht aber Anderen, unter dem Vorwande früherer Edicte über unerlaubte Versammlungen; der König wünsche vielmehr, daß alle, die sich der Religion halber aus dem Reiche entfernt haben, dahin zurückkehren.

Aber diese Erklärung erregte den lebhaftesten Widerspruch unter einheimischen und fremden Katholiken. Der spanische Gesandte wollte darin eine förmliche Erlaubniß protestantischer Zusammenkünfte sehen, „zum Aergerniß der gesammten Christenheit“ [1]).

Die Regierung hielt für gut, unter den veränderten Umständen die Frage noch einmal vor das Parlament zu Paris zu bringen (Juli 1561). Alle Mitglieder sprachen, auch die Pairs; mit besonderer Heftigkeit ließ sich der Herzog von Guise vernehmen, mit nicht viel geringerer der Admiral; man schrieb die Vota nieder, und so viel sah man wohl, daß in dieser Corporation eine große Veränderung vorgegangen war. Was vor zwei Jahren als eine unerhörte Milderung angesehen ward, daß die einfache Ketzerei nicht an Leib und Leben, sondern bloß mit Verbannung bestraft werden sollte, das bekam jetzt das Uebergewicht und ward durch förmlichen Schluß genehmigt. Auch dafür war eine bedeutende Stimmenzahl, daß man den Protestanten das Recht religiöser Versammlungen zugestehen solle; durch eine Mehrheit, wie Einige sagen von drei, nach Anderen von sieben Stimmen, bei einer Anzahl von anderthalbhundert Stimmenden, wurde zuletzt das Gegentheil festgesetzt. Ein neues Edict, genannt vom Juli, verbot alle Zusammenkünfte, besonders zur Feier der Sacra=

1) Lettre de Chantonnay à la reyne mère 22. Avril. Mém. de Condé II, 6.

mente in einer anderen als der katholischen Form, mit Waffen oder ohne Waffen, bei Strafe des Todes und der Confiscation [1]).

Indem aber versammelten sich die ständischen Abgeordneten aufs neue. Die Geistlichen waren zu einer besonderen Berathung nach Poissy beschieden. Die den Bestimmungen von Orleans gemäß erwählten wenig zahlreichen, aber mit den Instructionen der Provinzen versehenen Deputirten des Adels und des dritten Standes traten in Pontoise zusammen. Wie ganz lief deren Sinn dem des neuen Edictes entgegen: fast unerwartet sind die Forderungen, welche sie aufstellten.

Was bereits in Orleans von einem Theile des Adels in Anspruch genommen worden, das erscheint in Pontoise als die allgemeine Forderung dieses Standes. Die adeligen Repräsentanten der Gouvernements verlangten sämmtlich, daß die Entscheidung der religiösen Streitfragen nach der Lehre des Evangeliums und des Gotteswortes aus dem alten und neuen Testament erfolge. Bis dahin solle gegen Niemand, der sich auf dem Standpunkte des apostolischen und des athanasischen Symbols halte, Verfolgung gestattet sein.

Und selbst in den dritten Stand waren jetzt diese Meinungen eingedrungen. In einer Eingabe desselben wird der König ersucht, binnen drei Monaten ein freies Nationalconcilium zu berufen, darin selbst zu präsidiren, Niemand eine Stimme zu geben, der ein persönliches Interesse an der Sache nehme, alle in Zweifel gezogenen Artikel allein nach dem Worte Gottes entscheiden zu lassen, den Verfolgungen bis zu dieser Entscheidung Einhalt zu gebieten [2]). Denn gegen alle Vernunft laufe es doch, Jemand zu Handlungen nöthigen zu wollen, welche er in seinem Herzen für böse halte. Aber noch

1) Édit sur la religion, St. Germain en Laye, Juillet; bei Isambert 14, 109, besonderer Art. 4, 6. Ueber die Berathungen haben La Place (130) und Thuanus Einiges; besonders unterrichtend ist Languet, Epp. arcanae II, 126.

2) „Au concile national vous plaira présider avecq nos seigneurs les princes du sang gens doctes de bonne vie et moeurs vous assistans ainssy que soigneusement les empereurs et roys l'ont cy devant gardé, ne recevant aucun à donner voix délibérative, qui ayt aulcun interest particulier à la réforme, et ferez ung souverain bien, en ordonnant que tous articles pour l'aujourd'hui révoquez en doubte y soient décidés et résolus par la seulle parolle de Dieu.“ Etats tenus à Pontoise, cahier général du tiers état du Royaume de France. Bibl. zu Paris 8927.

weiter reicht das Verlangen dieses Standes. Er trägt darauf an, daß den Neugläubigen in jeder Stadt von dem König entweder eine Kirche eingeräumt, oder doch die Erlaubniß gegeben werde, sich selbst eine solche zu bauen. Da könne dann ein Jeder sehen und hören, was sie lehren und thun; ein königlicher Beamter möge Sorge tragen, daß weder durch sie noch gegen sie eine populäre Bewegung entstehe.

Man sieht leicht, was diese Beschlüsse auf sich haben. Die Bedingungen, welche Adel und dritter Stand für ein Concilium stellten, enthalten schon selbst die Principien des Protestantismus und würden, wenn man sie angenommen hätte, in Frankreich eben so weit und bei der größeren Einheit des Landes vielleicht noch weiter geführt haben, als in Deutschland.

Es ist mir auffallend, daß von diesen Beschlüssen, die in den Handschriften der Bibliothek zu Paris urkundlich aufbehalten sind, bisher wenig oder niemals die Rede gewesen ist. Wie sie selbst, so ist auch alles andere, was in Verbindung damit weiter beliebt ward, von großer Merkwürdigkeit, wenn nicht für die Folge der Ereignisse, doch für die Erkenntniß der Zeit und ihrer Tendenzen.

Der Adel bringt auf eine Umbildung der Gerichte und der Verwaltung. Er geht davon aus, daß das Gericht nicht zum Gewinn dienen müsse, sondern eine öffentliche Pflicht sei. Nach seiner Meinung sollte man in jeder Baillage von drei zu drei Jahren geeignete Personen sowohl aus dem Adel als aus den anderen Ständen wählen, um nicht allein die unteren Gerichte, sondern auch die Parlamente zu besetzen. Eine Pflicht, der Niemand das Recht haben soll sich zu entziehen, wenngleich die Besoldung seiner Mühe und persönlichen Stellung nicht entspreche. Ein Amt auf immer übertragen, mache nur nachlässig; bei einer Einrichtung wie diese werde einer den anderen zu übertreffen suchen.

Es hängt gut damit zusammen, wenn der Adel auch die Gouverneurs in Zukunft nur auf drei Jahre angestellt sehen will. Indessen erneuerte der dritte Stand die alten ständischen Forderungen, wie sie einst in Tours vorgekommen. Er verlangte regelmäßige Ständeversammlungen jedes zweite Jahr, ohne deren Bewilligung keine neue Auflage ausgeschrieben, ja kein Krieg unternommen werden dürfe, und gab Regeln für die Zusammensetzung des Conseils an, in welchem unter anderem keine Geistlichen, als welche dem Papste durch einen besonderen Eid verpflichtet seien, sitzen sollten. Um seine

Finanzen herzustellen, möge der junge König durch eine ständische Commission alles zurücknehmen lassen, was durch die unehrliche Gewinnsucht der Finanzbeamten oder durch übermäßige Besoldungen und Pensionen in Privathände übergegangen sei; eine Untersuchung, von der nur die Königin-Mutter ausgenommen werden dürfe. Hauptsächlich aber wies man ihn auf die geistlichen Güter an. Entweder möge er verordnen, daß von keiner Pfründe mehr als 5000 Livres in die Hände ihres Besitzers kommen, alles Uebrige in die königlichen Kassen fließen solle, oder geradehin zu einem Verkaufe der geistlichen Güter schreiten. Man setzte fest, daß das Gesammteinkommen der Geistlichen sich nicht über vier Millionen zu belaufen brauche; um vieles höher aber sei der Betrag der Rente, die sich aus dem Verkauf der Güter erwarten lasse. Jedermann trachte ohnehin nach Besitz von Grund und Boden; wolle der König vollends die größeren Güter zu Baronien erheben, so werde er alle Schätze, die man seit langer Zeit im Boden verborgen gehalten, ans Licht bringen. Kein Zweifel, daß er 120 Millionen Livres von dem Verkaufe werde ziehen können; von diesen aber seien nur 48 nöthig nach dem gewöhnlichen Zinsfuß, um der Geistlichkeit ihre vier Millionen zu verschaffen, deren Zahlung ihr sichergestellt werden müsse. Dem Könige werde ein Vortheil von 72 Millionen bleiben, wovon er 42 zur Bezahlung seiner Schulden, zum Wiederkauf seiner Domänen brauche, so daß er noch 30 Millionen übrig behalte. Diese würde er am besten den vornehmsten Städten des Landes leihen. Denn dadurch werde Geld unter die Leute kommen, der Handel werde sich vermehren, der Wohlstand und die Macht des Reiches wachsen. Die Zinsen werde er zur Befestigung der Grenzen, zur Erhaltung der Truppen anwenden; die Käufer der geistlichen Güter, zu Herren erhoben, würden ihm auch Waffendienst leisten und die Pflichten wahrer Vasallen erfüllen.

In Augenblicken einer großen Bewegung pflegen alle Gedanken einer durchgreifenden Umgestaltung, welche der Anblick und das Gefühl der obwaltenden Mißbräuche lange im Stillen genährt haben, mit einem Male hervorzudringen. Die Bedeutung der Vorschläge, wie sie der dritte Stand in Pontoise machte, liegt vor Augen: eine wechselnde, auf Wahl begründete Magistratur; Verkauf der geistlichen Güter in Masse zum Nutzen wie des Königs so auch des Adels und der Stände; ein auf die Staatskasse angewiesener besoldeter Clerus; die königliche Macht durch periodische Ständeversammlungen von zwei zu zwei Jahren beschränkt: alles dies zusammen würde ein ganz

neues Frankreich constituirt haben. Die Entwürfe haben eine Analogie mit dem, was später durch die Revolution bewirkt worden ist; die Parlamente und die Geistlichkeit würden eben so gut zu Grunde gegangen sein; der dritte Stand würde ebenfalls die größten Vortheile davongetragen haben; aber vor allem: der Adel wäre nicht gestürzt, sondern gestärkt worden; die Bewegung würde nicht von einer negativen Philosophie, sondern der protestantischen Idee ausgegangen sein. Nicht als ob diese eine so vollkommene Umbildung gefordert hätte: man sieht aus dem Beispiel von England, wie wenig dies der Fall ist; allein bei dem Zusammentreffen der finanziellen Unordnungen und einer allgemeinen politischen Gährung mit der religiösen Tendenz und mit der Abwesenheit einer mächtigen höchsten Gewalt würde in Frankreich eine noch durchgreifendere Umwandlung als dort nicht zu vermeiden gewesen sein.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als habe der Protestantismus durch diese Verbindung eine neue Stärke gewinnen müssen; näher betrachtet, erkennt man doch, daß die politischen Ideen zwar mächtige, aber höchst gefährliche Verbündete der religiösen waren. Ich finde nicht, daß ein großer protestantischer Name sich der politischen Tendenz mit Entschiedenheit angeschlossen, aber auch nicht, daß ein solcher sich von ihr mit Entschluß und Einsicht losgerissen hätte. Wie die Combination hervortrat, mußte sie den religiösen Bestrebungen Feindseligkeiten erwecken, die an sich vielleicht nicht nothwendig waren: in den corporativen Kräften des Clerus, die sich ihnen in England sogar günstig erwiesen haben, dem hier zu Lande so tief begründeten Ansehen des Parlaments, überdies in den Großen, die man zur Herausgabe der von ihnen im Dienst und durch Gnade nach der bisherigen Verfassung, wie sie meinten, wohl erworbenen Besitzthümer nöthigen wollte. Die in Aussicht gestellten Reformen waren so unermeßlich, daß sie die Gemüther zurückschrecken mußten.

Eben damals kam es zu Poissy zu einer Abkunft, welche einen ganz entgegengesetzten Charakter an sich trug und die Regierung doch auch aus den dringendsten Verlegenheiten rettete. Gedrängt von den Forderungen der Krone, des dritten Standes und dem allgemeinen Geiste der Zeit, bot der Clerus auf sechs hinter einander folgende Jahre eine Beisteuer von jährlich 1,600,000 Livres an, unter der Bedingung, daß ihm dagegen der Besitz seiner Güter und seiner

Freiheiten gesichert würde[1]. Die Königin und der Canzler fanden die angebotene Summe im Grunde nicht genügend; aber zuletzt schien es ihnen doch besser, eine Hülfleistung anzunehmen, die unmittelbar flüssig gemacht werden konnte, als zu jener Veräußerung oder systematischen Besteuerung zu schreiten, deren Erfolg sich nicht voraussehen ließ, und die nothwendig das ganze katholische Element gegen sie aufgeregt haben würde. Es ward ein Contract geschlossen, der für die Verfassung von Frankreich überhaupt von der größten Wichtigkeit geworden ist. Die Krone, der Geistlichkeit ohnehin durch die Besetzung der Stellen nahe verbunden, bekam ein neues Interesse an dem Besitze der geistlichen Güter, die Corporation und deren Besitz ein neues Recht auf ihren Schutz.

In Poissy ward noch eine andere, freilich unendlich schwerere Vereinbarung versucht in Sachen des Glaubens selbst. Die Regierung stellte den versammelten Prälaten die vornehmsten Geistlichen der reformirten Kirche, darunter Männer, die einst das Mönchsgewand getragen oder die Priesterweihe empfangen hatten, gegenüber. An der Spitze der Prediger sah man Theodor de Beze, den Freund Calvins und Condé's, einen schönen Mann von würdiger Erscheinung, allgemeiner Bildung, guter Sitte, und vollkommen fest in seiner Sache; die Damen des Hofes bemerkten mit Vergnügen, daß er dem Cardinal von Lothringen in Scherz und Ernst die Widerpart zu halten wußte. Ich will nicht entscheiden, ob nicht eine Verständigung in der Auffassung der Lehre doch möglich gewesen wäre, wenn man sie nur ernstlich gewollt hätte. Auch über den bestrittensten zugleich und wichtigsten Punkt, die Eucharistie, kam man einander sehr nahe. In der Commission, zu der von katholischer Seite die gelehrtesten und gemäßigtsten Männer gezogen waren, vereinigte man sich wirklich zu einer Formel — über den geistlichen Genuß durch den Glauben —, die beiden Theilen genügte. Aber diese Formel fand bei dem großen Rathe der Prälaten, an den sie zurückging und bei dem nun die Mitglieder der Commission einen schweren Stand hatten, keinen Beifall; die Prälaten stellten eine andere Formel auf, welche die Reformirten nimmermehr annehmen zu können erklärten. Hatten sie doch einige unterscheidende Lehrmeinungen nur vorläufig bei Seite

1) Que V. M. feroit jouir les ecclésiastiques des biens de l'église et de leurs libertés. Collection des procès verbaux I.

gelassen; und es ist zweifelhaft, ob es dabei sein Verbleiben gehabt, namentlich ob Calvin sich damit einverstanden erklärt hätte[1]).

In der That war es hier nicht mehr um einige Glaubenssätze und ihre Ausgleichung zu thun, sondern um zwei große Systeme des religiösen Lebens und Denkens. Wie hätte die Sorbonne, die auch in Poissy stark vertreten war, nachgeben sollen, nachdem sie noch vor Kurzem dem früher bekannt gemachten Bekenntnisse die schärfsten Bestimmungen hinzugefügt hatte? Sie mußte ihre Lehre behaupten oder untergehen.

Damit war jedoch nicht gesagt, daß nun die alten Strafbestimmungen gegen die religiöse Abweichung wieder hätten erneuert werden können. Nicht allein, daß eben in dieser Zeit die neue Lehre, als deren eifrige Bekennerin sich Königin Johanna von Navarra darstellte, durch die Predigten und die gesellschaftliche Haltung Beza's auch am Hofe vielen Eingang gefunden hatte, die vornehmste Rücksicht verschaffte ihr ihre unaufhaltsame Ausbreitung im Lande. Man hat im Herbste 1561 bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen wollen; das Gefühl ihres Wachsthums gab ihnen Trotz und Zuversicht. Als eines Tages die von einer kirchlichen Feier zurückkommenden Gläubigen von der Menge in Paris insultirt worden waren, faßte die Ritterschaft der benachbarten Landschaft den Beschluß, bei der nächsten Versammlung ein paar tausend Mann stark einzutreffen; wäre eine Beleidigung erfolgt, so würden die Kirchen eingenommen, die Mönche verjagt worden sein. Um ein Unglück zu vermeiden, ersuchte die Regierung die Protestanten, ihre Versammlung zu verschieben. Auch einen anderen Grund gab sie an, welcher es unmöglich mache, auf die alten Befehle zurückzukommen. Das Volk, sagte sie, hänge nun einmal an diesen Predigern und würde, wenn man sie ihm nehme, zum Anabaptismus übergehen, der einen Ruin auch des Staates bezwecke. Auch in Frankreich stellte sich der Protestantismus als eine Abwehr der durch die Verwirrung aller Zu-

1) Vgl. histoire ecclésiastique 609. De la Place 199. Besonders auch die Fragmente aus den Berichten von Despence bei Rainaldus 1591 n. 99. Das Motiv fand ich allein in einem Briefe Beza's an Calvin (Ms. Genev.): Quod mutaverant tolerabile non erat: quoniam verbo tribuebant, quod fidei erat, i. e. suo modo volebant praesentiam inculcare quae a verbis et syllabis penderet. *Τῇ βασιλίσσῃ*, fügt er hinzu, nihil mutabilius. Et nihil hic animadverto nisi *ἀναρχίαν*. Acres diligentes imperterriti sunt hostes, in nostris nihil simile.

stände hervorgerufenen anarchischen und destructiven Bewegung auf [1]).

Um nun aber für die Milderung der Gesetze eine der Constitution des Reiches entsprechende Grundlage zu haben, beschloß man, Mitglieder aller Parlamente des Reiches zu einer neuen Berathung über die zu treffenden Maßregeln zusammenzurufen. Nach einiger Zögerung ward dieselbe am 5. Januar 1562 zu St. Germain eröffnet. Es fehlte nicht an Solchen, welche noch alles von Ernst und Strenge erwarteten. Der Canzler L'Hopital fragte, ob der König so viele von seinen Unterthanen, in jeder Beziehung ehrenwerthe Leute, umbringen lassen sollte; er wünsche zu hören, was die Strenge der bisherigen Edicte gefruchtet habe: nicht darauf komme es an, welches die wahre Religion sei, sondern wie man beisammen leben könne. Er überzeugte den bei weitem größten Theil der Versammlung, daß den Protestanten ein Zugeständniß gemacht werden müsse. Wenn man dann aber fragte, ob ihnen sofort der Besitz von Kirchen oder nur das Versammlungsrecht zu gewähren sei, so konnte man sich darüber nicht sogleich vereinigen. Es ist nicht ohne Interesse, das Verhältniß der Stimmen zu kennen, das sich bei der Abstimmung herausstellte. Von den 49 Anwesenden waren 22 für die Gewährung von Kirchen, 16 für das bloße Versammlungsrecht. Diesen gesellten sich dann die streng Katholischen bei, welche ursprünglich jedes Zugeständniß verworfen hatten, und so ging sie durch [2]).

Auf den Grund dieser Berathschlagung ward nun im Januar 1562 ein Edict verkündigt, durch welches alle bisher auf Versammlungen der Protestanten auch außerhalb der Städte gesetzten Strafen aufgehoben, ihre Predigten, Gebete und Religionsübungen ihnen förmlich erlaubt werden. Sie sollten sich jedoch durch Eidschwur verpflichten, keine andere Lehre, als die in den Büchern des alten und neuen Testamentes und in dem Symbol des Concils von Nicäa enthalten sei, zu lehren; sich den bürgerlichen Gesetzen zu unterwer-

1) Languet Epp. arcanae II, 150. Sta. Croce al Cl. Borromeo; aus dem Munde des Königs von Navarra 14. Una gran parte del popolo crede a costoro talmente che col mezzo loro si potranno ridurre alla via buona, come che altrimente siano per diventare Anabatisti o peggio.

2) Aus den Briefen des Cardinal-Legaten Ippolyto d'Este sieht man, wie sehr diese Entscheidung seine Erwartung übertraf; er sagt, sie sei hauptsächlich durch die Mitglieder des Conseils herbeigeführt worden, „non ostante, che la maggior parte di questi huomini di robba lunga havessero tirati nella sinistra parte"; er theilt sie als eine gute Neuigkeit mit.

sen, ihre Synoden nicht ohne Erlaubniß der königlichen Beamten zu halten.

Mit Freuden nahmen die Prediger dies an; sie gaben eine besondere Erläuterung heraus, in welcher sie Punkt für Punkt bestätigten.

Es war nicht alles, was sie wünschten oder verlangten: aber verglichen mit dem Zustande der Ungesetzlichkeit, in dem sie sich bisher befunden, unendlich viel. Sie wurden wirklich unter gewissen Bedingungen in den Frieden des Reiches, wie einst die deutschen Protestanten, aufgenommen. Es gab keine Provinz, keinen Ort, von dem sie ausgeschlossen gewesen wären.

Das Parlament zu Paris weigerte sich eine Zeit lang, das Edict zu verificiren. Allein ein anderes Mittel, die vor seinen Augen zunehmenden Unruhen zu beschwichtigen, konnte es auch nicht ausfindig machen. Auf das dringende Verlangen des Hofes gab es endlich nach; doch haben sich einige Mitglieder bei dem Act der Verification entfernt, um nicht daran Theil zu nehmen. So geschah es nun doch, was vor dritthalb Jahren durch das gewaltsame Eingreifen Heinrichs II. verhindert worden war. Die große Corporation, welche die Gewähr der Gesetzlichkeit in sich schloß, hatte schon damals eine Milderung der canonischen Satzungen gegen die Ketzer für nothwendig gehalten; obwohl von allen zu dem Protestantismus hinneigenden Elementen gereinigt, hatte sie vor sechs Monaten einen neuen Anlauf dazu genommen und war nur durch eine geringe Mehrheit davon zurückgehalten worden; jetzt endlich, nachdem das Gutachten aller übrigen mit ihr verwandten Körperschaften vorausgegangen, schritt sie dazu. Den Protestanten ward eine Erlaubniß verwilligt, von der sie meinten, daß das Papstthum dabei schwerlich werde bestehen können; so viel, ohne Zweifel zu viel erwarteten sie von der unwiderstehlichen Kraft des Bekenntnisses, wenn man ihm nur seine Freiheit lasse. Aber auch abgesehen hiervon, war der Erfolg ihrer Sache von unermeßlicher Bedeutung.

Die zuerst ausgestoßene, dann gewaltsam niedergehaltene religiöse Abweichung, von außen her angeregt, im Innern um so heftiger bekämpft, gelangte damit zu einem gesetzlich anerkannten Bestehen.

Ein von den Ständen gefordertes, von der Regierung bewilligtes, von den Parlamenten angenommenes Edict gewährte den Reformirten zwar nicht alles das, was sie wünschten oder auch nur zu

ihrem religiösen Leben bedurften, aber doch eine gesicherte Existenz: es entwand ihren Feinden die Waffe, die sie vernichten sollte.

Damit war ein neues Lebenselement in die französische Nation aufgenommen, im Zusammenhang allgemeiner geistiger Bestrebungen, namentlich der germanischen Völker, welches, vordringend oder zurückgeschlagen, anerkannt oder besiegt, einen unendlichen Einfluß auf ihre Geschicke haben mußte.

Viertes Buch.

Funfzehn Jahre religiösen Bürgerkrieges.

Nicht allein eine kirchliche, sondern, wie angedeutet, eine große politische Neuerung lag in dem Emporkommen der religiösen Reform in Frankreich. Von jeher war es als die Pflicht der Krone betrachtet worden, die hierarchischen Satzungen gleichsam als die göttlichen Gebote aufrechtzuhalten und mit dem Schwert auszuführen: diese Einheit der Kirche und des Staates war jetzt durchbrochen; die Anerkennung einer abweichenden Kirchenform schloß, wenn nicht eine bewußte, doch eine factische Modification der Idee der höchsten Gewalt in sich ein. Verkennen wir nicht, es mußte der Natur der Sache nach die größten Schwierigkeiten haben, sie durchzusetzen.

Der protestantische Gedanke hatte eine gleichsam eingeborne Beziehung zu den Befugnissen der weltlichen Macht und ein nahes Verhältniß zur französischen Politik. Wohl verstand das Franz I. in seiner Zeit; aber in einem gefährlichen Kampfe für die Integrität seines Gebietes begriffen, wollte er nicht wagen, mit den einheimischen oder den allgemeinen hierarchischen Gewalten zu brechen. Heinrich II. verdankte eine der großartigsten Stellungen, die je ein französischer König angenommen hat, seiner Verbindung mit dem protestantischen Element; aber auch das entgegengesetzte leistete ihm große Dienste und hatte um ihn her eine starke Vertretung; er ließ sich zuletzt bewegen, den hierarchischen Satzungen, welche die abweichenden Meinungen auszurotten bestimmt waren, in seinem Reiche neue Geltung zu verschaffen.

Wenn es nun jetzt den Reformirten gelungen war, sich gegen diese Gesetze der Verfolgung zu sichern, so gab es doch noch mächtige

Kräfte, unabhängig von der Regierung, welche sich gegen ihre Zugeständnisse setzten und sie rückgängig zu machen suchten.

Das alte System beherrschte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung, war mit allem, was eine anerkannte Autorität im Reiche besaß, verbündet, mitten im letzten Sturme durch finanzielle Bewilligung mit der Krone selbst in ein neues festes Verhältniß getreten; dem eingedrungenen Glauben erkannte es nicht einmal die allgemeinste Eigenschaft der Religion und Kirche zu; in seiner Aufnahme sah es eine Beleidigung der Gottheit; wie hätte es da nicht alle seine Kräfte vereinigen, zusammennehmen sollen, um sich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen?

Man verkennt das Wesen der Sache, wenn man die Erhebung der religiösen Neuerung von der politischen Faction herleitet; aber unleugbar ist: sie war mit derselben in Verbindung getreten, von ihr gefördert worden, sie trug so zu sagen ihre Farben. Man sah es in der Haltung, die jetzt ihr vornehmster Führer, der Prinz von Condé, in der Hauptstadt annahm. Die Bürger waren entwaffnet, denn man befürchtete von ihnen tumultuarische Bewegungen; der Prinz war von Scharen bewaffneter Glaubensgenossen umgeben, die ihn in Reih und Glied durch die Straßen begleiteten, wenn er zur Predigt ging oder von der Predigt kam [1]. Man wollte 20000 Hugenotten in der Stadt zählen und fürchtete wohl, daß er sich, in Verbindung mit ihnen, durch einen plötzlichen Handstreich zum Meister derselben machen und dann etwas Aehnliches auch in anderen Städten versuchen werde. So wenig er, aller Wahrscheinlichkeit nach, daran gedacht hat, so ward doch die Eifersucht der Gegner schon dadurch mächtig angeregt, daß man es glaubte und sagte; religiöser Eifer und politische Antipathie verbündeten sich zur gemeinschaftlichen Feindseligkeit.

Nicht allezeit ist böser Wille daran Schuld, wenn die elementarischen Kräfte mit einander in Kampf gerathen: aber in der Art und Weise, ihn zu führen, bewährt sich die Gesinnung der Menschen.

1) M. A. Barbaro Relatione 1564: avendo egli già col mezzo che teneva nel consiglio del re quale la maggior parte favoriva questa nuova religion ottenuto di levar l'arme al popolo di Parigi e poi sotto pretesto che non avrebbe a seguir qualche seditione ottenuto che gli Ugonotti la portassero per sicurtà suo.

Wenn Calvin von seinem Genf aus den Zustand überschaute, so ward ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Er warnte die Seinen vor dem ersten Blutvergießen; denn es werde Ströme von Blut nach sich ziehen, Frankreich und Europa werde davon überfluthet werden; — und noch andere Handlungen, als er ahnen konnte, schliefen im Schooße der Dinge — aber in seiner Macht stand es nicht, sie zu verhindern. Er und die Seinen mochten den Frieden wollen; die Gegner bedurften, forderten und begannen den Krieg.

Erstes Capitel.

Unruhen von 1562 und 1563.

Vor allem wurden die Oberhäupter, welche einst unter Heinrich II. die höchste Gewalt besessen hatten, der gemeinschaftlichen Gefahr inne, in welche sie durch ihre Entzweiung gerathen waren. Die Beschlüsse der Stände in Pontoise waren eben so drohend für die einen wie für die anderen; das Emporkommen und stolze Gebahren der Hugenotten war dem Connetable Montmorency nicht minder widerwärtig als den Guisen; leicht ward zwischen ihnen und dem Marschall St. André das alte Verständniß hergestellt.

Man hat einen Augenblick den Gedanken gehabt, daß die mächtigen Häupter, auch ohne die Theilnahme der königlichen Gewalt und ihr gegenüber, die Unterdrückung der neuen Meinungen versuchen sollten [1]: allein es liegt überhaupt nicht in dem Charakter französischer Parteien, der herrschenden Autorität zur Seite ein Unternehmen durchzuführen; sie suchen vielmehr mit derselben in Verbindung zu stehen, sie auf die eine oder die andere Weise unter ihren Einfluß, in ihre Hände zu bringen. Wie viel leichter ward Alles, wenn es damit auch diesmal gelang?

Das vornehmste Mittel, der Regierung eine katholische Tendenz zu geben, bot die Mitwirkung von Spanien dar.

Um keinen Preis durfte und wollte Philipp II. das Emporkommen der protestantischen Meinung in Frankreich gestatten. Außer seiner allgemeinen Weltstellung, der Rückwirkung, die auf die Niederlande davon erwartet werden mußte, lag ein anderes zwingendes Motiv für ihn in seinem Verhältnisse zu Navarra. Wie dies einst

1) So versichert der Cardinal-Legat Ippolyto d'Este, der dagegen war, in einem seiner ungedruckten Briefe.

durch päpstlichen Spruch an seine Vorfahren gekommen war, so berechtigte die protestantische Idee, die nur das Erbrecht anerkannte und der päpstlichen Gewalt die Befugniß, dasselbe aufzuheben, nicht zugestand, zu einer Wiederaufnahme dieses Streites und der Losreißung der Landschaft. Ein protestantischer Fürst, der den Anspruch auf Navarra besaß, Generalstatthalter des Königs von Frankreich, von einer gleichgesinnten Menge vorwärts getrieben, war dem Könige von Spanien an und für sich gefährlich. Die Räthe desselben verbargen sich das nicht; aber sie sahen wohl ein, daß ein offenes Eingreifen in die französischen Angelegenheiten, auch in Verbindung mit den Magnaten, die größten politischen und selbst religiösen Gefahren in sich schließe. In dieser Verlegenheit faßte Granvella den Gedanken, sich an König Anton von Navarra selbst zu wenden. Welch ein Vortheil, wenn man eben den Mann, von welchem Spanien das Meiste zu fürchten hatte und der als das Oberhaupt der Protestanten in Frankreich, so nahe dem Throne, betrachtet werden konnte, von diesen abwendig machte und auf die katholische Seite herüberzog! Bemerken wir es wohl: Granvella rieth nicht etwa, ihm eine Entschädigung für Navarra zu gewähren, sondern nur ihm Hoffnung darauf zu erwecken, ihn damit hinzuhalten [1]); dann werde er sich zu Dingen bringen lassen, durch die er mit seinen Anhängern zerfallen müsse. Anton von Navarra war sein ganzes Leben hindurch dafür bekannt, daß er an seinen Meinungen, wenn er sie auch mit Lebendigkeit ergriffen, doch nicht mit Strenge festhalte. In besonderes Schwanken brachte ihn damals der Widerspruch zwischen den beiden Auffassungen der Abendmahlslehre, die Vorliebe, die er für den Begriff der Augsburgischen Confession hatte, von dem man ihm sagte, daß er auf dem so eben erneuerten Concilium von Trient durchbringen und alles versöhnen werde. In Kurzem finden wir ihn in voller Unterhandlung mit dem päpstlichen Legaten und dem spanischen Botschafter über die für seinen Verlust ihm zu gewährende Entschädigung, wobei man ihn Sardinien oder eine Eroberung an der afrikanischen Küste hoffen läßt. Aber um zu einem Abschlusse zu gelangen, muß er sich der katholischen Bewegung zuwenden. Die sämmtlichen Gesandten der katholischen Höfe fordern ihn dazu auf; der Connetable und St. André

1) Entretenerlo con esperanças. Granvella an Philipp 15. Dec. 1561. Pap. d'état VI, 461.

reißen ihn fast wider seinen Willen[1]) mit sich fort; er giebt nach, daß das eben ergangene Edict wieder verändert werden müsse.

Wohl war das noch weit entfernt von einer gesetzlichen Berechtigung; aber denen, welche ohnehin zu einer entscheidenden Handlung drängten, genügte es.

Einst, bei jenen früheren Parlamentsverhandlungen, wo es, wiewohl mit schwacher Majorität, zu einer Erneuerung der Strafedicte kam, hatte Franz Guise ausgerufen, über diesen Beschluß müsse man halten; sein Schwert solle nicht in der Scheide bleiben, wenn es gelte, denselben auszuführen. Jetzt machte er sich auf, dies sein Wort zu erfüllen[2]).

An und für sich war der tapfere Kriegsmann nicht zu Gewaltthaten aufgelegt; er wird eher als ruhig, sogar als phlegmatisch geschildert; man lobt die Milde, die er gegen besiegte Feinde bewies, die Selbstbeherrschung, mit der er begangenes Unrecht wieder gut zu machen suchte; er glaubte vor Vielen zu wissen, was Mann gegen Mann schicklich sei und sich gezieme. Aber dabei hatte man doch von jeher eine gewisse Abhängigkeit von Anderen an ihm bemerkt; er schien mehr einen Arm zu haben, um auszuführen, als einen Kopf, um etwas zu ersinnen. Jetzt ergriff ihn die allgemeine Entrüstung, welche der Vollzug des Edictes in der katholischen Welt erregte; schon begegnete auch ihm in seinem Gouvernement eine ungewohnte Widersetzlichkeit; durch das ausgesprochene Wort mochte er seine Ehre verpfändet glauben.

Gleich sein erster Schritt führte zu einem unheilvollen Ereigniß. Als er von Joinville nach dem nahen Vassy kam, fand er da eine calvinistische Gemeinde, zu der sich viele von seinen Unterthanen hielten, die eben unter dem Schutze des Edictes ihren Sonntagsgottesdienst in einer Scheune beging. Guise sagt, er habe nur mit den Leuten von Joinville reden wollen, die sich in der Versammlung befanden; aber indem er, mit seinem von Haß erfüllten Gefolge, das Schwert an der Seite, auf die Versammelten losging und diese das Thor

1) Era persuaso da essi, contra però la sua natural volontà. M. A. Barbaro, der selbst mit ihm in der Sache verhandelte.

2) Lettres de Pasquier IV, 10.

schließen wollten, kam es zu einem Zusammenstoß, der mit einem blutigen Hinwürgen der armen Leute endigte [1]). Mag der Herzog es gewollt haben oder nicht, genug, er verhinderte es nicht; sein war die That; ihn mußten Lob und Tadel und die Folgen treffen. Aber noch war die öffentliche Moral so wenig ausgebildet, daß das blutige Ereigniß von den eifrig Katholischen als eine große Handlung begrüßt wurde. Als Guise in Paris erschien, wo die städtische Menge nur durch Vorkehrungen der Regierung von ähnlichen Thaten abgehalten worden war, was sie fast als eine Verletzung ihrer municipalen Freiheit betrachtete, empfing man ihn, wie ein Venetianer sagt, gleich als wäre er der König selbst. Bald ward Condé mit seinen Predigern und seinen Bewaffneten inne, daß sie sich gegen diese Verbindung nicht würden behaupten können, und verließ die Stadt. Hierauf trat unter der Leitung der städtischen Behörde eine vollkommene Veränderung ein. Alles, was eine Neigung zu den neuen Meinungen kundgegeben, mußte die Stadt verlassen. Der Connetable machte sich das für den Aerger eines polternden Alten bezeichnende Vergnügen, die Canzeln der Prediger und die Bänke ihrer Zuhörer verbrennen zu lassen. Dagegen begann der Cardinal von Lothringen in altkatholischem Sinne zu predigen und ward wieder als der Mann gepriesen, der an Beredtsamkeit und Wissenschaft alle anderen übertreffe. Zahlreiche Processionen durchzogen die Straßen, die Mitglieder des Parlaments beschworen das von der Sorbonne vor einigen Jahrzehnten aufgestellte Glaubensbekenntniß; die Bürger, denen man die Waffen genommen, empfingen sie wieder, und in kurzem sah man sie, 24,000 Mann stark, die sich alle katholischer Gesinnung rühmten, militärische Uebungen vornehmen.

An sich ein großes Ereigniß, daß die Hauptstadt, die seit Ludwig XI. an Menschenzahl und Einfluß auf das Land unaufhörlich gewachsen, schon zu dem Range der geistigen Metropole des Reiches

1) In dem Discours entier de la persécution et cruauté exercées en la ville de Vassy par le duc de Guise le 1er mai findet sich der ausführliche Bericht von hugenottischer Seite. Mém. de Condé III, 124. In dem Discours au vrai, der unmittelbar vorhergeht, findet sich ein Brief von Guise selbst darüber. Der Unterschied ist, daß er behauptet, er sei zuerst mit Steinen geworfen worden: daß er mit seinen Leuten auf die Scheune losgegangen, erkennt er an. Ueber die Darstellung Davila's habe ich mich in einer akademischen Abhandlung im Zusammenhange geäußert (S. W. XII. 3 fg.).

aufstrebte, gleichsam ihr municipales Selbstgefühl mit dem Katholicismus vereinigte und sich den exclusiven Ideen der verfolgenden Religion hingab.

Noch waren aber die Verbündeten nicht Meister, solange die Königin nicht in ihren Kreis gezogen war.

An der Gesinnung Catharina's in diesen Zeiten läßt sich nicht zweifeln. „Ihr Augenmerk", sagt der päpstliche Legat, Ippolyto d'Este, „ist nicht allein auf die Religion gerichtet, sondern auch auf die Regierung [1])." Sie begünstigte die Reformirten, weil sie mit den Führern derselben gut zu stehen, sie auf ihrer Seite zu haben wünschte. In einer Sitzung des Conseils hatte sie einmal St. André, dessen Verbindung mit dem Könige von Navarra ihr widerwärtig wurde, aufgefordert, die Hauptstadt zu verlassen und sich in sein Gouvernement zu begeben; und es ist darüber zwischen ihnen zu einem lebhaften Wortwechsel gekommen. Jetzt war sie mit ihrem Sohn und dem Hofe nach Fontainebleau gegangen: die Briefe sind übrig, in denen sie Condé anfleht, die Kinder, die Mutter und das Reich gegen die in seinen Schutz zu nehmen, welche alles zu Grunde richten wollen. Aber ehe sich Condé entschloß, langten die verbündeten katholischen Großen bei ihr an, um sie nach Paris zurückzuführen. Es scheint, als habe sie noch in Melun zu entfliehen gedacht; aber man hatte Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen [2]). Nach der Ankunft in der Hauptstadt sagte man ihr, man werde ihr ihren Antheil an der Regierung nicht entreißen, solange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete [3]). Sie fügte sich in das Unvermeidliche. Der energisch katholischen Combination, die sich im Widerspruch mit ihr gebildet hatte, mußte ihr und ihres Sohnes Name fortan Autorität verleihen.

Noch hielten die Verbündeten nicht für rathsam, das Edict

1) Che ha reso, fügt er hinzu, tutti questi negotii tanto più travagliosi.

2) Thuanus lib. XXIX; Bearbeitung der gleichzeitigen Schrift. die in den Mém. de Condé III, 195 steht, aber mit guten eigenen Zusätzen.

3) Chantonnay (Mém. de Condé II, 33): ont promis et juré que oncques ne l'avoient pensé (de lui ôter le gouvernement) ne le feroient, tant qu'elle tiendroit la main à la conservation de la religion et autorité du roi; da das letzte sich von selbst versteht, so liegt der Nachdruck auf dem ersten.

vom Januar geradehin zu widerrufen; aber sie nahmen ihm unverzüglich seine Geltung für die Hauptstadt und den städtischen Umkreis.

Ihre Absicht war, dieses Verbot nach und nach auf die vornehmsten Städte und alsdann über das ganze Reich zu erstrecken. Der König von Navarra hat das dem spanischen Gesandten ausdrücklich gesagt [1]) und dabei den König Philipp an die ihm versprochene Gnade, den Ersatz für Navarra, erinnern lassen. Abermals war davon die Rede — denn die meisten Gouverneurs hielten sich zu den Guisen, denen sie ohnehin verpflichtet waren, — die gesammte bewaffnete Macht zur Erdrückung der Hugenotten zu verwenden.

Um aber diesen Zweck desto leichter zu erreichen, versäumten sie nicht, auch einen Versuch auf die Standhaftigkeit des Prinzen von Condé zu machen.

Wenn man Prinz Louis von Condé sah, bemerkte man vor allem seine Lebenslust und Beweglichkeit. Er liebte zu scherzen und zu lachen; sinnlicher Verführung war er nicht unzugänglich, und nicht selten kam er mit der Strenge der hugenottischen Moral in Conflict. Man setzte voraus, daß für den wenig Begüterten das Anerbieten eines Fürstenthums, das man ihm machte, unwiderstehlich sein und ihn zum Rücktritt zu dem Papstthum vermögen werde: aber in ihm täuschte man sich. Die Lehre, zu der er sich hielt, hatte für ihn auch jenseit der äußeren Macht, die sie ihm für den Moment allerdings verlieh, Bedeutung, und er wies jedes Anerbieten zurück. Ueberhaupt war in ihm ein gewisser Schwung des Geistes, der sich in der natürlichen Beredtsamkeit offenbarte, welche die Freunde bewunderten. Er war eine von den Naturen, für welche Bedrängnisse und Gefahren heilsamer sind als Wohlergehen. Den angebotenen Kampf nicht aufzunehmen, hätte er für einen Schimpf gehalten.

Wenn aber früher, als die Guisen im Namen Franz' II. die Regierung führten, die Gesetzlichkeit ihrer Stellung bezweifelt und ein Widerstand gegen sie für gerechtfertigt geachtet worden war, wie viel mehr mußte das jetzt der Fall sein, da sie sich eigenmächtig gegen ein in aller Form durchgeführtes Gesetz erhoben, Handlungen

1) Chantonnay 29. Mai a. a. O. 29.

einer blutigen Gewalt begingen, den König und die Königin nicht ohne Zwang in ihre Hände gebracht hatten! Der Prinz von Condé erklärte: die Königin-Mutter und der junge König seien in die Gefangenschaft der guisischen Partei gerathen; er werde ihnen die besten Dienste leisten, wenn er die Waffen in den Händen behalte: verhielte es sich anders, so würde er sich selbst vor ihnen zu Boden werfen.

In dieser Gesinnung sammelte sich nun der Adel aus allen Provinzen des Reiches um ihn.

Die Führer waren seine nächsten Verwandten, die Oheime seiner Gemahlin die drei Chatillons, der Graf Porcian, der mit seiner Nichte, Franz von Rochefoucauld, der mit seiner Schwägerin vermählt war; von diesem sagte man, er könne aus seinen Freunden und Vasallen in Poitou allein eine Armee ins Feld stellen. Vicomte René von Rohan führte die Bretagner, Anton Graf Grammont die Gascogner; aus der Normandie war Montgommery, aus der Picardie Hangest von Genlis zugegen; in Orleans, wo der Prinz seine Stellung nahm, zählte man bald 3000 Edelleute; „kämen sie um", sagte Languet, „so würde der Same männlicher Tugend im Reiche vernichtet sein". Eine Association ward unter ihnen geschlossen auf so lange, bis der König selbst die Zügel der Regierung ergreife; dann werde man rechtfertigen, was man gethan habe.

Die protestantischen Geistlichen untersuchten, ob man in dieser Lage die Waffen gebrauchen dürfe; sie urtheilten, es sei nicht allein erlaubt, sondern Pflicht: um den König und die Königin zu befreien, die Religion zu vertheidigen und die feierlich zu Stande gebrachten und verkündigten Edicte aufrecht zu erhalten.

Wie der Adel, so erhoben sich überall die Städte zweiten Ranges oder wurden leicht in Besitz genommen; dort in der Nähe: Blois, Tours, Bourges, Angers; in Poitou Poitiers; Rochelle in Aulnis; in der Normandie: Havre, Dieppe, Caen; ferner Chalons an der Saone, Macon, Lyon; die Hauptstädte des Dauphiné, Gap und Grenoble, das ganze Venaissin und Vivarais, die Ortschaften der Sevennen; bedeutende Plätze in Languedoc, Montauban, Nismes, Montpellier. Während in Paris das Edict vom Januar zurückgenommen ward, verkündigte es der Prinz von Condé in allen Orten, die ihn anerkannten — denn eine Art von Gegenregierung richtete er sich ein — als ein unverbrüchliches Gesetz.

So stellten sich die beiden Parteien einander gegenüber, um

ihren Streit in vollen Waffen auszufechten; zwischen ihnen verschwand die Regierung eines Knaben und einer Frau.

In England und Deutschland nahm man die Beweisführung des Prinzen von Condé als vollgültig an. Der alte Landgraf Philipp von Hessen gab dem Marschall Rollshausen Urlaub, mit ein paar tausend Reitern und ein paar tausend Hakenschützen nach Frankreich zu gehen; denn es sei gewiß, daß es die Befreiung des Königs und seiner Mutter gelte; man könne das mit gutem Gewissen thun. Königin Elisabeth sah überdies eine Gefahr für sich selbst darin, wenn das ihr so besonders feindlich gesinnte Haus Guise über die nahen Häfen in der Normandie gebieten sollte. Die Hugenotten mußten ihr versprechen, ihr Havre de Grace einstweilen zu überlassen, wenn sie Hülfe an Geld oder Mannschaft von ihr haben wollten. Im November 1562 war Condé durch einheimische und fremde Streitkräfte stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Der Tod seines Bruders Anton, an einer bei einem Angriff auf Rouen erhaltenen Wunde, gab ihm noch größere Ansprüche als bisher; an dessen Stelle forderte er jetzt als Generalstatthalter des Königs anerkannt zu werden. Sein Sinn war, gerade auf Paris loszugehen und die Sache durch einen großen Schlag zu entscheiden: bei dem guten Aussehen und dem Muthe der Truppen glaubten seine Freunde, es müsse ihm gelingen[1]).

Indessen hatten auch die Guisen Hülfsvölker an sich gezogen: deutsche Reiter, die dem Solde nachgingen, Eidgenossen aus Luzern und den Waldstätten, welche kamen, wie die Inschriften ihrer Fahnen sagten, um den König von Frankreich „bei der alten Religion zu behalten“. Auch ein paar tausend Spanier zogen heran, und die Guisen wußten den Prinzen durch geschickte Unterhandlungen aufzuhalten, bis alle beisammen und auch die Befestigungen von Paris einigermaßen hergestellt waren.

Der Prinz, dessen Umgebung von Anfang an seine Unterhandlungen gemißbilligt hatte, erkannte endlich, daß er damit nichts ausrichten werde, und wendete sich nach der Normandie hin, wo der Kampf am heftigsten entbrannt war. Zum Theil war die Provinz wieder in die Hände seiner Gegner gefallen; aber schon langten auch

1) Literae Bezae ex pago St. Arnolphi 14. Dec. (Ms. zu Genf): nullae usquam copiae instructiores vel alacriores; die Unterhandlungen geschahen multis frementibus et nostris reclamantibus, sed frustra.

die Engländer an, welche Geld für ihn mitbrachten. Er dachte Chartres zu überraschen, sich dann auf Pont de l'Arche zu werfen und die Plätze und Städte an den beiden Ufern der Seine einzunehmen. Der englische Gesandte, der bei ihm war, bestärkte ihn in diesem Vorhaben und trieb ihn dazu vorwärts.

Aber eben dies wollten die katholischen Verbündeten ihm am wenigsten gestatten: gerade auf seinem Wege, in der Ebene von Dreux, stellten sie sich ihm entgegen: am 19. December 1562 kam es dort an der Eure zu einem Zusammentreffen, dem ersten zwischen den beiden Parteien im offenen Felde, welches wohl verdient, daß wir uns seine Physiognomie vergegenwärtigen.

Eine Zeitlang, als das Geschütz zu spielen begann, ohne jedoch viel zu wirken, wie sich denn besonders die Geschützmeister Condé's ganz unbrauchbar zeigten, standen die beiden Haufen in ruhiger Haltung einander gegenüber. In den französischen Edelleuten hat sich auf beiden Seiten die Betrachtung geregt, daß sie jetzt Waffengefährten, Landsleute, Blutsfreunde, bewährt in manchem gemeinschaftlichen Kampfe, wider sich hätten. Aber die neuen großen Fragen, welche sie entzweiten, waren nun nicht anders zu entscheiden; sie mußten mit einander schlagen. Zuerst griff Condé mit der glaubenseifrigsten und waffengeübtesten Schar seiner Reiter das Mitteltreffen der Katholischen an, das der Connetable befehligte, und rannte es über den Haufen. Der Connetable stürzte vom Pferde, ließ sich wieder hinaufheben, erneuerte den Kampf und ward gefangen. Indem rückten Condé's Landsknechte gegen die schweizerischen Bataillone desselben Mitteltreffens an; diese aber, ohne sich von der Flucht der Reiterei irren zu lassen, gingen ein paar hundert Schritte vorwärts auf die Landsknechte los und warfen sie mit Macht zurück; wiederholten Angriffen setzten sie ihren unnahbaren Lanzenwald entgegen. Indem man hier schlug, hielten sich Franz Guise, dem die Vorhut, und St. André, dem die Arrièregarde anvertraut war, noch unbeweglich; und gar mancher wurde an Guise irre. Aber er hatte die Auffassung des wahren Feldherrn, daß es nicht auf einzelne Vortheile, sondern auf den Sieg im Ganzen ankomme [1]). Als die Hugenotten durch den Widerstand der Schweizer und die Verfolgung der Zersprengten in Unordnung gerathen waren, erhob auch er sich:

1) Montaigne, der, wie man weiß, in seinem Plutarch fest war, vergleicht seine Haltung mit der Philopömens gegen Machanidas I, 45.

dann ergoß sich die schwarze Wolke seiner spanischen und französischen Bataillone über das Gefilde und warf alles vor sich nieder. Indem Condé immer neue Truppen heranführte, um ihm zu widerstehen, ward er selbst verwundet und gefangen. Doch war die Sache auch damit nicht entschieden. Jenseit eines Holzschlages, der für die Zurückweichenden vortheilhafter war, als für die Angreifenden, sammelten sich die Scharen, die noch nicht ganz zersprengt waren, unter dem Admiral. „Wer sich zuletzt zusammenhält", sagt Coligny, „trägt die Frucht der Schlacht davon". Er wußte sich hier gegen die Angriffe Guise's und St. André's tapfer zu behaupten: unter vielen anderen namhaften Männern ist da der Marschall St. André gefallen. Das Schlachtfeld war verloren; aber Coligny konnte seinen Weg fortsetzen.

Die Protestanten waren weit entfernt, sich für besiegt zu halten.

„Unsere Infanterie", sagt der Admiral in einem Schreiben an die Königin von England, „hat eine Niederlage erlitten, ohne zu schlagen; unsere Reiterei, welche allein die Schlacht geliefert hat, ist unverletzt und wünscht nichts mehr, als die Feinde Gottes und des Königreiches bald wiederzusehen; diese werden sich besinnen, uns anzugreifen oder den Angriff von unserer Seite zu erwarten" 1).

Nachdem die Gefangenen in Sicherheit gebracht waren, sehen wir den Admiral in kurzem wieder die Loire überschreiten und den Krieg in der Normandie erneuern.

Aber auch Guise war stark und mächtig im Feld; er unternahm die Belagerung von Orleans, ohne Zweifel des wichtigsten Platzes, den die Hugenotten inne hatten.

Hier aber sollte man an ihm selber erleben, daß es keineswegs das Schlimmste ist, wenn sich bürgerliche oder religiöse Leidenschaft in offenen Schlachten entladet.

Was sich bis auf den heutigen Tag in anderen romanischen Nationen erhalten hat, war damals auch in der französischen gäng und gäbe; man suchte Gewaltthat durch Gewaltthat zu erwiedern. Der Herzog von Guise hatte eine Anzahl Engländer und französische Protestanten, die in der Normandie in seine Hände gefallen waren,

1) Du camp a Mem. 2. Jan. 1563 bei Forbes II, 247. Beza 27. Dec. 1562 (Ms. Genev.): noster equitatus est integer exceptis equitibus ad summum 150, partim captis partim interfectis; apud hostes infinita sunt vulnera et caedes maxima.

erschießen lassen; dafür ließ der Prinz von Condé alle die hinrichten, welche in Pluviers, das er eroberte, die Waffen gegen ihn getragen. Wenn in Paris protestantische Parlamentsräthe vom Leben zum Tode gebracht wurden, so mußte dafür in Orleans ein katholischer sterben [1]). Nun aber richtete sich diese Wuth, erlittene Unbill mit einer gleichen zu vergelten, gegen Franz Guise selbst. Seine That in Vassy ward als der Gräuel aller Gräuel angesehen, Guise als ein Menschenwürger bezeichnet; man betete in den Versammlungen, daß Gott sein Volk von demselben befreien möge. Calvin versichert, vorlängst sei ihm von entschlossenen Leuten das Anerbieten vorgetragen worden, diesen Feind aus der Welt zu schaffen; durch seine Ermahnung habe er sie zurückgehalten. Jetzt aber erschien Guise, die vornehmste Burg des damaligen Protestantismus und zwar mit allem Anschein von Erfolg belagernd, gefährlicher als je. Da hat ihn ein fanatischer Hugenott, ein junger Mensch, der im Dienste des Herzogs von Soubise stand, des Namens Poltrot von Mercy, meuchelmörderisch getödtet. Er hatte zu den Predigern von der particularen Mission gesprochen, die er zu einer solchen That zu haben glaubte; sie haben ihn auf die geistliche Gefahr aufmerksam gemacht, in die er sich stürze, und ihn abgemahnt, aber nicht so kräftig, daß er anderen Sinnes geworden wäre. Da man zu wissen behauptete, daß Mörder gegen den Admiral und seinen Bruder sowie gegen den Prinzen gedungen worden, so wagte es Poltrot, dem Admiral selbst eine Andeutung von seinem Vorhaben zu machen. Coligny hütete sich, ihn darin zu bestärken; aber abgehalten hat er ihn auch nicht; er hielt es für genug, daß er den Herzog früher vor einem ähnlichen Attentat gewarnt hatte. Poltrot blieb dabei, daß er den vom Herzog an den armen Christen begangenen Frevel rächen und andere noch zu begehende aus Eifer für die Religion habe verhüten wollen. Auch in den Kirchen sprach man nach der Hand von den gerechten Gerichten Gottes.

Vor der religiösen Idee traten die Principien der Moral zurück, welche aller Gesittung und der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen; eine Mischung von Hingebung und Feindseligkeit, von Religion und Haß bildete sich aus, die noch nie so in der Welt gewesen; es war wie eine religiöse Blutrache, in der sich das Bekenntniß wie eine Familie betrachtete. Wohin konnte das mit der Zeit noch führen!

1) Throkmorton an Königin Elisabeth bei Forbes II, 197.

Damals ließ sich, nachdem der Führer gefallen war, an eine Fortsetzung des Krieges nicht weiter denken. Auch den anderen, welche die Waffenerhebung veranlaßt hatten, war nur Unheil daraus erwachsen: Navarra und St. André waren umgekommen, Montmorency gefangen. Die Königin konnte jetzt, was sie immer gewünscht hatte, den Frieden herbeiführen.

Sie veranlaßte, daß Montmorency aus dem hugenottischen und Condé aus dem katholischen Gefängniß hervorgehend auf einer Insel der Loire — aux Bouviers — nahe bei Orleans mit einander zusammenkamen. Auf einer Barke war eine Art von Zimmer für sie hergerichtet; sie zogen jedoch vor, unter freiem Himmel auf- und abgehend sich über Vergangenheit und Zukunft zu unterreden. Erst hierauf ward die Freiheit der Gefangenen ausgesprochen; am anderen Tage erschien auch die Königin auf der Insel, und es erfolgte nun eine ernstliche Conferenz über die Herstellung des Friedens. Condé bestand auf der Erneuerung des Edictes vom Januar, das in Folge einer überaus feierlichen Berathung gegeben worden sei; Montmorency antwortete, von den Anhängern des Papstes werde eine solche niemals angenommen werden. Man kam auf Vorschläge zurück, wie sie die Königin bei den letzten Unterhandlungen, in der Nähe von Paris, gemacht hatte; gegenseitig nachgebend, brachte man es endlich zu einer Abkunft, die am 19. März 1563 zu Amboise in Form eines Edictes verkündigt ward. Darin wurde dem protestantischen Gottesdienste für die Städte, in denen er in Uebung sei, Duldung zugesagt; überdies sollte den Hugenotten in jedem Amtsbezirk ein Ort zur Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen werden; alle Edelleute sollten das Recht haben, in ihren Häusern nach dem Bekenntnisse zu leben, die Barone und Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit zugleich mit ihren Unterthanen. Nur Eine Ausnahme hielt die Königin fest: in der Hauptstadt Paris und ihrem Bezirke sollte die Ausübung der reformirten Religion verboten bleiben. Unter denen, die sich zum Krieg erhoben, spielte die Stadt Paris fast die vornehmste Rolle; sie hatte sich selbst bewaffnet und das Geld für das Kriegsheer hauptsächlich aus ihren eigenen Mitteln aufgebracht: sie war unbesiegt und ließ sich die Wiederaufnahme der Hugenotten nicht aufdringen. Wie viel hätte Condé darum gegeben, an deren Spitze noch einmal daselbst erscheinen zu können! Er sagt, die Gefahr der königlichen Krone habe ihn bewogen, davon abzustehen.

So kam diese Pacification zu Stande wie ein Friedensschluß

zwischen zwei feindseligen Mächten, der den Punkt festhält, zu dem das wechselnde Glück der Waffen geführt hat. Sie gewährte nicht das, was die Protestanten bereits besessen hatten und was sie fortwährend in Anspruch nahmen, aber doch bei weitem mehr, als ihre Gegner ihnen zugestehen wollten. Noch waren sie so stark, daß das Parlament die Verification und Abkündigung des Edictes nicht verweigern durfte. Unter dem Schutze der gesetzlichen Gewalt, in den Frieden der Krone wiederhergestellt, konnten sie nun ihre Kirchen errichten und ein ruhiges kirchlich bürgerliches Leben nach dem Muster von Genf zu führen versuchen.

Zweites Capitel.

Der allgemeine Religionskrieg in Frankreich 1567 bis 1570.

Noch ein anderes Moment, von mehr politischer Natur, trat in diesen Ereignissen hervor: es gab wieder eine königliche Gewalt in Frankreich.

Wir wissen, wie dieselbe von der Partei gleichsam in Besitz genommen ward; Königin Catharina hatte nicht wagen dürfen, dem Herzoge von Guise zu widersprechen [1]). Sie beklagte seinen Tod, wie ihr geziemte; aber bald darauf hörte man sie sagen, wäre derselbe früher erfolgt, das würde für das Wohl von Frankreich besser gewesen sein. Auch Navarra und St. André waren todt. Der Krieg hatte die Häupter gestürzt, welche ihr ihren Willen aufgelegt hatten; sie konnte, so viel es die Verwirrung der Dinge möglich machte, nun denken, wieder selbst zu regieren.

Ihre erste That war, daß sie den Frieden zu Stande brachte; die Häupter der entgegengesetzten Parteien, Montmorency und Condé, mußten ihr dazu die Hand bieten.

Hierauf erwarb sie sich das Verdienst, die wiedervereinigten Kräfte des Königreiches gegen Havre de Grace zu führen. Die Engländer hatten glänzende Hoffnungen an diesen Besitz geknüpft; wenigstens Calais meinten sie dagegen wiederzuerlangen; aber die Mangelhaftigkeit der Befestigung, eine verderbliche Krankheit, welche einriß, der Zug und die Natur der Dinge machten es unmöglich, den Ort zu behaupten. Newhaven, wie die Engländer Havre nannten, fiel in die Hände der Franzosen zurück, zu nicht geringer Ehre der

1) M. A. Barbaro: nè gli si poteva la regina apertamente contraporsi dubitando ella non si far nemica la parte cattolica, la (qual) s'appoggiava e dipendeva da esso duca totalmente come suo capo.

Königin, von der man wußte, daß sie auf die Unternehmung gedrungen hatte [1]).

Um jeder anderen Einrede bei der Regierung überhoben zu sein, ließ sie den jungen König, der nun in sein vierzehntes Jahr trat, für volljährig erklären. Diese Erklärung war mit einer Erneuerung des Pacificationsedictes verbunden, das in allen seinen Punkten bestätigt ward. Die Erinnerungen des Pariser Parlaments dagegen wurden nicht ohne eine gewisse Schärfe zurückgewiesen.

Eine große Schwierigkeit erwuchs ihrer Regierung aus der von Zeit zu Zeit aufflammenden Feindschaft der Parteien. Die Wittwe des Herzogs von Guise flehte um Rache wegen des Todes ihres Gemahls; überdies gab es die mannigfaltigsten Streitigkeiten über Besitzthümer und Rechtsansprüche. Die Königin suchte beide Theile, wenn nicht zu befriedigen, doch in Ergebenheit festzuhalten. Mit kluger Ueberlegung, sagt der Venetianer Barbaro, verfährt sie gegen die Einen und die Anderen, faßt ihre Beschlüsse nach der Lage der Umstände und führt sie aus nach neuen Rücksichten; sie weiß die Einen und die Anderen bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen zu erfüllen. Die durch Guise's Tod erledigten Aemter theilte sie unter die Verwandten desselben, ohne die Beschwerden des Connetable, der die Würde eines Grandmaître für sich in Anspruch nahm, zu berücksichtigen. Bald darauf aber stellte sie diesen durch eine außerordentliche Begünstigung seines Sohnes zufrieden. Im December 1563 kamen der Connetable und der Admiral nach Paris; sie hatten ein größeres Gefolge als der König selbst; mit Ingrimm bemerkten die Einwohner, daß dabei Leute seien, welche einst die Stadt haben erobern und plündern wollen; die Königin that nichts dagegen.

Der Prinz von Condé, der es bei der Belagerung von Havre nicht an sich hatte fehlen lassen, erschien im Anfang 1564 am Hofe zu Fontainebleau und ward auf das beste empfangen. Wie durch Tapferkeit im Felde, so wünschte er bei den ritterlichen Festlichkeiten — in denen man sich damals die griechische Heldenfabel darstellend vergnügte — durch Gewandtheit zu glänzen. In die Wollüste, die dort an der Tagesordnung waren, ließ er sich nur allzuleicht verstricken.

Während der Hof sich von Fontainebleau auf jene Rundreise

1) Barbaro: essendo seguita questa impresa quasi per sola volontà sua.

durch das Reich begab, welche ihn auch nach Bayonne führte, war die Sorge für die Ruhe der allezeit gährenden Hauptstadt dem Sohne des Connetable, Franz von Montmorency, anvertraut. Unentbehrlich war ihm dazu ein vor kurzem ergangenes Verbot, Feuerwaffen zu tragen. Auch gegen den Cardinal von Lothringen, der, auf ein von der Königin ihm gewährtes Vorrecht trotzend, mit bewaffnetem Gefolge seine beiden Neffen Guise und Mayenne in Paris einführen wollte, machte er es geltend; er meinte nicht dulden zu dürfen, daß die allgemeinen Gesetze in seinem Gouvernement übertreten würden, und gar vieles hatte er gegen jenes Privilegium und die Art und Weise des Cardinals, sich desselben zu bedienen, einzuwenden; er entwaffnete den Cardinal bei seinem Einzuge. Die Welt sah darin doch wieder eine Regung der alten Parteien, von denen die eine der anderen einen Streich zu versetzen vorhabe. Die Königin ruhte nicht, bis bei ihrer Rückkehr zu Moulins der Streit wenigstens äußerlich beigelegt wurde. Der Admiral Coligny erklärte vor dem geheimen Rathe des Königs gleich als vor Gott, daß er an der Ermordung des Herzogs keinen Theil gehabt habe, und ward von aller Schuld freigesprochen. Es kam zu einer Scene der Versöhnung, die wenigstens auf einige Zeit Ruhe verbürgte.

Und so hätte sich wohl weiter leben lassen, hätte nicht die allgemein europäische Natur des großen religiösen Gegensatzes unaufhörlich aufregend auch auf Frankreich zurückgewirkt.

Das Concilium, das die Bekenner der neuen Meinungen so oft gefordert, war endlich, freilich in ganz anderen als den von ihnen vorgeschlagenen Formen, gehalten worden und hatte damit geendigt, jede Abweichung von dem alten System zu verwerfen; es gab diesem eine haltbarere Fassung und der Hierarchie überhaupt einen Zusammenhang und eine Disciplin, wie sie noch niemals gehabt hatte.

In Frankreich war man nicht gemeint, sich den Satzungen des Conciliums in Bezug auf Verfassung und Reform so geradehin zu unterwerfen. Eine Anzahl Präsidenten und Mitglieder des Parlaments, denen der Hof sie vorlegen ließ, erklärte, daß sie mit den Rechten der Krone und den Prärogativen der gallicanischen Kirche unverträglich seien [1]).

1) Die von Matthieu Histoire de France I, 279 mitgetheilten und auch sonst vorkommenden Artikel einer Legation, die im Februar in Fontainebleau eingetroffen sein soll, kann ich nicht für ächt halten. Sie sind mit den Briefen der Königin 28. Febr. und von Morvilliers 3. März 1564 unvereinbar.

Wie hätte auch die französische Gesetzgebung, die eben damit beschäftigt war, die Gerichtsbarkeit von allem fremdartigen Einflusse zu befreien und sie in den Händen der höchsten Gewalt zu centralisiren, sich mit Decreten vereinbaren sollen, welche dem geistlichen Gerichte seine alte volle Unabhängigkeit vindicirten? Das Bestreben des Canzlers L'Hopital war vielmehr, die Geistlichkeit der weltlichen Gerichtsbarkeit zu unterwerfen; wie er, so waren vier Fünftheile seiner Collegen im Conseil gesinnt. Die Königin hatte den Gedanken, da sich von den Artikeln des Conciliums nichts Gutes erwarten lasse, eine Zusammenkunft der vornehmsten Fürsten zu Stande zu bringen, um den Papst zu mancherlei Dingen zu nöthigen, in denen er sich bisher sehr hart zeige; denn der Autorität so großer Fürsten werde er nicht widerstehen können.

Soweit wir authentische Kunde von ihren Gesinnungen in dieser Zeit haben, können wir nicht zweifeln, daß sie diesen Zustand des Friedens, nach welchem sich wohlgesinnte Männer, wie der Geschichtschreiber de Thou, später zurücksehnten, alles Ernstes zu erhalten wünschte. Durch das Unglück des letzten Krieges, sagt sie in einem Schreiben an ihren Gesandten in Wien, habe man gelernt, daß die Religion nicht mit Gewalt der Waffen herzustellen sei; sie habe sich von vornherein einem solchen Beginnen widersetzt, aber es damals nicht verhindern können; nachdem die Pacification einmal nicht ohne die äußerste Mühe zu Stande gebracht sei, wolle sie, wenn es nöthig werde, ihr eigenes Leben dafür einsetzen [1]).

Welche Haltung aber auch der Hof annehmen mochte, der in der Tiefe wirksame, niemals beschwichtigte Geist der Parteiung, verbunden mit der religiösen Agitation, besonders der jesuitischen Predigt und Lehre, die sich trotz allen Widerspruches in Frankreich befestigten, brachten eine entgegengesetzte Bewegung in der Nation hervor. Der den Bekennern einer anerkannten und herrschenden Doctrin natürlich inwohnende Widerwille gegen jede Abweichung ward zum glühenden Haß angefacht. Man vernahm aus der Menge Aeußerungen von Blutgier, die in Erstaunen setzten.

Als der Hof nach Lyon kam, ist ihm gesagt worden, wenn der König mit seinen Räthen der bevorstehenden allgemeinen Erhebung gegen die Hugenotten widerstreben sollte, so werde sich diese gegen ihn selbst wenden. Schon regte sich wieder die Begierde nach den

1) Je veux conserver la tranquillité d'aujourd'hui jusques à employer ma propre vie. Bei le Laboureur Additions zu Castelnau II, 329

zu confiscirenden Gütern. Im südlichen Frankreich wurden antiprotestantische Verbindungen geschlossen, die der Hof weit entfernt war zu billigen.

Dazu kam aufs neue der Einfluß der Spanier, welche jedes Zugeständniß für sich selbst verwarfen und auch in Frankreich rückgängig zu machen suchten.

Es ist ganz wahr, was man immer erzählt hat, daß bei der Zusammenkunft der Königin-Mutter und ihrer Tochter von Spanien, die im Juni 1565 zu Bayonne stattfand, der Herzog von Alba nichts unversucht ließ, um den französischen Hof zu stärkeren Vorkehrungen gegen die Hugenotten zu veranlassen. Auch fand er darin bei einigen Franzosen, welche ihren Hof begleiteten, lebendige Beistimmung. Der Herzog von Montpensier, der sich eben selbst an die Spitze eines katholischen Bundes hatte stellen wollen, Blaise Montluc, der einen ritterlich religiösen Ruhm im Kampfe mit den Hugenotten suchte, der Cardinal von Guise und dessen Anhänger urtheilten, daß man zwei große Mittel gegen die Hugenotten in Anwendung bringen müsse: das eine sei, ihre sämmtlichen Prediger aus dem Lande zu jagen, das andere aber, die vier bis sechs Unglückseligen, die sich an die Spitze der Faction gestellt und von denen alles abhänge, entweder geradezu umzubringen, oder auf eine andere Weise unschädlich zu machen. Wenn man aber geglaubt hat, daß auch der junge König oder die Königin Catharina mit diesen Rathschlägen einverstanden gewesen, daß Pläne gefaßt worden seien, sie auszuführen, so ist das ein großer Irrthum. Carl IX. drückte eines Tages seinen Widerwillen gegen Gewaltsamkeiten, die nur den Krieg erneuern würden, so lebhaft aus, daß Alba ironisch bemerkte, er scheine seine Lection gut gelernt zu haben. Catharina wies die Anmuthung, L'hopital abzusetzen, mit Entschiedenheit von der Hand; sie sprach sogar noch einmal von einer kirchlichen Nationalversammlung, wo man die Annehmbarkeit der Decrete von Trient prüfen werde[1]). Auch

1) So enthalten die Briefe Alba's an König Philipp vom 13. Juni bis 4. Juli, von denen H. Martin X, 682 einen Auszug mitgetheilt hat. St. Sulpice (bei Raumer Briefe aus Paris I, 117) war nicht wohl unterrichtet. Die unzählige Male wiederholte Behauptung, daß hier in Bayonne eine Ermordung sämmtlicher Hugenottenführer, eine sicilianische Vesper angerathen und beschlossen worden sei, die gleich damals in Gang kam, ist mit Nachdruck von Giov. B. Adriani Storia di suoi tempi 1583 III, 740 aufgestellt worden: man habe die noch bevorstehende Zusammenkunft von Moulins dazu benutzen wollen, aber es aufgeschoben per alcuni sospetti, che apparivano

die Spanier gingen nun auf die Vorschläge der Franzosen zu einer neuen Allianz der beiden Häuser durch anderweite Vermählungen nicht ein. Man schied sehr kalt von einander.

Alba ließ darum die Summe seiner Ideen nicht fallen. Er äußerte den weitaussehenden und verwegenen Gedanken, wenn die französische Regierung ihre Theilnahme versage, mit den Häuptern der Katholiken in Verbindung zu treten, in denen sich bereits eine Anhänglichkeit an König Philipp zeige, die mit dem Vertrauen der eigenen Unterthanen wetteifere. Montpensier hatte gesagt, wenn man sein Herz öffne, werde man den Namen Philipp darin geschrieben finden.

Noch einige Zeit nachher finden wir Catharina ihren Grundsätzen getreu. Als es in Folge der Strenge der spanischen Maßregeln zum Ausbruche von Unruhen in den Niederlanden kam, pries sie Frankreich glücklich, das so große Uebel nicht erfahre: nur müsse man auch darauf denken, den friedlichen Zustand aufrecht zu erhalten [1]).

Eben das aber gehört zu den schwersten Aufgaben aller Politik, in Zeiten allgemeiner Parteiungen, die durch Europa hin und wieder wogen, in mannigfaltigem Kampf auf einander treffen, daß ein Staat, in dessen Innerem die nämlichen Elemente gähren, eine unabhängige Stellung bewahre. Nicht ohne eine sichere und willensstarke Festigkeit der allgemeinen Führung wird dies zu erreichen sein.

In Catharina, deren persönliche Eigenschaften wir später vergegenwärtigen wollen, lebte so viel Bewußtsein von den Bedingungen der Macht, daß sie die Parteien niederzuhalten suchte; ihre Friedensliebe hatte keinen anderen Grund, als daß es mit Krieg nicht

nelli Ugonotti. Er sagt nicht, daß er das aus besonderen Nachrichten habe: questo fatto non si seppe allora per alcun principe, ma il tempo l'a poi scoperto. Dieser Erzählung verschaffte Thuanus dadurch Credit, daß er andeutet, sie möge wohl aus den Papieren des Herzogs Cosmo von Florenz stammen: ex Cosmi Etruriae ducis scriptis, ut verosimile est, multa hausit (die Worte Adrians erinnern an die Ausdrücke, die in der schon 1575 herausgegebenen Lebensbeschreibung des Admirals vorkommen); sie hat dann späterhin die Geschichte beherrscht.

1) Qu'il se falloit mettre en peine de s'y conserver (en repos) e d'y demeurer hors de maux, que havoient les aultres. Aus einem ihrer Schreiben bei Bouillé II, 383. Eine unentbehrliche Vorarbeit für eine ausführliche Geschichte dieser Zeit wäre eine Sammlung der Briefe Catharina's.

gehe; tausendmal sagte sie dem päpstlichen Nuntius, dem spanischen, dem venetianischen Gesandten, daß sie dennoch den alten Zustand herzustellen hoffe. Die Meinung, daß sie eine Hinneigung zu den Hugenotten oder ihrer Lehre hege, wies sie immer mit einer Art beleidigter Entrüstung von sich. Man sah sie wieder mit ihren Söhnen kirchlichen Processionen beiwohnen; sie entfernte die Damen des Hofes, die sich den katholischen Diensten und Ceremonien entzogen; wo der Hof erschien, sollte auf mehrere Meilen in der Runde kein protestantischer Gottesdienst gestattet sein. Das Pacificationsedict wurde durch einseitige Verfügung bald auf die eine, bald auf die andere Weise beschränkt, auf die Beschwerden der Hugenotten keine Rücksicht genommen, wenn sie auch noch so begründet waren; sie knirschten mit den Zähnen, aber sie rührten sich nicht, da die allgemeine Haltung zufriedenstellend war.

Dafür, daß mit König Philipp, als er ein italienisch-spanisches Heer unter dem Herzoge von Alba nach den Niederlanden vorrücken ließ, ein Verständniß obgewaltet habe, ist nie ein Beweis zum Vorschein gebracht worden. Vielmehr finden wir, daß man Städte befestigte, weil sie dabei von den Spaniern, wiewohl man es nicht vermuthen wolle, möglicherweise angegriffen werden könnten; daß, sowie vor kurzem der Bund mit der Schweiz recht eigentlich im Gegensatz mit Spanien erneuert worden war, auch im Jahre 1567 in unaufhörlicher Reibung mit der spanischen Faction eine neue Werbung schweizerischer Truppen ausgeführt wurde.

Dahin konnten es doch auch die Häupter der Hugenotten, wiewohl sie es versuchten, nicht bringen, daß sich die Regierung der niederländischen Bewegung zum politischen Vortheil von Frankreich bedient oder dem Heereszug Alba's entgegengesetzt hätte. Condé schien daran ehrgeizige Hoffnungen zu knüpfen; zwischen ihm und dem zweiten Sohne der Königin, den diese jetzt an die Spitze der bewaffneten Macht zu stellen suchte, weil sie ihn persönlich selbst zuverlässiger fand als den König, dem Herzoge von Anjou, ist es einst bei ihrem Abendessen zu einer leidenschaftlichen Erklärung gekommen. „Vetter", sagte der Herzog, „wenn ihr nach Dingen strebt, die mir gebühren, so werde ich euch in dem Grade klein machen, als ihr groß zu werden gedenkt [1])." Wo waren die Zeiten hin, da der Prinz

1) Was Brantome im Leben Condé's (Hommes illustres III, 218) hierüber erzählt, empfängt eine eigenthümliche Erläuterung aus den nach Deutschland gelangten Nachrichten bei Scharbius de rebus gestis sub Maximiliano II, 64.

auf die allgemeinen Angelegenheiten einen leitenden Einfluß zu gewinnen und die den Glaubensgenossen mißfälligen Bestimmungen der Pacification zu mildern sich geschmeichelt hatte! Gerade seine Ansprüche erweckten in der Königin eine Abneigung gegen ihn.

Während aber der Vorkämpfer der Hugenotten von dem Hofe wich, erschien der Cardinal von Lothringen daselbst und nahm seinen alten Platz im Conseil ein. Bei aller äußeren Mäßigung und mancherlei Schwanken in seinem momentanen Bezeigen, war er doch immer derselbe, unwandelbar in seinen Absichten, trotz aller Versöhnung unversöhnlich. Noch war er nicht Meister im höchsten Rath, aber jeden Augenblick konnte er es werden.

Und indem erscholl die Nachricht von der Ankunft Alba's in den Niederlanden, von den gewaltsamen Maßregeln, die er gegen alle ergriff, die daselbst Macht besaßen und die er für feindselig oder doch nicht einverstanden hielt. Die Protestanten in ganz Europa sahen in seiner Sendung eine allgemeine Gefahr, den Beginn eines ihnen insgesammt geltenden feindlichen Unternehmens. Wem aber wäre diese Gefahr näher gewesen, als den Hugenotten in Frankreich?

Auch die französische Regierung bewaffnete sich. Der Pariser Bürgermiliz wurden neue Capitäne gegeben, die Compagnien der Hommes d'Armes ergänzt, die neugeworbenen Schweizer, welche die Grenzen hatten beschützen sollen, in das Innere des Landes gezogen, sechstausend an der Zahl, sämmtlich eifrig katholisch. Das waren die alten Gehülfen der höchsten Gewalt bei ihren inneren sowie ihren äußeren Kriegen; der Untergouverneur von Champagne, Barbezieux, ließ verlauten, daß sie eben gegen die Hugenotten bestimmt seien. Aus der Mitte des Conseils sind diese von denen, die mit ihrer Hülfe dem Cardinal noch Widerstand zu leisten hofften, gewarnt worden. Wie hätten sie aber nicht selbst sich gefährdet fühlen sollen? Der König war ein Kind, die Königin eine unzuverlässige Frau, der niemand traute: wie leicht, daß man diese jetzt überredete, was sie für unausführbar gehalten habe, werde recht wohl durchzuführen sein, oder auch, daß sie wie im Jahre 1562 von einer feindseligen Faction fortgerissen wurde, deren Handlungen wenigstens scheinbar zu billigen! Dahin wollten es die Hugenotten jetzt nicht wieder kommen lassen. Könne man, sagten sie, von ihnen verlangen, ruhig zuzusehen, bis das Uebergewicht ihrer Gegner am Hof eine neue Verurtheilung und Verfolgung über sie bringe, bis man sie ins Gefängniß werfe oder auf die, welche flüchtig geworden, in den Wäldern Jagd mache? Be der Macht, die in ihren Händen sei, würde diese Kleinmüthigkeit sie

unter allen Kriegsleuten der Welt in Verachtung bringen. Sie faßten den Gedanken, ihren Gegnern diesmal zuvorzukommen und den Hof zur Entfernung des Cardinals und zur Entlassung der Schweizer zu nöthigen. Denn das lehre nun einmal die französische Geschichte, daß nur die Partei etwas vermöge, die des Hofes mächtig sei [1]).

Hätte Calvin gelebt, der würde, denke ich, ein Abweichen von dem Wege der formellen Gesetzlichkeit, an dem die Gläubigen immer festhalten sollten, so wenig gebilligt haben, wie einst das Vorhaben von Amboise. Auch war der einsichtsvollste und ruhigste der französischen Führer, Admiral Coligny, ursprünglich dagegen. Aber dem Andrange der leicht entzündlichen, von protestantischen Sympathien ergriffenen, durch dunkle Besorgnisse aufgeregten Edelleute, denen alles gerechtfertigt schien, wenn sie einen Prinzen von Geblüt an der Spitze hatten wie Condé, der jetzt so eifrig war wie irgend ein Anderer, konnte er nicht widerstehen. Sie beschlossen, denn immer waren sie vorbereitet, zu den Waffen zu greifen.

Auf Einen Tag, 27. September 1567, brach allenthalben die Bewegung aus; während die entfernteren Provinzen sich jede für sich selbst erhoben, trafen die Hugenotten aus den nächsten in Roye en Brie zusammen und nahmen ihren Weg nach dem königlichen Hoflager — damals in Monceaux bei Meaux — das sie bei der Vorbereitung zur Feier des Ordens vom heil. Michael zu überraschen hofften.

In Geheimhaltung des Planes, Raschheit und Präcision der Ausführung fanden die gelehrten Zeitgenossen nichts, was mit diesem Unternehmen zu vergleichen wäre, im ganzen Laufe der Geschichte, bis auf den pontischen Mithridates zurück.

Der Hof, noch zur rechten Zeit gewarnt, gelangte unter dem Schutze der Schweizer nach Paris: insofern war das Unternehmen der Hugenotten mißlungen; aber sie beherrschten allenthalben das Land, bedrohten die Hauptstadt, und den Cardinal von Lothringen hatten sie wirklich vom Hof entfernt; während des Tumultes fand er Gelegenheit, zu entfliehen und sich nach Rheims zu begeben.

Ihm schien es sehr möglich, daß die Hugenotten doch noch Meister im Kampfe bleiben, die Krone zu einer Abkunft nöthigen und dabei ihn und sein Haus aus Frankreich verjagen möchten.

1) La Noue Mémoires Anc. Cl. XLVII, 169.

Ueberaus merkwürdig und, zwar nicht für den Augenblick, aber für die späteren Zeiten folgenreich sind die Anerbietungen, welche er, von dieser Besorgniß getrieben, an den König von Spanien richtete. Er machte denselben aufmerksam auf die Ansprüche, die er kraft des Rechtes seiner Gemahlin auf die Krone von Frankreich erheben könne; zunächst bot er ihm an, sich ganz unter seinen Schutz zu begeben und ihm einige feste Plätze an der französischen Grenze zu überliefern. Nicht auf das Uebrige, aber auf die Besetzung dieser Plätze waren der König und sein Feldherr damals geneigt einzugehen [1]). Sie fürchteten wirklich, daß es den Hugenotten gelingen könne, den Hof sich zu unterwerfen; in diesem Falle waren sie entschlossen, den Krieg zur Herstellung des Katholicismus in Frankreich selbst zu führen.

Nachdem aber den Hugenotten der erste Anlauf mißlungen war, dachten sie nicht mehr an eine Ueberwältigung des Hofes; sie begnügten sich, diejenigen Zugeständnisse zu fordern, die ihnen zu ihrer Sicherheit unentbehrlich schienen.

Zuerst brachten sie die so oft vorgetragenen Anliegen der Nation mit ihrer besonderen Sache in Verbindung. Es waren Beschwerden über unwürdige Besetzung der Aemter, die immerfort auch im Frieden steigenden Auflagen, durch die sich nur die größtentheils italienische Finanzwelt bereichere, die Anwesenheit fremder Truppen; sie verlangten abermals eine Einberufung der Stände. Aber sie hatten Sinn dafür, als man ihnen sagte, daß da vieles vorkomme, was sie an sich nichts angehe [2]), womit in das königliche Amt gegriffen werde; in einer zweiten Eingabe ließen sie das alles fallen; sie verlangten nur, „Gott nach der Reinheit des Evangeliums öffentlich anrufen zu dürfen, ohne Unterschied des Ortes und der Personen, um dann dem Könige den Gehorsam beweisen zu können, den sie ihm zunächst nach Gott schuldig seien". Ihr Wunsch ging ohne Zweifel auf volle Gleichberechtigung; ausdrücklich aber forderten sie nichts weiter als die Zurücknahme der dem Pacificationsedicte hinzugefügten Beschränkungen.

1) Man erfährt dies aus einem Schreiben Alba's an den König Philipp II., 1. Nov. 1567, bei Gachard Correspondance de Philippe II, I, 593, nr. 673.

2) Bei Popelinière XII, 21 u. 23 finden sich beiderlei Artikel. Serranus bemerkt, daß die Königin „caput illud de onerum levatione" für aufrührerisch erklärt und dadurch die Veränderung veranlaßt habe. III, 92.

Schon fühlte sich aber der Hof inmitten seiner rechtgläubigen Hauptstadt nicht so schwach, um ihnen nur auch dies sofort nachgeben zu müssen; von der Geistlichkeit, die eben in Folge des Vertrags von Poissy versammelt war, mit einigem Geld unterstützt, konnte er in kurzem eine Streitmacht aus den Mauern von Paris gegen die Hugenotten ins Feld schicken. Der alte Montmorency hatte sich noch einmal dem Könige zur Verfügung gestellt: denn für die Krone wolle er zu seinen Füßen sterben; er führte die Truppen an. Am 10. November kam es zu einem heftigen, kurzen, blutigen Zusammentreffen bei St. Denis, wo die Hugenotten das Schlachtfeld verloren, aber auch die Katholischen die empfindlichsten Verluste erlitten. Montmorency starb wenige Tage darauf an den Wunden, die er hier erhalten hatte.

Es wäre nur auf die Königin angekommen, bedeutendere Streitkräfte in den Kampf zu führen. Der Herzog von Alba bot ihr an, mit einem Heere von 5000 Mann zu Pferd und 15000 Mann zu Fuß in Frankreich einzurücken [1]) und der ganzen Sache ein Ende zu machen. Man begreift es, wenn sie Bedenken trug, eine Gewalt nach Frankreich zu berufen, die ihr selbst Gesetze vorgeschrieben hätte. Aber was soll man sagen, wenn sie sogar nichts dagegen hatte, daß indeß in Deutschland für die Hugenotten geworben wurde [2]), und diejenigen, welche mit den Rüstungen beschäftigt waren, aufforderte, solche, als zu dem Frieden dienlich, zu beschleunigen?

Achthalbtausend Reiter und ein paar tausend Mann zu Fuß drangen unter dem glaubenseifrigen und allezeit schlagfertigen Johann Casimir von der Pfalz in Frankreich vor; nicht, wie er sagte, um den König zu bekämpfen — würden seine Glaubensgenossen das thun, so würde er die Waffen gegen sie selber richten, — sondern nur um sie gegen ihre religiösen und persönlichen Widersacher zu schützen. Als hierauf, mit diesen Deutschen vereinigt, die Hugenotten sich gegen Chartres wandten und die Stadt ihren Angriffen erliegen zu müssen schien, entschloß sich der Hof wirklich zum Frieden (28. März 1568); er bewilligte ihnen, was sie von Anfang gefordert hatten, die Herstellung des Pacificationsedictes in seine unbeschränkte Wirksamkeit.

Ein Verlangen, das damit in Verbindung stand, Sicherheiten für die Erfüllung der gemachten Zusagen zu geben, lehnte die Re=

1) Schreiben Alba's Dec. 1567 bei Gachard a. a. O. 608.

2) So berichtet Hubert Languet Epp. arc. I, 43.

gierung ab, weil es eine Unwürdigkeit enthalte; und die Hugenotten beschlossen, nicht darauf zu bestehen. Denn schon sehnten sich die Edelleute nach den Mühen des Winterfeldzuges nach Hause; sie meinten ihren Zweck erreicht zu haben und hofften nun im Frieden „Gott verehren und dem Könige dienen zu können". Wie sie, so zogen die Deutschen in ihre Heimath zurück. Es ließ sich an, als ob das Gleichgewicht der Parteien sich auch unter den allgemeinen Stürmen wiederherstellen würde.

Durfte man aber bei der Natur der französischen Verhältnisse und Persönlichkeiten dies in der That erwarten?

Ich möchte nicht wiederholen, was man oft behauptet hat, der Friede sei in der bewußten Absicht geschlossen worden, ihn sofort zu brechen. Eben die gemäßigten Mitglieder des Conseils, welche Zugeständnisse nothwendig fanden und ihr ganzes System darauf gründeten, der Canzler L'Hopital, die Bischöfe von Limoges und Orleans, haben ihn zu Stande gebracht, und diesen wäre ohne Zweifel nichts lieber gewesen, als daß er auf das genaueste beobachtet worden wäre. Aber den Friedliebenden zur Seite saßen andere Männer, welche jede Nachgiebigkeit grundsätzlich verwarfen; der Cardinal von Lothringen hatte, als die Gefahr vorüber war, seine Stelle darin wieder eingenommen. Und diese fanden jetzt mehr Anklang als früher bei der Königin, da sie, wie sehr auch ihre Aeußerungen schwanken mochten, den Hugenotten ihre letzte Erhebung, die Nichtachtung der königlichen Würde, die sie dabei kundgegeben, die Verlegenheit, in welche sie den Hof gebracht hatten, nicht vergeben konnte. Der Cardinal war ihr ohnehin unentbehrlich, da sein Ansehen die auf ihn besonders trauende katholisch-gesinnte Hauptstadt am leichtesten zu Geldbewilligungen vermochte. Aufs neue hatte König Philipp in rücksichtsvollen Ausdrücken seine Hülfe angeboten. Er hob besonders das politische Motiv hervor, den Act der Rebellion, welcher bei Meaux begangen worden. Man möge nicht glauben, sagte er, daß er aus eigennützigen Rücksichten in Frankreich Entzweiungen zu säen suche; er sei fern von diesen Künsten, ein Mann von Ehre und ein Ritter; mit allem, was er habe und was er sei [1], stehe er der französischen Krone zum Kampfe gegen die Rebellen zu Diensten.

Auch gar manche Andere erinnerten, die Absichten jenes Anlaufes übertreibend, den jungen König Carl, daß er Rebellen, die

1) Che si vaglino delli stadi della persona e di quanto ha. Der venetianische Gesandte in Spanien 10. Nov. 1567.

ihm nach Leib und Leben gestanden, keine Rücksicht noch Treue schuldig sei. In Alba's Anschreiben erscheinen die starrsten Grundsätze religiöser und politischer Alleinherrschaft. Ein Fürst, sagte er, der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne niemals mehr auf ihren Gehorsam zählen; geistliche Zugeständnisse seien ihm gar nicht erlaubt, denn er greife dadurch in fremde Rechte, die Rechte Gottes ein, welcher das nicht dulden werde. Besser sei es, ein Reich durch Krieg verderben, als es abfallen lassen von Gott und dem Könige, zum Vortheil des Satans und seiner Anhänger, der Ketzer [1]. Seine Ermahnungen mußten um so wirksamer werden, da es ihm gelang, die Niederlande in Unterwürfigkeit zu erhalten. Der Cardinal fügte hinzu, der Abfall sei von der Gottheit nur zugelassen, damit der König die derselben angethanen Beleidigungen rächen könne; unterlasse er das, so habe er die Strafe Gottes zu erwarten. Papst Pius V. sprach seine Mißbilligung der geschlossenen Abkunft in herben Worten aus und forderte den König auf, sein Reich von den Ketzern, zunächst den Hof von den verderblichen Rathgebern, mit denen er umgeben sei, zu reinigen.

Ueberdies aber war im Innern des französischen Reiches eine verwandte Stimmung erwacht. Die bewaffnete Erhebung der Hugenotten, welchen Grund sie auch immer haben mochte, die Gewaltsamkeiten, die sie begingen, erregten den Widerwillen aller derer, die nicht zu ihnen gehörten. Die Mischung der religiösen und politischen Parteiung fachte alle Leidenschaften an. Der Venetianer Correro versichert, er habe Niemand gekannt, der nicht um seiner eigenen oder um der Angelegenheiten seiner Freunde willen in einer Art von Wuth gewesen sei. Wenn die Einmüthigkeit und Wachsamkeit der Hugenotten ihre Gegner eine Zeit lang in Schrecken gehalten hatte, so brachte jetzt der Friede eine doppelte Wirkung hervor; seine Bedingungen entrüsteten das altkatholische Selbstgefühl; die Entwaffnung, zu der die Hugenotten schritten, machte Muth, sich gegen sie zu erklären. In den Städten, wo nun an ihrer Stelle royalistische Garnisonen einzogen, wollten die Bürgerschaften katholischer Majorität von der Ausführung der Friedensbedingungen nichts hören; die Hugenotten erfuhren thätliche Gewalt, wo sie ihre Stimmen erhoben. Hier und da weigerten sich die Gouverneurs, ihre Hand zur Erneue-

1) Il vaut beaucoup mieux avoir un royaume ruiné, en le conservant pour dieu et le roi, que de l'avoir tout entier au profit du démon et des hérétiques ses sectateurs. Bei Gachard a. a. O. 609.

rung des Pacificationsedictes zu bieten. In manchen Provinzen wurden Vereinigungen zwischen dem Gouverneur, dem Clerus und dem Adel geschlossen, die man als „christliche und königliche" bezeichnete, in denen sich aber doch Clauseln finden, die keineswegs royalistisch lauten, wie das Bündniß in der Champagne „zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche in Frankreich und der Behauptung der Krone bei dem Hause Valois" den auffallenden Beisatz hinzufügt: „solange man von diesem in der katholischen und apostolischen Religion regiert werde" [1]). War dies nicht eher eine Drohung als eine Zusage? Es ist noch weniger zweideutig, als das einst von Franz Guise der Königin Catharina gemachte Versprechen, ihr zu gehorchen, wenn sie die Religion schützen werde.

Unter diesen Umständen konnte sich die gemäßigte Partei im Conseil nicht behaupten. L'hopital ward einst von einem deutschen Bekannten ersucht, den Sitzungen noch zuweilen beizuwohnen; denn wenn er auch nichts Gutes darin ausrichten könne, so vermöge er doch vielleicht größeres Uebel zu verhüten. Der Canzler antwortete: in dem Conseil sei schon sein Anblick verhaßt, geschweige daß man auf ihn hören sollte. In seinem Testamente heißt es, der junge König selbst habe nicht mehr gewagt, seine Meinung zu äußern. An den entscheidenden Rathschlägen hatten nur Catharina, der Cardinal und der mit beiden einverstandene Präsident Birago Theil.

Eine eigentliche Ausführung des Friedens war, wie berührt, schon gar nicht zu erwarten. Gewaltthätigkeiten von der einen, Widersetzlichkeiten von der anderen Seite, gegenseitige Anklagen erfüllten alle Gemüther mit neuer Zwietracht. Die katholische Partei übte wieder einen beherrschenden Einfluß auf die höchste Gewalt aus. Während die Hugenotten sich zerstreuten und nach Hause gingen, ließ sie, — denn weder die Schweizer, noch die Italiener, noch die französischen Compagnien wurden entlassen, — allenthalben die Städte, festen Plätze, die Pässe über die Flüsse mit ihren Truppen unter ergebenen Anhängern besetzen. Als ihre nächste Absicht erschien, die Häupter der Hugenotten in den Provinzen, wo sie sich aufhielten, Montgommery in der Normandie, Genlis und Mouy in der Picardie, Andelot in der Bretagne, Rochefoucauld in Angoulême, Condé und den Admiral in der Bourgogne, von einander getrennt zu halten. Aber der Plan ging noch weiter. Mit aller in diesen Dingen

1) Serment des associés de la Ligue chrestienne et royalle de la province de Champagne 25 Juin 1568. Journal de Henry III. 1744. III, 31.

möglichen Bestimmtheit wissen wir, daß die Regierung den Gouverneur von Bourgogne, Tavannes, auffordern ließ, Condé in seinem Schlosse Noyers aufzuheben. Tavannes gehörte der stärksten katholischen Farbe an; aber er trug Bedenken, den Frieden offen zu brechen, und vor allem, sich an einem Prinzen von Geblüt zu vergreifen. Diese von einer Frau, einem Geistlichen und einem Rechtsgelehrten ausgehenden Rathschläge hatten ohnehin nicht den Beifall des alten Soldaten und Edelmannes. Auf eine oder die andere Weise wußte er eine versteckte und doch verständliche Warnung nach Noyers gelangen zu lassen [1]). Eben war auch der Admiral, der bei dem Frieden nur dem allgemeinen Andringen nachgegeben, ihn eigentlich niemals gebilligt hatte, denn er sah vorher, was da kommen würde, dort eingetroffen; so wohlbewacht waren die Flußübergänge doch nicht, daß es nicht mehr möglich gewesen wäre, zu fliehen; der Prinz und der Admiral mit ihren Frauen und kleinen Kindern retteten sich glücklich nach Rochelle, das sich wohl gehütet hatte, eine königliche Garnison aufzunehmen. Es ward der allgemeine Zufluchtsort. Cardinal Chatillon, trotz eines ihm persönlich gegebenen Versprechens in seiner Behausung bedroht, gelangte in Treport noch glücklich zu einem Fahrzeuge, das ihn nach England brachte.

Vor einigen Monaten waren in den Niederlanden Egmont und Horn hingerichtet worden; man zweifelte nicht, wären die Führer der Hugenotten in die Hände ihrer Feinde gefallen, so würde ihrer ein ähnliches Schicksal gewartet haben. Es sah aus, als sollten die einst in Bayonne vorgetragenen und damals zurückgewiesenen Rathschläge nun doch ausgeführt werden. Das Pacificationsedict wurde auf die Forderung des Papstes feierlich zurückgenommen. Die Prediger sollten das Reich binnen vierzehn Tagen verlassen, kein Reformirter mehr zu einem öffentlichen Amte gelangen; denen, welche sich ruhig zu Hause halten würden, sollte die einfache Gewissensfreiheit bewilligt, die öffentliche Ausübung einer anderen als der katholischen Religion aber bei Todesstrafe verboten sein. Die Königin ließ sich gefallen, daß in dem Erlasse die frühere Verwaltung unter König Franz, die sie selbst hatte zerstören helfen, als heilbringend gepriesen wurde. Alles lenkte auf die damals verlassenen Bahnen wieder ein. Dagegen ließ sich der heilige Vater zu der seltenen Gunst bewegen, eine Veräußerung geistlicher Güter zu genehmigen, unter der Bedingung,

1) Mémoires de Tavannes A. C. XXVII, 40. Popelinière versichert, daß alle Gouverneure ähnliche Befehle hatten.

daß der Ertrag — ungefähr anderthalb Millionen Franken — zum Kriege gegen die Hugenotten verwendet würde. Als der Krieg ausbrach, schickte er selbst ein Heer über die Alpen mit dem Befehle, sich vor jedem Verkehr mit den Hugenotten zu hüten, und sobald von einem unkirchlichen Vertrage mit denselben die Rede sei, sich von den Franzosen zu trennen. Alba gab den Führern der Truppen, die er nach Frankreich gehen ließ, die Weisung, dahin zu wirken, daß das Beispiel, das er in den Niederlanden gegeben habe, auch dort befolgt werde.

So ergriff die allgemeine Bewegung Frankreich. Aus den französischen Verhältnissen allein ließe sich die Erhebung der Hugenotten im September 1567 nicht erklären, geschweige denn rechtfertigen: es war die Antwort des protestantischen Geistes auf das Unternehmen Alba's in den Niederlanden. Aber ein Gegensatz ruft immer den anderen hervor. Die Rückwirkung ihres Unternehmens war, daß der Geist der katholischen Reaction sich in Frankreich gewaltig aufrichtete und aus aller Welt Verbündete an sich zog. Die Zwistigkeiten zwischen den Staaten hörten einen Augenblick auf; die großen Gegensätze beherrschten alles. Betrachten wir noch die eigenthümliche Art, wie sie sich zuweilen manifestirten. Um die deutschen Truppen besolden zu können, hatten vor dem Jahre die Hugenotten, Fürsten und Gemeine, ihre besten Kostbarkeiten und Ersparnisse geopfert. So brachte man im Kirchenstaate das Geld, das zur Ausrüstung des katholischen Heeres nöthig war, durch freiwillige Beiträge zusammen. Indessen wurde Geld in den englischen Kirchen gesammelt, um die Protestanten in Frankreich und den Niederlanden zu unterstützen.

Wenn, wie wir sahen, mit dem katholischen Unternehmen eine gemeinsame politische Tendenz verbunden war, die Absicht, die abstracte Autorität, welche aus der Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht hervorgehen sollte, durchzuführen, so fand auch diese ihre Entgegnung.

Ich weiß nicht, ob es zu dem Bunde kam, der damals zwischen den niederländischen und den französischen Oberhäuptern unterhandelt ward; nur der Entwurf eines solchen ist vorhanden; aber höchst merkwürdig sind die Motive, die darin hervorgehoben werden. Nicht mit ihren Fürsten, sagten sie, seien sie im Streite, sondern nur mit deren Rathgebern, welche, wie die wahre Religion, so den Adel und den angesehenen Bürgerstand, ohne den doch kein Fürstenthum bestehen könne, zu unterdrücken suchen, um ihre persönliche Tyrannei zu

begründen; man müsse das Fürstenthum selbst vor diesem Abgrunde retten [1]).

In Deutschland und in England wollte man niemals zugeben, daß Condé und Oranien Rebellen seien; da fühlte sich das bestehende Fürstenthum selbst von dem Fortgange dieser ideal-hierarchischen Gewalt nach den Grundsätzen von Trient am Leben bedroht. Im Juli 1568 berichtete man der Königin Elisabeth von neuen Versuchen zu ihrem Verderben; eine Excommunicationsbulle ward in Rom vorbereitet, die sie aller ihrer Rechte beraubte. Die Länder waren verschieden, die Gefahren näher oder ferner: die Sache war dieselbe.

So begann der Krieg, der in vieler Hinsicht ein allgemeiner ist; auch in seinem Verlauf in den Niederlanden und Frankreich darf er als ein einziger angesehen werden.

Im Jahre 1568 ward er hauptsächlich in den Niederlanden geführt; Alba schlug mit eisernem Nachdruck alle Angriffe nieder. In Frankreich stellten sich zahlreiche, schlachtbegierige Heerscharen einander gegenüber; doch kam es zu nichts weiter als zu einigen großen Scharmützeln, bis ein strenger Winter alles ernstliche Zusammentreffen vollends verhinderte.

Im Jahre 1569 warf sich dagegen das Gewicht des Kampfes nach Frankreich. Es bleibt dahingestellt, ob es ganz wahr ist, was man damals gesagt hat, daß dies in Folge eines förmlichen Beschlusses der Protestanten beider Länder geschehen sei [2]); aber jedermann fühlte den Zusammenhang. Wenn der Cardinal von Lothringen den König von Spanien um Hülfe ersuchte, so war sein vornehmstes Argument, daß das gute Glück des Herzogs von Alba den ganzen Sturm nach Frankreich treibe: sollte die Sache hier unglücklich gehen, so werde sich die gesammte Macht der Empörung nach den Niederlanden zurückwerfen. König Philipp erklärte, die französische Sache liege ihm nicht minder am Herzen als seine eigene. Der Prinz von Oranien begab sich selbst nach Frankreich: er wußte, daß er auch dort Philipp bekämpfe.

1) Projet d'alliance Août 1568 bei Groen, Archives de la maison d'Orange Nassau III, 282: leur intention est d'exterminer la vraye religion et aussy la noblesse et autres gens de bien, sans lesquels les rois ne peuvent être maintenus en leurs royaulmes.

2) D'establir premièrement leurs affaires en France, comme au plus grand et principal lieu, et que par après il leur sera bien aise de les establir aux pays bas. — La Mothe Fénélon 28. Nov. 1568 (Dép. I, 21).

Im offenen Felde war das Glück den protestantischen Streitkräften nicht günstig. Im Mai 1569 verloren sie die Schlacht bei Jarnac, in welcher der Prinz von Condé, tapfer fechtend, umkam. Eben damals führte ein anderer Pfälzer, Herzog Wolfgang von Zweibrücken, ein mit Hülfe englischer Subsidien zusammengebrachtes Heer über die französische Grenze. Man hat die streitbaren Mannschaften genau gezählt; sie betrugen zusammen etwas über siebzehntausend Mann — oberdeutsche Fußvölker, niederdeutsche Reiter und Hugenotten. Es gelang ihnen, unter mannigfaltigen Schwierigkeiten und obgleich ihr Führer mitten auf dem Wege starb, in die entferntesten Regionen vorzudringen; aber das Glück ward dadurch nicht wiederhergestellt; im October 1569 wurden sie in jener großen Schlacht bei Montcontour, in der die entgegengesetzten Confessionen aus allen Völkern zusammentrafen, aufs neue geschlagen und eben die Deutschen durch ein furchtbares Gemetzel heimgesucht. Allein schon waren die Reformirten zu zahlreich, zu gut in Ordnung, und hatten im Lande selbst zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie durch ein paar verlorne Feldschlachten hätten unterworfen werden können.

Mancher katholisch eifrige Capitän beklagte, daß man die Hugenotten laut der königlichen Edicte in ihren Häusern schonen müsse; aus diesen werde dann durch Männer und Frauen das Heer genährt und bekomme von ihnen die besten und heilsamsten Nachrichten [1].

Was ihnen am meisten zu statten kam, war, daß sie sich um Rochelle her ein beinah ausschließend protestantisches Territorium gebildet hatten.

Einer der vornehmsten französischen Handelsplätze war Rochelle von jeher, wohlbekannt den Engländern unter dem Namen der weißen Stadt, wie sie dieselbe von dem im Sonnenschein widerleuchtenden Felsgestade nannten, auch von den Niederländern viel besucht; man weiß von dort einheimischen Kaufleuten, die auf einmal zehn Schiffe in See gehalten haben.

Ueberdies genoß die Stadt seit den Zeiten des englischen Krieges außerordentliche municipale Freiheiten. Sie hatte sich mit eigener Kraft von der englischen Herrschaft losgerissen und dafür von König Carl V. nach seiner Weise treffliche Privilegien, unter andern die der eigenen Jurisdiction in der Stadt und der Bannmeile, erlangt. Das Unternehmen Heinrichs II., eine Citadelle in ihren

1) Commentaires de Blaise de Montluc. A. C. XXV.

Mauern zu errichten, hatte sie schon damals durch die Gunst der Chatillons und Montmorencys glücklich abgewehrt [1].

Schon früh finden wir bei den Bürgern von Rochelle protestantische Sympathien: ein von einer mißlungenen Unternehmung nach Brasilien zurückkehrender Genfer Prediger stiftete ihnen im Jahre 1556 eine Kirche. Bei der rauhen, mannhaften, der See gewohnten Bevölkerung mußte ein Lehrer, der wie dieser seine Rückfahrt auf einem kleinen Fahrzeuge kühn unternommen und glücklich ausgeführt hatte, um so leichter Eingang gewinnen. In alle den auch hier nachwirkenden Wechselfällen des Bürgerkrieges behielt die protestantische Partei zugleich dadurch das Uebergewicht, daß die religiösen Ansprüche mit den municipalen zusammenfielen. Den durch das Edict vom Januar bewilligten öffentlichen Gottesdienst wollten sich die Einwohner von Rochelle nicht wieder entreißen lassen. Nachdem die Regierung einmal nachgegeben, ihre Besatzung zurückzuziehen und die Bewachung des Platzes den Bürgern anzuvertrauen, waren sie nicht zu bewegen, neue Truppen aufzunehmen. Sie zogen es vor, sich dem Prinzen von Condé beizugesellen, dessen ganze Beweisführung von der Unrechtmäßigkeit der ihm entgegengestellten Gewalt sie zu der ihren machten; sie erkannten einen Stellvertreter desselben als ihren Gouverneur an und leisteten ihm den Eid des Gehorsams.

Von unschätzbarem Werthe für die Hugenotten war es im Jahr 1568, daß die plötzlich in ihren Häusern angefallenen Oberhäupter hier eine sichere Zuflucht fanden. Auch die Königin von Navarra, die sich an den Grenzen zwischen Frankreich und Spanien von beiden Seiten her gefährdet fühlte und dem Cardinal von Lothringen die Absicht zuschrieb, das Haus Bourbon zu vernichten, stellte sich mit ihrem Sohn und einem ansehnlichen Kriegsgefolge daselbst ein. Man dachte von Rochelle her Poitou, wo ohnehin der protestantische Adel das Uebergewicht hatte, ja Guyenne einzunehmen und hier, wenngleich immer unter Anerkennung des Königs, doch ein selbständiges protestantisches Gebiet einzurichten — eine Freistatt für alle, welche in dem übrigen Frankreich keine Duldung mehr fänden. Eine Anzahl von festen Plätzen und Städten jener Landstriche, St. Jean d'Angely, das reiche fleißige Niort, der alte Sitz der poitevinischen Grafen, Fontenay le Comte, fiel in die Hände der Hugenotten; sie wurden in diesen Gegenden so vollkommen Herren, daß

1) Arcere Histoire de Rochelle I, 302 aus den gleichzeitigen Nachrichten Barbots.

die geistlichen Güter, zu deren Veräußerung sie schritten, wirklich Käufer fanden.

Es lag sehr in der Natur der Sache, wenn das siegreiche katholische Heer nach der Schlacht von Montcontour vor allem diesen Landstrich zu unterwerfen suchte. Einen und den anderen Platz nahm es leicht; andere leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Dem König, der selbst herbeikam, hat die Besatzung von St. Jean d'Angely auf seine Aufforderung zu antworten gewagt, sie sei hier hergestellt von ihrem Gouverneur, dem Prinzen von Navarra, und ihm vor allen andern Rechenschaft schuldig. Endlich mußte sie sich ergeben; aber an dieser Belagerung hatte sich die Heftigkeit und der Muth des Angriffs gebrochen.

Die Hugenotten zeigten sich doch stärker, als man gemeint hatte. In Rochelle fanden sie jetzt Mittel, eine kleine Seemacht, neun Kriegsschiffe mit Barken und Schaluppen, aufzustellen, welche jene Küste beherrschten und gar manches wohlbeladene Fahrzeug der Gegner aufbrachten, das sie dann als gute Beute zum Besten des Prinzen verkauften. Indessen war Nismes in Languedoc durch eine glückliche Ueberraschung in ihre Hände gerathen; in Burgund ließ sich Vezelay nicht bezwingen; in Bourbonnais kommt ein Schloß vor, das von einer Dame, Marie de Brabançon, zwei Monate lang vertheidigt ward; und feste Schlösser, kleinere oder größere Städte mit tapferen Garnisonen gab es allenthalben; welche Anstrengung zweifelhaften Erfolges, welches Blutvergießen war erforderlich, um ihrer Meister zu werden! Nach einiger Zeit erschien der Admiral wieder im offenen Felde, nicht zwar mit einem eigentlichen Heere, aber mit einer Reiterschar, deren Kern 3000 deutsche Reiter bildeten und der die Anwesenheit der beiden Prinzen, Navarra und Condé, in den Augen des Landes ein großes Ansehen gab. Von der Dordogne sehen wir sie leicht und unaufhaltsam nach der Rhone, von da nach der Loire und über die Loire ziehen; der Sinn des Admirals war, Paris oder doch die große Straße nach Paris zu bedrohen, um den Hof zum Frieden geneigter zu machen [1]).

Die Energie dieser kriegerischen Haltung erweckte daselbst in der That nun wieder Gedanken des Friedens.

1) Aluise Contarini, der diese Motive ausführlich mittheilt Relatione di Francia 1572: Quelli dell' una parte come dell' altra, si andavano usando a non obedire al re, far tutte le cose per viva forcia et incominciar di pensar di mutatione della forma del governo.

Wohl möge, sagte man, der König an Truppen und Geld den Hugenotten überlegen sein; aber diese seien nicht allein schlachtgewohnt, sondern zu dem Aeußersten entschlossen, ja verzweifelt; mit dem Gelde verstehen sie besser hauszuhalten, und es fehle ihnen nie an Unterstützung vom Auslande. Man habe sie in zwei großen Schlachten besiegt; aber welcher Vortheil sei daraus erwachsen? Wenn man noch zwei andere gewinne, so werde man sie doch nicht ausrotten und nur in langem unnützem Kampfe das Reich mit Feuer und Blut erfüllen. Ueberdies aber sei das Schicksal der Schlachten ungewiß; wie dann, wenn sich der Sieg auf Seite der Hugenotten neige? Dann werde noch ein neuer großer Abfall zu ihnen erfolgen, und wer wolle sagen, ob sich jemals wieder das Verhältniß der Unterthänigkeit herstellen lasse? Schon sehe man den Ungehorsam zunehmen, die Häupter auf beiden Seiten zu einer gefährlichen Selbständigkeit gelangen; das Volk gewöhne sich an den Schein der Freiheit; es denke daran, in Cantonen für sich selbst zu leben wie die Schweizer.

Dazu kamen aber noch andere, aus der Lage der auswärtigen Verhältnisse entnommene Beweggründe.

Ein so inniges Bündniß mit Spanien, wie es jetzt zu bestehen schien und für die Fortdauer des Krieges nothwendig war, lief der Natur beider Staaten und Nationen allzusehr entgegen, um sich lange in der Gunst der öffentlichen Meinung zu behaupten. Die Franzosen glaubten, der Herzog von Alba hätte das Eindringen der Deutschen wohl verhindern können, wenn er nur gewollt hätte; einige Aeußerungen des Herzogs über ihre Kriegführung hatten sie beleidigt.

Hauptsächlich aber wurden sie inne, daß die Fortsetzung des Krieges doch zuletzt nur dem Könige von Spanien nützlich werden könne.

Dessen Ehrgeiz schien unermeßlich zu sein. Er hatte den Gedanken, wenn es der katholischen Bewegung in England gelinge, die nunmehr daselbst gefangen gehaltene Königin von Schottland zu befreien, sie alsdann mit seinem Halbbruder, Don Johann von Oesterreich, zu vermählen, an den dadurch auch die Ansprüche Maria's auf die englische Krone mit der Zeit übergegangen sein würden [1]). Nach-

1) de la Mothe Fenelon versichert (29. Dec. 1569), Alba suche die katholischen Großen ganz auf seine Seite zu bringen „et les attirer à ses intentions et entre autres à celle qu'il a grande du mariage de la royne d'Ecosse et de Dom Joan avec le tiltre de la succession de ce royaume (Angleterre), à quoy le comte de Northumberland s'est toujours montré fort enclin". II, 423.

dem Philipp die Niederlande unterworfen, schien er Schottland und England in Abhängigkeit von Spanien bringen zu wollen. Zugleich machte er den Vorschlag, seine geistreiche, aber nicht mehr junge Schwester mit dem jungen Könige von Frankreich zu vermählen: der Cardinal Guise ward deshalb nach Spanien gesendet. Wenn dies gelang, so würden alle diese Länder, wie Italien, unter den Einfluß und die Autorität von Spanien gerathen sein.

Unmöglich konnte dies der Königin Catharina gefallen, die ebenfalls einen lebendigen und höchst persönlichen dynastischen Ehrgeiz in sich trug, zumal da das Familienband, das sie an Philipp knüpfte, zerrissen, die Königin von Spanien, ihre Tochter, bereits gestorben war.

Auch die Guisen waren nicht dafür. Soviel wir sehen, wäre ihnen die Vermählung Maria's mit Norfolk lieber gewesen, als die von Spanien vorgeschlagene. Der Cardinal von Guise, dem man reiche Pfründen angeboten hat, um ihn für die Vermählung Carls IX. mit der spanischen Prinzessin zu gewinnen, hat gesagt, er wolle seinen König nicht verkaufen.

Und selbst abgesehen von dieser großen Combination, glaubte man am französischen Hofe zu bemerken, daß Philipp II. sich seines Bundes mit Frankreich nur bedienen wolle, um seine Stellung zu England zu verbessern, dem er sogar Hoffnung auf Calais mache.

Die Summe ist, daß die im Eifer der Religion geschlossene und gegen die inneren Feinde gerichtete Bundesgenossenschaft der beiden Reiche sich durch den alten Widerstreit ihrer auswärtigen Beziehungen wieder zersetzte. Der Cardinal von Lothringen selbst bot jetzt dazu die Hand. Der Gedanke ward gefaßt, daß der Religionskrieg in Frankreich nicht auszumachen sei, daß man ihn anderswohin verlegen müsse.

Dabei konnte man sich aber von Anfang an kein Hehl daraus machen, daß der Friede nicht ohne eine Erneuerung des Pacificationsedictes mit allen seinen Clauseln zu erhalten sei, daß sich die Regierung sogar noch zu einem anderen großen Zugeständnisse werde bequemen müssen. Wenn das Wort des Königs bisher immer als eine vollkommene Sicherung gegolten hatte, so war das nicht mehr der Fall, seitdem der letzte Friede so rasch und eigenmächtig gebrochen worden war; die Protestanten forderten, und der König gestand ihnen in der That Sicherheitsplätze zu, wo alle ihren Aufenthalt nehmen könnten, die sich in ihren Häusern für gefährdet hielten. Er bot ihnen anfangs drei an auf drei Jahre, bewilligte ihnen aber endlich

vier, doch nur auf zwei Jahre, vor allem das gewaltige Rochelle, wo sich nun die angesehensten Oberhäupter wieder einfanden und die Königin von Navarra Hof hielt; ferner Cognac, das durch einen glücklichen Widerstand gegen den Herzog von Anjou namhaft geworden, Montauban in Languedoc und la Charité, das einen wichtigen Loirepaß beherrschte. Dahin war es gekommen, daß die Regierung sich unfähig erklärte, ihre wichtigste Pflicht, die Erhaltung der inneren Ruhe, wirklich zu erfüllen; nur auf eigene bewaffnete Aufstellung mitten im Frieden glaubten die Hugenotten sich verlassen zu können.

Die Hülfe der Deutschen mit Männern, der Engländer mit Gelde war ihnen nützlicher gewesen, als die italienisch-spanische Unterstützung ihren Gegnern. Mit tapferem Mannesmuth hatten sie zuerst den Anfall der katholischen Mächte ausgehalten.

Drittes Capitel.

Gegensatz Coligny's und der Königin-Mutter. — Bartholomäusnacht.

Vielleicht der berühmteste Mann der damaligen Welt war der Führer, unter dessen Leitung so Großes gelungen war, Gaspar Coligny.

Er gehörte einem alten Geschlechte des hochburgundischen Adels an; sein Vater hatte sich zur Seite der Könige Ruf im Kriege und Ansehen im Staat erworben: nach dessen frühem Tode hatte es seine Mutter, eine Schwester des Connetable, die sich, soviel man weiß, zu der kirchlichen Abweichung in ihrer allgemeinsten Form hinneigte, den Beruf ihres Lebens sein lassen, ihre drei Söhne zu erziehen.

Wer die Brüder neben einander sah, staunte über die Verschiedenheit ihres Naturells. Der älteste, Odet, der sich dem geistlichen Stande widmete und in Folge der Beziehungen seines Oheims zu dem König und des Königs zum römischen Stuhle schon in frühen Jahren zur Würde eines Cardinals erhoben ward, zeigte sich wohlwollend, freigebig, liebenswürdig im Umgange; der jüngste, Dandelot, hatte ein Feuer, das die kühnsten Pläne eingab und zu jeder Unternehmung vorwärts trieb; der mittlere, Gaspar, war in sich gekehrt, sprach langsam und wenig und kümmerte sich nicht viel um Andere. Am Hofe fühlte er sich nicht an seiner Stelle; er verschmähte Begünstigungen, bei denen nicht das volle Gefühl des persönlichen Stolzes bestehen konnte; seinen Feinden gute Miene zu machen, verstand er nicht. Bei weitem besser befand er sich im Feldlager; wie Heinrich II. und sein Oheim es wünschten, war er durch

und durch Soldat. Mit den Tapfersten wetteiferte er hier um den Preis der Tapferkeit; was ihn vor allen anderen auszeichnete, war ein angeborner Sinn für Manneszucht und die innere Organisation eines Heeres: lange nach ihm ist man auf die Regeln der Disciplin zurückgekommen, die er zuerst aufgestellt hat. Mit derselben Strenge aber sorgte er wieder für seine Truppen. Die Feinde zwang er durch unnachsichtige Wiedervergeltung, den Krieg nach Völkerrecht zu führen; beinahe schrecklich war er gegen die Bauern, die sich an Soldaten vergriffen. Aus St. Quentin, wo er belagert wurde, jagte er die Bürger, welche an der Vertheidigung oder den Befestigungsarbeiten keinen Antheil nehmen wollten, ohne Erbarmen fort; er bedrohte die Widerspenstigen mit dem Tode. Als allen seinen Vorkehrungen zum Trotz gerade das beste Bollwerk von dem Feinde genommen ward, hat er verschmäht, mit den Fliehenden zurückzuweichen; ruhig ließ er sich von einem Spanier gefangen nehmen und bedeutete denselben, daß er sich nach keiner weiteren Beute umzusehen brauche, denn sein Gefangener sei der Admiral von Frankreich. Er hat diese Belagerung selbst geschildert, nicht weil er sich entschuldigen wolle, denn sollte ihn jemand anklagen, dem werde er zu antworten wissen, wie es einem Manne von Ehre gezieme, sondern weil, da so viel Falsches in die Welt geschrieben werde, ein Jeder, der bei einer Sache am Platze gewesen sei, die Pflicht habe, Irrthümern vorzubeugen. Seine einfache Darstellung, ein Denkmal historischer Gewissenhaftigkeit, zeugt doch zugleich wie von patriotischem Selbstgefühle, so von einer starken geistlichen Anregung. Nur in dem Willen Gottes sieht er die Ursache des Unfalles, den geheimnißvollen Willen, dem er sich als ein Christ unterwerfen müsse, ohne ihn zu ergründen. Gewöhnlich setzt man seinen Uebertritt zu der reformirten Lehre in die Zeiten dieser Gefangenschaft; in dem Sturm und der vollen Beschäftigung des Krieges hätte er auch wohl nicht die Zeit gefunden, welche die Sache selbst und seine Natur forderten, sich um religiöse Fragen zu bekümmern; die Gefangenschaft gab ihm die unfreiwillige Muße dazu. Calvin stand mit ihm und seiner Gemahlin im Briefwechsel.

Als er durch den Frieden frei geworden war, hat er nach und nach hervortretend in seinem Schlosse Chatillon sich ein protestantisches Hauswesen, das dann viele andere zum Muster nahmen, eingerichtet. Er selbst hielt das Morgengebet, versammelte alle, die zum Haushalt gehörten, in den gesetzten Tagen und Stunden zur Predigt und dem Gesange der Psalmen; vor dem Genusse der Eucharistie suchte

er die mit einander zu versöhnen, von denen er wußte, daß sie entzweit seien.

Doch war ihm nicht bestimmt, in der Einfachheit eines patriarchalischen Wesens als priesterlicher Hausvater zu leben; er ward als großes Parteihaupt in die Angelegenheiten von Frankreich und Europa verwickelt.

Die äußeren Kämpfe, die er da bestand, schlage ich noch nicht so hoch an wie die inneren. Denn das war das Geschick der damals lebenden Menschen, sich in dem Widerstreite der religiösen Anschauungen und der gewohnten bürgerlichen Pflichten, die nun nicht mehr zusammenfielen wie vordem, selbständig ihren Weg zu suchen.

Jeder Schritt, den er that, hatte sein Bedenken; die große Lebensfrage aber trat erst dann ein, als Guise mit seinen Verbündeten im Jahre 1562 die Staatsgewalt in Besitz nahm und das Edict vom Januar, auf dem die Sicherheit der Glaubensgenossen beruhte, rückgängig machte. Coligny kannte ganz den Umfang der Macht, in deren Besitz die Feinde gelangt waren, und die Unzuverlässigkeit einer entgegengesetzten Partei, die noch keine festen Formen hatte; wie viel Abfall, üble Nachrede, wie viel Unglück werde da zu erwarten sein und wie viel Gefahr, Verbannung oder der Tod! Er fragte seine Gemahlin, ob sie Seelenstärke genug habe, das alles auszuhalten, auch den Ruin ihrer Kinder. Diese Frau, Charlotte de Laval, war in diesem Augenblicke noch entschlossener als er selber. Denn nicht zur Unterdrückung Anderer werde er die Waffen ergreifen, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qual sie nicht schlafen lasse, aus den Klauen der Gewalt. Er müsse sich lossagen von der Klugheit dieser Welt; ihm habe Gott die Wissenschaft eines Capitäns verliehen, und er sei schuldig, sie anzuwenden; wenn er diese Pflicht nicht erfülle, fügte sie hinzu, so werde sie dermaleinst vor dem Richterstuhle Gottes gegen ihn zeugen [1]).

Auf welche Gefahren und Bedrängnisse sie sich aber auch nun gefaßt machen mochten, so mußte ihnen noch Schwereres begegnen, als

1) Aubigné, der z. B. über die Versammlung von Bayonne nichts wußte, in dessen Buche sich überall die Excerpte aus Thuanus, de la Planche und Anderen unterscheiden lassen, bringt doch auch oft eigene Erfahrungen und Erkundigungen von Werth bei, die man nur aussondern müßte. Hier folgen wir seiner Erzählung. Histoire universelle I, III, 2. Er schlägt sie besonders hoch an: „comme une histoire que j'ai apprise de ceux qui étaient de la partie.“

sie ahnen konnten. In der Mitte der wilden Leidenschaften, die durch die Verbindung von Partei und Religion, von Vertheidigung, Recht und Rache entbrannten, führte der Weg zuweilen an einem moralischen Abgrunde hin. Als Poltrot das Unheil, welches Guise den Glaubensgenossen zufügte, an dem Urheber zu rächen unternahm, hat das Coligny nicht befördert, aber auch nicht gehindert. Er ließ der Vergeltung, wie er sie verstand, ihren Lauf.

Und wie konnte er es mit der angebornen loyalen Gesinnung vereinigen, daß er ein Heer bekämpfte, welches im Namen des Königs versammelt war? Coligny blieb immer dabei, daß er nur mit einer Faction schlage, die den königlichen Namen mißbrauche. Alles, was gegen ihn geschah, die Urthel, die wider ihn ergingen, die Achterklärung, von welcher er betroffen war, leitete er nur daher, daß diese Faction ihn hasse, weil sich Gott seiner zum Besten seiner Kirche bediene [1]). Indem man seine Besitzthümer aus seinem Hause wegführte oder zerstörte, hätte er Kostbarkeiten des Hofes, die in seine Hand fielen, nicht angerührt; er sprach nie ohne Ehrerbietung weder von dem Könige, noch von der Königin-Mutter, noch von dem Herzoge von Anjou, der ihm in Waffen gegenüberstand. In diesen zwiespältigen Gefühlen führte er seinen Krieg.

Die ganze Verantwortlichkeit, der ganze Haß fielen nach und nach auf sein Haupt; doch war er der Sache nicht vollkommen Meister. Die Waffen wurden ergriffen, die Abkünfte geschlossen, ohne seine volle Beistimmung. Das ist nun einmal die Stellung eines Parteihauptes.

Nur in der Kriegführung selbst, wenn man im Schlagen begriffen war, nahm er auf keine Einrede Rücksicht; da war er ganz General, sie waren ganz Soldaten. Er sagte wohl, es sei besser, daß man unter seinen Freunden ihn table ohne Grund, als daß der Feind mit Grund über ihn spotte. Im offenen Felde ist er oft geschlagen worden; aber er gehört zu den tiefen und nachhaltigen Naturen, deren Mannhaftigkeit im Unglücke wächst. „Wir waren verloren", sagte er einmal mit dem Wort eines alten Griechen, „wenn wir nicht verloren waren." Wie später Wilhelm III. und Washington, so stand auch Coligny nach erlittenen Verlusten immer wieder

1) Par la seule haine qu'on me veut de ce qu'il a pleu à dieu de se servir de moi pour assister son église. Schreiben an seine Kinder 16. Oct. 1569.

um so fester auf den Füßen. Nicht-auf den Enthusiasmus von Triumphen, sondern auf die Empfindung seiner Unentbehrlichkeit war das Ansehen, das er genoß, gegründet. Wie lernte man, wenn er einmal erkrankte, an den Fehlern, die dann vorkamen, seinen Werth so bald erkennen! Alles beugte sich seiner stolzen und gelassenen Persönlichkeit. Als ein Verdienst vom ersten Range bewunderte man, daß er diese Armee in Zucht und Gehorsam erhielt, sich in die fremdartige Weise der deutschen Reiter fand, wie die Franzosen sagten, ihre rohe Bizarrerie beherrschte, ebenso wie er die angeborne Beweglichkeit des französischen Adels meisterte, mit dem er umging, als wenn er ein Recht auf den Oberbefehl habe. Unter diesen Glaubens- und Kriegsgenossen, die alle seines Gleichen waren, erschien er zugleich wie ein Censor und wie ein König. Kleine Vertraulichkeiten, die er erwies, machten, eben um seiner gewohnten Zurückhaltung willen, doppelten Eindruck: man rühmte sich ihrer unter Freunden [1]).

Eine der großartigsten, aber verkennen wir es nicht, zugleich anomalsten Stellungen, die je in einer Monarchie vorgekommen sind. Ein bloßer Edelmann, dem sich eine zahlreiche, bewaffnete, im Fortschritt begriffene Partei mit unbedingter Hingebung angeschlossen hat und durch ihren Gehorsam, ihre Geldleistungen gleichsam eine unabhängige Gewalt giebt; jeden Augenblick könnte er sie wieder zu den Waffen aufrufen. Aber weit über Frankreich hinaus reichten seine Verbindungen. Alles, was sich in den Gebieten des Königs von Spanien den protestantischen Meinungen zuneigte, richtete seine Augen auf ihn; nicht allein in den Niederlanden, er hat gesagt, überall; er brauche nur ein wenig von seinem Pulver, um alle spanischen Provinzen in Bewegung zu setzen. Die deutschen Fürsten, welche bei diesem europäischen Brande, so nahe, wie sie sagten, ihren Wänden, für sich selbst zu fürchten anfingen, sahen in ihm ihren Vorkämpfer. Die Truppen, die unter ihm gedient, trugen seinen Namen in den deutschen Osten.

1) Der Venetianer Aluise Contarini vergleicht ihn mit Hannibal; er rühmt, che avendo perso tante battaglie si è conservato sempre in riputatione con tutti, massime i Reistri e Lancichenech, i quali, se ben erano creditori di molte paghe, e se ben hanno molte volte perse le sue bagaglie carette piene de rubbamenti che avean fatti, mai pero si sono ammutinati.

Davon findet sich keine Spur, daß er diese Stellung zu einem persönlichen Zweck habe benutzen wollen. Er hatte Ehrgeiz, der aber nur eine religiös-patriotische Farbe trug.

Niemand fühlte tiefer als er, wie viel daran liege, daß den bürgerlichen Kriegen mit allen ihren Gräueln, die er, der Befehlshaber, sah und verdammte, aber nicht verhindern konnte, ein Ende gemacht wurde; er war glücklich, daß er wieder mit seinem Könige gut stand; nur zum Nutzen der Krone, des Reiches und der Religion sollten alle jene Verbindungen dienen.

Frankreich wendete sich jetzt von dem Bündnisse mit Spanien zu einer Annäherung an England. Der Bruder des Admirals, Cardinal Chatillon, war es, der eine Vermählung der Königin Elisabeth mit dem Herzog von Anjou in Vorschlag brachte. Aus dem Ernst, mit welchem über die religiösen Bedingungen unterhandelt ward, sollte man schließen, daß es damit auf mehr als auf Schein abgesehen war. Die Sache scheiterte endlich daran, daß der französische Prinz eine Freiheit für die Ausübung der katholischen Religion forderte, die mit den in England eingeführten Gesetzen in Widerspruch gestanden hätte. Doch ließ man darum nicht den ganzen Plan fallen. Sein jüngster Bruder, Herzog von Alençon, war bereit, sich jeder Beschränkung zu unterwerfen, wenn die Königin ihm ihre Hand reichen wolle. Catharina versprach ihrem Gesandten Belohnungen, wie sie nie einem anderen zu Theil geworden seien, wenn er diese Vermählung zu Stande bringe. Die Absicht war alsdann, Maria Stuart in Schottland herzustellen, jedoch unter französisch-englischem, nicht unter spanischem Einflusse.

Die Eifersucht der beiden Mächte gegen Spanien ward durch den Bund, den Philipp II. mit den Venetianern und dem Papste gegen die Osmanen schloß, und den großen Sieg von Lepanto, den die Verbündeten erfochten, verdoppelt. Die europäische Geschichte wird immer bei der politischen Lage und Stimmung jener Jahre verweilen, da sie ein Ereigniß von der größten Bedeutung herbeigeführt hat. Diese Menschen und diese Umstände gehörten dazu, um die Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande möglich zu machen. Ohne den gemeinschaftlichen Gegensatz der Engländer und Franzosen gegen Spanien wären die Schiffe des Prinzen von Oranien ohne Zweifel zu Grunde gerichtet worden; als es den Geusen gelungen war, Brielle und Vliessingen zu besetzen, haben sie sich dort nur dadurch gehalten, daß die Eroberung von Mons, die hauptsächlich durch französisch-hugenottische Truppen unter dem Grafen

Ludwig von Nassau geschah, die Spanier nöthigte, ihre Streitkräfte zu theilen.

Für Frankreich knüpften sich noch andere große Aussichten an diese religiöse Stellung. Sie erleichterte die Concurrenz des Hauses Valois mit dem Hause Oesterreich um die polnische Krone. Hat man doch sogar davon gesprochen, daß man bei der nächsten Erledigung des kaiserlichen Thrones den König von Frankreich zu demselben berufen könne, weil er zugleich den Protestanten und Katholiken verpflichtet sei und sich geneigt zeige, die Ideen der Pacification aufrecht zu halten.

Dazu gehörte aber, daß in Frankreich selbst eine vollkommene Verständigung und Versöhnung, wenn nicht der beiden Parteien, aber doch des königlichen Hauses und der Regierung mit den Hugenotten zu Stande gebracht wurde.

Die damalige Staatsverwaltung pflegte nicht Minister einzusetzen oder abzusetzen — nur bei wenigen Aemtern fand das zuweilen statt — die Veränderungen des Systems bestanden darin, daß die Männer, deren Gesinnung der jedesmaligen Richtung der höchsten Gewalt am meisten entsprach, die Stelle, die ihnen im Conseil ohnehin gebührte, in Besitz nahmen, die anderen vor ihnen wichen, um ihnen Raum zu machen.

So waren damals die Söhne des Connetable, besonders der Marschall Franz Montmorency, in dem Staate mächtig. Sie hatten den Frieden geschlossen und repräsentirten die Ideen der Versöhnung [1]. Von ihnen kam der Vorschlag, den Prinzen Heinrich von Navarra, der als das Oberhaupt der Hugenotten erschien, mit der jüngsten Tochter Catharina's, Margaretha von Valois, zu vermählen. Carl IX. ging leicht darauf ein: denn das werde wunderbar dienen, die Entzweiungen der Parteien zu beruhigen. Und auch den Hugenotten war es nach einigem Bedenken nicht zuwider. Der Prinz sei standhaft genug, um nicht in die Netze seiner Schwiegermutter zu fallen; vielmehr werde er auf seinen künftigen Schwager, den König, einen für die Religion heilsamen Einfluß ausüben.

Und so lebendig war die Hoffnung eines innigen Einverständnisses, daß der Admiral, trotz der bitteren Feindschaft, die er so oft erfahren hatte, den Gedanken faßte, sich selbst an den Hof zu begeben. In einer Berathung zu Rochelle erklärten sich die meisten

1) So sagt Marguerite selbst Mem. S. 24: La maison de Montmorency étaient ceux qui en avaient porté les premières paroles.

seiner Freunde dagegen, weil der große Führer, auf dem ihr Heil beruhe, sich nicht in die Mitte der alten Feinde wagen sollte; aber der Admiral bestand darauf. Nachdem ihnen so viel gelungen sei, im Gegensatze mit dem Könige, würden sie alles erreichen, wenn sie die königliche Gunst besäßen; oftmals habe er sich den Meinungen der Anderen gefügt, diesmal bitte er sie, seinem Urtheile zu folgen. In der That ward er, als er anlangte, auf das beste aufgenommen. Die Königin empfing ihn mit Zeichen von Freundschaft und Gnade; König Carl IX. sagte ihm, er sei so willkommen, wie irgend Jemand seit vielen Jahren am Hofe gewesen sei [1]); er zeigte ihm die ganze Bewunderung, welche die kriegslustige Jugend dem kriegserfahrnen Alter so gern widmet.

In Carl IX. regte sich eine Ader für die Vorschläge und Absichten des Admirals.

Großes Vergnügen machte es ihm an sich, mit Kriegscapitänen umzugehen, von Kriegserlebnissen, Kriegsregeln zu hören und sich in der Hoffnung künftiger Thaten zu wiegen. Er glaubte, bestimmt zu sein, die alten Ansprüche seiner Vorfahren durchzufechten; Mailand hielt er für sein unbezweifeltes Eigenthum und liebte, italienische Ausgewanderte um sich zu versammeln. In der bevorstehenden Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Navarra sah er einen Anlaß, den Krieg jenseit der Pyrenäen zu führen. Auch die niederländischen Flüchtlinge, unter anderen Ludwig von Nassau, hatten bei ihm Zutritt. Bis tief in die Nacht saß der junge König in einsamen Zwiegesprächen mit Coligny zusammen, der bestimmt schien, die Geschicke von Frankreich zu lenken, und für so mächtig galt, wie einst der Connetable am Hofe Heinrichs II.

In diesem selbst erwachten hierüber die kühnsten Pläne. Die indirecte Förderung der niederländischen Sache genügte ihm noch nicht; er machte allen seinen Einfluß geltend, um es zum offenen Kriege mit Spanien zu bringen. Seine Gründe waren: König Philipp II. sei von Geldmitteln entblößt, das französische Kriegsvolk nach so vielen Waffenthaten im Innern dem spanischen an Uebung überlegen; durch ein Unternehmen nach außen werde der König von Frankreich alle Factionen um sich vereinigen. Er möge nur seine Kräfte ungetheilt nach den Niederlanden werfen: alle dortigen Landschaften würden ihm zufallen.

1) So ließ Walsingham in England melden; der Gesandte de la Mothe Fenelon meldet es nach Frankreich; der König sagt, es sei ganz wahr. I, 268.

Dagegen ließ sich nun mancherlei einwenden, und die andere Partei säumte nicht, es vorzubringen. Sie erklärte es für eine schreiende Undankbarkeit, daß der König diejenigen angreifen wolle, von denen er im letzten Kriege so viel Beistand erhalten habe. Nicht so schwach sei Philipp II., um nicht die Ruhe in seinen Provinzen herzustellen und alle seine Macht alsdann gegen das zerrüttete Frankreich wenden zu können; aber gesetzt, man trage den Sieg davon, so wäre auch das sehr gefährlich: der König würde sein Glück den Hugenotten zu danken haben. Diese würden stark und stärker werden, jede Sache leiten wollen, nach der höchsten Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen trachten und vielleicht gar die eigenen Unterthanen von der alten Religion zur Rebellion nöthigen. Denn wenn das katholische Volk nichts Gutes mehr von seinem König erwarten dürfe, so werde es sich an die katholischen Großen halten. Man setzte einen Plan in Umlauf, nach welchem die katholischen Associationen sich unter den Gouverneurs der Provinzen und einem zuverlässigen Oberhaupte vereinigen sollten, eben so eng wie die Hugenotten; um einen großen Schlag gegen sie zu führen. Noch sei es möglich, sie sammt und sonders zu vertilgen; der König müsse genöthigt werden, zu erkennen, daß er im Irrthum sei [1]).

Eine Berathschlagung, welche die ganze Schwierigkeit darstellt, in die ein von zwei Parteien zersetzter Staat nothwendig geräth, wenn in auswärtigen Geschäften ein Entschluß zu ergreifen ist. Eine jede hat alsdann das eigene Bestehen noch mehr, als den allgemeinen Vortheil vor Augen. Welch ein Umschwung der Dinge hätte darin gelegen, wenn es den Hugenotten gelungen wäre, die großen auswärtigen Interessen der französischen Macht mit ihren besonderen zu identificiren! Das machte aber wieder, daß alle Vortheile, welche das Unternehmen, das sie forderten, darbot, für die katholisch Eifrigen gar nicht vorhanden waren; diese sahen darin nur die Gefahr der Kirche und des Staates.

Im Juli 1572 schien es doch nicht anders, als daß es zum Kriege gegen Spanien kommen werde und müsse.

Ein vom Admiral vorbereiteter Freischarenzug unter dem Capitän Genlis, der in die Niederlande einzudringen suchte, war in der Gegend von Mons geschlagen und zerstreut worden. Dabei war

1) Discorso sopra gli umori di Francia di Mr. Nazzaret 1570. Bibl. Barb. zu Rom.

dem Herzog ein Brief in die Hände gefallen [1]), welcher die Theilnahme Carls IX. an diesen Bewegungen unwiderleglich bewies: er hatte darin dem Grafen von Nassau versprochen, alle Kräfte, die Gott ihm gegeben, anzuwenden, um die Niederländer von dem auf ihnen lastenden Drucke zu befreien. Alba sprach sich darüber in rücksichtslosen Worten aus. Der König dagegen verhieß den Niederländern eine noch bessere Unterstützung.

Noch einmal haben mißtrauische Freunde den Admiral gewarnt, ihn an die feindselige Gesinnung einiger Mitglieder des königlichen Hauses sowie des Conseils, an die alten von Bayonne her verlauteten Drohungen erinnert; aber man begreift, daß das keinen Eindruck auf ihn machte. Er wußte wohl, daß er Feinde hatte; mehr noch als die Königin fürchtete er die Ungunst des Herzogs von Anjou, aber er hoffte ihn durch gute Dienste zu gewinnen. Der König, sagte er, sei durch seine Verhältnisse zu den Niederlanden, zu England, zu einigen deutschen Fürsten gebunden; Gott habe sein Herz gelenkt, seine Gesinnung könne er nur rühmen. Jetzt habe er eine Flotte in der Nähe von Rochelle aufgestellt; aber es sei ein verwerflicher Argwohn, zu meinen, daß sie gegen diese Stadt bestimmt sei; sie solle der spanischen Flotte warten, sie schlagen und dann gegen Vliessingen fahren. Eben in diesen maritimen Aussichten bewegte sich Coligny, gemäß dem Titel, den er führte, am meisten. Es war ein alter Gedanke von ihm, protestantische Colonien in Amerika zu gründen; der erste Versuch war an der Unzuverlässigkeit des Unternehmers, dem die Sache anvertraut worden, gescheitert; dem zweiten in Florida hatten die Spanier aus nationaler und religiöser Eifersucht ein gräßliches Ende gemacht. Aber im Jahre 1571 schickte Coligny aufs neue einen Seecapitän Namens Minguetiere aus, um sich vor allem eine genauere Kunde von dem südlichen Amerika zu verschaffen [2]).

Er hatte im Sinne, zugleich die Niederlande von Spanien loszureißen und die Macht des Königs Philipp in Indien anzugreifen, sich an die Spitze der Mächte zu stellen, die einst das maritime Uebergewicht über die südliche Welt davontragen sollten; seiner Na-

1) Alba an Zayas: J'ai en mon pouvoir une lettre du roi de France, qui vous frapperait du stupeur si vous la voyiez. 19. Juli 1572. Bei Gachard II, 269.

2) Pour bien remarquer les lieux — dresser une parfaite représentation de tous ces quartiers. Popelinière II, lib. 25, p. 21.

tion und seinem Glauben an der Herrschaft über die andere Hemisphäre Antheil zu verschaffen. Von diesem Gedanken war er so erfüllt, daß er alle Warnungen, wie sie denn auch meistens aus kleinlichen Wahrnehmungen herkamen, verschmähte. Er schien zu empfinden, daß der Verdacht, der im Jahre 1567 zur Erhebung der Waffen geführt hatte, ungegründet gewesen war; er wollte sich nicht durch einen ähnlichen stören, seine alten Tage trüben lassen. Und lieber wolle er sterben, als in dieser ewigen Besorgniß vor einer Macht, die nun einmal über ihm sei, den Rest seines Lebens hinbringen: was liege zuletzt daran, er habe genug gelebt. Dem großen Entwurfe gegenüber hatte ihm das Leben ohne denselben keinen Werth mehr.

Und noch ließ sich alles dazu an, als würde derselbe ausgeführt werden.

Ueber jenen Unfall von Genlis, die schlechte Behandlung der Gefangenen, die beleidigenden Aeußerungen des Herzogs von Alba, der, wie der König sagte, ihm gleichsam den Proceß machte, erhob sich in Paris eine allgemeine Bewegung: alles forderte den Krieg; der König schien ihn zu wollen. Der venetianische Gesandte, der damals von seiner Signorie nach Frankreich geschickt worden war, um den Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich, der alle weiteren Unternehmungen gegen die Osmanen unmöglich gemacht haben würde, zu verhindern, versichert, der Krieg habe damals unvermeidlich geschienen; alle Stunden habe man Ausfertigungen ergehen lassen, um Kriegsvölker in die Waffen zu bringen; eine große Anzahl von Hauptleuten habe sich zum Dienst zu Pferd und zu Fuß angeboten [1]).

Da war jedoch noch die Eine Frage übrig, was Königin Catharina Medici, die bisher zu allen Handlungen im Reiche den entscheidenden Antrieb gegeben hatte, zu diesem Unternehmen sagen würde.

Vergegenwärtigen wir uns bei diesem wichtigsten Moment ihres Lebens ihre Stellung und ihre Eigenschaften.

1) Juan Michell 1572: Successo non solo molestissimo all Amiraglio, ma a tutta la Francia, trovandovisi un gran numero di gentilhuomini e di persone di rispetto. — La guerre per 4 o 6 giorni continui fu tenuta per ferma et se ne parlava publicamente come di cosa accordata. E gia si erano fatte et si facevano tutte l'ore espeditioni di cavalleria et fanteria. Daß jener Unfall die Franzosen entmuthigt haben sollte, ließ sich ohnehin nicht denken.

Das Haus Medici zu Florenz, dem Catharina angehörte, hatte im funfzehnten Jahrhundert durch hohe Bildung, Ueberlegenheit des Geistes und eine glückliche Politik geglänzt, welche den Frieden in Italien erhielt; im sechzehnten kämpfte es mit allen Mitteln der Gewalt für Behauptung der bestrittenen Herrschaft. Aus diesen Conflicten ging das Buch Machiavelli's vom Fürsten hervor; es ist für Lorenzo de' Medici, den Vater Catharina's, geschrieben worden. Dann erschien dort, einer anderen Linie entsprossen, der Begründer des Großherzogthums, Cosimo, von dem die Ausgewanderten sagen, in ihrem schönen Tyrrhenerlande, wo sonst Gerechtigkeit und Ehre so viel gegolten, erscheine jetzt der als der Beste, der sich am meisten mit Blut befleckt und die meisten Wittwen und Waisen gemacht habe; Cosimo regierte mit Strenge, List und Rache.

Catharina's älteste Erinnerungen führten ihr nicht, wie es bei anderen Fürstinnen zu sein pflegt, eine ruhige, unter fürsorgender Pflege glückliche Jugend, sondern Scenen der heftigsten religiös-politischen Parteiung vor. Als vater- und mutterlose Waise war sie in dem Kloster delle Murate zu Florenz untergebracht worden; aber die Nonnen nahmen Partei für und wider sie [1]), so daß man für nöthig hielt, sie aus dem Kloster wegzuführen; sie verließ es unter heftigem Weinen, denn sie fürchtete, getödtet zu werden.

Als sie herangewachsen war, wußte ihr weltkluger Oheim, Papst Clemens VII., eine Vermählung zwischen ihr und dem zweiten Sohne König Franz' I. zu Stande zu bringen. Was diesen König darauf einzugehen bewog, war die Besorgniß, daß sie sonst mit dem damaligen Herzoge von Mailand verheirathet und Frankreich um so mehr von Italien ausgeschlossen werden würde [2]). Dagegen ward bei dieser Vermählung die Absicht gefaßt, ein neues Fürstenthum, zugleich auf die mediceischen und die französischen Ansprüche gegründet, für sie und ihren Gemahl in Italien zu errichten. Urbino, Modena, Pisa, wo möglich Mailand und Genua, sollten dazu gehören.

Das waren aber Pläne, deren Ausführung niemals möglich wurde. Catharina's Bestimmung war, nicht als italienische, sondern

1) Varchi Storia fiorentina XI, 374: si cominciò prima a bisbigliare e poi a romoreggiare.

2) Loaysa an Carl V., 9. Juli 1531: Es grande el temor que tiene (el rey de Francia) que el Papa case su sobrina con el duque de Milan.

als französische Fürstin zu leben. Immer höhere Stufen hinan führten sie ihr Geist und ihr Schicksal.

Anfangs ging der ältere Bruder ihres Gemahls diesem voran. Der Tod desselben, der den König und das Land tief betrübte, eröffnete ihr die nächste Aussicht auf den Thron.

Um so mehr machten ihr ihre Feinde einen Vorwurf daraus, daß sie lange Zeit ohne Kinder blieb; wir berührten, wie sie einmal in Gefahr gerieth, von ihrem Gemahl entlassen zu werden; aber ihr Erbieten, alles über sich ergehen zu lassen, entweder sich in ein Kloster zurückzuziehen, oder auch am Hofe zu bleiben, um der glücklicheren Frau zu dienen, die man mit ihrem Gemahl verheirathen würde, entwaffnete jede Antipathie.

Sie bekam Kinder: als Gemahlin des Königs, Mutter künftiger Könige, nahm sie eine hohe Stellung ein. Ohne große Schwierigkeit war aber dann auch diese nicht. Die Herzogin von Valentinois, wahrscheinlich nicht mehr eine Nebenbuhlerin im eigentlichen Sinn, übte doch auf Heinrich II. einen unbeschreiblichen Einfluß aus. Catharina mußte ihr eine Hingebung zeigen, die sie weit entfernt war zu fühlen, um nur dann und wann eine kleine Befriedigung ihres Ehrgeizes zu erlangen. Von allen Geschäften ausgeschlossen, lebte sie vornehmlich ihren gesellschaftlichen Pflichten und einigen persönlichen Liebhabereien. Auch sie ließ die in ihrer Familie gleichsam erbliche Vorliebe für Kunst und Pracht nicht vermissen; das an sich nicht unbedeutende Einkommen, das ihr bewilligt war, reichte doch für ihre Freigebigkeit niemals hin. Etwas recht eigentlich Französisches glaubte sie zu thun, wenn sie den Hof so glänzend erhalte, wie er unter Franz I. gewesen sei; sie machte sich ein Geschäft daraus und zeigte ein besonders Talent dazu; für Aufzüge, Tänze, Spiele besaß sie eine angeborne Erfindungsgabe; sie war die Seele aller Festlichkeiten. Nach der Sitte der Zeit nahm sie auch an den männlichen Vergnügungen Theil. Sie galt für liebenswürdig, geistreich, angenehm [1]), und wenn man sie hört, fühlte sie sich glücklich und befriedigt. Sie sagt später, es habe ihr damals nichts am Herzen gelegen, als die Liebe ihres Gemahls; sie habe keine andere

1) Lorenzo Contarini Relatione 1550: È donna piu giovane del re 13 giorni solamente, non bella ma savia — amata da ognuno e dal re particolarmente per il suo ingegno e bontà e quanto alle cose ordinarie assai ben trattata, ha 200^{m} sc. da spendere ogni anno se ben non li bastano perchè è liberalissima, ha gran corte di uomini e di donne.

Sorge gehabt, als daß sie einmal nicht ganz, wie sie wünschte, von ihm geliebt werden könne[1]. Wenn er vom Hof abwesend war, während der Feldzüge, erschien sie in Trauer.

Sie behauptete, den unerklärlichen, immer geleugneten und immer wieder vorkommenden Zug des gemeinschaftlichen Familienbewußtseins zu besitzen, dem das in Raum und Zeit Entfernte als gegenwärtig erscheint, von jedem Unfall, der ein Glied der Familie betraf, durch eine Erscheinung oder einen Traum im voraus zu wissen. Auch das Mißgeschick ihres Gemahls in jenem Turnier hatte sie, wie sie sagte, geahnt; niemals wollte sie den Platz wieder betreten, wo es gehalten worden war: sie ließ ihren Wagen einen Umweg nehmen, wenn sie in seine Nähe kam.

Unter der Regierung ihres ältesten Sohnes, der nunmehr folgte, zog man sie etwas mehr zu den Geschäften heran, schon um durch ihren Namen die öffentlichen Erlasse zu autorisiren. Eines durchgreifenden Einflusses konnte sie sich nicht bemeistern bei dem Uebergewicht der Guisen, das sie ertragen mußte. Maria Stuart hatte den Vortritt vor ihr. Doch standen die Sachen bereits so, daß sie es wagen durfte, zuweilen eine Abweichung von der vorwaltenden Strenge durchblicken zu lassen.

Mit der Thronbesteigung ihres zweiten Sohnes kam endlich die Zeit, wo sie eine politische Rolle spielen konnte und übernehmen zu müssen glaubte.

Besonders sind es die persönlich-dynastischen Gesichtspunkte, die sie dabei hervorkehrt. Den Guisen rechnete sie es als ein Vergehen an, daß sie unmittelbar nach dem Tode Franz' II. daran dachten, Maria Stuart mit dem Prinzen Don Carlos von Spanien zu vermählen, während sie ihre jüngste Tochter für diesen bestimmt hatte. Sie fand es unerträglich, daß Unterthanen sich mit dem Hause von Frankreich in einen Wettstreit einlassen wollten.

Wenn sie aber im Getümmel der Parteiung um sich her sah, so fand sie auch keine andere zuverlässige Stütze; wie sie in einem ihrer Briefe sagt, Gott habe ihr ihren Gemahl genommen, ihren ältesten Sohn und sie mit drei kleinen Knaben zurückgelassen, in einem

1) Schreiben an Elisabeth von Spanien: Vous m'aves veue si contente comme vous, ne pensant jeames avoyr autre trisbulatyon que de n'estre asses aymaye à mon gré du roy vostre père, qui m'onoret plus que je ne merites, mès je l'aymai tant que je aves toujours peur, comme vous saves. Paris, Négotiations sous Françoys II.

Reiche voll Entzweiungen, ohne daß sie einen Menschen wüßte, auf den sie sich verlassen könne, der nicht sein eigenes Interesse leidenschaftlich verfolge. „Aber ich will trachten", fügte sie hinzu, „meine Macht zu behaupten, zur Erhaltung meiner Kinder".

Man hat ihr in ihren ersten Jahren eine gewisse Vorliebe für den Protestantismus zugeschrieben, und einige Anwandlungen kirchlicher Heterodoxie mag auch sie gehabt haben, wie andere Damen des Hofes; aber wie wäre eine ernste Hinneigung zu dem Calvinismus bei einer lebenslustigen italienischen Fürstin zu erwarten gewesen, deren eigene Vergangenheit so eng mit dem Papstthum verknüpft war? Sie blieb immer der Meinung, daß der Katholicismus die Religion des Königs und des Staates sein müsse. Darum war sie jedoch nicht den strengsten Doctrinen des Katholicismus principiell zugethan; ihre Welterfahrung, ihre Verbindung mit dem römischen Stuhle selbst lehrte sie, nicht in der Religion nur die Religion zu sehen.

Ihr vornehmster Gesichtspunkt war, die höchste Gewalt zu behaupten, die ihren Söhnen gebühre und deren Verwaltung ihr, obwohl einer Fremden und bei zweifelhaftem Rechte, zum größten Theil oblag.

Wie das Jahrhundert überhaupt, so neigte sie sich auch in Bezug auf die öffentlichen Dinge dem Geheimnißvollen und Wunderbaren, das in ihnen mitwirke, zu. Auf einem der Thürme des Schlosses zu Blois zeigt man einen Pavillon, der ihrem Astrologen zu seinen Beobachtungen und Berechnungen diente; denn sie liebte die Astrologie, wie einst ihr Oheim Clemens VII. Man hat sie des Atheismus beschuldigt, für den damals ein anderer Florentiner, ihr Verwandter, Petro Strozzi, am französischen Hof eine Art von Schule gegründet habe. Es mag ein Atheismus gewesen sein, wie er bei den italienischen Philosophen der Zeit vorkommt, welche die Zweifel des Alterthums an der Unsterblichkeit der Seele erneuerten und dagegen den himmlischen Intelligenzen, dem Einflusse der Dämonen, eine ungemessene Kraft zuschrieben. Auch Amulette zeigt man, welche Catharina Medici getragen haben soll, aus Menschenblut, Thierblut und allerlei Metallen, mit Namen der Dämonen und mit magischen Figuren; eines ihrer Armbänder, mit talismanischen Charakteren, und dazwischen den Namen Gottes. Die zusammenwirkenden Kräfte des Himmels und der Erde, die man zu erforschen und zu beherrschen sucht, sollen dienen, das persönliche Glück hervorzubringen oder zu fesseln.

Catharina Medici war von großer und zugleich gedrungener kräftiger Gestalt; in ihrem olivenfarbigen Gesichte bemerkte man die vorliegenden Augen und die aufgezogenen Lippen des Papstes Leo X., ihres Großoheims. Anhaltende, selbst heftige Leibesbewegung war ihr Natur und Bedürfniß; zur Seite der Männer ritt sie zur Jagd, sie verfolgte das Wild, fest zu Pferd, im Dickicht der Gehölze, über Stock und Stein; ohne Rückhalt gab sie sich dann den Genüssen der Tafel hin. Aber zugleich war sie unermüdlich beschäftigt, wie mit ihren persönlichen Angelegenheiten, ihren Bauunternehmungen, deren sie immer vier bis fünf unter den Händen hatte, der Erziehung und Leitung ihrer Kinder, so hauptsächlich mit den allgemeinen Geschäften des Staates nach innen und nach außen. Sie besaß, was man die Macht nennen konnte; aber dieselbe nach ihrem Gutdünken auszuüben zu können, war sie weit entfernt. Sie befand sich in der Lage eines durch die Umstände emporgehobenen Gewalthabers, der sich jeden Augenblick gefährdet sieht und seine ganze Thätigkeit darauf richten muß, sich nur zu behaupten. Es waren nicht blos persönliche Interessen, mit denen sie zu kämpfen hatte, sondern der starke Gegensatz allgemeiner Ideen, deren Kraft aber doch wieder den vorwaltenden Persönlichkeiten zu gute kam. Sie beförderte die schwächere Partei, solange sie ihr dienen konnte, doch mit Vorsicht[1]); der stärkeren, selbständig werdenden setzte sie die andere entgegen, ohne sich ihr doch vollkommen anzuschließen; sie wollte sie beide brauchen, beherrschen, sich nicht von ihnen brauchen, beherrschen lassen. Niemand traute ihr, sie traute Niemand. Gar mancher Mann, sagt ein Venetianer, möchte die Fechtkunst vergessen haben in ihrer Lage, wo Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; sie mußte Leute um Rath fragen, die ihr, wie sie wohl wußte, ihre wahre Meinung verheimlichten. In ihrem Cabinet war sie voll Aerger und Schmerz; wenn der Augenblick der Audienz kam, trocknete sie ihre Thränen und erschien mit heiterem Antlitz. Ihre Maxime war, Jedermann äußerlich zufriedengestellt von sich zu lassen. Aber indem sie eine bestimmte Antwort zu geben schien, bemerkte man bald, daß sie noch nicht die letzte Entscheidung ausgesprochen hatte; indem diese noch erwartet wurde, wechselte sie plötzlich ihre Rede. Nie verlor

1) Sigismondo di Cavalli: La regina per conservarsi sola in sede molto tempo andò schernendo con favori et inalzare or l'una or l'altra parte secondo che a lei pareva necessario dar contrapeso a quella che piu pareva di spingersi innanti.

sie die feindlichen Kräfte, die ihr Einhalt geboten, aus den Augen. Gar viele ihrer schriftlichen Weisungen in den auswärtigen Angelegenheiten, die aber mit den inneren auf das genaueste zusammenhingen, sind uns übrig; sie zeigen ein starkes Bewußtsein des Momentes, Feinheit der Auffassung, Eigenthümlichkeit und Energie des Ausdruckes, und haben eine sonderbare Naivetät in dem Anrathen geheimer Mittel und Wege.

In die welthistorischen Gegensätze warf Catharina die furchtsame Besonnenheit, die unerschöpfliche Versatilität eines weiblichen Geistes, der in allem seine eigene Sache sieht. Den Tact ihrer Lage besaß sie in jedem Augenblick. Ihr Ehrgeiz galt ihr für mütterliche Pflicht: ihr Stolz war, daß sie sich behauptete; sie sagte, habe sie die Last der Regierung nicht immer auf ihrem Kopfe getragen, so habe sie dieselbe doch hinter sich her gezogen, d. h. nicht aus den Händen gelassen. Nur auf diesen Erfolg kam es ihr an, nicht auf die Mittel. In den Meinungen, die man lehrte, sah sie nicht ihren Inhalt, noch ihren Werth, sondern nur die Motive ihrer Politik, die sich damit verbanden. Sittliche Gebote waren für sie nicht da, wenn sie auch an dem Laster kein Vergnügen fand; Menschenleben galt ihr nichts; sie bekannte sich zu der italienischen Moral, der Moral ihres Hauses, daß zur Behauptung der Gewalt alles erlaubt sei.

Nach dem Frieden von 1570 walteten die Bestrebungen der Versöhnung vor. Catharina hatte nicht allein nichts dagegen, sondern sah es gern, daß ihre jüngeren Kinder sich den verschiedenen Parteien zugesellten. Ihr zweiter Sohn Anjou machte mit den Guisen gemeinschaftliche Sache; der dritte, Alençon, schloß sich den Montmorency's an. Ihre älteste Tochter war in das Haus Lothringen vermählt; die jüngste gab sie dem aufwachsenden Bourbon, dem Haupte der Hugenotten; die weitesten Aussichten knüpften sich für sie an diese Verhältnisse. Ihre Kinder fühlten zuweilen, daß sie einem Zwecke dienten; sie waren meistens unter einander entzweit; sie liebten die Mutter nicht, doch wurden sie immer von ihr beherrscht.

Da gelangte nun, inmitten der allgemeinen Fluctuation, ein Mann zu großer Autorität, der seiner Doctrin mit Eifer anhing und es unternahm, der französischen Politik eine derselben entsprechende, nur von ihm so gefaßte Richtung zu geben, Frankreich wider Spanien in offenen Kampf zu führen.

Catharina, die einst im Gegensatze gegen Spanien Königin von Frankreich geworden war, konnte nicht spanisch gesinnt sein; aber ein offener Krieg mit dieser Macht, deren Hülfsquellen sie überaus hoch anschlug und die ein Princip repräsentirte, mit welchem sie, obgleich sie sich ihm nicht anschloß, doch auch nicht brechen wollte, lag jenseit ihrer Politik [1]). Und wie sollte sie ferner zugeben, daß ein solches Unternehmen durch einen von ihr unabhängigen, ja ihr entgegengesetzten Einfluß entschieden würde? Die Vertraulichkeit ihres Sohnes mit dem Admiral war ihr schon eine Zeit daher widerwärtig: sie beklagte sich, daß er denselben zu oft sehe, sie selbst zu wenig. Wäre aber jetzt sein Wille durchgegangen, sein Plan vielleicht sogar gelungen, so wäre er ihr so unerträglich geworden, wie jemals Franz von Guise.

Die Königin machte eben bei ihrer lothringischen Tochter einen Besuch, als jene Aufregung in Paris eintrat, die einen Krieg erwarten ließ; sie eilte mit dem Entschlusse zurück, der Sache um jeden Preis ein Ende zu machen.

Ihren auf Erfahrung begründeten Vorstellungen gab Carl IX. sogleich nach, daß die Kriegsfrage, ehe man weiter gehe, noch einmal im Conseil erwogen werden müsse.

Coligny wandte hiergegen ein, daß das Conseil größtentheils aus Männern bestehe, deren Lebensstellung oder Natur ihnen den Frieden wünschenswerth erscheinen lasse; was könne es helfen, mit Leuten zu streiten, die nun einmal nicht zu überzeugen seien? Der König versprach ihm, Kriegsverständige dazu zu berufen, wie die Herzoge von Montpensier und Nevers, den Marschall Cossé, gegen welche nichts zu erinnern war.

So kam es zu einer neuen Berathung, in welcher nun der Admiral seine Meinung mit Feuer und Beredtsamkeit vortrug, in der Hoffnung, mit der Macht seiner Gründe die Zweifelnden zu sich herüberzuziehen. Aber in dieser Versammlung war ihm die Stimmung der Gemüther nicht günstig. Die Mutter und der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, waren entschieden gegen ihn; da zuletzt auch der König selbst diesen beistimmte, so wurden die Vor-

1) Aluise Contarini, Marzo 1572: Per molti inditii si vede che la mente della regina madre non è di lasciar romper l'amicitia colla Spagna per i pericoli e danni che potria correr la Francia delle armi di Spagnoli abondanti di danari copiosi, d'amici gagliardi, di forze, uniti accorti.

schläge Coligny's einstimmig verworfen. Coligny war nicht gemeint, sich dabei zu beruhigen; für sich selbst hatte er dem Prinzen von Oranien Hülfe zugesagt; er bemerkte jetzt, der König werde hoffentlich nichts dawider haben, wenn er mit seinen Freunden und vielleicht in Person dieselbe leiste. Nicht ohne Erstaunen ward diese Eröffnung aufgenommen; ein Wort gab das andere. „Madame", sagte Coligny endlich, „der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!" Wiewohl sich diese Worte auf den flandrischen Krieg beziehen sollten, in den Frankreich auf die eine oder die andere Weise verwickelt werden müsse, so sah doch die Königin darin eine Drohung, gleich als sei der Admiral gesonnen, neue Unruhen zu erregen und zu abermaligem Bürgerkriege zu schreiten.

Sie war eine Italienerin; sie hatte noch nicht mit ihm abgerechnet. Hatte er sich nicht einst ihrer Regentschaft entgegengesetzt, und ein andermal durch plötzlichen Ueberfall wie den ganzen Hof, so auch sie selbst in seine Gewalt bringen wollen? Sie behauptete, einer ihrer zuverlässigsten Vertrauten und Anhänger sei durch Veranstaltung des Admirals umgekommen. Schon im Jahre 1568 hatte sie Rache an ihm zu nehmen gedacht; aber er war ihr zu stark gewesen, er hatte ihr seinen Frieden aufgenöthigt: jetzt wollte er ihr seine Politik aufzwingen. Der Admiral, dem die regelmäßig eingehenden Beiträge der Hugenotten ansehnliche Geldmittel verschafften, besaß durch ihre unbedingte Hingebung an seine Person eine beinah unabhängige Macht; man sagte von ihm, er könne ein Heer eher in vier Tagen aufbringen, als der König in vier Monaten. Er war ihr nicht allein verhaßt, sondern, wenn er lebte, gefährlich; sie beschloß, sich seiner zu entledigen.

Es war die Woche, in der die Vermählung zwischen ihrer Tochter und Heinrich von Navarra, durch welche die Parteien versöhnt werden sollten, gefeiert ward. Eben dazu waren die Hugenotten so zahlreich herbeigekommen. Mit wie ganz anderen Gedanken und Entwürfen aber wurden nun diese Festlichkeiten durchbrochen!

Als sich der Admiral Freitag den 22. August aus dem Louvre, wo er dem Conseil beigewohnt hatte, nach seiner Wohnung begeben wollte, ward aus dem Fenster eines Hauses, an dem er vorüberritt und das einem Anhänger der Guisen gehörte, auf ihn geschossen. Er hatte es einer zufälligen Bewegung des Leibes zu danken, daß er nicht getödtet wurde; der Schuß ging ihm in Hand und Arm.

Allgemein schrieb man die That der Rachsucht der Guisen zu; der König drohte, sie dafür zu strafen. Umsichtige Beobachter wollten das jedoch von Anfang an nicht glauben: denn wie sollten die Guisen unter den Augen des Hofes es wagen, ihrer Privatrache freien Lauf zu lassen? Es scheint, als ob beide Theile Recht hatten; der päpstliche Nuntius giebt folgenden Aufschluß.

Als die Königin sich einmal entschieden hatte, etwas gegen den Admiral zu unternehmen, wendete sie sich an die Wittwe des Herzogs Franz von Guise — wie sie eine Italienerin, aus dem Hause Este, die schon oft, aber immer vergeblich, um Rache gerufen hatte Jetzt willigte die Königin ein; beide vereinigten sich zum Untergange des Admirals und zogen ihre Söhne, die eine den Herzog von Anjou, die andere den jungen Herzog von Guise ins Geheimniß. Die ausschweifendsten Pläne wurden vorgeschlagen. Der junge Guise meinte: seine Mutter solle den Admiral, wenn er sich im Kreise des Hofes unter den Damen der Königin befinde, mit eigener Hand erschießen [1]): denn schießen lernten diese Damen auf der Jagd. Das wurde jedoch verworfen und der Mordversuch einem Vertrauten aufgetragen, der sich dort im Hause verborgen hielt, bis der Admiral vorüberritt.

Wäre der Admiral getödtet worden — so lautet die Behauptung der Meisten, die den Begebenheiten näher standen, — so würde die Königin mit ihrem Opfer zufrieden gewesen sein: allein er war am Leben geblieben und konnte nun erst recht gefährlich werden.

Die Hugenotten scharten sich mit verdoppeltem Eifer um ihn und forderten Gerechtigkeit; ihre Erklärungen klangen wie Drohungen, eingegeben von einem trotzigen Bewußtsein der Macht. Schon wendete sich der Verdacht auf die wahre und vornehmste Urheberin; es kamen ihr Aeußerungen zu Ohren, einst bei einem Abendessen, wahrscheinlich übertriebene, nach denen sie für sich selbst zu fürchten hätte. Der persönlichen und allgemeinen Gefahr gegenüber, durch das einmal Geschehene fortgezogen, gab sie noch weiter zurückliegenden Entwürfen blutiger Gewaltsamkeit Raum. Die Hugenotten waren in ihren Händen; sie brauchte nur zu wollen, so waren sie alle verloren.

1) Salviati 24. Aug. 1572: Madama de Nemours fu da Mr. de Guise suo figlio stimulata a tirare l'archibusata mentre l'Amiraglio fusse con la regente.

Von jeher ist von den Meisten angenommen worden, daß Catharina Medici seit Jahren alles für diesen Moment vorbereitet habe: alle Begünstigungen der Hugenotten, alle Verträge und Friedensschlüsse seien nur eben Acte der Hinterlist gewesen, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie dann dem Verderben zu überliefern.

Schon längst aber hat man dagegen bemerkt, daß ein von so weiter Ferne her angelegtes Strategem der Natur der französischen Dinge widerspreche und in sich selbst beinahe unmöglich sei [1]). Auch uns auf unserem Wege sind viele Umstände begegnet, die es sehr unwahrscheinlich machen. Wenn man wohl behauptet hat, daß der König von Spanien und der Herzog von Alba, davon im voraus unterrichtet, damit einverstanden gewesen seien, so ist das ohne Zweifel zu verwerfen. Wir finden vielmehr, daß die Spanier so eben den vollen Ausbruch des Krieges fürchteten; der Cardinal von Lothringen hat den Herzog von Alba durch eine eigene Sendung vor den Feindseligkeiten seines Hofes warnen lassen. Mit jenen durch die gemäßigte Partei eingeleiteten englischen Unterhandlungen meinte es die Königin, wie ihre Briefe beweisen, sehr ernstlich; ein dynastisches und mütterliches Interesse war dabei im Spiel, das nicht erheuchelt sein kann. Ueberdies war, wie wir berührten, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Könige von Navarra, welches die Grundbedingung von allem ist, nicht von der Königin, sondern von dem friedlichen Montmorency vorgeschlagen worden.

Sollten da nicht doch zuletzt diejenigen Recht behalten, welche alles von einer momentanen Aufwallung der Königin, ja vielleicht des Pariser Volkes herleiten? Unverwerflichen historischen Ereignissen gegenüber läßt sich auch das wieder nicht annehmen.

Es liegt schon darin etwas, daß die Königin von jeher geäußert hatte, sie werde sich an den Hugenotten rächen. Im Vertrauen erinnerte sie selbst an das Beispiel der Königin Blanca, welche Ketzer und Rebellen zugleich besiegt und die Macht ihres Sohnes erneuert habe; sie hatte eine alte Chronik darüber gelesen: dem venetianischen Gesandten sagte sie einst, sie wünsche nicht, daß die Hugenotten erführen, sie sei mit dieser Geschichte bekannt geworden. Hat sie die Vermählung ihrer Tochter nicht zuerst vorgeschlagen, so hat sie

1) Cavalli führt den guten Grund an: Se prima dell archibuggiata vi fusse stato questo pensiero di distruggerli (Vgonotti), cosi facilmente si poteva far come segui da poi senza poner in dubbio, che per la ferita buona parte se ne andassero (Relatione di 1574).

dieselbe doch eifrig betrieben und darauf bestanden, daß sie in Paris vollzogen würde. In Bezug auf dieselbe sind dem päpstlichen Legaten und dem päpstlichen Nuntius Andeutungen geschehen, welche sehr bestimmt lauten. Der Legat, Cardinal von Alessandria, der nach Frankreich gesendet ward, um jene Heirath rückgängig zu machen und eine ganz andere in Vorschlag zu bringen, beklagt sich in seinen Depeschen oftmals, wie wenig er ausrichte; unerwartet aber meldet er zuletzt, daß er eine nicht ungünstige Abfertigung erhalten habe [1]). Er theilt dieselbe nicht wörtlich mit; aber der Mann, der damals diesen Cardinal als Auditor begleitete und später den römischen Stuhl selbst bestieg, Clemens VIII., hat angegeben, der König habe gesagt, er denke an nichts, als sich noch an seinen Feinden zu rächen, und habe kein anderes Mittel als dieses [2]). Der Nuntius Salviati versichert ebenfalls, der König habe ihm in Blois gesagt, er schließe jene Vermählung nur, um sich von seinen Feinden zu befreien [3]). So hatten auch einst in den italienischen Republiken hochzeitliche Feierlichkeiten zu großen Parteiexecutionen gedient. Was ist da wahr, was ist es nicht? War eine große Gewaltthat beabsichtigt, von langer Hand her vorbereitet, oder war es Ernst mit jenen englischen Verhandlungen, die noch im Laufe des Sommers auf das lebhafteste gepflogen wurden, und mit der wenigstens indirecten Feindseligkeit gegen Spanien? Die Frage wäre nie zu entscheiden, wenn wir es mit einem einfachen Gemüthe zu thun hätten, in welchem entgegengesetzte Pläne sich nothwendig ausschließen. Allein es giebt auch solche Seelen, in denen das nicht der Fall ist; zwei Saiten an ihrem Bogen zu haben, wenn das Eine nicht gelingt, auf das Andere zurückkommen zu können, ist ihnen Bedürfniß und Natur; es giebt, daß wir so sagen, eine innere Zweizüngigkeit, welche das Entgegengesetzte zugleich beabsichtigen kann. Indem Catharina noch mit Eifer die Pläne verfolgt, welche der einen Richtung ihrer Wünsche und Interessen entsprechen, hegt sie doch in der zurückgezogenen Tiefe der Seele das Gefühl, daß ihr die Mittel, die sie ergreift, auch noch

1) Lettere e negotiati del Sr. Cl. Alessandrino, in der Bibliothek Corsini zu Rom. Schreiben an Rusticucci 6. März 1572: „con alcuni particolari che io porto, de quali ragguagliero n. Sne. a bocca posso dire di non partirmi affatto mal expedito."

2) Der von Allen gegen Lingard citirte Brief Ossats vom 22. September 1599. Lettres d'Ossat lib. V, nr. 26.

3) Salviati bei Mackintosh History of Engl. III, 336, App.

nach der anderen Seite dienen können. Eine Versöhnung mit den Hugenotten war ihr nicht unlieb, inwiefern sie dadurch eine größere und glänzendere Stellung in Europa gewann. Aber mit Vergnügen sah sie dieselben nach Paris strömen, in die Mitte einer Population, der man nur den Zügel zu lassen brauchte, um sie zu verderben. Sollten sie weiter gehen, als sie dachte und wünschte, oder für jeden anderen Fall hatte sie ein unfehlbares Mittel wider sie in den Händen. Seit jener Anwesenheit Condé's in der Hauptstadt war das Pariser Volk mit Wuth gegen die Hugenotten erfüllt. Es wollte Keinen dieses Glaubens in seiner Mitte dulden; selbst die, welche einst zu den Friedensunterhandlungen in die Stadt kamen, sahen sich mit Tod und Verderben bedroht. In diesem Sinne war die bürgerliche Miliz organisirt; die Macht des Hofes und sein Wille gehörten dazu, das Volk im Zaume zu halten. Nur die Zuversicht Coligny's zu der Größe und Zukunft seiner Sache, welcher der Sieg auf Erden bestimmt sei, macht es begreiflich, daß er sich in die Mitte dieser feindseligen, gährenden und so leicht aufzuregenden Menge begab, die nur mit verhaltener Wuth seine und der Seinen Anwesenheit ertrug. Wer den Gegensatz der hier mit einander in Berührung kommenden Elemente wahrnahm, ahnte Unheil. Die Prediger in Genf, die Cardinäle in Rom sahen, sagten eine Katastrophe voraus; der Admiral Coligny hegte ein unbedingtes Vertrauen auf die Gesinnung und das Wort des jungen Königs. Nachdem er verwundet war, überlegten die Hugenotten, ob sie nicht bewaffnet, wie sie waren, die Stadt verlassen und ihn trotz des Zustandes, in dem er sich befand, mit sich wegführen sollten. Der junge Teligny, sein Schwiegersohn, versicherte die Uebrigen, man habe nichts zu fürchten; er kenne den König bis auf den Grund seines Herzens und sei seiner Zuverlässigkeit gewiß [1]).

Und kein Wunder, wenn Carl IX. aufrichtig erschien; denn er war es. Alles Vorhergegangene, von ihm in seiner Weise nur flüchtig begriffen, war ihm in der kriegerischen Aufwallung der letzten Tage verschwunden.

Ganz anders Catharina. Daß sie mit der Einladung zur Hochzeit von Anfang eine Absicht gegen den Admiral verband, ist höchst

1) que c'estoit faire injure au roi de révoquer en doute sa parole et sincérité. Die älteste Lebensbeschreibung Coligny's ist für das, was bei den Hugenotten geschah, von Werth; aus den Aufzeichnungen eines Augenzeugen 127.

wahrscheinlich; doch war der Gedanke mehr als eine Möglichkeit ins Auge gefaßt, als eine Entschuldigung geäußert worden; sie ließ Coligny auf seinem Wege fortgehen, bis er ihr unerträglich und gefährlich wurde; dann ließ sie auf ihn schießen. Dadurch aber geriethen die Dinge auf einen Punkt, daß sie auch dabei nicht stehen bleiben konnte. In ihrem Rathe führten besonders einige Italiener das Wort: Birago, jetzt Großsiegelbewahrer, ein geborner Mailänder, der schon immer die Rücksichten, die man nahm, verdammt und den Rath gegeben hatte, sich der Verdächtigen zu versichern, Lodovico Gonzaga, Herzog von Nevers, Albert Gondi, Herzog von Retz; sie waren sämmtlich der Meinung, die Sicherheit der Königin und des Königs fordere, daß man sich der Anführer der Hugenotten durch den Tod entledige. Der Herzog von Anjou und ein natürlicher Bruder des Königs, Angoulême, sowie Marschall Tavannes, nahmen an der Berathung Theil und erklärten sich einverstanden. Es blieb nur noch übrig, die Einwilligung des Königs zu erlangen.

Noch war Carl IX. der Meinung, daß der Angriff auf den Admiral bestraft und jede Bewegung der Stadt, etwa zu Gunsten der Guisen, niedergehalten werden müsse. Jetzt erst ward er unterrichtet, daß das Attentat nicht von diesen allein, sondern zugleich von seiner Mutter und seinem Bruder ausgegangen war; er ward an Charry erinnert, einen unter wenigen zuverlässigen Getreuen, dem er für seine Erziehung Dank schuldig geworden war und den der Admiral habe umbringen lassen, an den früher bekannten und niemals ganz aufgegebenen Gedanken, sich für alle erfahrene Unbill zu rächen, an die Gefahr, die jetzt mit einer Erhebung der Hugenotten, die sich schon wider die Königin richte, verbunden sein werde: noch sei man ihrer mächtig; man habe sie gleichsam alle im Käfig: wolle man denselben aufschließen und den Löwen herausbrechen lassen, welche Verwüstung werde er anrichten! — Schon höre man, daß die hugenottische Streitmacht auf einen nahen Termin nach Melun zusammenberufen sei; man dürfe so lange nicht warten, nicht einen Krieg von den verderblichsten Folgen für Krone und Land ausbrechen lassen.

Es war ein ungeheurer Schritt, der dem jungen König angemuthet wurde. So mancherlei Interessen des Staates seine Mutter hervorhob, so war sie doch in diesem Falle vor allen Dingen eine rachsüchtige und ehrgeizige Italienerin; sie hatte sich mit der Leidenschaft anderer Privaten verbündet; sollte der, welcher die höchste Gewalt besaß, die Heiligkeit der ihm anvertrauten Würde vergessen, die

Rachsucht der Partei billigen, die er bisher immer verdammt, dem Blutdurst eines großen Theils der Pariser Bevölkerung, den er bisher noch zurückgehalten hatte, freien Lauf lassen? Darin, daß Catharina Medici dies wollte, liegt ihr großes politisches Verbrechen: gegen ihren Sohn, gegen ihr Haus, gegen das Königthum überhaupt. Sie fühlte nur wie ein Parteihaupt, dem ein usurpatorisches Fürstenthum zu Theil geworden ist, ungefähr wie ihr Stammesvetter Cosimo, nicht wie eine geborene Königin. In der Lage, in die sie gerathen war, der Besorgniß, die sie jetzt für ihre Stellung und selbst für ihr Leben hegen mußte, blieb ihr kein Ausweg, als zu dem blutigen Werk zu schreiten, das ihr für einen solchen Fall schon lange im Sinne lag.

So unbedingt die Autorität war, welche Catharina über ihren Sohn ausübte, so hat er ihr doch diesmal einigen Widerstand entgegengesetzt. Das Vorhaben schien ihm grausam: sie antwortete mit einem italienischen Spruch, zuweilen sei die Milde Grausamkeit und Grausamkeit Milde. Er fürchtete die schlechte Nachrede, die es in der Welt machen werde; man sagte ihm, mit der Feindseligkeit der beiden Parteien, mit dem Namen der Guisen lasse sich alles entschuldigen. Er konnte sich nicht entschließen, die Freunde aufzuopfern, mit denen er auf das vertraulichste umgegangen war, wie Coligny und La Rochefoucauld, der noch diesen Abend im heiteren Scherze bei ihm zugebracht hatte; aber Catharina bestand darauf: es kam so weit, daß die Mutter und der Bruder ihm drohten, sich vom Hofe zu entfernen, — denn man könne ihnen nicht zumuthen, einem Verderben zuzusehen, dem so leicht abgeholfen werden könne, — daß sie ihm Mangel an Muth vorwarfen [1]). Dieser Vorwurf machte allem Widerstand ein Ende. Carl IX. ergriff den Gedanken sogar mit der ganzen angeborenen Hitze seines Temperaments.

Noch spät am Abend — 23. August — ward der Prévôt des marchands, Charron, zugleich mit seinem eben abgetretenen Vorgänger,

1) Sigismondo di Cavalli Relatione di 1574: Stette piu d'un ora e mezza renitente, finalmente combatutto della madre et del fratello consenti: e vedendo la regina, che, se la cosa si fusse diferita niente, portava pericolo di scoprirsi venne a questo per far risolvere il re, di chiedergli licenza di ritirarsi in qualche parte e cosi fece Monar. Noch wichtiger als Cavalli ist mir der Bericht Micheli's geworden, welcher gedruckt zu werden verdiente. Ich bemerke nur noch, daß die dem Herzoge von Anjou in den Mund gelegte Erzählung mir aus vielen, anderswo zu erörternden Gründen unächt und aus einer anderen Quelle zu stammen scheint.

Marcel, nach dem Louvre berufen. Man legte Marcel, der als kundig und einflußreich bekannt war, die Frage vor, wenn der König der Pariser Bevölkerung in einer dringenden Angelegenheit bedürfe, auf welche Anzahl er dann rechnen könne? Marcel antwortete, je nach der Zeit, die man ihm lasse: in einem Monat wolle er 100,000 Mann bereit haben. Aber wie viel in einer Woche? Er nannte eine entsprechende Anzahl. Wie viele heut am Tage? Er meinte sofort über 20,000 Mann verfügen zu können. Man fragte ihn weniger, weil man in Verlegenheit gewesen wäre, Arme zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu finden, als weil man noch immer bewaffneten Widerstand der Hugenotten für möglich hielt. Charron wurde beauftragt, die Bürger nach ihren Quartieren in die Waffen treten und die Thore schließen zu lassen.

Vor einigen Jahren hatte Catharina Medici an der aufgeregten Menge von Paris einen heftigen Widerstand gefunden, jetzt trat sie mit derselben in einen furchtbaren Bund. Rachsucht, Ehrgeiz, die Lage und Gefahr des Moments bewirkten jetzt, daß sie die Wuth des Volkes zu Hülfe rief. Doch ward die Sache nicht ganz dem blinden Trieb überlassen; auch in dieser Unordnung war — und vielleicht ist dies das Schrecklichste — eine gewisse Ordnung.

Die beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, wollte man verschonen; aber dem Herzoge von Montpensier wurden diejenigen aus ihrer Umgebung bezeichnet, die er umbringen lassen sollte [1]).

Guise, Aumale und der Bastard von Angoulême übernahmen, den Admiral und seine nächsten Angehörigen zu ermorden. Es giebt eine Erzählung, und fast scheint sie die wahre, nach welcher der Admiral in seinem Zimmer überfallen, ohne daß man auf seine grauen Haare Rücksicht genommen hätte, zum Tode verwundet, aber noch lebend zum Fenster hinausgestürzt worden sein soll. Er habe sich, sagt man, mit dem linken Arm an einer Säule des Fensters festhalten wollen; da habe man ihn mit neuen Verwundungen in den Hofraum hinabgestoßen, wo Guise und Angoulême den in diesem Augenblicke seinen Geist Aufgebenden empfingen [2]).

1) Der in Spanien von dem Secretär der Gesandtschaft Olargui erstattete Bericht. Bei Gachard: im Bulletin de l'Académie de Bruxelles XVI, 252.

2) Serranus IV, 33: Nondum mortuus Amiralius brachio fenestrae columnam complectitur; ibi acceptis aliquot vulneribus in aream deturbatur.

Hierauf wurden La Rochefoucauld mit seinem Sohne, der Schwiegersohn Coligny's, Teligny, Briquemont mit seinen Söhnen, und alles, was sie umgab, getödtet und ihre Leiber auf die Straße hinabgeschleudert, wo das Volk sie entblößte.

Denn indeß hatte die Pariser Mette, wie man die Massacre in Erinnerung an die sicilianische Vesper nannte, allenthalben begonnen; um drei Uhr, beim Läuten der Sturmglocke, stürzte sich das Volk überall auf die Häuser der Hugenotten, um sie zu morden und ihren Nachlaß zu plündern, unter dem Geschrei: der König wolle es und befehle es. Auf die ihnen gebotene Gastfreundschaft trauend, waren sie gekommen; jetzt wurden sie in ihren Betten aufgesucht und ohne Unterschied niedergemacht, wer die Waffen getragen und wer sie nicht getragen, Vornehme und Geringe, Herren und Diener; die Freunde, die dem Könige von Navarra von den entferntesten Grenzen zur Feier seiner Hochzeit gefolgt waren: ihr Blut bespritzte sein Bett; mit den Fremden auch die Alteinheimischen. Der eifrigste Reformator der Universität, La Ramée, ward von einem Collegen, dessen Unwissenschaftlichkeit er oft bekämpft hatte, in seinem Versteck aufgesucht und bezahlten Mördern überliefert. Es war eine Verbindung von öffentlicher Verdammung und privater Rache, wie sie seit den Proscriptionen des Sulla in der Welt nicht vorgekommen. Waren es nicht eben diese Gräuel des Bürgerkrieges, welche die moralische Grundlage der Monarchie gebildet hatten? Aber jetzt vergaß diese ihres welthistorischen Ursprungs, sie machte mit denen gemeinschaftliche Sache, deren Haß sie hätte zügeln sollen; man verliert ihre Spur in diesen Orgien des Blutes.

Mündliche Befehle, mit Windeseile von Stadt zu Stadt getragen, autorisiren überall den Fanatismus. Nach den gemäßigtsten Berechnungen sollen in Paris bei 2000, in Frankreich bei 20,000 Menschen massacrirt worden sein; auch als man der losgelassenen Wuth Einhalt gebot, flammte sie immer wieder von neuem auf; sie lebte in ihrer eigenen Bewegung, nach Blut verlangend, von Blut sich nährend; die Geister erfüllten sich mit wilden Phantasien, in denen ihnen vor sich selber und vor den Elementen graute.

Es mochte acht Tage nach dem Blutbade sein, als Carl IX. einst in der Nacht seinen Schwager Heinrich rufen ließ. Der fand ihn, aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse verwirrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte diese Stimmen zu ver-

nehmen, als ob es in der Ferne schreie und heule, tobe, fluche und seufze wie am Tage der Massacre. Man schickte in die Stadt, um zu fragen, ob keine neue Unordnung ausgebrochen sei; die Antwort war, in der Stadt sei alles ruhig, die Verwirrung sei in der Luft. Heinrich hat dieser Geschichte nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten.

Viertes Capitel.

Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III.

Es lautet unglaublich, dennoch verhält es sich so: auch nach dem Ereignisse der Bluthochzeit meinte die Königin Catharina eine vermittelnde Haltung behaupten zu können.

Indem man auf beiden Seiten nicht anders dachte noch denken konnte, als daß sich der französische Hof den Bestrebungen der unversöhnlichen Reaction gegen die Protestanten angeschlossen habe, vermied die Königin, einen päpstlichen Legaten, der damals anlangte, zu empfangen; als dessen Einzug nicht länger verschoben werden konnte, verließ sie mit ihrem Sohne Paris, um nicht Zeuge davon sein zu müssen.

Ueber die Handlung, wie sie jetzt geschehen, sprach sich Herzog von Alba gegen seine Freunde mit lebhafter Mißbilligung aus; denn diese formlosen Gewaltsamkeiten, zu denen der Fanatismus der Menge aufgerufen worden, widersprachen seiner Sinnesweise; aber er knüpfte die Erwartung daran, daß nun, nachdem die vornehmsten Feinde seines Königs umgekommen seien, die französische Politik auf die Bahn der spanischen einlenken werde. König Philipp fühlte sich durch das Ereigniß, das ihm ganz unerwartet kam, zu einer Annäherung angeregt und ließ dem französischen Hofe seine Hülfe zur völligen Ausrottung der Hugenotten anbieten. Dieser antwortete ihm mit dem prächtig lautenden, aber unter den damaligen Umständen höchst auffallenden Wort, ein König von Frankreich dürfe nur mit seinem eigenen Volke verbündet sein.

Die gräßliche That war der Königin, die sie vollzog, gleichsam selbst unerwartet gekommen; auf eine Veränderung ihrer Politik war sie nicht vorbereitet. Sie hielt daran fest, ihren Sohn Anjou auf

den polnischen Thron zu erheben; sie hoffte diesen selbst oder doch Alençon zum Protector der Niederlande berufen, den Letzteren auch jetzt noch mit der Königin von England vermählt zu sehen. Die inneren Unruhen dachte sie unter dem allgemeinen Schrecken dadurch zu beendigen, daß sie zwar Versammlungen und Predigten verbot, aber der individuellen Gewissensfreiheit keinen Eintrag thun zu wollen erklärte. Das sei eine Ordnung der Dinge, der sich in England der Katholicismus unterwerfe.

Der englische Gesandte hat ihr gesagt, der Unterschied sei nur, daß seine Fürstin sich nicht zu dem Gegentheil verpflichtet habe. Dazu kam aber, daß auch Niemand dem neuen Versprechen traute.

Es gab unter den Hugenotten Einige, die geneigt waren, sich zu fügen, und dies fast für eine Pflicht hielten, da der König, ihr Herr, jetzt ein Mann geworden sei und selbst befehle. Unter dem Schrecken, der über Frankreich lag, gingen Manche in die Messe. Aber die Meisten zogen in Betracht, daß keine Zusage irgend einer Art Zutrauen verdiene; von zwei Uebeln habe man bekanntlich das kleinere zu wählen: das sei in diesem Fall die fortgesetzte Feindseligkeit; in dem Mißtrauen liege das Heil. Und wie weit schlimmer, von bestellten Mördern erwürgt zu werden, als bei einem Kampfe zu fallen, der vor Gott und Menschen recht sei: denn nicht mit dem Könige streite man, sondern mit Verbrechern, die unter seinem Namen wüthen. Wie Rochelle, so weigerten sich Nismes und Sancerre, königliche Truppen aufzunehmen. Feurige Prediger, alles an alles setzend, entflammten die Gemüther durch die Aufforderung, der Gerechtigkeit Gottes zu dienen, deren Arm sich schon gegen die Schuldbefleckten erhebe, die Tyrannei in den Tyrannen zu vertilgen.

Vier königliche Heere rückten ins Feld, um die Städte zur Unterwerfung zu nöthigen, das stärkste von ihnen gegen Rochelle. Aber da zeigte sich noch eine andere Art von Rückwirkung des Geschehenen; die Angreifenden waren unter einander uneins. Nicht wenige von den tapferen Kriegsmännern waren von Abscheu ergriffen: mit dem Menschen, der den Admiral verwundet hatte oder dem es Schuld gegeben wurde, wollten sie nicht dienen. Mitten in die gesellschaftlichen Vergnügungen drängte sich die Erinnerung des Blutes. Unter den Würfeln des jungen Guise auf dem Spieltische glaubte man Blutstropfen erscheinen zu sehen; mit Entsetzen brach man das Spiel ab. Bei der Annäherung einer englischen Flotte faßten die beiden Prinzen von Geblüt, die im Heere waren, Alençon und Hein-

rich von Navarra, den Entschluß, sich auf dieselbe zu retten und nach England zu fliehen. Unter den Truppen zeigte sich eine Partei der Mißvergnügten und der geheimen Protestanten. Im Lager selbst hat man den Gedanken gehabt, Gerechtigkeit wegen der Ermordungen zu fordern und dieselbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Daraus folgt nicht, daß nicht der militärische Angriff noch immer sehr ernstlich gewesen wäre; viele Tausende sollen bei dem Sturm umgekommen sein; aber in der Stadt vergaß Niemand, daß man zugleich für alle geistigen Güter und die Existenz kämpfe; die Vereinigung der Eingebornen und der Flüchtlinge, in dem großen Gedanken der Religion, zeigte sich unüberwindlich; die gefährlichsten Stürme wurden heldenmüthig ausgehalten, die kühnsten Ausfälle gewagt; man sah eroberte Fahnen auf den Wällen erscheinen; glückliche Zufälle wurden als eine augenscheinliche Gnade des Himmels betrachtet, der die Seinen in ihren Aengsten erhöre.

Drei Momente wirkten zusammen, der Heldenmuth der Vertheidigung, die Entzweiung der Angreifenden und die in den auswärtigen Angelegenheiten angenommene gemäßigte Haltung, daß die Hugenotten im Juli 1573 doch wieder ein ziemlich günstiges Edict erlangten. Darin war den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, sowie den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit freie Religionsübung gewährt, allen Uebrigen Handel und Wandel in Ruhe vergönnt. Sancerre, das eine Belagerung erduldet hatte, wie einst Numantia, erhielt durch die Vermittlung der polnischen Gesandten, aus deren Händen der Herzog von Anjou die Einladung zur Annahme der polnischen Krone empfing, denn auch diese beruhte damals auf einer versöhnlichen Stellung zwischen zwei religiösen Parteien, den Frieden.

Am Jahrestage der Bartholomäusnacht fühlten sich die Protestanten wieder stark genug, um auf einer Zusammenkunft zu Milhaud die volle Freiheit der Religionsübung zu verlangen.

Indem aber versetzte sich die Zwietracht des Lagers an den Hof. Nach der Abreise Anjou's nahm Alençon die bevorzugte Stellung in Anspruch, die sein Bruder bisher inne gehabt hatte, und da sie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widersetzlichkeit. Man beschuldigte ihn, er habe, mit Heinrich von Navarra vereinigt — es ist die Verschwörung von la Mole und Boconas — daran gedacht, die Königin Catharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Catharina hielt für nöthig, die

beiden Prinzen in engem Gewahrsam zu halten; ihre vornehmsten Vertrauten, die Marschälle Cossé und Montmorency, ließ sie in die Bastille bringen.

Aus den Actenstücken der Verhandlungen läßt sich das Maß der Schuld nicht mit Bestimmtheit ermitteln; was aber daraus hervortritt, das ist der höchst außerordentliche Zustand dieses Hofes und die Stimmung der Gemüther. Alençon glaubt von seiner Mutter gehaßt zu werden: sie setze ihn nicht allein zurück, sondern sie wolle ihn verderben; der König von Navarra besorgt mehr als einmal, dem Tode geweiht zu sein. Dagegen zittern König und Königin bei der geringsten Bewegung für das eigene Leben; es ist von Wachsbildern die Rede, durch die man unter abergläubischen und heidnischen Ceremonien das Leben des Königs habe abkürzen wollen. Magie und geheimnißvoller Aberglaube spielen auch in anderen persönlichen Beziehungen eine Rolle. In diesen Dingen haben besonders die Italiener, zu allem fertig, verwegen und persönlich zuverlässig, ihre Hand, wie jener Cosimo Ruggiero, der Lehrer Alençons, der sich durch keine Qual der Tortur ein Geständniß entreißen ließ.

Beim Anblick dieser Verwirrungen sucht das Auge unwillkürlich nach dem Könige Carl IX.

In seinen früheren Jahren hatte er viel Theilnahme erweckt: er schien gutmüthig, angenehm, freigebig und zeigte Sinn für Poesie und Musik. Um seinen schwachen Körper zu stärken, hielt man ihn zu Leibesanstrengungen an, welchen er sich denn mit einer Art von Leidenschaft hingab. Es machte ihm Vergnügen, in der Schmiedewerkstatt, die man ihm eingerichtet, wenn er etwa einen Harnisch fertigte, ganz in Schweiß gebadet gefunden zu werden. Oft setzte er sich schon zu Mitternacht zu Pferd, um zur Jagd zu reiten; er suchte die größte Ehre darin, in seinen Leibesübungen Jedermann hinter sich zu lassen, zu übertreffen. Aber dabei geschah wenig für seine geistige, nichts für seine moralische Ausbildung. Nachzudenken, den Geschäften des Staates, in denen doch nichts ohne ihn geschehen konnte, ernstliche Aufmerksamkeit zu widmen, selbst Entschlüsse zu fassen, war nicht seine Sache [1]; die Aufregung, in welche ihn die Dinge versetzten, pflegte sich in wilden Flüchen zu entladen. Eine Zeitlang beschäftigten Kriegsentwürfe gegen Spanien, zur Eroberung von Mailand, oder zur Wiederherbeibringung von Navarra unter

1) Sigismondo di Cavalli 1574: Al re pareva bella cosa, aver chi el governasse e senza altro fastidio potere attendere ai suoi piaceri.

der Führung des Admirals, seinen Ehrgeiz und seine Phantasie; aber der inneren Heftigkeit, die in ihm gepflegt war, konnte in dem leidenschaftlichen Treiben der religiös-politischen Parteiung um ihn her auch eine andere Richtung gegeben werden; eben die Freunde und Genossen, in deren Umgang er sich gefiel, erschienen ihm dann als seine gefährlichsten Feinde. So ward es möglich, daß er sich, in unglückseliger Stunde, nach einigem Widerstreben doch zu jener That hinreißen ließ, die sein Andenken dem Haß und der Verwünschung der Jahrhunderte preisgegeben hat. Er selbst ist von den Nachwirkungen derselben nie frei geworden. Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menschen von schlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit schlafe. Man wollte bemerken, daß er Niemand gerade anzusehen wage; bei seinen Audienzen schließe er die Augen; wenn er sie öffne, wende er den Blick nach oben, lasse ihn aber sogleich wieder sinken. Endlich vernahm man von ihm, daß er nun anfangen wolle, selbst zu regieren, König zu sein; aber schon war es zu spät. Aufregung zugleich und Depression der Seele, die Unruhe der immer um ihn her auftauchenden Verschwörungen, das Uebermaß fortdauernder Anstrengung eines ohnehin schwachen Körpers voll verdorbener Säfte, führten ihn zu einem frühen Tode (30. Mai 1574), ehe er noch das vierundzwanzigste Jahr vollendet hatte [1]. In der That war er nie aus dem Taumel der leidenschaftlichen Bewegung zu vollem Selbstbewußtsein erwacht; von seiner Mutter hatte er sich nie emancipirt. Wenige Stunden vor seinem Verscheiden setzte er sie bis zur Rückkehr seines Bruders aus Polen zur Regentin ein; sein letztes Wort war: meine Mutter.

Und wohl hielt nun Catharina, in der wir keine Spur einer Regung des Gemüthes finden, welche ihre Thatkraft gelähmt hätte, die Ruhe des Landes im Allgemeinen aufrecht; aber es geschah nur dadurch, daß diejenigen, welche sie ernstlich hätten stören können, die beiden Prinzen, die beiden Marschälle, sich in ihrem Gewahrsam be-

1) Daß die unter anderen auch durch die Henriade in Umlauf gesetzten Vorstellungen übertrieben sind, sieht man aus den fast medicinischen Berichten des florentinischen Gesandten bei Alberi 416. Recht gut ist Sig. di Cavalli unterrichtet: La morte del povero principe si causò per una pessima abitudine acquistata dal mal modo di vivere per la quale cascò ammalato da una estraordinaria ebulitione di sangue che tutta la massa era corotta e se bene parve, che da essa se ne levasse però da poi mai stette bene. Dazu sei dann die geistige Unruhe gekommen.

fanden. Indeß war doch alles voll Gährung und neuer Manifestationen von Ungehorsam und bevorstehendem Abfall.

Was man an sich annehmen könnte, versichert der venetianische Gesandte ausdrücklich: alle verständigen Männer, ohne Unterschied des Bekenntnisses, fand er über die Blutnacht entsetzt und beschämt; die absolute Gewalt, sagten sie, habe doch wenigstens Gerechtigkeit zur Bedingung; dies sei aber eine Handlung gesetzloser Tyrannei: solle es in Frankreich dahin kommen, daß man sich nicht mehr ruhig in sein Bett legen könne aus Furcht, über Nacht umgebracht zu werden? Nur der Königin, die aus dem tyrannischen Blute der Medici stamme, und ihren Italienern seien Dinge der Art möglich [1]). Man fand es nicht unglaublich, daß sie sich das Regiment der Türken zum Muster genommen habe.

Wenn aber durch die Combination der Personen und Umstände die Idee der Gewalt, welche das usurpatorische Fürstenthum, das die italienischen Republiken unterwarf, in sich trug, auf eine große Monarchie Einfluß gewann, ganz im Widerspruche mit dem Begriffe, welcher dieser ursprünglich zu Grunde lag, mußten da nicht aus der Mitte der Verletzten entgegengesetzte Lehren hervorgehen? Schon einige Zeit daher hatten sie sich gezeigt. Dem Factionswesen, das unter Heinrich II. erschien, setzte schon damals la Boetie eine kleine Schrift entgegen, in der er die höchste Gewalt als die Herrschaft einer Faction betrachtet, die von einem Einzigen abhange, und die Frage aufwirft, warum sich nicht alle Anderen gegen diesen Einen verbinden. Man hatte das Büchlein bisher nur von Hand zu Hand gegeben; jetzt ward es öffentlich bekannt. Aber die That der St. Barthélémy rief noch ganz andere Aeußerungen des eine Theorie zu seiner Rechtfertigung suchenden Widerwillens hervor; mit ihr im Gegensatz erschienen die Ideen der Volkssouveränetät in der Literatur; der Erste, der sie nicht aus dem Standpunkte der Religion, wie manche kirchliche Schriftsteller, besonders die Jesuiten, sondern aus politisch-historischen Gründen verfocht, war ein den Mordversuchen von 1572 mit Mühe entkommener, nach der Schweiz geflüchteter Franzose, Franz Hottmann. Er hatte die Geschichte der alten Franken studirt; die aristokratisch-militärische Gemeinde des Märzfeldes

1) Micheli: attribuendolo alla regina come Italiana Fiorentina et di casa di Medici, di sangue, dicono essi tiranno, perciò odiosissima siccome per causa sua è in universale tutta la natione italiana con pericolo che un giorno non la faccia male.

mit der Staatsgesellschaft verwechselnd, bestand er darauf, daß der König gewählt werden und die ganze Masse des Volkes bei dieser Wahl concurriren müsse: denn freie Menschen seien nicht dazu da, um sich der Herrschaft der Willkür zu unterwerfen; nicht wie eine Heerde Vieh könne man sie führen. Dieselbe Ansicht beherrschte die Schrift des angeblichen „Junius Brutus gegen die Tyrannen". Nur durch die Sanction des Volkes, sagt dieser, bestehe der König: die Wahl sei ein unveräußerliches Recht des Volkes: erst das Volk, dann der König; der König müsse dem Volke zu Rechte stehen. Sie wichen von den Ideen, auf welche die romanisch-germanischen Staaten gegründet sind, so weit ab, wie die Anhänger Macchiavelli's; nach den schrecklichen Erfahrungen der letzten Jahre konnten sie Beifall damit finden. Gedanken, die man sich bisher blos in die Ohren geraunt hatte, predigte man jetzt von den Dächern.

Auch noch eine andere Folge aber hatten jene Ereignisse. Von dem allgemeinen Mißvergnügen befördert, erhob sich mitten im Lande eine neue Bildung der Opposition; der Gouverneur einer großen Provinz, und zwar nicht etwa ein protestantisch gesinnter, unternahm zugleich freiwillig und dahin gedrängt, eine Meinung zu verfechten, welche mit nichten die der Regierung war.

Als im Jahre 1568 der so eben geschlossene Friede gebrochen und der Weg der Mäßigung wieder verlassen ward, bemerkte man eine neue Partei angesehener Leute, die aus Rücksichten des Staates auf demselben beharren wollten und die Politiker genannt wurden. An ihrer Spitze standen die Söhne des Connetable Marschall Franz von Montmorency und seine Brüder, katholisch wie ihr Vater, aber systematischere Gegner des Cardinals von Lothringen; denn mit der Faction hängt nun einmal alles zusammen, wie weit es auch darüber hinausreichen mag. Durch den Frieden von 1570 erlangten sie, wie berührt, einen Augenblick das Uebergewicht: die Maßregeln der Versöhnung waren ihr Werk; deshalb wurden sie aber auch von dem plötzlichen Rückfall zur Gewaltsamkeit um so mehr betroffen: der Marschall soll dem Blutbade nur durch einen Zufall entronnen sein. Eben an ihn schlossen sich dann im Lager vor Rochelle die Mißvergnügten; es ist kein Zweifel, daß er an den Bewegungen Antheil nahm, mit denen der Herzog von Alençon den Hof erfüllte. Denselben hielt die Königin gefangen: sein Bruder, Heinrich von Montmorency, genannt Damville, Gouverneur von Languedoc, war ihr nicht minder verdächtig: sie wünschte ihn in ihre Hände zu bringen

oder wenigstens aus der Provinz zu entfernen: Damville behauptet mit großer Bestimmtheit, man habe ihn ermorden wollen.

An dem aber fand sie einen Mann, der sich nicht allein in Acht nahm, sondern auch zur Wehre setzte. Nicht gern ließ er die Abgeordneten der Königin in seine Nähe kommen: er hielt sich eine ihm persönlich ergebene Garde; man weiß viel von einem gezähmten Wolf zu erzählen, wie selten auch eine solche Zähmung vorkommt, der ihm eine wunderbare Anhänglichkeit gezeigt habe; in seinem Zimmer schlief der starke Mann, Capitän Aragon, der wohl auf der Brücke von Avignon ein stattliches Thier mit einem Hieb in zwei Theile gespalten hatte. Der Uebertragung seines Gouvernements auf einen Anderen, welche die Königin aussprach, begegnete Damville durch eine um so engere Verbindung mit seiner Provinz, und zwar mit den beiden Religionsparteien. Eben in Languedoc hatten sich die Hugenotten seit der Bluthochzeit eine besonders wohlgeordnete Organisation gegeben. Sie besaßen eine Menge von Schlössern und kleinen Städten; in jeder Landschaft, die sie beherrschten, stellten sie einen Obersten auf, der denen, welche man angreife, bewaffnete Hülfe leisten sollte. In Montauban war der Mittelpunkt für Hochlanguedoc und Guyenne, in Nismes für Niederlanguedoc, Rovergue, die Cevennen; Deputirte der verschiedenen Landschaften umgaben den militärischen Befehlshaber. Die Reformirten hatten auch hier nicht eigentlich die Menge für sich, aber viele Edelleute, etwa 200 allein in Languedoc, die meisten jungen Männer, welche einige Studien hatten, bessere Bürger und Handwerker, deren Geist von der Last der Arbeit nicht unterdrückt wurde. Es schien nicht über allen Zweifel erhaben, ob sie sich mit Damville, der ihrer Confession nicht angehörte, vereinigen dürften; aber sie erkannten sein ganzes Verdienst, des ersten Mannes, sagten sie, der sich daran erinnere, was er Gott, der Krone und dem Gemeinwesen schuldig sei, und die wie von einem Schlaganfall betäubten Geister wieder erwecke. Und was konnte ihnen Besseres als eine solche Hülfe begegnen? Ihre Verbindung mit den Prinzen von Geblüt hatte ihnen nach langem Kampf einen sichernden Frieden verschafft; die Verbindung mit dem Gouverneur einer großen Provinz sollte ihnen, da die Edicte zurückgenommen worden waren, deren Herstellung auswirken. Denn eben vor allen Dingen die Erneuerung der Pacificationsedicte verlangte Damville und die ganze politische Partei. Ein großer Theil des katholischen Adels, dem man schon längst vorgeworfen, daß er die Hugenotten, unter denen seine Verwandten seien, nicht ernstlich genug

bekämpfe, schloß sich an den Gouverneur an. Wenn die Parlamente an den Grundsätzen der verfolgenden Religion festhielten, so war dies eher ein Motiv für den Adel, der diese Rechtsgelehrten haßte, weil er von ihnen in seinen Herrenrechten beschränkt ward und Unrecht zu leiden behauptete, sich den Hugenotten zu nähern. Im August 1574 kam es in Milhaud zu einer vorläufigen Abkunft, in welcher die Hugenotten sich bereit erklärten, Damville als Gouverneur in Languedoc anzuerkennen, dieser dagegen sich anheischig machte, in keiner Stadt, wo die Reformirten Meister seien, den katholischen Gottesdienst einzuführen; ein Rath von Mitgliedern beider Confessionen sollte dem Gouverneur in der Verwaltung zur Seite stehen [1]).

So versuchte man in dieser Provinz die alten Edicte, welche die Regierung abgeschafft hatte, wiederherzustellen, und beiden Parteien möglich zu machen, neben einander zu leben. Die Eigenmacht, mit der das geschah, entschuldigte man damit, daß eine aus Fremden bestehende Faction die höchste Gewalt in Besitz genommen habe, das Reich, den Adel, die Prinzen von Geblüt und mit ihnen alle Bildung und gute Sitte zu vernichten suche; man hoffte, wenn der neue König ankomme und die Lage der Dinge kennen lerne, werde er alles bestätigen.

Das ließ sich mit einigem Grund erwarten, da Heinrich III., der sein polnisches Reich, ohne darauf Verzicht zu leisten, doch mit einer Ungeduld, die wie eine Flucht aussah, verlassen hatte und jetzt zurückkam, auf seiner Reise von Venedig her Damville einlud, mit ihm die Mittel zur Pacification zu besprechen. In Piemont traf der Marschall mit dem Könige zusammen, der ihn dann seiner Absicht, den Frieden herzustellen, versicherte und ihm die Weisung gab, nach Languedoc zurückzukehren und das Weitere zu erwarten [2]). Als Damville in Beaucaire anlangte, ließ er die Glocken läuten und verkündigte der versammelten Bürgerschaft, der Wille des Königs sei daß beide Parteien friedlich mit einander leben sollten.

Wenn schon ein Privatmann, der sein Vaterland liebt, entfernt von demselben und weniger beherrscht von momentanen Eindrücken, sich im Großen und Ganzen zu durchdenken sucht, was demselben fromme, wie unendlich vielmehr ist das von einem Fürsten zu er-

1) Vaissette, Histoire du Languedoc V, 322.

2) So erzählt Damville in seinem Manifest Nov. 1574 bei le Laboureur II, 135; er sagt nichts von den Nachstellungen, denen er ausgesetzt gewesen sein soll.

warten, welcher zur Regierung desselben herbeieilt! Heinrich III. scheint auf seiner Reise Gedanken gehegt zu haben, von denen er später bedauert, daß man sie nicht ausgeführt habe. Er meint, gleich bei seiner Ankunft hätte eine allgemeine Ständeversammlung berufen werden müssen, um mit beiden Theilen festzusetzen, was für das Ganze diene; Ordonnanzen, auf den Grund ständischer Beschlüsse erlassen, würden Gehorsam gefunden haben, oder man hätte das unbezweifelte Recht gehabt, denselben erzwingen zu können. In der nämlichen Versammlung, fährt er fort, hätte man an die Schuldentilgung gehen und die Ausgaben, wie für den Hof, so für alles andere festsetzen, alsdann den Nachbarn erklären sollen, daß der neue Fürst mit ihnen Freundschaft halten wolle, aber feste Verträge und klare Verhältnisse verlange: eine Feststellung der religiösen, finanziellen und auswärtigen Angelegenheiten würde eine glückliche und kräftige Regierung möglich gemacht haben [1]).

Es erhellt nicht, ob über Ideen dieser Art förmlich Rath gepflogen worden ist; an und für sich konnten die dem Könige von seiner Mutter entgegengeschickten Mitglieder des Conseils nicht dafür sein. In deren Sinne lag es nicht, ein neues Regiment anzufangen, sondern das alte, wie es war, fortzusetzen. Catharina bestand darauf, der letzte Wille Carls IX. sei, daß die bestraft werden sollten, die sich zuletzt gegen ihn erhoben; dahin allein gehe sein Auftrag an den Nachfolger. Zur Seite stand ihr wieder der Cardinal von Lothringen, der seine ganze Ueberredungsgabe aufbot, um jede Abweichung von dem strengen Systeme zu verhindern [2]). Die Verhandlungen endigten damit, daß Heinrich III. das politische Erbe seines Bruders annahm und sogar noch einen Schritt weiter zurückthat. Er verkündigte, daß er die Freiheit des Gewissens anerkenne, aber keine Religionsübung, die von der katholischen abweiche, dulden wolle; nur denen versprach er Frieden, welche die Waffen niederlegen und sich ihm unterwerfen würden.

1) Schreiben an Villeroy, bei Groen van Prinsterer Suppl. 232: Il falloit moy venu à la couronne, faire une assemblée d'états et résolvant tant avec les uns qu'avec les autres ce qui pouvoit réunir le tout, faire le jurer et le signer par tous les principaux et les compagnyes.

2) Wir lernen diese Thatsache aus der Rede, die Heinrich IV. am 9. November 1599 an die Deputirten des Parlaments von Guyenne hielt. Lettres missives IV, 183.

Erneuerte er aber die Politik Carls IX., so mußten sich auch alle alten Feindseligkeiten gegen ihn erheben.

Montmorency, in Lyon vor Gericht gezogen und zugleich im oberen und niederen Languedoc und von der Provence her angegriffen, trat nun in definitiven Bund mit den Hugenotten des gesammten Südens und Westens. Sie erkannten ihn als ihr Oberhaupt an; er nahm ihre Führer in den Rath auf, an dessen Gutachten er in Sachen der Justiz, Polizei und Finanzen gebunden sein wollte. Regelmäßige Provinzial- und Generalversammlungen wurden angeordnet, zu gemeinsamer Bewaffnung auf den Grund gegenseitiger Duldung: in den Orten gemischten Bekenntnisses sollten die einen und die anderen die Hände zu Gott erheben und geloben, Frieden zu beobachten. Der Name Montmorency rief den Adel des Reiches zur Theilnahme auf; in nicht geringer Anzahl gesellte sich derselbe den Waffen und den Tendenzen Damville's bei. Merkwürdig bleibt besonders der Graf von Ventadour, welcher noch einmal die Berufung eines Nationalsconcils forderte, um endlich die Zweifel über die Religion zu heben; bis zu dessen Entscheidung müsse sich ein jeder zu der einen von beiden Confessionen halten [1]). Mit den religiösen verband man aber auch politische Forderungen: man drang auf Abschaffung des Verkaufs der Aemter, Berufung der allgemeinen Stände, Zurückführung der Steuern auf das Maß der Zeiten Franz' I. Die Provinzialstände von Dauphiné, Provence und Burgund erhoben laut ihre Stimme für diese und ähnliche Zugeständnisse.

Der Angriff auf Languedoc, zu welchem hierüber die königlichen Truppen schritten, hatte nicht viel zu bedeuten. Damville sagte, es werde ihm leichter, sie abzuwehren, als seine Bundesgenossen auf dem Wege der Gesetzlichkeit zu halten. Denn auf dem glaubte er sich noch immer zu befinden, da auch der neue König von jener Faction von Fremden beherrscht sei, welche er schon immer als eine dem Reiche feindliche bezeichnet habe.

Einen nicht geringen Zuwachs an Ansehen verschaffte es der Partei, daß der Herzog von Alençon endlich Gelegenheit fand, den Hof zu verlassen und sich ihr anzuschließen: alle ihre Klagen und Beschwerden machte er zu den seinigen. Wenn der Name der Hugenotten dabei ein wenig in den Hintergrund trat — man sprach

1) Des Serranus Commentarii, die überhaupt für diese Zeit leicht das Beste enthalten möchten, haben V, 186 die ausführlichste Erwähnung dieser Entwürfe. Auch bei Thuanus findet sich ein Auszug L. XII, 170.

nicht mehr von einem Religionskriege, sondern von einem Kriege zum öffentlichen Wohle, wie zu den Zeiten Ludwigs XI.[1]) — so blieb doch das religiöse Element noch immer sehr wirksam. Bald nach Alençon riß sich auch der junge Heinrich von Navarra vom Hofe los; er hielt für gut, unverzüglich wieder zum reformirten Bekenntnisse zurückzutreten. Was die Parteien vereinigte, war namentlich die Zusage der Politiker, für die Herstellung des Edictes vom Januar zu wirken, worauf eben alle Wünsche der Reformirten gerichtet waren.

Zu einer Entscheidung konnte sie es jedoch ohne eine Theilnahme der benachbarten religionsverwandten Völker und Stämme nicht bringen.

Auch diesmal gab England Geld, Deutschland Männer. Diese vereinigten sich um den jungen Condé, der sich bei den ersten Maßregeln gegen Alençon und Navarra aus der Picardie nach Deutschland geflüchtet hatte. Es war wieder Johann Casimir von der Pfalz, der die Scharen zusammenbrachte und im December 1575 an die französische Grenze führte. Ohne ihre besondere Absicht waren damals auch die Deutschen nicht; was sie im Sinne trugen, hätte zu einem großartigen Gewinn für Deutschland führen können. Johann Casimir ließ sich von den Oberhäuptern der Hugenotten versprechen, daß er zum Administrator der Bisthümer Metz, Toul und Verdun ernannt werden sollte, wodurch diese Städte und Länder mit Deutschland wieder in unmittelbare Verbindung gekommen wären [2]). Aus Franzosen und Deutschen bildete sich nach und nach eine bedeutende Macht; im März 1576 musterte Alençon 30,000 Mann, die ihn aufforderten, sie nun geradezu nach Paris zu führen, um die Gräuelthaten der Bartholomäusnacht an den Mördern zu rächen.

Heinrich war nicht ganz ungerüstet; auch er hatte deutsche Reiter und Schweizer außer den Franzosen, die sich um ihn sammelten. Später hat er gemeint, das Beste würde gewesen sein, seinem Bruder muthig entgegenzugehen. Das war aber nicht die Art seiner Mutter und seiner Minister; da die Regierung sich noch als den schwächeren Theil fühlte, begann sie zu unterhandeln.

Vor allem kam es darauf an, Alençon zufrieden zu stellen; es ward ihm eine Ausstattung gewährt, welche mit der königlichen Au-

1) Giovanni Micheli 1576: non considerandosi per capo principale il fatto della religione, si è trasferito e mutato il nome d'Vgonotti in quello di malcontenti.

2) Languet Epistolae arcanae I, 186.

torität beinah unverträglich war: auch für Condé ward gesorgt; dann ward, und wie man behauptet, durch den Einfluß der Schweizer auf seinen Vater, auch Johann Casimir von jenen Forderungen abzustehen vermocht; der König übernahm, seine Truppen wegen ihres Soldes zu befriedigen. Der Pfalzgraf begab sich hierauf auf den Rückweg.

Die Erörterung der politischen Beschwerden ward auf den Reichstag verschoben, welcher noch in demselben Jahre stattfinden sollte: die religiösen Angelegenheiten empfingen sogleich ihre Erledigung. Nicht eigentlich das Edict vom Januar wurde den Protestanten zugestanden; von Paris und dem nächsten Umkreis auf zwei Lieues blieben sie ausgeschlossen; aber übrigens wurde ihnen freie Religionsübung im ganzen Reiche bewilligt, Berechtigung zu allen Aemtern, für ihre Rechtsstreitigkeiten eine aus beiden Bekenntnissen zusammengesetzte Appellationsinstanz in den Parlamenten. Eigene feste Plätze in Guyenne, Auvergne, Languedoc wurden ihnen zu ihrer Sicherheit eingeräumt [1]).

Die Politiker hegten hierauf die kühnsten Erwartungen; Marschall Damville brachte aufs neue ein Nationalconcilium in Vorschlag, zu welchem auch die Protestanten ihre Deputirten schicken sollten, „um durch eine wirkliche Reformation des Clerus den göttlichen Zorn zu besänftigen". Am Hof und in den Provinzen durch mächtige Persönlichkeiten repräsentirt, glaubten sie, nachdem diese Entscheidung von ihnen ausgegangen war, fortan den vorherrschenden Einfluß ausüben zu sollen. Und gewiß hatte ihr Auftreten eine große und weite Wirkung hervorgebracht; sie waren stark, aber auch ihre Gegner hatten Kräfte; die Elemente, welche sie überwältigt zu haben meinten, setzten ihnen noch einmal den nachdrücklichsten Widerstand entgegen.

Vor allem dem Könige war das Geschehene unerträglich. Es beleidigte sein Selbstgefühl, daß ihm durch siegreiche Erhebung seiner Vasallen und fremde Hülfstruppen ein Gesetz gleichsam auferlegt worden war, das er in seinem Herzen, denn bei allem äußerlichen Schwanken war er durch und durch katholisch, mißbilligte. Aber auch in dem Land erweckten die Interessen der Corporationen oder der Provinzen und hauptsächlich die fortschreitende katholische Restauration, die Einwirkung der jesuitischen Predigt und Lehre einen Geist des Eifers, der von keiner Versöhnung wissen wollte. Die Parlamente

1) Paix, genannt de Monsieur. Mai 1576. Bei Popelinière II, 399.

hatten keine Neigung, die Reformirten in die ihnen bewilligten Kammern in ihre Mitte aufzunehmen. In den großen Städten wollte man von dem Gottesdienste der Hugenotten nichts hören; man empfing sie, wo sie sich zu demselben versammeln wollten, mit Hohngeschrei, mit Flintenschüssen. Wenn ein Artikel des Friedens dem Prinzen von Condé die Stadt Peronne als besonderen Sicherheitsplatz bewilligte, so erweckte das in den dortigen Bürgern und dem benachbarten Adel den lebhaftesten Widerspruch. Sehr möglich, daß man auch von den Niederlanden her alles that, um es zu verhindern; Peronne hätte leicht zu einem Ausgangspunkte fortwährender Angriffe für die Hugenotten dienen können. Und doch ein anderes, höheres Motiv könnte man angeben. Wenn der Geist provinzieller Absonderung unter einem mächtigen Oberhaupt in Languedoc den Protestanten zu statten gekommen war, so erhob sich derselbe jetzt in der Picardie zu Gunsten der Katholiken. Der Gouverneur Humières, durch einen Rechtsstreit, der zwischen ihm und den Montmorency's schwebte, besonders angetrieben, sie entfernt zu halten, vereinigte Adel, Geistlichkeit und Bürger zu einer Association gegen die Zulassung der Reformirten. Den nächsten Vorwand mag die Besorgniß gegeben haben, daß die noch nicht völlig befriedigten deutschen Reiter umkehren und Condé mit Gewalt einsetzen möchten: aber die Tendenz ging zugleich auf die strenge Aufrechterhaltung des alten kirchlichen Systems. Der Geist der katholischen Association, der schon ein paarmal, 1564, 1568, sich geregt hatte, erhob sich überall von neuem.

Wie gingen in Frankreich von jeher die Wogen der Meinung so gewaltig und hoch! Von Moment zu Moment fluthen sie in entgegengesetzten Strömungen. Der allgemeine Zug der Geister nach der Reform war jetzt nicht mehr; aus dem Gegensatze gegen die Blutnacht war eine Richtung auf eine gemäßigte, versöhnende Politik hervorgegangen; eben deren Erfolge riefen aber das Selbstgefühl des katholischen Elementes auf, das nun auf einmal den Boden wieder einnahm. Die, welche so eben die Oberhand behauptet hatten, sahen sich plötzlich wieder gefährdet.

Man erkannte die ganze Veränderung der Stimmung bei den Wahlen zu der Ständeversammlung, die sofort angeordnet wurden: die Reformirten wurden so gut wie ausgeschlossen; die Mehrheit der Stimmberechtigten war allenthalben gegen sie.

Wenn man fragt, welches Verhältniß die Regierung zu der reactionären Bewegung hatte, so ist kein Zweifel, daß sie dieselbe billigte. Mit allen Mitteln, die ihr damals zu Gebote standen, be=

förderte sie Wahlen der Katholiken: obgleich jene Associationen in ihren Stiftungsurkunden sich zuweilen auf eine sehr verfängliche Weise ausgedrückt hatten, so findet sich doch nicht, daß der König an denselben Anstoß genommen hätte; er wünschte vielmehr, daß sie allenthalben und mit demselben Eifer wie in der Picardie geschlossen würden: auf sein Geheiß breitete man sie aus.

Er hat nicht verhehlt, daß es ihm bei den Unterhandlungen von 1576 nur darauf ankam, seinen Bruder von den Verbündeten zu trennen, ihre Truppen zu entfernen; das ihm aufgezwungene Edict zu beobachten, sei niemals sein Sinn gewesen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, welche ihm die umgewandelte Stimmung der Nation darzubieten schien, sich von demselben loszumachen.

Am 6. December 1576 wurde die Versammlung der Stände in Blois eröffnet; doch war das nun nicht eine solche, wie sie Protestanten und Mißvergnügte gewünscht und gehofft, nicht einmal eine solche, wie sie der König ursprünglich im Sinne gehabt hatte, wo in freier Uebereinkunft mit den verschiedenen Parteien eine haltbare und allgemein genügende Ordnung hätte aufgestellt werden können; hier war nur Eine Partei vertreten, und der König suchte diese noch weiter vorwärts zu treiben, als sie zu gehen beabsichtigte.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie sich der Hof bemühte, eine ständische Erklärung im entschiedensten Sinne zu Ungunsten der Reformirten hervorzurufen. Selbst die Führer der Geistlichkeit und des Adels waren Anfangs nicht eigentlich gesonnen, auf die Ausschließung derselben aus dem Reich anzutragen. Königin Catharina mußte bei den einen und den anderen ihren Einfluß dafür verwenden; die hierauf bezügliche Stelle in der Rede des Sprechers der Adelscurie hat sie selbst verfaßt, der König hat sie verbessert. Im dritten Stand hat es der ausdrücklichen Erklärung bedurft, daß der König es wünsche; aber selbst dann ist der Beschluß derselben nicht so entschieden gewesen, wie ihn der Sprecher Versoris auszudrücken sich erlaubte.

So kam es noch im Laufe des Decembers zu einer Aufforderung der Stände an den König, daß er nur Eine Religion im Reiche dulden möge. Heinrich III. erklärte sich damit vollkommen einverstanden: denn er habe es bei seiner Krönung geschworen, und gegen diesen seinen ersten Eid verpflichte ihn kein anderer [1]).

1) In dem Journal von Nevers, das vom December 1576 bis in den März 1577 reicht, haben wir über die Berathungen des Hofes und das Schwanken seiner Absichten eine authentische Mittheilung. Ein Auszug davon

Ein allgemeiner Krieg gegen die Hugenotten schien hierauf unvermeidlich, zumal da sie, sofort aufgeschreckt, sich schon selber wieder im Felde zeigten. Am Hof überlegte man sehr ernstlich, in welches Verhältniß man die besoldeten Truppen zu den durch die Provinzialassociationen unter die Waffen gerufenen Edelleuten setzen, wie man die festen Plätze der Hugenotten angreifen und zugleich im offenen Felde gegen sie vordringen könne. Man trat mit deutschen Rittmeistern in Verbindung, um abermals ein Heer von Reitern in Dienst zu nehmen.

Aber auch dies zeigte sich bald nicht ausführbar. Wie hätten die französischen Stände nach allen den Erfahrungen, die man über die Widerstandsfähigkeit der Hugenotten gemacht hatte, sich zu einem Vertilgungskriege wider dieselben entschließen sollen? Sollten sie, nachdem so oft und laut über das Anwachsen der Schulden, die Noth und Armuth des Volkes, die Verwirrung der Finanzen geklagt worden war, die dazu erforderlichen neuen Bewilligungen machen? Es zeigte sich bald, daß ihr Eifer so weit nicht reichte.

Der erste Vorschlag, der ihnen gemacht wurde, ging auf eine Verwandlung der indirecten Steuern in eine directe, die nach der Zahl der Feuerstellen im Reich erhoben werden sollte: man berechnete diese auf drei Millionen und hoffte davon funfzehn Millionen Livres zu ziehen. Allein wie hätte ein so wenig gereifter, ungefährer, weit aussehender Entwurf, durch dessen Ausführung alles noch mehr als bisher in die Hände der als räuberisch angesehenen, zum Theil fremden Finanzbeamten gerathen wäre, sich Beifall versprechen können? Er ward ohne weiteres abgelehnt. Auch eine mäßigere Forderung, die auf außerordentliche Bewilligung von zwei Millionen lautete, ward von den Deputirten des dritten Standes zurückgewiesen: denn in ihrer Instruction sei nur davon die Rede, daß der König von seinen Schulden frei gemacht, nicht davon, daß eine andere neue Last übernommen werden solle. Endlich trug der Hof auf einen Verkauf von Domänen an, den man ihm, so meinte er, nicht werde abschlagen können. Damit aber erweckte er nicht allein eine vorübergehende, sondern fast eine systematische Opposition. Der Deputirte von Vermandois, der gelehrte Johann Bodin, trat mit der Behauptung auf, dem Fürsten sei nur der Gebrauch des öffentlichen

ist in den Mémoires de Nevers I, 166, wiederholt im 13. Bande von Mayer S. 97; vollständiger findet sich das Tagebuch in dem 3. Bande des Journals von Estoile 1744. Ich halte mich ganz daran.

Landes überlassen; das Eigenthum desselben gehöre dem Volke. In den Provinzialversammlungen, aber auch nur in diesen, würde allerdings eine Domänenveräußerung beschlossen werden können; doch sei das nicht anzurathen, denn der dritte Stand würde den dadurch entstehenden Ausfall später auf eine andere Weise zu decken haben [1]).

Auch in den anderen Ständen kamen Ansichten von ausnehmender Tragweite vor. Man hat den Gedanken geäußert, daß nur das, was in den Ständen streitig geblieben, einer neuen Besprechung mit dem königlichen Rath unterworfen werden, alles aber, worüber sie sich vereinigen würden, unmittelbar Gesetzeskraft erlangen sollte [2]). Man wollte ferner die ständischen Beschwerden nicht mehr der Entscheidung des königlichen Conseils allein anheimgeben, sondern eine Deputation ernennen, die mit demselben darüber berathen und beschließen sollte; man dachte daran, die Zahl der Mitglieder des Conseils festzusetzen und die ungeeignet Scheinenden zu entfernen.

So geriethen die Stände, anstatt sich dem König in seinen kriegerischen Absichten unbedingt beizugesellen, in Streitigkeiten über die Verfassung mit ihm, auf die er einzugehen vermied, deren Bedeutung ihm aber vollkommen einleuchtete.

Auch im Conseil selbst erhob man Einwürfe gegen das Vorhaben. Bellièvre machte auf die unheilvollen Wirkungen aufmerksam, welche die Behauptung, daß der König durch seinen Krönungseid von Verpflichtungen, die er in aller Form übernommen habe, im voraus freigesprochen sei, auf die auswärtigen Verhältnisse ausüben müsse.

Schon war alles wieder zweifelhaft, als am 28. Februar 1577 eine feierliche Berathung über die einzuschlagende Politik in dem versammelten Conseil eröffnet ward. Die geistlichen Mitglieder desselben, die Cardinäle, forderten nach wie vor die Herstellung der Einheit der Religion: denn man müsse sich trotz aller Schwierigkeiten

1) Recueil de tout ce qui s'est négocié en la compagnie du tiers état, pris des Mémoires de M. Bodin. Bei Mayer 13, 299. Bodin ist in seinem politischen Werk auch über die Domänen ausführlich; jedoch drückt er sich da nicht so republikanisch aus, obwohl er am Grundsatze festhielt. De republica VI, 1002. Eine aliénation perpétuelle war durch ein Edict Carls IX., Februar 1566, zu Moulins besonders verboten.

2) Thuanus Lib. LXIII, p. 180: „Quod concordibus ordinum suffragiis decerneretur, id ratum esset: in quo dissiderent, id a rege et reginae parentis regii sanguinis principum et Franciae parium et XII ordinum delegatorum sententia decideretur".

auf Gott verlassen. Ihnen schlossen sich die Herzoge von Guise, Nevers und Mayenne an. Nevers, noch in dem vollsten katholischen Eifer, empfahl den Krieg wie einen Kreuzzug: die Kosten dazu meinte er durch Darbringungen vor dem Hochwürdigsten, nicht für den König, sondern für Gott zu gewinnen. Dagegen aber erklärten sich Andere, die für nicht minder gute Katholiken gehalten sein wollten, die tapferen Marschälle Biron und Cossé, mit besonderem Nachdruck der Herzog von Montpensier, der auf einer Reise zum Könige von Navarra sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß auch von der hugenottischen Seite her einige Nachgiebigkeit zu erwarten sei. Man war gespannt, wie nun die Königin-Mutter, die in allen Dingen noch immer das Meiste vermochte, sich aussprechen würde; leicht beweglich, wie sie war, und in ihrer jedesmaligen Richtung entschieden, trat sie zu den Gemäßigten über. Sie sagte, man könne kaum leben; woher wolle man die Mittel zu einem Kriege nehmen, wie dieser werden müsse? Würde dabei das Reich zu Grunde gehen, so würde auch die Religion verloren sein; mit jenem dagegen werde sich diese erhalten. Für Andere möge es, bei dem Ruin des Staates, ein Trost sein, daß sie die Religion aufrecht zu erhalten glauben; zu denen gehöre sie nicht: sie rathe dem Könige, vor allem sein Reich und seine Person zu erhalten: eines Tages werde die göttliche Macht die beiden Religionen vielleicht wieder vereinigen.

In diesem Sinne schloß hierauf der König. Denn es müsse, sagte er, auch erlaubt sein, unter veränderten Umständen seine Meinung zu ändern.

Berathungen und Beschlüsse von einer unermeßlichen Wichtigkeit. Die Protestanten hatten die Versammlung der Stände gefordert, in der Hoffnung, bei denselben Zustimmung zu finden und eine durchgreifende Reform im Sinne der Beschlüsse von 1560 und 1561 ins Werk gesetzt zu sehen; der König hatte dagegen die Stände in der Absicht berufen, mit ihnen den Krieg gegen Politiker und Hugenotten zu erneuern. Die Stände traten keinem von beiden Theilen bei. Sie waren katholisch, sie verriethen nicht die mindeste Sympathie mit den Hugenotten; aber so groß war ihre Hingebung an die Krone mit nichten, daß sie ihr die Mittel zu einem neuen Kriegsunternehmen hätten gewähren mögen.

Dahin führte das Hin- und Wiederwogen der entgegengesetzten Kräfte überhaupt nicht, daß die eine oder die andere Partei auf vollkommenen Sieg hätte hoffen können. Die Krone mußte auf den

Weg zurückkehren, den sie von Anfang an eingeschlagen hatte, die eine Partei neben der anderen zu dulden. Es zeigte sich unmöglich, die alten Gesetze der katholischen Kirche an den Neugläubigen zu vollstrecken; das einzig Erreichbare schien noch, die ihnen gemachten Zugeständnisse auf ein solches Maß zu bringen, daß der Katholicismus dadurch nicht etwa gefährdet würde.

Indessen war der Krieg schon allenthalben ausgebrochen und mußte zu Ende geführt werden. Freiwillige Dienstleistungen des Adels, Beiträge der Geistlichkeit, Bewilligungen des Papstes setzten den König in Stand, einen Feldzug beginnen. Als er die Stände über ihre geringe Theilnahme ziemlich ungnädig entließ, sagte er ihnen, er wolle nicht Böses mit Bösem vergelten, er wolle sie allerdings gegen die Hugenotten vertheidigen; aber eine neue Verwüstung des Reiches könne er dabei nicht veranlassen: sein Sinn sei nur auf einen dauerhaften Frieden gerichtet.

Der Krieg des Jahres 1577 ist einer der wenigen Kriege, bei denen man ein bestimmtes, nahes Ziel verfolgt und sich dann begnügt hat, dies zu erreichen. Zwei königliche Armeen erschienen im Felde, die eine unter dem Bruder des Königs, dem der Herzog von Guise zur Seite stand, die andere unter dem Herzoge von Mayenne: jene eroberten zwei der vornehmsten Festungen der Protestanten, la Charité und Issoire; dieser drang siegreich in Poitou vor, entsetzte einige bedrohte Plätze, eroberte andere und pflanzte einmal seine Kanonen eine Viertelstunde weit von Rochelle auf; auch die Flotte von Rochelle erlitt einen Verlust.

Indem man aber eine rasche Verfolgung dieser Vortheile erwartete, hielt König Heinrich III. plötzlich inne. Das Gerücht von einem großen antikatholischen Bunde, der gegen ihn geschlossen sei, und von dem Anzug eines neuen deutschen Heeres reichte hin, seine friedlichen Entschlüsse zur Reife zu bringen. Königin Catharina übernahm, sie bei dem Papste zu entschuldigen.

Dem entsprach die Gesinnung der anderen Partei. Damville faßte im ersten Feuer den Plan, die türkische Flotte nach Aigues-mortes zu berufen, was dann die Spanier, den Papst und den französischen Hof auf friedliche Gedanken bringen werde; aber schon wußten die Protestanten, daß der König nicht darauf denke, sie zu verderben, und wollten zu so verzweifelten Maßregeln ihre Zustimmung nicht geben. Damville näherte sich hierauf wieder dem Hofe; in allen seinen Briefen drückte er Friedensliebe aus.

Heinrich III. hielt sich damals in Poitiers auf; die Unterhandlungen fanden meist zu Bergerac zwischen dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Montpensier statt. Gleich bei der Eröffnung derselben erklärte Heinrich von Navarra recht feierlich, in dem letzten Edicte seien allerdings einige Punkte enthalten, die man nicht werde ausführen können, die man streichen müsse [1]). Er versprach, bei der Versammlung der Kirchen daran zu sein, daß sie alles fallen lasse, was die Ruhe von Frankreich stören könne.

Bei dem beiderseitigen Ernste vereinigte man sich auch bald zu dem Vertrage, der von Poitiers oder Bergerac den Namen führt und fast der wichtigste aller dieser Verträge ist [2]).

Vornehmlich wollte man der Besorgniß, daß der Protestantismus das ganze Reich überfluthe, welche zu den letzten Unruhen den vornehmsten Anlaß gegeben hatte, ein Ende machen. Die Religionsübung ward den Orten zugestanden, wo sie gerade damals am Tage des Abschlusses stattfinde; dem hohen Adel in seinen Häusern sollte sie unbenommen, aber übrigens auf Einen Platz in jedem Amtsbezirk eingeschränkt und von der Hauptstadt auf zehn Lieues ausgeschlossen sein. Die Hugenotten willigten ein, daß die gemischten Kammern nur in den vier südlichen Parlamenten eingerichtet wurden; darüber jedoch hielten sie, daß sie zu allen Aemtern fähig blieben [3]). Der König gewann es über sich, wegen der am Bartholomäustage 1572 vorgefallenen Excesse sein Mißfallen auszusprechen; alle Gouverneurs und Beamten sollten in die Stellen zurückkehren, die sie vorher bekleidet hatten. Er erkannte den König von Navarra und den Prinzen von Condé als seine getreuen Unterthanen an. Dem Letzteren wurde sein Anspruch auf die Picardie vorbehalten; statt Peronne behielt er die viel bedeutendere Stadt Jean d'Angely zu seiner Sicherheit. Indem alle anderen Plätze zurückgegeben werden sollten, wurde noch den Hugenotten gestattet, deren zwei in Languedoc, zwei in der Provence, zwei in Dauphiné und drei in Guienne mit ihren Glaubensgenossen zu besetzen; der König machte sich anheischig, die Kosten dieser Besatzungen zu tragen.

Die Zugeständisse, die den Hugenotten gemacht wurden, sollten ihnen eine gesicherte Existenz verschaffen; die Beschränkungen, welche

1) Discours adressé au duc de Montpensier bei Berger I, 147.

2) Das Haupte dict von Poitiers; die besonderen, anfangs geheim gehaltenen Artikel sind zu Bergerac 17. Sept. 1577 datirt.

3) Maffei Gregorio XIII, I, 295.

sie erfuhren, die Besorgnisse der Katholischen heben; Niemand war glücklicher über die Abkunft als der König. Er nannte den Frieden seinen, des Königs Frieden, und sagte, es sei so gut, als habe er die Artikel mit eigener Hand geschrieben; er hatte den Gedanken, der Stadt Poitiers den Namen Friedensstadt beizulegen.

Der Friede ist, wie das Resultat aller früheren, so die Grundlage der späteren Verhältnisse und Zustände. Er enthält nicht eine ideale, sondern nur eine factische Lösung der großen obschwebenden Fragen. Er bezeichnet den Punkt, wohin das Gewicht und die Energie der gegen einander in Kampf geführten Kräfte die Dinge geführt hatten.

Bei der Ausführung ist man noch auf einige Schwierigkeiten gestoßen, oder neue Hindernisse haben sich ihr entgegengesetzt; es ist sogar in Guienne noch einmal zu einer kecken und einseitigen Waffenerhebung gekommen; neue Verabredungen haben getroffen werden müssen, zu Nérac im Februar 1579, zu Fleix im November 1580; aber bei dem in Poitiers Verabredeten ist man auch dann stehen geblieben; Frankreich schien sich dabei beruhigen zu wollen, und vielleicht würde es sich in der That dabei beruhigt haben, hätte es nicht eine Macht neben sich gehabt, die eine Abkunft solcher Art nicht dulden wollte, sondern es sich zum Geschäft machte, sofort die Stoffe einer entgegengesetzten Bewegung zu neuen Stürmen um sich her zu versammeln.

Fünftes Buch.

Heinrich III. und die Ligue.

Wie im Alterthum Athen nicht zu denken wäre ohne Sparta, Rom ohne Carthago, so ließe sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Frankreich ohne den Gegensatz der spanischen Monarchie nicht denken noch verstehen.

Was war es, worüber Franz I. und Carl V. in ihrer Zeit kämpften? Der Kaiser suchte das allgemeine Uebergewicht, das mit dem Begriffe seiner Würde verbunden war, geltend zu machen; Franz I. hielt die französische Idee, die Idee von Frankreich aufrecht.

Ein gefahrdrohendes Kaiserthum gab es jetzt nicht mehr. Aber der Sohn und Erbe des Kaisers, durch den Besitz ausgebreiteter Landschaften und des indischen Goldes mächtig, erneuerte den Anspruch auf eine vorwaltende Autorität in der Welt; indem er als Vorkämpfer des angefochtenen alten Glaubens auftrat, fand er in den Anhängern desselben eine Beistimmung, die ihm die Stellung und Macht eines allgemeinen Parteihauptes über ganz Europa verschaffte.

Der Gedanke Coligny's war gewesen, die Kraft der protestantischen Antriebe und Verbindungen mit dem französischen Interesse zu vereinigen, Frankreich an die Spitze der antispanischen Mächte zu stellen; er war darüber umgekommen. Aber die Regierung, die seiner Richtung nicht folgen wollte, fühlte doch auch keine Neigung, sich dem spanischen System anzuschließen; sie hätte dabei ihre Unabhängigkeit zu verlieren gefürchtet; wir sahen, welchen Antrieb diese Besorgniß zu den Pacificationen gab, die doch zuletzt den Platz behielten. Nach langen zweifelhaften, immer wieder auftauchenden und immer wieder erstickten Kämpfen hatte die reformirte Meinung eine feste Stellung gewonnen, die sich täglich mehr befestigte. Die Anerkennung derselben, wiewohl der Regierung abgezwungen, gehörte,

men seiner Gunst verdankten. Arques ward zum Herzoge von Joyeuse und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzoge von Epernon und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdies mit der Würde eines Admirals besondere Rechte über die Marine, dieser durch das Amt eines Generalcolonels der französischen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Offizierstellen in der Armee.

Hierdurch stieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigsten Element in seinem Reich und Staate zusammen.

Was sich schon in früheren Zeiten angebahnt, Selbstmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraume von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu suchen genöthigt war, die Unbestimmtheit der Rechte, das Schwanken des Systems hatten dem Ehrgeiz und der Eigensucht einiger großen Familien und aller derer, die sich ihnen anschlossen, freie Bahn gemacht. Im Tumulte des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für sich selbst zu sorgen, von sich selbst Rath zu nehmen hatte und sich auch durch Vertheidigung des eigenen persönlichen Interesses ein Verdienst erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühle von Selbständigkeit, ja sogar die Befehlshaber in Festungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt [1]). Viele gehörten vornehmen Geschlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte sich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen nach dem Gutdünken der höchsten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder seine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rücksicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte sich auch in der militärischen Organisation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

1) Aluise Contarini 1572: Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir. che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

Wie mußte es nun diese mächtigen Gewalthaber berühren, wenn Heinrich III. ihre Ansprüche nicht anerkannte und Andere in die Stellen beförderte, auf die sie Anrechte und Anwartschaften besaßen! Dem Könige ließ sich kein gegründeter Vorwurf machen: denn ohne Zweifel war er zu dem befugt, was er that; aber eben von ihm hatte man das nicht erwartet, und welche Leute zog er vor!

Der tapfere Carl Brisac, der einen Erbanspruch auf jene Stelle eines Generalcolonels zu haben glaubte, sah sich durch einen eingebildeten jungen Menschen ohne Verdienst verdrängt. Der Herzog von Mayenne, an den die Antwartschaft auf die Admiralswürde von seinem Schwiegervater her gekommen war, gab dieselbe, wiewohl er eine Geldentschädigung erhielt, doch nur mit dem äußersten Widerwillen auf. So sah sich Emery de Villiers des Gouvernements von Caen beraubt, Mandelot in seinem Gouvernement von Lyon gestört, eben durch die Günstlinge und ihre Angehörigen. Auch ferner hatten sie nicht viel Gutes zu erwarten, da die Menschen, die sie bedrängten, am Hofe die mächtigsten blieben.

Die beleidigten Gewalthaber waren nun meistens eben die, welche in der Religionssache die katholische Partei ergriffen hatten und welchen die Duldung der Hugenotten, in denen sie geschworene Feinde sahen, unerträglich vorkam. Sie fanden natürliche Verbündete an einem Theile der katholischen Geistlichkeit, die ihren Anspruch auf die ausschließende kirchliche Herrschaft in Frankreich keinen Augenblick aufgab und überdies in mannigfaltigen Streithändeln mit dem Könige stand.

Mit der im Innern vordringenden Restauration der katholischen Ideen war auch eine Erneuerung der hierarchischen Ansprüche, der Krone gegenüber, verbunden; die Männer alter Zeit, die in der Verfechtung derselben umgekommen, wie Thomas von Canterbury, wurden der Ehrfurcht der Zeitgenossen in lebendige Erinnerung gebracht.

In der Versammlung von 1579 bis 1580, welche die Geistlichkeit nicht in Paris hielt, um nicht dort durch locale und momentane Rücksichten gefesselt zu werden, sondern in Melun, ward eine Vorstellung aufgesetzt, in der die beiden vornehmsten clericalen Forderungen — Einführung der Schlüsse des tridentinischen Conciliums und Wiederherstellung der freien Wahlen — erneuert wurden: der Bischof von Bazas trug sie dem Könige mit vieler Salbung vor: Heinrich III. wies sie jedoch nachdrücklich von sich. „Wenn der Clerus sich reformiren wolle, so könne er es auf den Grund der alten

men seiner Gunst verdankten. Arques ward zum Herzoge von Joyeuse und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzoge von Epernon und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdies mit der Würde eines Admirals besondere Rechte über die Marine, dieser durch das Amt eines Generalcolonels der französischen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Offizierstellen in der Armee.

Hierdurch stieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigsten Element in seinem Reich und Staate zusammen.

Was sich schon in früheren Zeiten angebahnt, Selbstmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraume von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu suchen genöthigt war, die Unbestimmtheit der Rechte, das Schwanken des Systems hatten dem Ehrgeiz und der Eigensucht einiger großen Familien und aller derer, die sich ihnen anschlossen, freie Bahn gemacht. Im Tumulte des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für sich selbst zu sorgen, von sich selbst Rath zu nehmen hatte und sich auch durch Vertheidigung des eigenen persönlichen Interesses ein Verdienst erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühle von Selbständigkeit, ja sogar die Befehlshaber in Festungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt [1]). Viele gehörten vornehmen Geschlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte sich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen nach dem Gutdünken der höchsten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder seine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rücksicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte sich auch in der militärischen Organisation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

1) Aluise Contarini 1572: Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir, che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

Wie mußte es nun diese mächtigen Gewalthaber berühren, wenn Heinrich III. ihre Ansprüche nicht anerkannte und Andere in die Stellen beförderte, auf die sie Anrechte und Anwartschaften besaßen! Dem Könige ließ sich kein gegründeter Vorwurf machen: denn ohne Zweifel war er zu dem befugt, was er that; aber eben von ihm hatte man das nicht erwartet, und welche Leute zog er vor!

Der tapfere Carl Brisac, der einen Erbanspruch auf jene Stelle eines Generalcolonels zu haben glaubte, sah sich durch einen eingebildeten jungen Menschen ohne Verdienst verdrängt. Der Herzog von Mayenne, an den die Antwartschaft auf die Admiralswürde von seinem Schwiegervater her gekommen war, gab dieselbe, wiewohl er eine Geldentschädigung erhielt, doch nur mit dem äußersten Widerwillen auf. So sah sich Emery de Villiers des Gouvernements von Caen beraubt, Mandelot in seinem Gouvernement von Lyon gestört, eben durch die Günstlinge und ihre Angehörigen. Auch ferner hatten sie nicht viel Gutes zu erwarten, da die Menschen, die sie bedrängten, am Hofe die mächtigsten blieben.

Die beleidigten Gewalthaber waren nun meistens eben die, welche in der Religionssache die katholische Partei ergriffen hatten und welchen die Duldung der Hugenotten, in denen sie geschworene Feinde sahen, unerträglich vorkam. Sie fanden natürliche Verbündete an einem Theile der katholischen Geistlichkeit, die ihren Anspruch auf die ausschließende kirchliche Herrschaft in Frankreich keinen Augenblick aufgab und überdies in mannigfaltigen Streithändeln mit dem Könige stand.

Mit der im Innern vordringenden Restauration der katholischen Ideen war auch eine Erneuerung der hierarchischen Ansprüche, der Krone gegenüber, verbunden; die Männer alter Zeit, die in der Verfechtung derselben umgekommen, wie Thomas von Canterbury, wurden der Ehrfurcht der Zeitgenossen in lebendige Erinnerung gebracht.

In der Versammlung von 1579 bis 1580, welche die Geistlichkeit nicht in Paris hielt, um nicht dort durch locale und momentane Rücksichten gefesselt zu werden, sondern in Melun, ward eine Vorstellung aufgesetzt, in der die beiden vornehmsten clericalen Forderungen — Einführung der Schlüsse des tridentinischen Conciliums und Wiederherstellung der freien Wahlen — erneuert wurden: der Bischof von Bazas trug sie dem Könige mit vieler Salbung vor: Heinrich III. wies sie jedoch nachdrücklich von sich. „Wenn der Clerus sich reformiren wolle, so könne er es auf den Grund der alten

kirchlichen Satzungen selber thun; er brauche sich nur zu entschließen, den dritten Theil seines Einkommens wie vor Alters wieder den Armen zu widmen: auf die Einführung der tridentinischen Decrete dringe selbst der Papst nicht mehr, da die französischen Verhältnisse dazu nicht passen". Was die freien Wahlen anbelangt, so sagte er, das Recht, zu den Bisthümern und Abteien zu ernennen, habe er von seinen Vorfahren ererbt, von denen es mit Bewilligung des Papstes und der Kirche ausgeübt worden sei, und er denke es zu behaupten. Er machte sie auf das Parteiunwesen und die Simonie aufmerksam, die mit den Wahlen verbunden seien, und auf die Gefahr, in der, wenn es zu einem anderen Systeme komme, gar mancher von ihnen selbst sich befinden dürfte, nicht wieder gewählt zu werden [1]).

Einen nicht geringen Einfluß hatte aber die Corporation des Clerus auf die Staatsverwaltung schon in Folge der finanziellen Contracte, die sie mit der Krone eingegangen war. Um ihre Pflichten erfüllen zu können, forderte sie die Befreiung der Provinzen, die von den Hugenotten eingenommen seien: sie drückte sich nicht anders aus, als wenn sie von der Occupation durch einen auswärtigen Feind spräche. So wenig war sie mit der gesicherten Stellung, welche die Krone den Reformirten gewährt hatte, einverstanden [2]).

Ihr Widerstreben erhielt verdoppeltes Gewicht durch die Unordnung des Geldhaushaltes, die ohnehin alles in die äußerste Verwirrung brachte.

Was ist es gewesen, sagt ein Schriftsteller der Zeit, was den Fürsten vom Hause Valois ihr Ansehen in der Welt verschafft hat? Außer ihren heroischen Thaten war es vornehmlich die Aufmerksamkeit, die sie ihren Finanzen widmeten, die gerechte Vertheilung ihres Einkommens, worin sie eine der vornehmsten Pflichten eines Monarchen sahen.

Den alten Valois war in der That nichts mehr zu statten ge-

1) Die Nachricht von Thuanus, lib. LXXIII, muß aus dem Procès verbal über die Versammlung zu Melun berichtigt werden, aus der unsere Notizen stammen.

2) In der Assemblée pour l'audition et clôture des comptes du receveur général wird beschlossen: seront remontrées les nécessités des provinces, occupées par l'ennemi, lesquelles attendent et requièrent le secours de S. M. pour leur délivrance.

kommen, als daß sie meistens bei Gelde waren. Carl V. und Carl VII., vor allen anderen Ludwig IX., aber auch Ludwig XII. und Franz I. verstanden es, Ordnung in ihrem Staatshaushalte zu halten: nur dadurch vermochten sie ihre Kriege glücklich zu führen. Schon Heinrich II. ließ dies Talent, diese Aufmerksamkeit vermissen. Hauptsächlich Geldmangel nöthigte ihn zu dem Frieden von 1559; bei seinem plötzlichen Tode hinterließ er eine für Frankreich unerhörte Schuldenlast.

Noch viel verderblicher aber wurde die Verwaltung seiner Söhne und ihrer Mutter Catharina Medici.

Die momentanen Bedürfnisse des Krieges nöthigten zu den äußersten Anstrengungen. Es kamen Jahre vor, in denen man den doppelten Betrag der Einkünfte außerordentlich verbrauchte. Italienische Geldbesitzer beherrschten das Creditwesen und die Administration.

Ich werde später Gelegenheit haben, auf die Finanzen im Allgemeinen zurückzukommen; hier sei es genug, zu bemerken, daß Heinrich III., als er zur Regierung gelangte, bereits ein Deficit von einer Million fand.

Dieser König suchte sich auf die Weise seiner Vorfahren zu helfen. Zuweilen wurden die Beamten nicht bezahlt, zuweilen die Zinsen der Schulden inne behalten, hauptsächlich aber neue Stellen creirt und verkauft, oft eben an die Geldbesitzer, denen dann ein bedeutender Erlaß zu Theil wurde, wenn sie unmittelbar bezahlten. Das konnte aber um so weniger ausreichen, da es der König als eine unentbehrliche Eigenschaft bei dem Besitze der höchsten Gewalt ansah, freigebig zu sein. In einem Tagebuche der Zeit werden die gewaltsamen Mittel, zu Gelde zu gelangen, und die Vergeudung desselben an die Günstlinge unmittelbar nebeneinander gestellt, und man sieht, welch einen widrigen Eindruck beide zusammen hervorbrachten.

Indem das Land dem Drucke der Steuern erlag, hatte der Hof nicht zu leben; bei den Musterungen der Truppen war oft kein Pfennig Löhnung vorhanden: man hatte kein Geld, die Besatzungen in den Grenzfestungen zu bezahlen.

Um gegen so viele Uebelstände gründliche Heilmittel aufzufinden, ward gegen Ende des Jahres 1583 eine Notablenversammlung nach St. Germain berufen, in welcher die wichtigsten Vorschläge einer durchgreifenden Reform gemacht worden sind. Auch die Parlamente waren weder in der Gunst des Königs noch im Ansehen bei der

Nation [1]): man zog die Mißbräuche, die sich bei ihnen eingeschlichen, die schlechten Folgen der Käuflichkeit der Justizämter in ernstliche Berathung. Die Versammlung nahm auf die Erneuerung der alten Compagnien der Hommes d'Armes Bedacht, sowohl zur Vertheidigung des Reiches nach außen, als zur Erhaltung des inneren Gehorsams; die größte Aufmerksamkeit wendete sie den Finanzen zu; wir finden ein ausführliches Gutachten voll von gesunden Ansichten über die Herbeibringung der Domänen, die Erhöhung der Pachtgelder von den indirecten Einkünften, die Herabsetzung der Taille [2]). Und nicht ohne Wirkung blieben diese Berathungen. Eine Anzahl von überflüssigen Besoldeten ward in der That von den Listen gestrichen. Jene Inquisition gegen die finanziellen Beamten begann im Herbste 1584, und nicht wenige, eben die reichsten und vornehmsten, sah man entfliehen. Schon wurde auch eine Anzahl richterlicher Stellen ohne Nachsicht aufgehoben; der neue König nahm einen Anlauf, auf manche seiner jugendlichen Vergnügungen Verzicht zu leisten, er schien sich mehr anzustrengen [3]).

Die Fehler Heinrichs III. fielen Jedermann in die Augen: sein Mangel an sittlicher Haltung, seine Genußsucht, seine Abhängigkeit von einigen Günstlingen gaben ein allgemeines, nur zu wohl begründetes Aergerniß; aber zuweilen erhob er sich auch zu der Höhe seines Berufes: er zeigte geistige Fähigkeiten, einen Begriff von seiner Stellung — freilich nicht ohne Schwanken —, empfänglichen Sinn und guten Willen. Ihm hatte man doch die Pacification zu danken: außer jenen Günstlingen saßen noch einige würdige und talentvolle Männer in seinem Rathe, welche dieselbe aufrecht erhielten. Die Regierung kannte die Mängel der Staatsverwaltung und gab sich Mühe, ihnen abzuhelfen, den Gedanken der Monarchie gegen die mächtigen Gouverneure und die Ansprüche des Clerus, die Forderun-

1) Priuli: Li parlamenti si sono empiti di uomini di bassa conditione, li quali non hanno nè animo nè autorità di poter difendere contra li ministri piu intimi del re il servitio et ben commun. — Das Tagebuch von l'Estoile erwähnt ein placard: „intitulé Evangile des longs vétus". Il estoit fait contre ceux de la justice, auxquels on en vouloit fort et qu'on disoit par leur connivence ouvrir peu à peu la porte à ceux, qui ne demandoient qu'à lui faire violence.

2) Articles et propositions etc. en l'assemblée à St. Germain en Laye au mois de Novembre 1583.

3) Augerii Busbequii Epistolae. Ep. 31: Rex urget institutum in melius conversae vitae.

gen des gemeinen Wohles gegen die Mißbräuche der Beamten der Justiz und der Finanzen geltend zu machen. Für die Hauptstadt hatte noch nie ein Fürst so viel gethan, wie Heinrich III. Die alten Könige zogen ihre Schlösser an der Loire dem Aufenthalt in Paris vor: Franz I. verweilte am liebsten in der Nähe, zu Fontainebleau oder zu St. Germain; noch häufiger hielt Heinrich II. seinen Hof in der Hauptstadt; Carl IX. war durch die Unruhen des Religionskrieges meistentheils dahin gebannt. Zugleich freiwillig und regelmäßig nahm aber erst Heinrich III. seinen Sitz in Paris, und man kann nicht beschreiben, wie sehr die Stadt unter ihm an Menge der Menschen und Zahl der Häuser zugenommen habe. Hier fand man jetzt die Institute der Cultur, die man sonst in Italien hatte suchen müssen. Nicht ohne damit bei den altgesinnten Franzosen anzustoßen, begünstigte Heinrich III. die aufkommende Comödie so wohl, wie die geistlichen Ceremonien, die herüberkommenden Bruderschaften und literarischen Vereine[1]): er selbst nahm Theil an einer Akademie, welche beides, die Sprache und die Wissenschaften, zu cultiviren sich vorsetzte: er hat seinen Namen in ihre Statuten eingeschrieben.

Werfen wir noch einen Blick auf diese Bewegung des Geistes, welche, wie oben angedeutet, in einem Vordringen der classischen Studien und zugleich der ausgebildeten italienischen Literatur, Kunst, Lebensweise in das mittelalterliche Frankreich bestand; während des Bürgerkrieges ging sie unaufhörlich fort und herrschte in den Jahren des Friedens.

Blick auf die Literatur.

In Frankreich glänzten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein paar Philologen, die an Umfang und Tiefe der classischen Alterthumskunde alles übertrafen, was Italien hervorgebracht hatte, und deren Gleichen es vielleicht niemals wieder gegeben hat.

Der gelehrteste aller Buchdrucker, Henricus Stephanus, bezeichnete das sonst so unheilvolle Jahr 1572 mit einem in den Annalen der Gelehrsamkeit Epoche machenden Werke, seinem griechischen Wörterbuche, das man als die Schatzkammer für diese Sprache ansehen darf, in welcher die gesammte nunmehr gewonnene Kenntniß vereinigt und den folgenden Geschlechtern überliefert ward.

1) Lettres de Pasquier IX, 12.

Neben ihm erhob sich über die Menge der Mitstrebenden Joseph Scaliger, ein Mann, der, im vollen Besitz einer universalen Erudition [1]), niemals sich selbst darin verlor und für den Eigenwillen, mit dem er zuweilen zu Werke geht, durch einen Scharfsinn entschädigt, der als eine Art von Divinationsgabe erscheint und bis auf den heutigen Tag die Bewunderung verwandter Geister erweckt.

Eine Stufe tiefer finden wir gelehrte und sinnvolle Ausleger, glückliche Nachahmer der Alten in deren Sprache, wie Lambin und Muret, die das Alterthum dem allgemeinen Verständnisse näher brachten. Denn wenn irgendwo, so ward in Frankreich eine durchgreifende Einwirkung der classischen Studien auf das Leben angestrebt.

Peter de la Ramée kennt man noch nicht, wenn man nur seine auf die Behandlung der Logik bezüglichen Neuerungen ins Auge faßt. Auch diese sind bemerkenswerth: seine Abwendung von der aristotelisch-scholastischen Methode zur platonischen Dialektik; die Begründung der Rhetorik auf Nachahmung der Natur und der großen Autoren, frei von den hergebrachten Formeln. Aber seine ganze Richtung erscheint erst in den Plänen einer allgemeinen Reform der Studien und Lehranstalten, mit denen er sich trug. In jeder Hinsicht wollte er den bisherigen Weg verlassen, das ganze Wesen der Doctoren und Professoren der Universität umgestalten, den verschiedenen Zweigen der Studien die Werke der Alten unmittelbar zu Grunde legen, in der Jurisprudenz den Codex des Civilrechts, in der Medicin Galen und Hippokrates, in der Theologie das alte und das neue Testament [2]).

Daß das letztere in Paris hätte geschehen sollen, war unmöglich, weil eben darin eine der vornehmsten Forderungen lag, über welche der allgemeine Kampf entbrannt war; wollte doch die Sorbonne nicht einmal eine Abweichung von der Vulgata dulden. Sie stritt darüber mit andersdenkenden Mitgliedern ihrer eigenen Genossenschaft und mit den aufkommenden Jesuiten, wie denn diese, das Bedürfniß der Zeit erkennend, gar manches von Calvin und Beza herübernahmen.

Dagegen zeigten sich die Anregungen der classischen Literatur in den anderen Zweigen sehr wirksam. Aerzte traten auf, welche die

1) Wie sie besonders Casaubonus zu würdigen wußte. Epist. 486.

2) Auszug aus einer an Carl IX. gerichteten Schrift bei Crevier Histoire de l'université de Paris VI, 90.

bei Seite gelegten hippokratischen Regeln wieder in Uebung brachten; bald wollte man, wie der Reformator der Chirurgie, Ambroise Paré, sagte, nicht mehr bei dem stehen bleiben, was man bei den Alten fand, sondern betrachtete ihre Schriften als die Warte, um einen weiteren Horizont zu gewinnen.

In der Jurisprudenz, wo sich Leben und Studium fast am nächsten berühren, erhob sich Cujacius, der durch Erforschung und Verständniß der Quellen die alte Rechtswissenschaft so recht zu seinem geistigen Eigenthum machte und in zahlreichen Mitgliedern der großen juridischen Corporation nacheifernde Schüler fand, welche aus dem verstandenen römischen Recht das einheimische zu verbessern suchten.

Den Weg zu dieser Verbindung hatte schon Dumoulin gebahnt, der eben so kundig der alten wie der neuen Rechte die Pariser Coutumes praktisch commentirte und sich den Namen des Papinian von Paris erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechtes aus setzte sich Dumoulin überdies dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen. Man kann keine zugleich nachdrücklichere und gelehrtere Vertheidigung der weltlichen Macht lesen, als sein Gutachten gegen die Aufnahme der Schlüsse des tridentinischen Conciliums. Auf dem Gebiete der geistlich-weltlichen Controverse bewegte man sich mit besonderer Lebhaftigkeit. Etienne Pasquier, der sich, wie die meisten gelehrten Juristen, der politischen Partei anschloß, suchte darin seinen vornehmsten Ruhm.

Neben diesen Studien konnten die alten mythischen Vorstellungen von dem Königthum der Lilien, an denen die Jungfrau von Orleans zu ihrer Zeit sich begeistert hatte, nicht länger bestehen. Eben so wenig ward der zuletzt eingeschlagene, ganz entgegengesetzte Weg inne gehalten. Auch die Literatur darf man nicht immer beim Worte nehmen. Was man für einen Fortschritt der Ideen zu halten geneigt ist, weist sich häufig nur als eine Aufwallung des Momentes aus. Die Lehren Hottmanns und seiner Genossen, unter dem Eindruck einer von der höchsten Gewalt gebilligten Gewaltthat aufgestellt, mußten zurücktreten, sobald man in Rechten und Geschichten weiter forschte und in der höchsten Macht wieder eine Schutzwehr gegen die Factionen sah. So faßte sie damals Johann Bodin in seinem Buche vom Staate, dem fleißigsten, durchdachtesten und am meisten anerkannten Werke, welches das Jahrhundert über diesen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat. Bodin verschmäht, die Hoheit des Fürstenthums auf eine angebliche Abdankung des Volkes zu begründen, aus der man bereits gefährliche Folgerungen abgeleitet hatte;

selbst das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt: denn es könne Fälle geben, wo der Fürst, dem das allgemeine Wohl anvertraut sei, die Beistimmung des Volkes nicht erwarten dürfe [1]). Besonders ist er durchdrungen von dem Begriffe der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem Niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht des Krieges und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemption von den Gesetzen, das oberste Gericht und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; sobald dies aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geschehen sei, müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor allem nie die Waffen gegen sie ergreifen; denn damit mache er gleichsam den Versuch, ob er von seinen Unterthanen besiegt werden könne oder nicht.

Einen überaus anregenden, aber zugleich beinah überwältigenden Einfluß gewann das Studium der Alten auf die poetische Literatur. Von den Balladen und Rondeaux, mit denen man bisher die ungebildete Menge vergnügt haben möge, wandten sich einige jugendliche Geister, von den Alten angeregt, Tag und Nacht sie studirend, zu der Nachahmung derselben. Sie unternahmen, Homer und Pindar, die griechische Tragödie nicht ohne den Chor, Horaz und Virgil, Anakreon und Catull in freien französischen Nachbildungen in ihrem Vaterlande heimisch zu machen. Ehrgeizig, den Beweis zu liefern, daß ihrer Sprache dazu die Fähigkeit inne wohne, versuchten sie sich in neuen Wortfügungen; denn eben im Gegentheil des Gewohnten sahen sie das Poetische; sie verzweifelten nicht, sogar das Versmaß der Alten zu übertragen und die Prosodie zur beherrschenden Regel der französischen Dichtkunst zu erheben. Es war wie eine Invasion philologischer Tendenzen in das Gebiet der modernen Literatur; einen Augenblick erfochten sie den Sieg: Pierre Ronsard, der von einem seiner Bücher sagt, es habe für die keinen Werth, die nicht Griechen und Lateiner seien, erschien seinen Zeitgenossen und sich selbst als einer der größten Dichter, den die Welt jemals

1) Lib. I, c. VIII: Si urget reipublicae necessitas . . . non est expetenda consensio populi, cujus salus agitur, quae . . . in principis prudentia consistit (142). Der Vorrede von 1584 zufolge sind die wichtigsten Artikel erst für die lateinische Ausgabe gearbeitet.

gesehen habe; namhafte Philologen commentiren seine Werke wie die der Alten. Er zeigt noch das Herbe eines neuen und einseitigen Unternehmens, dem die individuelle Anstrengung den Beigeschmack des Willkürlichen giebt; von der Gediegenheit des Classischen ist er weit entfernt; aber man müßte sich verblenden, wenn man ihm ein glänzendes Talent der Aneignung und des Ausdrucks absprechen wollte, oder jenen Schwung des Geistes, der für das Einschlagen einer neuen Bahn ohnehin unerläßlich ist. Seiner Zeit that er Genüge. Diese rechnet es sich zum Ruhme, daß Ronsard einige der schönsten Stellen alter Dichter, die Jedermann für unnachahmlich hielt — die Beschreibung der Nacht, einer beginnenden Seefahrt, eines Sturmes bei Virgil, der spinnenden Parze bei Catull — oder auch ein bewundertes Sonnet von Bembo, den glänzenden Anfang eines Gesanges von Ariost, glücklich wiedergab; manchem schien er dieselben sogar zu übertreffen. Ronsard, seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm; sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Cleriker und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidenthum nach Frankreich herüberzuführen und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben [1]). Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.

Schon anderen ernsten Männern erschien ihr Treiben verderblich, wie viel mehr den sittenstrengen Hugenotten; der kaustische und glaubenseifrige Aubigné wendet sich mit moralischem Abscheu davon weg.

Auch die Hugenotten hatten ihren Dichter, der die Zeiten des von Heinrich III. gewährten Friedens, welchen er in einem Gedichte feierte, dazu benutzte, um ein Werk zu vollenden, das einige Jahre lang sich allgemeinen Beifall erwarb, weit über die kirchlichen Kreise hinaus. Es war Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas; sein Werk: die Woche der Schöpfung [2]). Auch ihm stand dabei, wie es scheint, eine Arbeit des späteren Alterthums, des Georg von Pisidien, vor Augen; auch er wetteiferte dann und wann, in seinen Beschrei-

1) Vgl. Pasquier Recherches de la France VII, 8. St. Beuve über Desportes: naturellement païens de forme et d'imagination les poëtes — restèrent bons catholiques en pratique et purement courtisans.

2) Les oeuvres poétiques et chrestiennes de G. de Saluste Sr. du Bartas prince des poëtes François (diesen Titel führt er bei den Hugenotten, Ronsard bei den Katholiken). Genève 1632.

bungen mit den berühmtesten Dichtern; in sein Schloß in Armagnac zurückgezogen, von aller theilnehmenden gebildeten Gesellschaft entfernt, vermied er noch weniger als Ronsard gewagte Metaphern, in denen zuweilen das Niedrigste mit dem Höchsten combinirt wird, und seltsame Wortbildungen: aber er ist voll von Inhalt, reich an Bildern, nicht ohne Schwung; leicht und ungezwungen fließen ihm seine Worte und Verse dahin. Von jenen Clerikern unterscheidet ihn vor allem der Ernst, mit dem ihn seine religiöse Weltanschauung erfüllt. Er will nicht zu den Poeten gehören, welche Plato aus seiner Republik verbannte, weil sie die Guten schlecht und die Schlechten noch verkehrter machen, durch welche der Helikon zu einem Ort der Ausschweifung wird; er widmet sich dem Dienste der Muse Urania, die ihm einst, einen Kranz in den jungfräulichen Händen haltend, erschienen ist, begierig, wie er in seiner Bescheidenheit sagt, noch nicht sein Haupt damit zu schmücken, sondern ihn nur mit den Fingerspitzen zu berühren. Er unternahm, die ganze heilige Geschichte den Zeitgenossen poetisch näher zu bringen; das verlorene Paradies, die Sündfluth, die Thaten der Erzväter, des Moses, der Richter und der Könige hat er noch beschrieben; seine Absicht war, auch den Eintritt des christlichen Weltalters zu schildern und mit der Vollendung aller Dinge, dem Sabbat der Sabbate, zu schließen. Ein im Entwurf großartiges Unternehmen, aber beinahe zu umfassend, als daß es in Einem Sinn und Gusse vollendet und in einem für immer geltenden Ausdrucke späteren Jahrhunderten hätte überliefert werden können.

Ueberhaupt sind diese Arbeiten hauptsächlich durch die Wirkung, die sie auf spätere Zeiten gehabt haben, merkwürdig. Du Bartas ist der Patriarch der protestantischen Poesie: Milton hat ihn studirt und benutzt. Das Wichtigste, was Ronsard und seine Freunde leisteten, mag darin bestehen, daß sie die Gattungen der Poesie, die in einer ausgebildeteren Welt festgesetzt worden, in französischer Sprache versuchten und der Idee der modernen Classicität, wie sie sich in Italien entwickelt hatte, diesseit der Alpen Raum machten. Doch gehörten andere Zeiten und Talente dazu, um sie zu voller Erscheinung zu bringen.

Einen Autor aber besaß auch diese Epoche, welcher, wie er war, so fortan für sich selber gegolten hat, Michel Montaigne.

Auch Montaigne ging von den Studien des Alterthums aus. Wenn sich de la Ramée von Aristoteles zu Plato wandte, so gab Montaigne der Skepsis den Vorzug vor den Akademikern: doch diente sie ihm nur, um den Ueberzeugungen gemäß, welche andere Studien,

besonders des späteren Alterthums, Reisen und Umgang, das Leben und die Ereignisse der Zeit in ihm erweckt hatten, in dem Widerstreite der Systeme, die ihm alle zweifelhaft vorkamen, die Wahrheit der subjectiven Gesinnung hervorzukehren, in deren naiver Enthüllung sein Talent und sein Verdienst bestehen. Wenn nicht den Menschen überhaupt, aber den französischen Menschen hat Montaigne dargestellt, mit allen Zweifeln und Irrungen, die ihn bedrängen, den Genüssen, die ihm Freude machen, den Wünschen und Hoffnungen, die er hegt, seinem ganzen geistig und sinnlich angeregten Wesen. Der eigenthümliche Genius der Nation findet sich in ihm wieder; wie Viele bemerkt man, die von seiner Manier ergriffen sind, wenn sie nur von ihm reden! Nächst den Erzählungen der Königin Margaretha sind die Essays von Montaigne das erste Buch, das sich in der fortwährenden Gunst der Nation erhalten hat.

Auf der breitesten Grundlage schien sich dergestalt die französische Cultur erheben zu sollen: auf dem Boden großer und freier classischer Studien, im Zusammenhange mit den Bestrebungen anderer Nationen, in den mannigfaltigsten Richtungen. Noch waren auch die poetischen Hervorbringungen des Mittelalters keineswegs unterdrückt: die Romane aus den verschiedenen Sagenkreisen gingen im dritten Drittheile des sechzehnten Jahrhunderts noch immer aus den Pressen von Paris und Lyon hervor [1]). Der Zustand der Literatur entsprach dem Zustande des Staates und des Landes, in welchem noch mannigfaltige Besonderheiten anerkannt wurden.

Ob es möglich war, daß sich in Frankreich diese reichen Lebenskeime neben einander entfalteten? Es würde sich denken lassen, wenn die politische Entwickelung einen entsprechenden Gang genommen hätte. Wir wollen dem Worte der Geschichte nicht vorgreifen. Aber schon fürchteten Viele die Rückkehr des Bürgerkrieges mit seinen Zerstörungen unter dem Vorwande der Religion: in Montaigne, du Bartas und Bodin zeigt sich ein gleiches Vorgefühl davon.

Wohin die Tendenz gar mancher Franzosen ging, sieht man unter anderem aus einer Hymne von Bartas, in der er dem Könige von Navarra wünscht, daß er bald seine Pferde im Ebro tränken, dem Herzoge von Alençon, daß er die entzweiten Flamänder vereini-

1) Amadis de Gaule, Lyon 1575, Paris 1577. Don Flores de Grèce, Lyon 1572, Paris 1573. Gui d'Antone, Lyon 1579. Olivier de Castille, Paris 1587. Hyon de Bordeaux 1586. Tristan 1577, 1586. Lancelot du Lac 1591. Godefroy de Bouillon 1580.

gen, sie entweder seine Gnade oder die Kraft seines Armes empfinden lassen möge[1]). Eben Bestrebungen dieser Art aber sollten es sein, aus denen neue Kämpfe im Innern entsprangen.

Verwickelung der auswärtigen Verhältnisse.

Der jüngste von den Söhnen Catharina's, François de France, Herzog früher von Alençon, damals von Anjou, hatte in dem Frieden von 1576 eine Ausstattung erhalten, die ihm eine gewisse Selbständigkeit verlieh. Er besaß fünf Herzogthümer, vier Grafschaften, und zwar mit dem Rechte, darin geistliche und weltliche Stellen nach Belieben zu besetzen, überhaupt mit einem guten Theile der königlichen Prärogative: sein Gerichtshof in Alençon hatte die letzte Entscheidung über Leben und Tod. Frühere Prinzen hatten eine Apanage von 50,000 Scudi bezogen; die seine betrug über fünfmal so viel, ungefähr eine Million Franken. Sein Hofhalt war nicht viel weniger glänzend, als der königliche: seine Pagen folgten ihm in eben so reicher Livree: er hatte eine Garde zu Fuß und zu Pferd, eine Schweizergarde, seine besondere Kapelle, seine Jagd. Wenn man ihn sah, so erschien er recht eigentlich als das Gegentheil des Königs. Er war von kleiner gedrungener Gestalt, kräftiger Haltung: dichtes schwarzes Haar lag ihm über dem unschönen, dunklen pockennarbigen Angesicht, das jedoch durch ein lebendiges Auge erhellt wurde. Auf die Leutseligkeit seines Bruders machte er keinen Anspruch; er gefiel sich eher in einem rauhen Wesen, wie es dem Kriegsmanne gezieme. Er las mit Eifer die Geschichten alter und neuer Capitäne, denen er gleichzukommen dachte, hielt Freundschaft mit Kriegsmännern von Ruf und Talent, wie de la Noue[2]), und bewegte sich auf eigene Hand in auswärtigen Unternehmungen.

Im Jahre 1578 gab er der Aufforderung des Grafen von Lalaing, der den Deutschen, welche der Prinz von Oranien herbeirief, eine andere Hülfsleistung von strenger katholischer Farbe zur Seite setzen wollte, Gehör und erschien an der Spitze von 10,000 Mann in Mons, um den kriegerischen Unternehmungen des Don

1) que tout le pays bas Esprouve sa clémence ou l'effort de son bras.

2) Priuli, der jedoch nur dem allgemeinen Rufe folgt: è liberalissimo, vigilante, di animo grande.

Johann von Oesterreich Widerstand zu leisten. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, da man das Einverständniß des Königs von Frankreich mit ihm voraussetzte. Lippomano versichert, daß das ein leeres Gerücht, der Zug nicht allein ohne Theilnahme, sondern wider den Willen des Königs geschehen sei; er wisse es auf das genaueste, denn er habe darin unterhandelt; nur habe der König, nachdem es einmal so weit war, keine ernstlichen Maßregeln gegen den Bruder ergreifen wollen; wie leicht hätte sich derselbe mit seinen Truppen und den deutschen Hülfsvölkern nach Frankreich selbst werfen können [1])!

Das Unternehmen scheiterte damals an seinen inneren Schwierigkeiten, dem gegenseitigen Mißtrauen aller Betheiligten, der Unklarheit der Verhältnisse. Besondere Unannehmlichkeiten hatte der Herzog nicht davon.

Nach einiger Zeit, unter veränderten Umständen, die ihm mehr Theilnahme verhießen, stand er nicht an, es zu erneuern.

Es zeugt doch noch von einer großen Schwäche des europäischen Gemeingefühls, daß es im Jahre 1580 dem Könige Philipp von Spanien so leicht gelang, sich in Besitz des erledigten Thrones von Portugal zu setzen. Sein Recht, das er von seiner Mutter, einer Tochter des Königs Don Manuel, herleitete, war keineswegs unzweifelhaft, da es ein altes Gesetz in Portugal gab, welches alle Ausländer vom Thron ausschloß. Der Herzog von Braganza, der mit der Tochter eines der Brüder des verstorbenen Königs vermählt war, behauptete, daß seinen und ihren Kindern kraft des Rechtes der Repräsentation ein besserer Anspruch zustehe. Ueberdies lebte noch ein natürlicher Sohn aus dem königlichen Hause, Antonio Prior von Crato, den dort, wo der Stifter der Dynastie von unächter Herkunft gewesen war, der Makel seiner Geburt noch nicht unbedingt von dem Thron entfernte, der aber auch zu beweisen suchte, daß er aus rechtmäßiger Ehe entsprungen sei. — Aber alle Widerrede verschwand vor der Macht des Königs Philipp, der es für genug hielt, daß sein Anrecht von seinen Theologen und Juristen erwiesen sei, und mit Gewalt der Waffen den Thron einnahm, der ihn zum alleinigen

1) Essendo andato di già in Fiandra cosi di nascosto et trovandosi in essere tanta quantità di gente come haveva, si risolse il re di non impedirlo di quella gagliarda maniera che forse avrebbe potuto, dubitando che — sdegnato dappoi ritornasse con Casimiro.

Gebieter der pyrenäischen Halbinsel und zum Herrn und Meister beider Indien machte.

Erst als es geschehen war, regte sich in Frankreich und England eine ernstliche Besorgniß vor den Folgen einer solchen Uebermacht. Catharina entschloß sich, auch jetzt noch dem Könige Philipp entgegenzutreten.

Wenn sie von ihrer Herkunft aus dem Hause Boulogne eigene Ansprüche auf Portugal ableitete, so hat man damals gemeint, sie thue das hauptsächlich, um der Welt zu zeigen, daß auch sie den regierenden Geschlechtern von Europa angehöre: in der That erkannte sie dessenungeachtet Don Antonio an. Nachdem Portugal verloren war, suchte sie ihn in den Stand zu setzen, sich wenigstens in Terceira zu halten, denn darauf komme alles an; wenn Philipp die Azoren nicht habe, — damals der große Erfrischungsplatz für die Seefahrer aus beiden Indien, — so werde er weder von den eigenen noch von den portugiesischen Colonien Nutzen ziehen: Portugal werde ihm mehr zur Last werden [1]). Man hat behauptet, die Königin habe sich für den Fall des Sieges von Don Antonio Brasilien ausbedungen. Ich finde ein Fort erwähnt, das die Franzosen bald darauf in Brasilien errichteten.

Das größte Moment des europäischen Widerstandes gegen das Anwachsen der spanischen Macht lag aber in den Niederlanden.

Eben in diesen Zeiten sagten sich die nördlichen Provinzen in aller Form vom Könige Philipp los und wählten den Herzog von Anjou, unter Bedingungen, die sie für die Erhaltung ihrer Freiheit nothwendig achteten, zu ihrem Herrn und Fürsten. Mit Freuden ergriff der Herzog die Aussicht, die sich seinem Ehrgeiz darbot.

Von Cambray, das noch eine ständische Besatzung hatte, aber von den wallonischen Truppen des Prinzen Alexander von Parma bedrängt wurde, zu Hülfe gerufen, sammelte er ein ansehnliches Heer um sich, hauptsächlich auch aus dem Adel, der des Krieges gleichsam nicht entbehren konnte und vor welchem die Wallonen zurückwichen; im August 1581 langte er in Cambray an und erklärte sich zum Herrn der Stadt.

Diesmal schien es mit seiner Vermählung mit Königin Elisabeth Ernst zu werden; nachdem er etwas Rühmliches vollbracht hatte, begab er sich nach England und wurde auf das beste empfangen;

1) So sagte sie dem englischen Gesandten in einer Unterredung im Tuileriengarten. Mémoires de Walsingham 493.

die Ringe wurden gewechselt; in den Niederlanden beging man die Verlobung mit öffentlichen Feierlichkeiten; im Februar 1582 erschien der Prinz, mit einer bedeutenden Geldsumme ausgestattet, zu Antwerpen und nahm das Herzogthum von Brabant in den altgewohnten Formen in Besitz; nicht lange darauf ward er auch als Graf von Flandern ausgerufen; der Prinz von Oranien war damit einverstanden, und es schien nicht mehr so schwer, die Spanier auch aus den wallonischen Provinzen zu verjagen.

Eine sehr bedeutende Stellung nahm hierauf der Herzog von Anjou ein. In den Niederlanden schloß sich der einheimische Adel, der durch den hohen Rang desselben befriedigt wurde, und alles, was noch am Katholicismus festhielt, an ihn an [1]). Er schien dazu bestimmt, die Verbindung zwischen England und Frankreich gegen Spanien, welche einst der Admiral beabsichtigt hatte, ins Werk zu richten: von dem Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses zwischen beiden Mächten ward die Vollziehung jener Vermählung abhängig gemacht.

Der König von Frankreich lehnte auch jetzt allen directen Antheil an dem Unternehmen seines Bruders ab; im Gespräche kehrte er die ihm widerwärtige Seite desselben hervor: aber mußte nicht das Uebergewicht seiner Mutter, die daran den lebendigsten Antheil nahm, ihn mit sich fortreißen? Unter anderem fiel es auf, daß die Zufuhr aus Frankreich nach den spanisch-wallonischen Provinzen gesperrt, italienische Wechsler, welche den Spaniern Geldsummen übermacht hatten, aus dem Königreich entfernt wurden.

Eine glückliche Waffenthat hätte damals unermeßliche Erfolge haben können. Die Zeitgenossen bemerken, wie viel auf die französische Flotte ankam, welche unter Filippo Strozzi von Brouage unter Segel ging, um die Azoren gegen die Spanier zu vertheidigen [2]). Sie meinen, ein Sieg derselben würde alle Portugiesen in Bewegung gesetzt und selbst in Spanien Regungen des Mißvergnügens, an denen es nicht fehlte, zum Ausbruch gebracht haben.

1) Priuli Relatione di Franza 1583: la nobiltà non poteva patire che il principe d'Orange fusse a loro di cosi gran lungo superiore e pareva loro che si andasse a strada di introdur un governo popolare — non potevano sopportare che fusse levato del tutto l'esercitio della religion cattolica; alles Motive, die später die Rückkehr der spanischen Herrschaft beförderten.

2) Conneſtaggius de Portugalliae conjunctione 473.

Allein noch war die Ruhe der Spanier mit Kraft vereinigt und der französischen Beweglichkeit überlegen. Für jene Gewässer waren sie überdies durch den Bau ihrer Schiffe besser eingerichtet und kampffertiger durch ihr Geschütz. Strozzi erlitt am 26. Juli 1582 eine Niederlage, in der er selbst umkam, und die alle Aussichten Don Antonio's zerstörte. Der spanische Admiral ließ hierauf den gefangenen Franzosen ankündigen, da zwischen den beiden Reichen kein Krieg erklärt sei, so könne er sie nur als Seeräuber ansehen: er ließ die Edelleute enthaupten, die Anderen auf eine zugleich schimpfliche Weise umbringen.

Und nun erregte zwar die Nachricht hiervon in den Franzosen eine leidenschaftliche Aufwallung, die nicht wenig dazu beitrug, daß dem Herzoge von Anjou jetzt eine stattliche neue Streitmacht unter angesehenen Führern zu Hülfe zog, so daß er wohl etwas Entscheidendes gegen die Spanier hätte unternehmen können; statt aber den Feind anzugreifen, ließ er sich durch die Anwesenheit so vieler tapferen Waffengefährten, die er für unüberwindlich hielt, zu dem Versuche verleiten, sich vor allen Dingen zum wirklichen Fürsten des Landes, zunächst zum Meister von Antwerpen zu machen. Die Bürgerschaft dieser Stadt zeigte sich jedoch widerstandsfähiger, als er meinte; der tumultuarische Angriff endigte sofort mit einer Niederlage der Franzosen, deren ganzes Unternehmen hierauf als gescheitert betrachtet werden mußte.

Dem Könige von Spanien kam dasselbe überhaupt mehr zu statten, als daß es ihm geschadet hätte. Durch die Einnahme von Cambray wurden die Wallonen bewogen, die Wiederaufnahme der spanischen Truppen zu bewilligen, worauf die ganze Möglichkeit einer Herstellung seiner Macht beruhte. Die Unordnung, die aus dem Ereignisse von Antwerpen entsprang, befreite ihn nach dieser Seite von jeder Furcht und öffnete ihm den Weg der Eroberung. Während der Herzog von Anjou, von Jedermann über das getadelt, was er unternommen hatte, und über sich selber mißvergnügt, daß es ihm mißlungen war, ohne es jedoch aufzugeben [1]), nach Frankreich zurückging, wo er im Frühjahr in eine Krankheit fiel, die ihn hinraffte: schritt Alexander von Parma, bald in Brabant, bald in dem westlichen, bald in dem östlichen Flandern von Sieg zu Siege fort;

1) Aus Busbeck's Briefe vom 20. Mai 1583 sollte man schließen, daß er Dünkirchen, denn immerfort ward unterhandelt, zum Sitze seiner Regierung zu machen gedachte. Ep. 18. 504.

Ypern ward erobert, Brügge und das Freie erkannten den König von Spanien wieder an; nach der Ermordung Oraniens ergab sich auch Gent; Brüssel und Antwerpen geriethen in die äußerste Gefahr.

Unter diesen Umständen erhob sich in allen noch nicht unterworfenen Landschaften mit doppelter Stärke die Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung der spanischen Regierung unvermeidlich sein werde, wenn sich der König von Frankreich nicht dagegensetze. Die Niederländer hielten nicht für möglich, daß Frankreich den Fortschritten der Spanier ruhig zusehen sollte; wie Heinrich II. einst den Deutschen gegen Carl V. zu Hülfe gekommen sei, so hofften sie vor dem Sohne des Kaisers durch den Sohn des Königs beschützt zu werden. Im Anfang des Jahres 1585 erschien eine feierliche Gesandtschaft der vereinigten Provinzen Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland, Mecheln, um dem Könige von Frankreich die Oberherrschaft anzubieten, wie sie Kaiser Carl V. besessen hatte, nur mit Vorbehalt ihrer Rechte und ihrer Religion, und ihn zu ersuchen, diese Länder unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu vereinigen; sie bot dem Könige den Eid der Treue an.

Ein Anerbieten, das sich so recht eignete, den Ehrgeiz der Franzosen zu erregen. Wohl waren die Schwierigkeiten, die der Herzog von Anjou gefunden, in frischem Gedächtniß; aber Viele riethen das Unternehmen selbst auf den Fall an, daß die Vereinigung der Niederlande mit Frankreich sich nicht ausführen lasse. Denn offenbar trachte der König von Spanien nach der höchsten Gewalt in der Christenheit; ein unschätzbarer Gewinn sei schon das, wenn man ihm diese reichen Landschaften nur überhaupt entwinde. So weigerte sich Catharina Medici, Cambray herauszugeben, das aus der Erbschaft ihres Sohnes Anjou an sie gelangt war.

Für einen anderen Fürsten von Frankreich, in anderen Zeiten, würde ein solcher Antrag unwiderstehlich gewesen sein; für Heinrich III. hatte er zugleich etwas Erschreckendes.

Er war mit der Staatsverwaltung, wie sie während seiner Regierung durch ihn und in seinem Namen geführt worden, da sie die erwünschten Folgen nicht hatte, selber unzufrieden. Er fühlte die allgemeine Bewegung, die das Land in Athem hielt, als ein persönliches Unglück: wenn er sich dann der ersten Gedanken erinnerte, die er gehegt hatte, als er in Frankreich anlangte, so schrieb er alles Uebel den falschen Rathschlägen zu, die man ihm gegeben und denen er unglücklicherweise habe folgen müssen. Einer der merkwürdigsten Ergüsse eines gekrönten Hauptes ist der Brief, den Heinrich III. einst

in diesem Gefühl an den Staatssecretär Villeroy gerichtet hat. „Von einem jüdischen Könige", so drückt er sich darin aus, „heiße es in der Schrift, daß er durch schlechte Räthe untergegangen sei: möge das nicht auf den König von Frankreich Anwendung finden! Jetzt sei das Wohlwollen der Unterthanen verloren, und man entferne sich noch weiter von dem Wege, der zur Wiedererwerbung desselben führen könnte: aus der Last der Schulden könne man sich auch im Frieden nicht herauswinden; bis in die nächste Umgebung des Königs wimmle es von Ketzern; Versuche gegen den Staat seien so gewöhnlich wie Essen und Trinken; die Zahl der Mißvergnügten ohne Grund mehre sich täglich: wer nicht eine große Treue in sich bewahre, mache Partei; alles sei erschüttert". „Ich glaube, sehr wohl zu sehen", ruft er aus, „was uns frommen möchte; aber ich bin wie die, welche aus Folgsamkeit lieber ertrinken, als sich retten; auch wäre ich der Einzige in meiner Ansicht, und ich kann mich täuschen" [1]).

Das war ja derselbe Fürst, der sich im Kampfe mit den Hugenotten seinen Namen gemacht, sein Wort bei der Execution der Blutnacht eingesetzt hatte: in ihm pulsirte eine durch und durch katholische Ader. Er hatte die Pacification und zwar nach eigenem Ermessen gewährt; aber jeder Fortschritt der Protestanten war ihm widerwärtig, ihre Nähe verhaßt. Er stand in den freundlichsten Beziehungen zu England: er trug den englischen Orden, der ihm gegen Ende 1584 überbracht und mit allem Pomp empfangen ward; aber zugleich verdammte er in seinem Herzen die Königin Elisabeth.

Es läßt sich sogar bezweifeln, ob es mit den letzten Annäherungen an England ihm oder seiner Mutter wirklicher Ernst gewesen ist. In den Staatsschriften, mit welchen der Hof seine Haltung gegen andere katholische Mächte zu rechtfertigen suchte, meinten einsichtige Zeitgenossen zwischen den Zeilen zu lesen, daß er nichts wolle als eine neue Vereinigung mit Spanien, etwa durch eine Vermählung, mit der Mitgift der Niederlande. Wirklich hat Catharina dem Venetianer Priuli, als er im Jahre 1583 von ihr Abschied nahm, etwas davon eingestanden. Sie sagte ihm, ihr Sinn gehe nur dahin, den König von Spanien zu einer Abkunft über alle obschwebenden

1) Schreiben des Königs an Villeroy, Lyon 12. August 1584. Abgedruckt bei Groen: Archives Supplement, 229.

Streitigkeiten, die portugiesische und die niederländische eingeschlossen, vermittelst einer Vermählung zu vermögen [1]).

Auch dies dürfte nicht eben als die volle Wahrheit zu bezeichnen sein. Nach entgegengesetzten Seiten hin zu unterhandeln, war nun einmal die Natur und die Gewohnheit Catharina's.

Von König Heinrich aber, dessen Herz von katholischem Eifer erfüllt war, wenngleich ihn die Nothwendigkeiten der Politik zuweilen auf abweichende Bahnen führten, und der den Frieden über alles liebte, war nicht zu erwarten, daß er sich zu einem Unternehmen entschließen würde, das ihn mit dem protestantischen Element in die engste Bundesgenossenschaft bringen und in einen unabsehlichen Krieg verwickeln mußte. Er hörte die Anträge der Niederländer ohne Mißbilligung, ließ durch seinen Canzler mit ihnen unterhandeln, schien auf die Schwierigkeiten einzelner Fragen einzugehen; zuletzt aber erwies sich das alles unnütz. Er beschenkte die Gesandten mit goldenen Ketten; ihre Anträge lehnte er ab.

Aber indem er zögerte, schwankte und zuletzt seine Neigung zum Frieden obwalten ließ, sah Philipp in ihm doch nichts anderes als einen Gegner; auf seiner dunklen Bahn vorwärts schreitend, entschloß er sich, und zwar auch mit Rücksicht auf diese doch nicht zurückgewiesene Gesandtschaft, zu entscheidenden Vorkehrungen [2]).

Ursprung der Ligue.

Schon oft war Philipp II. von seinen vertrautesten Ministern, wie dem Cardinal Granvella, aufgefordert worden, den indirecten Angriffen der Franzosen den Krieg in offenen Waffen entgegenzusetzen, wozu er vollkommen berechtigt sei. Dazu hätte sich jedoch dieser König, vollauf beschäftigt mit anderweiten Unternehmungen und von Natur nicht aufgelegt, aus freier Wahl etwas Neues anzufangen, wohl niemals entschlossen. Allmählich dagegen ergriff er den Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Unter-

1) Priuli: a me disse S. M. che lei aveva messo pensiero alle cose di Portogallo con questo fine solamente di vedere, se poteva tirare il re Cattolico a fare un fascio di tutte le difficoltà che versano al presente et per le cose di Portogallo et per quella di Fiandra e venir a una buona compositione col mezzo di qualche matrimonio.

2) Nach dem venetianischen Gesandten in Spanien gab Philipp als Grund an, che quel re ascolta li suoi ribelli anzi che tratta — di ricever il possesso di Fiandra.

stützung, welche der französische Hof den Niederländern zu Theil werden ließ, dadurch zu erwiedern, daß auch er französischen Rebellen, besonders wenn diese katholisch waren, die Hand bot.

Da kamen ihm nun die Guisen und ihre Partei, noch nicht Rebellen, aber sehr geneigt, es zu werden, entgegen.

Bei der alten Gemeinschaft religiöser und politischer Gesichtspunkte, in welcher die Guisen mit Heinrich III. gestanden, hatten sie, zumal da auch seine Gemahlin aus ihrem Hause war, die Hoffnung gehegt, daß sie einen großen Einfluß auf seine Regierung ausüben würden. Statt dessen sahen sie sich durch einige Günstlinge untergeordneten Ranges zurückgedrängt, von dem Anblick des Fürsten ausgeschlossen, von den Geschäften entfernt, nicht allein in ihren Ansprüchen beschränkt, sondern in ihrer Stellung gefährdet. Keinen Augenblick schlief ihre alte Eifersucht gegen die Prinzen von Geblüt. Aber der verhaßteste aller Menschen war ihnen Epernon, zu dessen Gunsten der König dem Herzoge Heinrich Guise sogar anmuthete, auch die Stelle eines Grandmaitre aufzugeben. Zuweilen finden wir spanische Sendboten, die ihnen insgeheim einen Besuch machen, und gegen welche sie ihre Klagen ausschütten. Diese betreffen fast ausschließlich persönliche Unannehmlichkeiten, die sie erfahren haben oder befürchten, weniger die Sache der Religion: ein bestimmtes Verständniß verrathen sie noch nicht [1]).

Daß Philipp vorlängst mit diesem Hause gegen das französische Königthum in eigentlichem Bunde gewesen sei, ist überhaupt ein Irrthum.

Wir erwähnten der Erbietungen, die der Cardinal von Lothringen schon vor vielen Jahren dem Könige Philipp machte; aber sie wurden nicht angenommen: da die Dinge nicht eintraten, die man besorgte, wurde es für keinen von beiden Theilen nöthig, über ein allgemeines gutes Vernehmen hinauszugehen. Zuweilen, wie im Jahre 1570, war das Haus Guise eher wider die Absichten der Spanier als für dieselben.

In den Jahren 1577 und 1578 sind Verhandlungen zwischen dem spanischen Botschafter Vargas und dem Herzoge von Guise ge-

1) In Cabrera's Felipe II, 1010 findet sich eine Schilderung der französischen Zustände von Alonzo de Sotomajor, der bei Guise gewesen war. Sie muß später sein, als sie angesetzt wird, da Caumont darin als Herzog von Epernon erscheint. Er wird als allmächtig bezeichnet: animo cauteloso, ambitioso, atrevido, absoluto, dado a placeres etc.

pflogen worden; aber aus der Correspondenz von Vargas ergiebt sich, daß sie nur allgemeine, hauptsächlich auf Schottland gerichtete Entwürfe, die dann nie ausgeführt wurden, betroffen haben [1]).

Das größte Aufsehen machten im Jahre 1582 die Aussagen eines Spaniers, Namens Salcedo, der, wegen eines Vorhabens gegen den Herzog von Anjou festgenommen, eine ganze Anzahl angesehener und eifrig katholischer Franzosen als seine Mitschuldigen bezeichnete, diese Anklagen später wieder zurücknahm und wegen ihrer Falschheit selbst zum Tode verdammt ward. Wenn man die mit Eidschwüren bekräftigten Erklärungen einiger der vornehmsten Angeklagten erwägt, so kann man nicht zweifeln, daß die Aussagen auf Unwahrheit beruhten, vielleicht auf einem Betruge [2]). Salcedo war ein wegen seiner Betrügereien und Gewaltthätigkeiten berüchtigter Mensch. Die Spanier sahen die Sache, an der sie wahrscheinlich unschuldig waren, übrigens nicht ungern; sie meinten, daß aus dem Mißtrauen und dem Verdacht, der daher unter den Franzosen entspringen müsse, etwas Gutes für sie hervorgehen werde.

Aber Anklagen solcher Art, auf allgemeine Wahrscheinlichkeit gegründet, pflegen großen Thatsachen vorauszugehen. Im Jahre 1583 finden sich wirklich ernstliche Verhandlungen zwischen Philipp und den Guisen.

Ein Aragonese, Ritter des Malteserordens, Johann Moreo, hielt sich im Auftrage Philipps II. damals in Frankreich auf, um die Lage der Dinge zu erforschen und die Mißvergnügten durch die Hoffnung auf die Hülfe des Königs, die er ihnen machte, in ihrer Gesinnung zu bestärken. Der Herzog von Mayenne, den er in Poitou fand, begab sich schon damals mit ihm und einigen anderen vertrauten Katholiken nach Paris zu mündlicher Berathung mit Guise, von welchem alles abhing. Guise war sehr geneigt; aber er trug noch Bedenken, sich gegen seinen König zu offener Empörung zu erheben. Die Jesuiten, die um ihn waren, wie Pater Claude, riethen ihm, daß er vorher sein Gewissen durch ein beistimmendes Wort des Papstes sichern möge. Es kam damals noch zu keiner

1) Auszüge bei Mignet, Antonio Perez S. 24.

2) Villeroy Mémoires: Je jure et appelle dieu et ses anges, suppliant sa divine justice, que son ire soit sur moi et mes enfans. — Busbeck erzählt 1. Oct. 1582 dem Kaiser, Salcedo habe falsche Münzen gemacht, sich damit ein Gut gekauft und, als er daraus weichen mußte, es in Brand gesteckt. Epp. 478.

Abkunft; Moreo begab sich nach Spanien zurück, um seinem Könige Bericht zu erstatten.

Im Frühjahre 1584 ward zwischen dem französischen und dem spanischen Hofe noch einmal über einen Austrag aller Differenzen unterhandelt. Der spanische Gesandte hielt sich überzeugt, daß, wenn man den Franzosen Cambray überlasse, nicht durch Abtretung, was nicht angehe, sondern durch zeitweilige Uebertragung, diese sich verpflichten würden, sich in die Angelegenheiten des Königs von Spanien nicht weiter zu mischen[1]). Zugleich stand der Gesandte, Juan Baptista de Tassis, auch mit Heinrich Guise in genauem Verhältniß; doch war von einer Erhebung desselben gegen seinen König noch nicht die Rede. Guise's Gedanken waren vielmehr nach Schottland gerichtet. Er meinte, daß König Jacob bereit sei, die alte Religion wieder anzunehmen, sich von der Herrschaft der englischen Faction loszureißen: dazu forderte er Unterstützung an Geld und Mannschaft von Spanien sowie Zusage künftiger Hülfsleistungen; der Gesandte giebt den Rath, ihm darin willfährig zu sein: denn eines Tages könne die Welt eine solche Gestalt annehmen, daß dieses Geld mehr als nur gut angewendet sei.

Noch war, wie man sieht, kein Verständniß gegen den König von Frankreich im Gange, aber allerdings das beste Vernehmen und eine enge Verbindung gegründet.

Da trat der schon erwähnte Todesfall ein: 10. Juni 1584 starb der Herzog von Anjou und Alençon.

Durch große Thaten und Erfolge hat sich dieser Prinz kein Andenken zu stiften vermocht; fast noch wichtiger als sein Leben ist sein Tod.

Denn wovon zwar schon bisher die Rede gewesen, aber als von einer geheimnißvollen Sache, von der man in den Sternen lese, das gewann jetzt eine nahe, auch für die Politik berücksichtigungswerthe Wahrscheinlichkeit: da Heinrich III., der einzige Sproß der valesischen Linie, in kinderloser Ehe lebte, so sah man ihren Untergang voraus. Daran knüpfte sich aber die Aussicht der größten Veränderung. Das Recht der Thronfolge gelangte an das Haus Bourbon, und zwar

1) Schreiben von Tassis 10. Mai 1584: agora mas que antes holgarian de que V. M. saliese a la proposition hecha los dias passados de la dicha reyna en lo de Cambray y que por aqui se entallasse alguna reconciliation y renovacion de amistad — — si les quisiesse dexar pacifica esta possession figura se me, que de muy buena gana se obligarian a no empacharse en ninguna cosa mas que nos toque.

an dessen Oberhaupt, den König von Navarra, der ein Hugenotte war. Kein Wunder, wenn diese Erwartung das Land selbst und alle seine Nachbarn aufregte.

Schon die Niederländer dachten daran, als sie dem Könige Heinrich jene Erbietung machten; sonst würden sie nicht so weit gegangen sein.

Wenn nun aber die Spanier vor 20 Jahren in dem nur vorübergehenden und zweifelhaften Machtbesitze, zu dem König Anton von Navarra als Generalstatthalter in Frankreich gelangte, eine Gefahr erblickten, wie viel größere Besorgniß mußte es ihnen einflößen, daß jetzt die französische Krone selbst an den thatkräftigen Sohn desselben gelangen sollte! Sie glauben es nicht, dahin kommen lassen zu dürfen. Denn das würde den Krieg zwischen den beiden Kronen unvermeidlich machen, das ganze System von Europa, das Bestehen der spanischen Monarchie gefährden. Der Sohn König Philipps zählte erst sieben Jahre; man fragte, was aus demselben werden sollte, wenn den König ein Unfall betreffe, einem so furchtbaren Feinde gegenüber?

Eine wenig mächtige protestantische Partei hätte Philipp der II. in Frankreich dulden können [1]); aber daß ein Mann, wie sein Gesandter Tassis sagt: „der ein Ketzer ist“, die Summe der Gewalt in Frankreich in seine Hände bekommen sollte, das konnte er bei der katholischen Haltung, die er eingenommen, nicht ertragen. „Ich sehe keine Arme“, sagt dieser Gesandte, „die dies seiner Zeit verhindern könnten, als die des Herzogs von Guise.“

An und für sich wären auch die Guisen, deren erblicher Besitz wenig bedeutete und die nur über ein paar Gouvernements eine ihnen vom Könige verliehene Autorität ausübten, hierzu nicht fähig gewesen. Was ihnen Macht verlieh, war, wie die Spanier von Anfang an bemerkten, ihre Parteistellung, die Anhänglichkeit der eifrigen, über die Duldung der Hugenotten in stets wachsender Unzufriedenheit begriffenen Katholiken an sie.

Wir kennen dieses immerfort gährende, energische, gewaltsame Element der katholischen Meinung in Frankreich. Nachdem es ihm im Jahre 1562 einmal gelungen war, sich in Paris zu consolidiren

1) Auch mit Heinrich von Navarra hat er zuweilen unterhandelt; aber ganz wahr mag sein, was Hieronymo Lippomano einmal aus Spanien schreibt: Intendo che a quel di Navarra segli daranno buone parole, a quel di Guisa buoni fatti.

und alles hugenottische Wesen von der Hauptstadt auszustoßen, hatte es sich von Zeit zu Zeit auch in den Provinzen selbständig geregt. Wir gedachten der Associationen des Adels, die in den Jahren 1564 und 1568 eine für den Hof, wenn er der Religion nicht treu bleiben würde, sogar drohende Haltung annahmen; des Bundes, der im Jahre 1572 zwischen dem Ehrgeiz der gefährdeten Machthaber und dem Fanatismus der Menge getroffen wurde; der Ligue von 1576, die, provinziell begonnen, sich unter der Autorität des Hofes über das ganze Reich verbreitete und dann nicht so leicht, wie man dachte, wieder vernichtet werden konnte. Sie hatte sich mit municipalen und clericalen sowie mit aristokratischen Interessen durchdrungen und schloß sich gern dem Herzoge von Guise an, dessen Vater ihre Sache vertheidigend umgekommen war.

Man hat gesagt, daß Heinrich Guise, auf diese mächtige Bundesgenossenschaft sich stützend und in Voraussicht dessen, was da kommen sollte, schon längst ein ehrgeiziges Augenmerk auf die Krone selbst gerichtet habe: das Vorgeben des Hauses sei gewesen, daß es von Carl dem Großen abstamme und ein besseres Recht auf die französische Krone besitze, als die herrschende Dynastie. Es gab Genealogien, die in diesem Sinne verfaßt worden sind: in dem Buche, das man gewöhnlich dafür anführt, von Franz de Rosières, einem Geistlichen von hohem Rang an der Kirche zu Toul [1]), vieljährigem Reisegefährten des Cardinals von Lothringen, finden sich sogar auf eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit gegründete Ansprüche.

Nach diesem Autor war schon der alte Merwig ein Usurpator: er entsetzte den rechtmäßigen Erben, Albero, Sohn Clodions; von dem aber stammte in gerader Linie Itta, die ihre Rechte an ihren Gemahl Eustach von Bologne brachte. Auch die Carolinger stammten von Albero ab, jedoch als die jüngere Linie. In Eustach, von weiblicher und männlicher Seite einem Nachkommen Carls des Großen, vereinigen sich die Rechte beider Linien und gelangen dann im Laufe der Zeit an das damals in Lothringen regierende Haus. Die Capetinger werden als Usurpatoren, Hugo Capet wird als ein Tyrann geschildert; der Verfasser leitet die lothringische Familie nicht geradezu von Carl von Niederlothringen her; aber er bringt sie mit

1) Stemmatum Lothringiae ac Barri ducum tomi VII ab Antenore ad haec Caroli III tempora. Parisiis 1580. Vgl. Procès verbal du pardon demandé par Fr. de Rosières im Anhange zur Satire Ménippée II, 406.

demselben in Verbindung. Er sucht zu beweisen, daß das Haus von Lothringen, für welches er von beinahe fanatischer provinzialer Vorliebe beseelt ist, nicht allein ächt französisch, sondern von edlerer Herkunft sei, als mächtigere Königsreihen. Wie die ganze französische Dynastie, so behandelt er den damals lebenden König Heinrich mit einer auffallenden Nichtachtung. In anzüglichen Worten läßt er sich über den Tod des Cardinals von Lothringen vernehmen; dem Könige giebt er Schuld, daß er sich einer Führung überlasse, die ihn verweichliche und untauglich mache [1]). Nicht alles ist historisch falsch, was Rosières vorbringt; in jenen Zeiten mußte es das größte Aufsehen erregen. Wissen wir doch, daß der Cardinal von Lothringen des salischen Gesetzes mit Wegwerfung gedachte [2]): mit der Absicht, einen Prinzen von Lothringen auf den französischen Thron zu befördern, würde dies Buch eines seiner Freunde ganz gut zusammenstimmen.

Aber auch abgesehen von einem so hohen Ziele des Ehrgeizes, war die Aussicht auf die Thronfolge des Navarresen den Guisen in ihrer Stellung als französische Magnaten im höchsten Grade widerwärtig. Heinrich III. ordnete Epernon mit einem prächtigen Gefolge an den König von Navarra ab, um ihm zu sagen, daß er ihn als seinen präsumtiven Thronfolger anzuerkennen gedenke, wenn er katholisch werde und nach Hofe komme. Als Epernon die Hauptstadt verließ, versäumte er nicht, von allen Herren des Hofes Abschied zu nehmen; nur den Guisen sagte er kein Lebewohl. Die Guisen fanden es schon gefährlich, wenn Heinrich auf den Vorschlag einging: eine Verbindung mit dem Thronfolger hätte dem Günstling eine noch festere Stellung verschafft. Wie aber vollends dann, wenn der König von Navarra standhaft in seiner Religion blieb und dessenungeachtet auf den französischen Thron gelangte? Die Verfechter des Katholicismus in Frankreich wollten es so wenig, wie die Spanier, dahin kommen lassen.

Heinrich Guise hatte jedoch noch einen Scrupel: der Gesandte,

1) Jam a publico rerum statu alienior domesticae curae indulgere coepit (S. 369). Auch er gedenkt der Pariser Mette: hisce S. Bartholomaei matutinis pie absolutis.

2) Pasquier Lettres XI. Vgl. das florentinische Dispaccio bei Alberi Caterina Medici 194. Darnach treten die Günstlinge gegen Ende 1584 ab, per abbassare la parte del duca di Guisa e crescere quella del re di Navarra, col quale sono legati per la volontà del re.

der die Unterhandlung mit ihm führte, versichert, er habe gefürchtet, als ein Rebell zu erscheinen [1]. Er ließ bei dem Papste Gregor XIII. in Rom darüber anfragen.

Der Papst hat geantwortet, „wenn die Absicht allein religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen" [2]). Ein Orakelspruch, bei dem der Papst unter allen Umständen bestehen konnte, den aber Guise zu seinen Gunsten auslegte. Denn auf die Erhaltung der katholischen Religion war in der That seine vornehmste Absicht gerichtet: alles Andere konnte als Mittel zu diesem Zweck erscheinen.

Im Schlosse Joinville hat man lange Zeit ein kleines Cabinet als das Zimmer gezeigt, wo die Ligue geschlossen worden. Mitte Januar 1585 waren daselbst die beiden Abgeordneten des Königs von Spanien, welche die Unterhandlungen bisher betrieben hatten, Tassis und Moreo, die Herzoge von Guise und Mayenne, der zugleich für den Cardinal Guise und die Herzoge von Aumale und Elboeuf verhandelte, und ein Abgeordneter des Cardinals Bourbon bei einander. Sie brachten den Tractat mit einigen geheimen Bestimmungen, die bisher so gut wie unbekannt geblieben sind, zu Stande. Der Sinn von beiden ist folgender.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, erklärte man sich einverstanden, daß diese Krone nicht dem Könige von Navarra, sondern dem Oheim desselben, einem jüngeren Bruder König Antons, Cardinal von Bourbon, zukomme, der denn auch durch seinen Bevollmächtigten diesen Anspruch annahm und in den Bund eintrat. Man vereinigte sich ferner zu dem Plan einer vollkommenen Ausrottung des Protestantismus nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden. Der König von Spanien sagte für das erste Jahr eine Beihülfe von einer Million Scudi zu. Dagegen verpflichteten sich die französischen Großen, die sich im voraus als Inhaber der französischen Macht betrachteten, auf das Bündniß mit den Türken sowie den Seeraub in den indischen Gewässern zu verzichten, Cambray zurückzugeben, zur völligen

1) Tassis 443 spricht von der rebellionis nota, quam abhorrebat Guisius: — nactus religionis fundamentum, ad cuius conservationem nihil esse credebat, quod non liceret, animum ad arripienda arma componere coepit.

2) Maffei Gregorio XIII. c. II, 319. Der Herzog von Nevers fand sich jedoch, wie er an Thuanus ausführlich erzählt, durch die von Rom gekommenen Erklärungen keineswegs befriedigt. Lib. LXXXI, p. 11.

Eroberung der Niederlande zu helfen. In einigen besonderen Artikeln fügten sie noch andere sehr außerordentliche Zugeständnisse hinzu. Sie versprachen, den Prior Anton von Crato, Prätendenten von Portugal, in die Hände des Königs von Spanien zu liefern, nur unter der Bedingung, daß er, wenngleich in sicherem Gewahrsam gehalten, doch glimpflich behandelt würde. Auf die Abweichung Heinrichs von Navarra vom katholischen Glauben gründeten sie ferner die Zusage, alle Besitzungen desselben außerhalb der Grenzen von Frankreich, also Nieder-Navarra und Bearn, an den König von Spanien gelangen zu lassen [1]). Guise und Mayenne verpflichteten sich besonders wegen des Priors, der Cardinal wegen des Ueberrestes von Navarra. So entschieden war das territoriale Interesse von Spanien bei diesen Verträgen ins Auge gefaßt. Nicht allein für die Religion, sondern auch für sein Land meinte Philipp zu sorgen, wenn er seinen neuen Verbündeten ansehnliche Geldsummen zukommen ließ, die sie in den Stand setzten, sich zu rüsten.

König Heinrich III. bewegte sich noch in jenen Deliberationen, in der Meinung, daß Krieg und Friede in Europa von seinen Entschlüssen abhänge, als er plötzlich in seinem eigenen Reiche kriegerische Bewegungen sah, die er nicht befohlen hatte: sein erster Gedanke war, Heinrich von Guise in Joinville aufheben zu lassen; eine Abtheilung der Garnison von Metz sollte dies ausführen. Aber noch zur rechten Zeit ward Guise hiervon unterrichtet, und er eilte nach Chalons, das ihm seine Thore öffnete, im Widerspruch mit dem königlichen Befehlshaber [2]). Auch eine Anzahl anderer Plätze fiel

1) Instrumentum de dedendo Antonio Portugalensi und ferner Instrumentum donationis factae a Cardinale Bourbonio in favorem Regis Catholici, die auch als der 48. und 49. Artikel des Vertrages erscheinen, finden sich in den angeführten Commentarien von Tassis p. 456. Die Bundesurkunde selbst ist ultimo die anni 1584, das erste Instrument diebus calendis Januarii 1585 datirt, das zweite 16. Januar 1585. Nach Tassis' Versicherung ist das letzte das wahre Datum aller dieser Verträge (446). Bei Dumont, dessen Abdruck überhaupt wenig Authenticität hat, fehlen die geheimen Artikel; sie sind bisher ganz übersehen worden. In jener Zeit ward noch eine kleine Schrift Ragguaglio dello pratiche tenute con il Re di Spagna degli Signori Guisi verbreitet, und sie findet sich hier und da in den Sammlungen politischer Informationen. Darnach sollte der größere Theil der stipulirten Summe erst dann bezahlt werden, wenn die Ligue dem Könige Marseille oder Lyon überliefere; dafür findet sich aber kein authentischer Beweis: in dem wirklichen Vertrag ist keine Spur davon.

2) Ich entnehme das aus einem Briefe von Don Bernardino de Men-

durch den Willen der Bürgerschaften oder den Beitritt der Gouverneurs in die Hände der Guisen.

Mitte April erschien ihr Manifest.

Es ist vor allen Dingen gegen die Günstlinge gerichtet, welche jeden Anderen von der Staatsverwaltung verdrängt und sie ausschließlich in Besitz genommen haben; wie durch sie der von den letzten Ständen bereits gefaßte Beschluß, ganz Frankreich wieder zu seiner Religion zu bringen, rückgängig geworden sei, so werde jetzt auch alle Gunst nur eben den Verfolgern der katholischen Kirche zu Theil; und in demselben Sinne behandle man die Aufstellung eines Thronfolgers. Aber dahin dürfe es in dem allerchristlichsten Reiche niemals kommen, daß ein Ketzer an die Regierung gelange; keineswegs seien die Unterthanen verpflichtet, die Herrschaft eines Fürsten anzuerkennen, der nicht katholisch sei: denn der erste Schwur des Königs, wenn man ihm die Krone auf das Haupt setze, laute auf Erhaltung der katholisch-apostolisch-römischen Religion.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Manifest, in welchem neben der religiösen auch mannigfaltige politische Absichten hervortreten.

In den Guisen lebte der Geist der alten Autonomie französischer Magnaten in seiner vollen Stärke; sie konnten des Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächsten lag ihnen, ihre eigne Stellung unangetastet zu behaupten; als eine der vornehmsten Beschwerden stellten sie auf, daß man Aemter, die durch Dienste erworben seien, den Inhabern gegen eine Geldentschädigung entreiße; Niemand solle fortan sein Amt verlieren, außer in den bestimmt vorgeschriebenen Fällen, auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten [1]).

Alle alten Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Städte machten sie zu den ihren; sie forderten regelmäßige Ständever-

doza, 5. April 1585: es sei der Garnison in Metz befohlen worden que saliendo a la deshilada viniesse a Chamvilla a prender al duce de Guisa. Davon, was Cardinal Ossat sagt, daß Guise selbst im ersten Augenblick daran gedacht habe, sich der Hauptstadt und der königlichen Person zu bemächtigen, habe ich in den gleichzeitigen Papieren nichts finden können. Es scheint nur ein Vorschlag gewesen, aber von Guise verworfen worden zu sein.

1) Joannis Baptistae de Tassis Commentariorum de Tumultibus Belgicis sui temporis libri octo. Hoynck van Papendrecht: Analecta Belgica Tom. II, Pars I, p. 433.

sammlungen von drei zu drei Jahren, wo ein jeder seine Beschwerden in voller Freiheit müsse vortragen dürfen. Bemerkenswerth ist, wie sie sich über diese Zusammenkünfte ausdrücken. Es seien Conferenzen, sagen sie, zwischen Fürst und Volk, um einmal Rechnung zu halten über die gegenseitigen gleich alten, gleich heiligen Verpflichtungen.

In den meisten großen Städten war das municipale Interesse, wie in Paris, in eine gewisse Verbindung mit dem katholischen getreten. Wie die Regierung sich in anderen Beziehungen Eingriffe in die hergebrachten Rechte erlaubte, z. B. in die Gerichtsbarkeit, so erschien es als ein ähnlicher Eingriff, wenn sie jetzt Duldung für die Andersgläubigen anordnete. Die Guisen konnten auf Beifall rechnen, wenn sie die Städte vor der Aufnahme königlicher Garnisonen warnten.

So gerechtfertigt jene Reformversuche des Jahres 1583 an sich sein mochten, so wurden sie jetzt dem Könige nachtheilig. Wir sind unterrichtet, daß die Ligue durch den Credit eines in Folge der damaligen Untersuchungen verjagten hohen Finanzbeamten, der nach der Franche-Comté geflüchtet war, unterstützt wurde. In die Parlamente hatte sie in den Zeiten ihrer Macht eine Menge Anhänger zu bringen gewußt; auch diese sahen sich von dem Könige bedroht und einen Rückhalt in dem alten Beschützer.

Dergestalt riefen die Guisen das Selbstgefühl der Stände, der Verwaltung, der Gerichte und der großen Machthaber mit einem Mal gegen die Regierung in Kampf, nicht allein gegen die Mißbräuche derselben, sondern auch gegen ihre gerechtfertigten Bestrebungen.

Das Außerordentliche aber war, daß diejenigen, welche im Namen „des besseren und gesunderen Theiles der Nation", denn so drückten sie sich aus, zur Restauration von Frankreich die Waffen ergriffen, sich zugleich mit dem alten Landesfeinde verbunden hatten. Den Versuchen, die Monarchie im Innern herzustellen und ihr nach außen eine freiere Wirksamkeit zu verschaffen, so schwach sie auch sein mochten, und vielleicht eben darum, weil sie so wenig Energie in sich trugen, sollte zugleich ein Ende gemacht werden. Das religiöse Moment umfaßte, entschuldigte alles und verdeckte jeden Widerspruch.

Viertes Capitel.

Uebergang der Regierung von Carl IX. auf Heinrich III.

Es lautet unglaublich, dennoch verhält es sich so: auch nach dem Ereignisse der Bluthochzeit meinte die Königin Catharina eine vermittelnde Haltung behaupten zu können.

Indem man auf beiden Seiten nicht anders dachte noch denken konnte, als daß sich der französische Hof den Bestrebungen der unversöhnlichen Reaction gegen die Protestanten angeschlossen habe, vermied die Königin, einen päpstlichen Legaten, der damals anlangte, zu empfangen; als dessen Einzug nicht länger verschoben werden konnte, verließ sie mit ihrem Sohne Paris, um nicht Zeuge davon sein zu müssen.

Ueber die Handlung, wie sie jetzt geschehen, sprach sich Herzog von Alba gegen seine Freunde mit lebhafter Mißbilligung aus; denn diese formlosen Gewaltsamkeiten, zu denen der Fanatismus der Menge aufgerufen worden, widersprachen seiner Sinnesweise; aber er knüpfte die Erwartung daran, daß nun, nachdem die vornehmsten Feinde seines Königs umgekommen seien, die französische Politik auf die Bahn der spanischen einlenken werde. König Philipp fühlte sich durch das Ereigniß, das ihm ganz unerwartet kam, zu einer Annäherung angeregt und ließ dem französischen Hofe seine Hülfe zur völligen Ausrottung der Hugenotten anbieten. Dieser antwortete ihm mit dem prächtig lautenden, aber unter den damaligen Umständen höchst auffallenden Wort, ein König von Frankreich dürfe nur mit seinem eigenen Volke verbündet sein.

Die gräßliche That war der Königin, die sie vollzog, gleichsam selbst unerwartet gekommen; auf eine Veränderung ihrer Politik war sie nicht vorbereitet. Sie hielt daran fest, ihren Sohn Anjou auf

dert, zum Heile desselben sie bei dieser Gelegenheit nicht zu verlassen, nicht ohne eine Andeutung, daß sie jetzt weniger, als sie verdiene, zu den Geschäften gezogen werde: eben ihr übertrug der König die Unterhandlung. Trotz ihres Alters, ihrer Gicht und des Hustens, an dem sie damals litt, machte sie sich dazu auf. Auch Catharina fühlte sich durch die Aussicht Heinrichs von Navarra auf die Krone geängstigt; sie hat gesagt, sie fürchte, er könne alsdann ihre Tochter Margarethe, seine Gemahlin, umbringen lassen: denn die widerwärtigsten Dinge waren zwischen ihnen begegnet, und gewiß wurde Margarethe damals von den Liguisten ihrem Gemahl entgegengestellt [1]). Hatte Catharina, da sie mit dem Schwiegersohne gebrochen, wirklich die Absicht, ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, auf den Thron zu bringen? Es erhellt nicht mit voller Bestimmtheit: aber dem Herzog Heinrich hat sie gesagt, sie denke, er selbst solle der Stab ihres Alters sein [2]).

Den Guisen selbst war bereits an einer Abkunft gelegen; denn gar bald hatten sie das von Philipp II. gesendete Geld ausgegeben: in der tumultuarischen Aufregung, in welche ihre Erhebung alles versetzte, fanden sie es erwünscht, den Vortheil festzuhalten, der sich ihnen darbot.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Catharina's, die zu Nemours gepflogen wurde, lag fast mehr in den persönlichen Ansprüchen, als in den religiösen Forderungen der Verbündeten: denn gegen die Einwirkungen der Günstlinge, über die sie klagten, wollten sie, wenn sie dieselben nicht stürzen konnten, wenigstens auf das beste gesichert sein.

So viel erreichte die Königin, daß den Guisen nicht auch Metz, wie sie verlangten, überlassen zu werden brauchte; aber übrigens bewilligte sie ihnen sehr umfassende Zugeständnisse: dem Herzoge von Guise Verdun, Toul, St. Dizier, Chalons; dem Cardinal von Bourbon: Soissons; die festesten Plätze in Bourgogne, Bretagne, Picardie wurden an Mayenne, Mercoeur und Aumale überlassen; alle erhielten die Erlaubniß, sich Leibgarden zu halten und sie aus den

1) Schreiben von Guise an Philipp II. um Hülfe für sie: elle, que nous avons établie comme obstacle aux desseins de son mari et instrument fort propre, pour contraindre le roi à la guerre. (Pap. von Simancas.)

2) Que havia de ser el baston de su vejez pues bien savia que a ningun estaria peor que el de Navarra fuese rey que a ella porque havia luego matar a su hija. (P. v. S.)

rich von Navarra, den Entschluß, sich auf dieselbe zu retten und nach England zu fliehen. Unter den Truppen zeigte sich eine Partei der Mißvergnügten und der geheimen Protestanten. Im Lager selbst hat man den Gedanken gehabt, Gerechtigkeit wegen der Ermordungen zu fordern und dieselbe nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen.

Daraus folgt nicht, daß nicht der militärische Angriff noch immer sehr ernstlich gewesen wäre; viele Tausende sollen bei dem Sturm umgekommen sein; aber in der Stadt vergaß Niemand, daß man zugleich für alle geistigen Güter und die Existenz kämpfe; die Vereinigung der Eingebornen und der Flüchtlinge, in dem großen Gedanken der Religion, zeigte sich unüberwindlich; die gefährlichsten Stürme wurden heldenmüthig ausgehalten, die kühnsten Ausfälle gewagt; man sah eroberte Fahnen auf den Wällen erscheinen; glückliche Zufälle wurden als eine augenscheinliche Gnade des Himmels betrachtet, der die Seinen in ihren Aengsten erhöre.

Drei Momente wirkten zusammen, der Heldenmuth der Vertheidigung, die Entzweiung der Angreifenden und die in den auswärtigen Angelegenheiten angenommene gemäßigte Haltung, daß die Hugenotten im Juli 1573 doch wieder ein ziemlich günstiges Edict erlangten. Darin war den drei Städten Rochelle, Montauban und Nismes, sowie den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit freie Religionsübung gewährt, allen Uebrigen Handel und Wandel in Ruhe vergönnt. Sancerre, das eine Belagerung erduldet hatte, wie einst Numantia, erhielt durch die Vermittlung der polnischen Gesandten, aus deren Händen der Herzog von Anjou die Einladung zur Annahme der polnischen Krone empfing, denn auch diese beruhte damals auf einer versöhnlichen Stellung zwischen zwei religiösen Parteien, den Frieden.

Am Jahrestage der Bartholomäusnacht fühlten sich die Protestanten wieder stark genug, um auf einer Zusammenkunft zu Milhaud die volle Freiheit der Religionsübung zu verlangen.

Indem aber versetzte sich die Zwietracht des Lagers an den Hof. Nach der Abreise Anjou's nahm Alençon die bevorzugte Stellung in Anspruch, die sein Bruder bisher inne gehabt hatte, und da sie ihm nicht gewährt wurde, zeigte er offene Widersetzlichkeit. Man beschuldigte ihn, er habe, mit Heinrich von Navarra vereinigt — es ist die Verschwörung von la Mole und Boconas — daran gedacht, die Königin Catharina vom Hofe zu verjagen oder geradezu umzubringen, der Sohn die Mutter. Catharina hielt für nöthig, die

gerichtlichen Aemter wurden hergestellt und fanden aufs neue Käufer [1]).

Alles bereitete sich zum Kriege vor. Dem Könige von Navarra war nicht wohl dabei: wir werden des Augenblickes der äußersten Hoffnungslosigkeit, die ihn einst übernahm, noch gedenken.

Eben in Bezug auf ihn selbst hatte König Heinrich III. doch nicht ganz nachgegeben: er erkannte nicht an, daß der König von Navarra den Thron niemals besteigen könne; aber wozu das lebendige Gefühl der Legitimität, das er nährte, es nicht kommen ließ, das geschah, ohne Zweifel mit noch größerer Wirkung auf die katholisch Gläubigen, von Rom her. In Rom war ein förmlicher Proceß gegen die beiden hugenottischen Prinzen aus dem Hause Bourbon, Navarra und Condé, instruirt worden; auf den Grund desselben erließ der so eben auf den heiligen Stuhl gelangte Papst Sixtus V. jene Bulle, welche die Welt in Erstaunen setzte, in der er die Prinzen nicht allein als Ketzer, sondern als Gönner und Führer derselben, die in das Verbrechen der Ketzerei zurückgefallen seien, aller ihrer Besitzthümer, namentlich ihrer Ansprüche auf die Krone von Frankreich für verfallen erklärt. Schon daraus ging eine Verstimmung zwischen den eben Vereinigten hervor. Die Guisen glaubten, ihre Freundin Catharina Medici, als sie einmal Verhandlungen mit Heinrich von Navarra versuchte, warnen zu müssen, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen: sie haben für den Fall einer Abkunft, die dennoch zwischen den beiden Königen getroffen werden möchte, zu Orcamp förmlich den Beschluß angenommen, daß ihre religiöse Pflicht sie über alle Rücksichten der Unterthänigkeit erhebe [2]).

Darin aber — in dem Gange der Sache selbst — lag nicht der einzige Grund eines Mißverständnisses; ein anderer entsprang aus der Fortsetzung der guisisch-spanischen Verbindungen. Philipp II. war mit dem raschen Friedensschlusse der Guisen keineswegs zufrieden, zumal da sie darin versprochen hatten, auf alle fremden Bündnisse Verzicht zu leisten: das Entfernteste wie das Nahe bedenkend, erblickte er eine Gefahr darin, wenn es Heinrich dem III. etwa gelingen sollte, die Hugenotten zu unterwerfen: denn wie leicht konnte sich derselbe dann mit seiner katholisch gewordenen Monarchie auf Spa-

1) Pasquier Lettres liv. X, l. IX.

2) Le devoir chrétien les devoit transporter par dessus toute subjection etc. Beuillé III, 192.

der Führung des Admirals, seinen Ehrgeiz und seine Phantasie; aber der inneren Heftigkeit, die in ihm gepflegt war, konnte in dem leidenschaftlichen Treiben der religiös-politischen Parteiung um ihn her auch eine andere Richtung gegeben werden; eben die Freunde und Genossen, in deren Umgang er sich gefiel, erschienen ihm dann als seine gefährlichsten Feinde. So ward es möglich, daß er sich, in unglückseliger Stunde, nach einigem Widerstreben doch zu jener That hinreißen ließ, die sein Andenken dem Haß und der Verwünschung der Jahrhunderte preisgegeben hat. Er selbst ist von den Nachwirkungen derselben nie frei geworden. Er fühlte durch, daß man ihn für einen Menschen von schlechtem Herzen hielt, in dem eine unbezähmbare Wildheit schlafe. Man wollte bemerken, daß er Niemand gerade anzusehen wage; bei seinen Audienzen schließe er die Augen; wenn er sie öffne, wende er den Blick nach oben, lasse ihn aber sogleich wieder sinken. Endlich vernahm man von ihm, daß er nun anfangen wolle, selbst zu regieren, König zu sein; aber schon war es zu spät. Aufregung zugleich und Depression der Seele, die Unruhe der immer um ihn her auftauchenden Verschwörungen, das Uebermaß fortdauernder Anstrengung eines ohnehin schwachen Körpers voll verdorbener Säfte, führten ihn zu einem frühen Tode (30. Mai 1574), ehe er noch das vierundzwanzigste Jahr vollendet hatte [1]. In der That war er nie aus dem Taumel der leidenschaftlichen Bewegung zu vollem Selbstbewußtsein erwacht; von seiner Mutter hatte er sich nie emancipirt. Wenige Stunden vor seinem Verscheiden setzte er sie bis zur Rückkehr seines Bruders aus Polen zur Regentin ein; sein letztes Wort war: meine Mutter.

Und wohl hielt nun Catharina, in der wir keine Spur einer Regung des Gemüthes finden, welche ihre Thatkraft gelähmt hätte, die Ruhe des Landes im Allgemeinen aufrecht; aber es geschah nur dadurch, daß diejenigen, welche sie ernstlich hätten stören können, die beiden Prinzen, die beiden Marschälle, sich in ihrem Gewahrsam be-

1) Daß die unter anderen auch durch die Henriade in Umlauf gesetzten Vorstellungen übertrieben sind, sieht man aus den fast medicinischen Berichten des florentinischen Gesandten bei Alberi 416. Recht gut ist Sig. di Cavalli unterrichtet: La morte del povero principe si causò per una pessima abitudine acquistata dal mal modo di vivere per la quale cascò ammalato da una estraordinaria ebulitione di sangue che tutta la massa era corotta e se bene parve, che da essa se ne levasse però da poi mai stette bene. Dazu sei dann die geistige Unruhe gekommen.

werfen, was der Krone eher zu statten gekommen wäre, als ihn für sich zu gewinnen; verbunden würden sie, wie sie sagten, stark genug sein, um dem Könige selbst das Gesetz vorzuschreiben [1]).

Sollte aber Montmorency-Damville, der dem Gedanken eines friedlichen Beisammenlebens der beiden Confessionen zuerst Ausdruck gegeben hatte, von seinem eigenen System abfallen und sich den alten Feinden seines Hauses zugesellen? Er hielt an Heinrich von Navarra fest. So gefahrdrohend der Angriff zuerst erschienen war, so wenig bedeutende Erfolge hatte er doch. Die Hugenotten brachten nicht weniger Plätze in ihre Hand, als ihrerseits die Katholischen.

Für das nächste Jahr gewährten ihnen die sich erhebenden Sympathien ihrer Glaubensgenossen in den benachbarten Ländern noch bessere Aussichten.

Nicht eben leicht war es, die protestantischen Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Königin Elisabeth mußte zu einer Geldhülfe bewogen werden; kleinere Summen wurden von dem südlichen Frankreich nach der Schweiz, von Rochelle nach Hamburg geschickt; und nur selten genügten sie den aufgestellten Forderungen. Aber zugleich zeigte sich doch auch ein lebendiger Antheil an der Sache. In Deutschland hatte man nicht vergessen, was Joachim Friedrich von Brandenburg, damals Administrator von Magdeburg, ausdrücklich in Erinnerung brachte, daß das Reich seinen Religionsfrieden der Waffenerhebung eines Königs von Frankreich zu verdanken habe; man glaubte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, wenn man nun auch mit deutscher Hülfe den Franzosen einen Religionsfrieden verschaffe. Nichts Anderes in der That begehrten die Hugenotten, wie du Plessis-Mornay sagt, das deutsche Heer solle die Hebamme des französischen Friedens sein. Der deutschen Unterstützung aber, die den Franzosen schon öfter zu statten gekommen war, gesellte sich diesmal auch eine schweizerische bei. Die evangelischen Cantone waren durch den Bund der katholischen mit König Philipp so eben in die größte Aufregung gesetzt; in dem Siege der liguistischen Macht in Frankreich sahen sie nicht nur eine allgemeine, sondern noch besonders eine eigene Gefahr. Und so geschah, was bisher noch immer durch den alten Einfluß der französischen Krone auf die Eidgenossenschaft vermieden worden: die Obrigkeiten in Bern, Zürich, Basel,

1) Guise an Mendoza, 3. Februar 1586: Et seroit nécessaire, que le dit Mr. (Montmorency) s'alliât avec nous plustôt qu'avec le roy même, afin que d'un commun accord nous puissions donner la loi.

Schaffhausen gestatteten Werbungen zu Gunsten der Hugenotten in ihren Gebieten [1]; nicht einzelne Reisläufer, sondern drei große Regimenter, bei 16,000 Mann stark, brachen nach dem pfälzischen Gebiet auf, wo sich die deutschen Truppen versammelten.

Johann Casimir fand es diesmal aus nachbarlicher Rücksicht auf Lothringen nicht rathsam, das Heer selbst ins Feld zu führen, so erwünscht bei demselben auch die Autorität gewesen wäre, die ihm sein höherer Rang und seine Erfahrung verliehen: in seinen Diensten stand ein preußischer Edelmann, Fabian Burggraf zu Dohna, den ihm einst Hubert Languet zugeführt, und der ihn dann auf seinen Reisen nach den Niederlanden und nach England, bei seiner kölnischen Unternehmung zu Gunsten von Gebhard Truchseß begleitet hatte: ein Mann von allgemein protestantischem Religionseifer und nicht ohne Kunde der Waffen; dem übertrug er die Heerführung. Es waren viertausend deutsche Reiter, einige Geschwader Landsknechte und vierthalbtausend Franzosen, die unter Dohna gegen Lothringen vordrangen; man sieht, welch ein ansehnliches Heer sie mit den Schweizern zusammen bildeten.

Heinrich von Navarra erkannte dies Heer unbedenklich als das seine an. Denn gegen seine Feinde, von Guise und Lothringen, deren Absicht dahin gehe, Frankreich zu ruiniren und zu stürzen, schien es ihm erlaubt auswärtige Hülfe heranzuziehen. Er meinte, er müsse den König von Frankreich von ihnen befreien.

Dessen Meinung war es nun keineswegs, sich befreien zu lassen. Wohl fühlte er, daß in den Behauptungen Navarra's etwas Wahres liege: wenn er auch nicht das ganze Verhältniß der Spanier zu den Guisen ermaß, so wußte er doch so viel, daß sie spanisches Geld empfingen, und griff mit Händen, daß sie ihre eigene Sache, nicht die seine verfochten: insofern erschien Heinrich von Navarra als sein natürlicher Bundesgenosse. Aber auch dem durfte er doch wieder nicht gestatten, daß er sich selbständig mit einer fremden Kriegsmannschaft vereinigte.

Heinrich III. hoffte noch, beide zu unterwerfen, die Hugenotten zu dämpfen, die Guisen zu bezwingen, seine katholische und gouvernementale Idee durchzuführen. Gegen Navarra schickte er einen seiner

1) Daß sie es erlaubten, ergiebt sich aus allen authentischen Papieren, unter anderen aus den Denkschriften von Sillery, 1587 bis 1593, Manuscript zu Berlin. Da heißt es: Ceux des Cantons — — s'étoient tellement oubliés que d'avoir permis à un grand nombre de leurs subjects à marcher etc.

Günstlinge, Joyeuse, ins Feld: dem anziehenden deutschen und schweizerischen Heere wollte er selbst entgegengehen. Als er Paris in dieser Absicht verließ, glaubte er zu einem großen, unendlich schweren und wichtigen Werke aufzubrechen. Der Nuntius schildert in seinen Berichten, wie der König am Morgen sich aus dem Bett erhoben, noch unangekleidet sich auf die nackten Kniee geworfen und lange gebetet, hierauf die Eucharistie empfangen habe; so vorbereitet, unter religiösen Gefühlen ging er ins Feld.

Man hat den Feldzug den Krieg der drei Henry genannt; jeder von ihnen, Heinrich von Navarra, Heinrich III. und Heinrich von Guise, spielte darin seine eigenthümliche Rolle.

Der König von Navarra hatte das Glück, mit der kleinen kriegsgeübten Schar, die ihn umgab, das prächtige Heer, mit welchem Joyeuse gegen ihn vorrückte, bei Coutras vollkommen zu schlagen; der Führer selbst war getödtet. Es war die erste Schlacht seit einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Kriege, welche die Hugenotten gewannen: dieser junge Fürst lehrte sie in offenem Felde siegen. Ob er nun aber auch so viel Ansehen über sie hatte, um sie zusammenzuhalten, als sie ihre Beute nach Hause zu bringen wünschten, oder ob es an ihm selbst lag, wenn er den Sieg nicht vollständiger benutzte? Wir wollen diese alte Frage nicht entscheiden.

König Heinrich III. besetzte beide Ufer der mittleren Loire, um eine Vereinigung des heranziehenden schweizerisch-deutschen Heeres mit den Hugenotten des südlichen Frankreichs zu verhindern. Und auf das beste gelang ihm das. Fabian Dohna ließ sich durch glänzende Hoffnungen, die man ihm machte, von den höher gelegenen Uebergangspunkten abführen; tiefer aber fand er den König. Immer in westlicher Richtung, ohne besonderen Widerstand — denn das Scharmützel bei Vimorry, wo er persönlich auf Mayenne traf, ist doch kaum der Erwähnung werth, — aber auch ohne Erfolg bis gegen Chartres vorrückend, sah er sich endlich genöthigt, inne zu halten. Mit ihm zu schlagen, hatte König Heinrich III. keine Neigung: denn diese Leute würden wie Verzweifelte fechten; aber er fand ein anderes Mittel, sie zum Rückzuge zu vermögen. Die Werbungen waren in der Schweiz hauptsächlich deshalb zugelassen worden, weil man behauptete, daß es nicht der König, sondern die Guisen seien, gegen die man ausziehe; diese Ansicht beschloß er zu widerlegen. Ein zürcherischer Hauptmann[1]), der in dem Heere

1) Johann Haller, dessen handschriftliche Chronik auf der Stadtbibliothek

bekämpfe, schloß sich an den Gouverneur an. Wenn die Parlamente an den Grundsätzen der verfolgenden Religion festhielten, so war dies eher ein Motiv für den Adel, der diese Rechtsgelehrten haßte, weil er von ihnen in seinen Herrenrechten beschränkt ward und Unrecht zu leiden behauptete, sich den Hugenotten zu nähern. Im August 1574 kam es in Milhaud zu einer vorläufigen Abkunft, in welcher die Hugenotten sich bereit erklärten, Damville als Gouverneur in Languedoc anzuerkennen, dieser dagegen sich anheischig machte, in keiner Stadt, wo die Reformirten Meister seien, den katholischen Gottesdienst einzuführen; ein Rath von Mitgliedern beider Confessionen sollte dem Gouverneur in der Verwaltung zur Seite stehen [1]).

So versuchte man in dieser Provinz die alten Edicte, welche die Regierung abgeschafft hatte, wiederherzustellen, und beiden Parteien möglich zu machen, neben einander zu leben. Die Eigenmacht, mit der das geschah, entschuldigte man damit, daß eine aus Fremden bestehende Faction die höchste Gewalt in Besitz genommen habe, das Reich, den Adel, die Prinzen von Geblüt und mit ihnen alle Bildung und gute Sitte zu vernichten suche; man hoffte, wenn der neue König ankomme und die Lage der Dinge kennen lerne, werde er alles bestätigen.

Das ließ sich mit einigem Grund erwarten, da Heinrich III., der sein polnisches Reich, ohne darauf Verzicht zu leisten, doch mit einer Ungeduld, die wie eine Flucht aussah, verlassen hatte und jetzt zurückkam, auf seiner Reise von Venedig her Damville einlud, mit ihm die Mittel zur Pacification zu besprechen. In Piemont traf der Marschall mit dem Könige zusammen, der ihn dann seiner Absicht, den Frieden herzustellen, versicherte und ihm die Weisung gab, nach Languedoc zurückzukehren und das Weitere zu erwarten [2]). Als Damville in Beaucaire anlangte, ließ er die Glocken läuten und verkündigte der versammelten Bürgerschaft, der Wille des Königs sei, daß beide Parteien friedlich mit einander leben sollten.

Wenn schon ein Privatmann, der sein Vaterland liebt, entfernt von demselben und weniger beherrscht von momentanen Eindrücken, sich im Großen und Ganzen zu durchdenken sucht, was demselben fromme, wie unendlich vielmehr ist das von einem Fürsten zu er-

1) Vaissette, Histoire du Languedoc V, 322.

2) So erzählt Damville in seinem Manifest Nov. 1574 bei le Laboureur II, 135; er sagt nichts von den Nachstellungen, denen er ausgesetzt gewesen sein soll.

Man möchte sie mit Bomilkar und Hanno, oder mit zwei römischen Consuln vergleichen, die, einander auf den Tod hassend, gegen denselben Feind fochten, wäre die Lage nicht hier noch seltsamer, da der eine von beiden der König, der andere nur ein Gouverneur und Kriegsbefehlshaber war.

Bisher hatte Guise eben noch nicht viel gegen den Feind geleistet, als die Wirkung der königlichen Worte auf die Schweizer dem Burggrafen den Gedanken einflößte, mit seinem Heere zunächst eine Richtung gegen Guise zu nehmen, gegen welchen die Schweizer zu fechten kein Bedenken tragen würden: er hoffte, ihn im offenen Felde zu schlagen, wie Joyeuse geschlagen worden war. Allein in diesem Augenblicke setzte sich der schlachtbegierige Guise, der Menschen und Dinge hier zu Lande besser kannte, schon gegen ihn in Bewegung.

Dohna hatte die gutmüthige Thorheit gehabt, sich des Schlosses, welches den Burgflecken Auneau, worin er eines Abends sein Nachtlager nahm, beherrschte, nicht militärisch zu versichern. Guise gewann den Befehlshaber mit Geld und Versprechungen, ihm während der Nacht das Schloß zu öffnen. Am Morgen, als Dohna eben aufbrechen wollte, die Reiter entweder bei ihrem Frühmahl oder bei ihren Pferden waren, um sie zu satteln, und die Packwagen die Straßen des Fleckens erfüllten, brach nun Guise von dem Schloß her unter sie ein; sie waren nicht im Stande, nur ein einziges Fähnlein zu sammeln; in kleinen Trupps wurden sie in ihren Quartieren überfallen, niedergehauen oder gefangen genommen [1]). Der Burggraf rettete sich mit seiner Rennfahne und wandte dann alles an, um Reiter und Schweizer aus den benachbarten Quartieren zur Wiedereroberung des Fleckens zu vereinigen. Aber er besaß bei weitem nicht Ansehen genug, um das durchzusetzen. Die Schweizer wollten jetzt auch nicht gegen Guise fechten und zogen in ihrer Absicht, nach Hause zu gehen, einen Theil der deutschen Rittmeister und Reiter mit sich fort. In immer steigender Unordnung und Rathlosigkeit von beiden Seiten, der königlichen und der guisardischen, angegriffen, wich hierauf die Armee längs der Loire rückwärts. Sie verzweifelte, den Weg zu den Hugenotten zu finden, und gab endlich den Anmahnungen des Königs, das Reich zu verlassen, Gehör. Dieser ließ

1) Nach Leuthinger (de Marchia lib. XXIV, 528) wäre auch Buch in dem Flecken gewesen; Vossius, de rebus gestis Fabiani a Dohna, verhält sich mehr apologetisch, als eigentlich erzählend, S. 65.

sie ruhig ziehen, zufrieden, daß sie niemals mehr gegen ihn zu dienen versprachen; den Franzosen, die sich von dem Zuge trennen wollten, verstattete er, im Lande zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie sich dem ergangenen Religionsedict unterwerfen würden.

So kamen die Heere aus dem Felde zurück. Der Erfolg des Feldzuges war in so fern bedeutend, als die protestantisch-germanische Heeresmacht aus den Grenzen des Landes zurückgewiesen, von Guise, der sich um keine Capitulation kümmerte, sogar über die Grenzen hinaus verfolgt und beinahe vernichtet wurde. Für die innere französische Frage war jedoch nichts entschieden. Die Günstlingsregierung war nicht beseitigt, Epernon in dem alten verhaßten Uebergewicht; die Hugenotten hatte der Sieg von Coutras in ihrem Selbstgefühle bestärkt. Der ganz offenbare Gegensatz Guise's gegen den König verhinderte diesen, etwas Entscheidendes gegen Heinrich von Navarra zu unternehmen: wenn man in ihn drang, dies zu thun, so antwortete er wohl, Navarra sei nicht sein schlimmster Feind; er forderte, daß ihm ein Jeder gehorche.

Barricaden.

In diesem Augenblick aber entwickelte sich ihm erst noch die gefährlichste Feindseligkeit in der Mitte seiner Hauptstadt. Die katholische Association nahm hier eine neue, überaus drohende Gestalt an.

Im Anfange des Jahres 1587 hatte die Nachricht von den deutschen Rüstungen alle Gemüther aufgeregt. Man erzählte, daß ein Heer von 300,000 Ketzern aufgeboten sei und in Frankreich eindringen werde, um die guten Katholiken zu vernichten, mit denen der heuchlerische König sogar heimlich einverstanden sei; der Gedanke erhob sich, da die katholischen Prinzen allein einer solchen Gefahr zu begegnen zu schwach sein würden, eine städtische Organisation zu gründen, um sie zu unterstützen. Ein reicher Bürger, Beamter des Bischofs von Paris, Carl Hotmann, hat, soviel man weiß, diesen Gedanken zuerst gehabt [1]) und ihn an ein paar durch ihr Feuer und ihre Worte mächtige Prediger. Jean Prévôst, Matthieu Launay und Jean Boucher, mitgetheilt, die ihn mit Freuden ergriffen und sogleich zu seiner Ausführung schritten. Den nach Rom gelangten

1) Avea sentito susurrare, che venisse contra Francia un esercito di trescento mila eretici, risolse di unire insieme altrettanti Francesi cattolici. (Anonymo capitolino.)

Nachrichten zufolge hat sich der neue, noch wenig zahlreiche Bund am 25. Januar und am 2. Februar 1587 seine Verfassung gegeben. Man ernannte zuerst sechzehn Männer, nach der damaligen Zahl der Quartiere von Paris, um in jedem die Angelegenheiten der Vereinigung zu leiten, und sodann zehn, unter denen die vier Begründer waren, zur allgemeinen Führung der Geschäfte; keine Aufnahme sollte stattfinden, ohne von diesen gebilligt zu sein. Die Verbindung nahm, wahrscheinlich anknüpfend an eine frühere vom Jahr 1576, einen raschen Fortgang, auch unter dem besseren und wohlhabenden Mittelstande, dem Hotmann selbst angehörte; die vornehmste Verpflichtung war, so viel Geld zu zahlen, als der Rath der Zehn auflegen würde [1]).

Heinrich Guise begriff bei dem ersten Worte, das man ihm davon sagte, welch ein gewaltiges Werkzeug zu jedem Unternehmen dadurch in seine Hand gerathe. In kurzem kam Mayenne zur Stadt; in tiefem Geheimnisse verständigte er sich mit den Bürgern, die es fast für eine Ehre hielten, daß die großen Herren sich mit ihnen verbinden wollten. Ein Bündniß ward geschlossen zu dem doppelten Zwecke, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen; die Gleichgesinnten in anderen Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden.

Gleich im Anfange, noch im März 1587, hat sich der Gedanke geregt, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich des Königs persönlich bemächtige. Man wollte seine Günstlinge entfernen und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Dahin kam es jedoch nicht, sei es, daß der König noch zur rechten Zeit gewarnt wurde, oder daß die Dinge nicht hinreichend vorbereitet waren.

Zunächst zeigte sich die geheime, Unzählige umfassende Verbindung nur in populären Widersetzlichkeiten.

1) Die „association faite particulièrement par aucuns bourgeois de Paris", deren in den Acten der Ständeversammlung von Blois im Jahre 1576 Erwähnung geschieht. Des états généraux XIII, 271. — Nach Doschins, Vita Francisci Hottomanni, stammten die Hotmanns, die sich auf beiden Seiten so thätig erwiesen, aus Breslau. Von Lambert, dem Stifter, hatten sich zwei Söhne hervorgethan: Johann, der zur Herbeischaffung des für Franz I. erforderlichen Lösegeldes viel beigetragen haben soll, und Peter, der in der Verwaltung diente. Des Letzteren Sohn ist Franz Hotmann, der Enkel des Ersteren Charles.

Da war ein Volksredner, des Namens Roland, der besonders gegen den Frieden mit den Hugenotten eiferte und sich überhaupt in den heftigsten Reden gefiel; als er eingezogen wurde, beschloß die Ligue — Prinzen und Bürger — ihm kein Leid zufügen zu lassen: sie zwang die Regierung, ihn herauszugeben [1]). Ein Anderer dagegen, der wider die Ligue und die päpstlichen Bullen geschrieben hatte, blieb im Gefängniß.

Meister Prévôst stellte in der Kirche St.-Severin eine Abbildung der in England an den Katholiken verübten Grausamkeiten aus, welche das Volk gegen Hugenotten und Politiker in Wuth versetzte. Das Bild ließ die Regierung wegnehmen; man antwortete mit beleidigenden Maueranschlägen, mit immer heftigeren Ausbrüchen auf den Kanzeln. Der Versuch, einen dieser Prediger gefangen zu setzen, im September 1587, erweckte in den Quartieren, wo es geschehen sollte, bereits einen allgemeinen Auflauf.

Bei dieser Stimmung ward jede Nachricht aus dem Felde mit Mißgunst gegen den König und Bewunderung für den Herzog aufgenommen. Ihm ward die Rettung der Stadt zugeschrieben; seine geringsten Unternehmungen wurden in Gedichten und Flugschriften mit Enthusiasmus gepriesen; wie viel mehr eine Handlung, wie der glückliche Ueberfall von Auneau! Er ward von den Predigern als der Gideon des gläubigen Frankreichs gefeiert; sie wandten das Wort auf ihn an, Saul habe tausend geschlagen, aber David zehntausend. Daß der König eine Abkunft mit den Feinden getroffen hatte, hielt man für schimpflich und für eine Art von Verrätherei; denn es wäre nur auf ihn angekommen, alle diese Räuber in Stücke zu hauen; aber man sehe wohl, er habe sie kommen lassen, besoldet und jetzt zurückgeschickt [2]).

Der König, der in dem Feldzuge das Entscheidende gethan zu haben glaubte und Ehre davon erwartete, war betroffen und erstaunt, daß die öffentliche Stimme sich gegen ihn erklärte. Der Empfang, den er fand, war kalt: das Lebehoch, das man ihm zurief, bezahlt. Bald nach seiner Rückkehr fand er sich bewogen, die aufrührerischen Prediger vor sich kommen zu lassen und ihnen persönlich sein Mißfallen, seine Verachtung zu erkennen zu geben; Papst Sixtus würde sie in gleichem Fall auf die Galeeren schicken: er wolle

1) Vgl. Schreiben Guise's bei Bouillé, 211, mit L'Etoile beim 4. Juni 1587.

2) L'Etoile Anfang Dec. 1587, Ausgabe von Champollion 234.

ihnen für diesmal verzeihen, rathe ihnen aber, sich zu bessern [1]). Er bemerkte die zu seinen Füßen brausende Bewegung; fürchtete er, sie in Gährung zu bringen, oder glaubte er, sie durch Ermahnungen zu dämpfen?

Besonders die Herzogin von Montpensier, geborne Guise, Schwester des Herzogs Heinrich, gab den Predigern Rückhalt; sie rühmte sich, durch den Mund derselben mehr auszurichten, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König zeigte ihr seine Ungnade, duldete sie aber in der Hauptstadt.

Und dabei ward das Carneval von 1588 mit leichtsinnigen und anstößigen Vergnügungen ausgefüllt, gleich als gebe es keine Ligue, keinen Feind des Königthums in Frankreich. Am Hofe war Niemand, dem man nicht die schändlichsten Dinge nachgesagt hätte; alles war gegen einander.

„Das Mißtrauen", sagt der päpstliche Nuntius, „ist in dem Rathe, dem Hause, der Kammer des Königs; man verläßt sich auf Niemand, als mit wem man durch das engste persönliche Interesse verbunden ist. Jeder sucht den Anderen zu überlisten und dann zu verlachen." Auch die Königin-Mutter konnte den Rest des Credits, den sie noch besaß, dem vorwaltenden Günstling Epernon gegenüber nicht behaupten. Eines Tages suchte Epernon sie auf und kniete mit entblößtem Haupte vor ihr nieder: so sehr sie in ihn drang, sich zu erheben, hielt er, bizarr und eigensinnig, wie er war, lange in dieser Stellung aus, um ihr zu sagen, daß er nie etwas gegen sie gethan, ja nie etwas gegen sie gedacht habe [2]). Ich glaube nicht, daß er sie gewann oder überzeugte.

Und indem traten noch andere, Besitz und Macht betreffende Irrungen zwischen dem König und den Guisen ein.

Durch den Tod von Joyeuse war das Gouvernement der Normandie erledigt worden: Guise, von seinen Freunden unterstützt, auf seine Verdienste trotzend, forderte es für sich: der König übertrug es auf Epernon.

Durch den Tod des Prinzen von Condé, der in St.-Jean d'Angely, wie man glaubt, an Gift starb, ward auch das Gouvernement der Picardie eröffnet; die Guisen forderten es für Aumale; der König übertrug es dem Herzoge von Nevers.

1) L'Etoile: il en demeurait là, habens quidem animum, sed non satis animi.

2) Morosini bei Tempesti Vita di Sisto V. I, 380.

tieren, einem jeden unter seinem Obersten [1]); auf die Erklärung der Pariser, sie seien stark und zu allem fertig, es bedürfe nichts als der Gegenwart Guise's, habe dieser geantwortet, er werde nicht lange auf sich warten lassen. Und schon erfüllte sich die Stadt mit verdächtigen Menschen; auch machten einmal die städtischen Behörden den Versuch, Leute dieser Art zu entfernen; doch war das bereits nicht mehr auszuführen.

Der König befand sich in der größten Verlegenheit. Sollte er die Stadt sich selbst überlassen, so ging sie für ihn verloren; wenn er aber dablieb, so war sein Ansehen, ja selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet. Er entschloß sich, eine Abtheilung Schweizer und französische Garden, die in der Nähe standen, in die Vorstädte St.=Denis und St.=Martin einrücken zu lassen. Unter den Bürgern rechnete er auf eine gemäßigte Partei, die sich an den vornehmsten Magistrat, den Prévôt des marchands, hielt, und zu der auch einige städtische Capitäne gehörten. Die Tagesfrage, welche die Gemüther beschäftigte, betraf nicht den Streit zwischen Hugenotten und Katholiken, sondern die Meinungen der Katholiken selbst über ihr Verhältniß zu den Hugenotten. Die Einen behaupteten, daß diese mit Feuer und Schwert vertilgt werden müßten: das kirchliche Princip sei die Grundlage von allem und unbedingt zu behaupten; die Anderen erwiederten, das würde das Verderben des Landes, der Ruin des Staates sein, auf dessen Ordnung alles beruhe. In allen Gesellschaften ward darüber gesprochen; wo man zahlreicher zusammenkam, darüber debattirt. Der König, einen Augenblick von seiner gewohnten Politik weggedrängt, kehrte zu derselben zurück und schien sich auf die gemäßigten Leute, die man Politiker nannte, stützen zu wollen. Hierüber aber eben erhob sich die Aufregung unter der populären Genossenschaft. Das Gerücht verbreitete sich, der König wolle die Politiker zu Herren der Stadt machen, die Mitglieder der Ligue hinauswerfen, ja die vornehmsten und bestgesinnten Bürger der Stadt festnehmen; schon ging ein Verzeichniß von denen, welche zunächst dem Verderben geweiht seien, von Hand zu Hand. Zu der religiösen und politischen Tendenz kam die Besorgniß für das eigene

1) Procès verbal de M. Poulain hinter dem Journal de l'Etoile, Petitot XLV, 434. Dies ist der Pollebro Davila's, der Polinius de Thou's, der bei diesem Geschichtschreiber eine so große Rolle spielt. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist immer bestritten worden, nicht jedoch, daß er die Angaben gemacht hat.

Leben, und wenn es nicht früher geschehen ist, so forderte man jetzt den Herzog von Guise auf, nach der Stadt zu kommen und die wahren Katholiken, seine Anhänger, zu beschützen.

Herzog Heinrich von Guise war, wie der König, der Sohn einer italienischen Mutter; mit einander waren sie aufgewachsen, und in Gutem und Bösem waren sie wie ihre Mütter mit einander verbunden gewesen. Aber eine ganz andere Entwickelung hatte die Natur des Herzogs genommen, als die des Königs. Die Italiener können die harmonische Verbindung geistiger Energie und körperlicher Kraft, die sich in Heinrich Guise zeigte, nicht genug bewundern; man habe ihn in vollen Waffen stromaufwärts schwimmen sehen; im Ballspiel und Faustkampf, in jeder militärischen Uebung sei er unvergleichlich; keine Beschwerde fechte ihn an [1]). Er war ein großer schöner Mann von blondem lockigem Haar, lebhaften und durchdringenden Augen, durch die Narbe, die ihm eine in der Schlacht empfangene Verletzung auf der Wange zurückgelassen, nicht entstellt, sondern nur männlicheren Ansehens geworden; Vielen galt er als das Ideal eines Mannes. Obgleich in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, fand er sich doch gern in die Beschwerden des Lagers. Von großen Feldzügen, die er geleitet hätte, liest man nichts; aber er war ein muthvoller und tapferer Capitän, dem manches kühne Wagestück gelungen ist. Langes Berathen und Bedenken hielt er nicht für nothwendig: denn im Kriege liege alles an der Ausführung. Unter dem Eindrucke zusammentreffender Nachrichten, vielleicht bei Tafel, in zahlreicher Gesellschaft faßte er seinen Plan und ließ sich an der Vollziehung desselben durch keine Einwendung irre machen. Mit seinen Soldaten liebte er, wie Mühe und Arbeit, so auch Belohnung und Ehre zu theilen. Warum, so wird in einem poetischen Lobspruch auf ihn der Maler, der ihn porträtirt hat, gefragt, warum hast du ihm keinen Lorbeerkranz um das Haupt gegeben? Die Antwort ist: er würde sich die Blätter heruntergerissen und sie unter seine Kriegsgefährten vertheilt haben. Niemals vergaß er, wer er war, was er sein wollte; aber er hielt sich frei von jeder Art von Ueberhebung; seine Briefe, deren gar manche übrig sind, athmen italienische Courtoisie; auch den Niedrigsten stellte er sich gleich; nicht leicht wies er eine Einladung zu einer häuslichen

1) Schilderung eines Italieners, der ihn kannte, aus einem Hefte Lettere, Bibl. zu Stuttgart Nr. 181: di temperamento gioviale benigno grave attraeva la gente di amarlo e di seguitarlo. Vgl. Davila.

Festlichkeit, einer Taufe, einer Hochzeit zurück; man sah ihn mit abgenommenem Hute von einer Seite der Straße nach der anderen gehen, um einen Bekannten, zuweilen des geringsten Standes, zu begrüßen. Unter Hunderten, die beisammen waren, unterschied er beim ersten Blicke die, zu denen er ein besonderes Verhältniß hatte; durch ein Winken der Augen, eine Bewegung des Kopfes gab er ihnen zu erkennen, daß er sie bemerke. Was fesselt aber die Menschen mehr, als Uneigennützigkeit für sich selbst, Aufmerksamkeit auf Andere? Auch freigebig zeigte sich Guise, obwohl er nicht reich war. Denken wir uns einen Mann von diesen Eigenschaften und zugleich von dieser Herkunft und diesem Rang, in der Mitte einer aufgeregten Menge, deren vornehmste Leidenschaft, den Haß gegen die Andersgläubigen. er theilte, wie konnte es anders sein, als daß Alle ihm anhingen? König Heinrich III. hat einmal gesagt: er trage wohl die Krone; aber Guise sei der König der Gemüther [1]).

Ohne Zweifel war das Betragen Guise's, wie seiner Natur gemäß, so zugleich auf diesen Erfolg berechnet. Denn vor allen Dingen war Heinrich Guise Parteihaupt. Mit den heroischen Eigenschaften seines Vaters verband er, wie man schon damals gesagt hat, die Verschlagenheit seines Oheims.

Von den mancherlei Motiven, die ihn zu einer Handlung bestimmten, wußte er so gut wie dieser jedesmal diejenigen hervorzukehren, welche der Persönlichkeit dessen, mit dem er unterhandelte, am besten entsprachen, andere hielt er zurück: selbst seine Vertrautesten, seine Brüder erfuhren sie nicht von ihm. Auf sein Wort, seine Zusage hätte man sich nicht verlassen dürfen: wir bemerkten, durch welche armselige Ausflucht er sich der Bedingungen, die er beim Abschlusse des Vertrages von Nemours eingegangen, überhoben glaubte. Regelmäßige Vorbereitung liebte er auch in politischen Dingen nicht; in der Unordnung und dem Tumulte ward ihm wohl: er erwartete alles von seiner Popularität und seinem Glückssterne.

Ueber den König gewann er dadurch eine gewisse Ueberlegenheit, daß dieser einst als Prinz derselben Partei mit ihm angehörte: mit einander hatten sie die Waffen gegen die Hugenotten getragen, die Bartholomäusnacht vorbereitet; die erste Ligue, von 1576, war ihr gemeinschaftliches Werk. Seitdem hatte der König eine andere Politik ergriffen; aber seine früheren Hinneigungen waren noch nicht

1) Nach Morosini sagte man König Heinrich dem III. einmal: Egli (il duca de Guisa) è il re nell' affetto, se la M. V. è re nell' effetto.

ganz vergessen, sie lebten in seiner Jugenderinnerung; von den ehemals zur Schau getragenen, streng kirchlichen Grundsätzen konnte sich Heinrich III., obwohl er sie nicht mehr bekannte, nicht völlig losreißen. In Guise dagegen war alles aus Einem Stück: Vergangenheit und Gegenwart, Ueberzeugung und Parteistellung, religiöse und politische Absicht.

Damals war der Hader aufs neue zwischen ihnen ausgebrochen. Guise hatte dem Könige Bedingungen gestellt, deren Gewährung das Uebergewicht seiner Partei in Frankreich vollendet hätte: auch die Entfernung des Günstlings, der eben nach der Normandie gegangen war, um sie selbst in Besitz zu nehmen, brachte er in Antrag. Der König hatte ihm ausdrücklich die Weisung gegeben, nicht nach Paris zu kommen. Auf die Aufforderung der Stadt, in dem dringend scheinenden Augenblicke, zugleich aus Besorgniß und aus Ehrgeiz, beschloß Guise, auf dieses Verbot keine Rücksicht zu nehmen: mit geringem Gefolge, denn eines großen bedurfte er nicht, erschien er daselbst am 9. Mai 1588.

Er stieg bei dem Palaste der Königin-Mutter ab, zu der er nicht ohne Verhältniß war. Catharina, der im ersten Augenblick alles, was geschehen konnte, vor die Seele trat, erzitterte, als sie ihn erblickte. Auf ihre Frage, was ihn so unerwartet herführe, antwortete er mit einiger Heftigkeit: er höre, man wolle die Katholiken überfallen, sie einst in einer Nacht niedermachen; er komme, um sie zu vertheidigen oder mit ihnen zu sterben. Man hat zwar gesagt, daß er sich auch gegen den König selbst so rücksichtslos geäußert habe; aber der glaubwürdigste Bericht weiß davon nichts. Heinrich III. sah Guise zuerst bei der Königin, seiner Gemahlin; sich zusammennehmend, gedachte er vor allem Epernons, der sein Freund sei und der deshalb auch einen Anspruch auf die Freundschaft Guise's habe. Da müsse, versetzte Guise, Epernon erst den Unterschied anerkennen, der zwischen ihnen beiden von Natur und durch ihre Herkunft obwalte; dann könnten sie Freunde sein [1]). Zwischen König und Herzog hätte noch Niemand, der sie beisammen sah, ein ernstliches, dem Ausbruche nahes Zerwürfniß bemerken können; noch bei der Abendtafel am 11. Mai versah Guise seinen Dienst als Oberhofmeister mit allem Anschein zufriedener Unterthänigkeit. Aber jeden

1) So berichtet der Nuntius an Sixtus V.; es ist eine Version, die sich doch wenigstens auf einen namhaften Zeugen gründet und welche die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Augenblick wuchs Mißtrauen und Unruhe durch die Ankunft eifriger und angesehener Liguisten, wie der Erzbischof Espinac von Lyon einer war, und durch die unermeßliche Popularität, deren sich Guise erfreute. Es ist damals gewesen, daß eine Alte sich durch die Masse drängte und ihm sagte, sie wolle nun gern sterben, da Gott ihr die Gnade erwiesen, daß sie ihn, den Retter, noch mit ihren Augen erblicke. Ein Dachdecker ließ sich mit Lebensgefahr von der Höhe, wo er arbeitete, herunter, um den Herzog, der daselbst vorüberkam, in der Nähe zu sehen. Was sollte geschehen, wenn die Adresse von Soissons unter diesen Umständen überreicht wurde und sich Guise zum Dolmetscher der allgemeinen Wünsche machte? Wie hätte der König wagen können, Widerstand zu leisten? Die allgemeine Stimme hätte ihn überwältigt.

Ich finde nicht, daß Guise zunächst mehr beabsichtigt oder daß er auf Anwendung der Gewalt gedacht habe. Auch der König war davon weit entfernt. Aber die Anwesenheit so vieler zweideutigen Fremden und die Unzuverlässigkeit der Bürgermiliz, von der eine Abtheilung einen wichtigen Posten so eben eigenmächtig verlassen hatte, bewogen das Conseil in einer Sitzung, die am Abend des 11. Mai gehalten ward und an der Catharina von Medici nicht Theil nahm, zu dem Beschlusse, die Franzosen und Schweizer, die in den Vorstädten lagen, in die Stadt einrücken zu lassen. Wo aber Kräfte so feindseliger Art einander berühren, ist in kurzem Niemand mehr des Angriffes oder des Blutvergießens Meister. Es waren elf schweizerische, neun französische Fähnlein. Am Morgen des 12. Mai rückten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen durch die Thore ein und besetzten hauptsächlich die Hallen, den Grèveplatz, die Brücken und Straßen um das Louvre und in der Cité; auch die von den Bürgern verlassenen Posten wurden besetzt; mit denen, die sich in der Stadt befanden, mochten die Truppen etwa 6000 Mann ausmachen. Wie konnte man daran denken, mit einer so geringen Macht die große, mit bewaffneten Bürgern angefüllte Stadt, die damals eine halbe Million Einwohner zählte [1]), zu überwältigen? Dennoch griff die Meinung um sich, als ob die Absicht eben dahin gehe. „Mehr als hundert ehrenhafte Bürger seien zum Tode bestimmt; schon seien Henkersknechte in die Stadt gerufen, um die Hinrichtungen zu voll-

1) Bernardino Mendoza giebt in einem während der Belagerung 1590 geschriebenen Briefe die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 550,000 Seelen an, die damals auf 400,000 geschmolzen sei.

ziehen. Bei dem geringsten Widerstande werde man in die Häuser eindringen, die Einwohner mißhandeln, die Frauen der Brutalität schweizerischer Söldner preisgeben" [1]. Das Erscheinen der Truppen brachte die Bewegung, die sie niederhalten sollten, zum Ausbruche. Die Bürger sammelten sich in den verschiedenen Bezirken zu den Fahnen; einige Capitäne sind für den König gewesen, aber von ihren Leuten verlassen worden; andere stellten sich in den Straßen auf, um sich dem Vorrücken der königlichen Truppen zu widersetzen. Unter dem wachsenden Tumulte wurde die royalistische Stadtbehörde gestürzt und eine andere an ihre Stelle gesetzt, welche die Meinungen der Menge theilte: die ganze Führung gerieth in die Hände der entschlossenen Liguisten. Unter diesen hat Niemand einen größeren Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt, als Graf Carl von Brissac, der Sohn jenes piemontesischen Brissac, der, wie man sagt, ein Löwe eine Schar von Löwen in den Kampf führte. Der jüngere Brissac war von Heinrich III. vernachlässigt worden und wollte ihm seinen Werth durch Widerstand beweisen. Er stellte sich an die Spitze der bewaffneten Bürger in dem sogenannten lateinischen Quartier, wo sich ihm die jungen Leute der Universität anschlossen. Ihnen entgegen besetzten die königlichen Truppen so eben den Platz Maubert unter dem tapferen Crillon: hätte man diesem freie Hand gelassen, so würde er wahrscheinlich die Oberhand behalten haben; aber er hatte die bestimmte Weisung, nicht zu schießen, und da er in dem dringenden Moment die Erlaubniß dazu nicht bekommen konnte, so wich er zurück. Schon längst war unter den Bürgern ein Plan gemacht, die Stadt, wie in früheren Jahrhunderten durch Ketten, so jetzt durch Barricaden zu schützen, die in den Bürgerkriegen anderwärts schon oft versucht worden waren. Soviel wir wissen, war Guise selbst nicht für die Anwendung dieses äußersten Mittels; Brissac hat, wie er versichert, alles angeordnet, geleitet; wenigstens

1) Von den drei frühesten Berichten: Audacieuse entreprise de M. de Guise, — Amplification des particularités, qui se passèrent à Paris (Mém. de la Ligue II, 308—315), — Histoire très véritable de ce qui est avenu dans cette ville de Paris (Preuves de la Satire Ménippée I, 40), ist der letztgenannte der unterrichtendste. Man hat geglaubt, er stamme von Sainct-Yon, einem der liguistisch gesinnten Eschevins; doch sind die Nummern 76—83, die von ihm reden, offenbar eingelegt; sie springen plötzlich, den Zusammenhang zerreißend, auf den Freitag über, worauf wieder vom Donnerstag die Rede ist. St.-Yon ist höchstens der Herausgeber, nicht der Verfasser.

die erste Barricade an der Einmündung der Rue Galande in den Platz, von dem Grillon zurückwich, hat er ohne Zweifel errichtet [1]). In demselben Augenblicke geschah das Nämliche auch in den benachbarten Quartieren. Gegen Mittag waren die Truppen allenthalben von einander abgeschnitten, von Barricaden eingeschlossen, die Bürger allenthalben die Meister. Schon sagte der Befehlshaber der Truppen, Marschall Biron, dem Könige, jede Straße sei eine Stadt, die man erobern müsse. Biron begab sich zu Fuß mit wenigen Begleitern vor eine der großen Barricaden, um zum Frieden zu reden: da er aber die Forderungen, die man machte, nicht gewähren wollte, erlebte er, daß die Gewehre auf ihn selbst angelegt wurden. Das Verlangen der Menge ging vor allen Dingen auf die Entfernung der sämmtlichen Truppen: und wieder war es Brissac, der den Anfang machte, sie zu erzwingen. An der Spitze der Bewaffneten des Platzes Maubert forderte er die Schweizer auf, ihre Lunten auszulöschen, und eröffnete, da sie es verweigerten, zugleich von hier und in ihrem Rücken in der Rue St.-Jacques den Angriff [2]). Bald streckten die Schweizer die Hände aus; ihre Rosenkränze zeigend, um zu beweisen, daß sie katholisch seien, flehten sie in ihrem gebrochenen Französisch um Gnade und ließen sich entwaffnen. So ging es auch auf dem Marché neuf. Unter dem Geläute der Sturmglocke drang man überall auf die Truppen in den Posten, die sie eingenommen hatten, ein. Um sie nur zu retten, mußte endlich der König den Befehl geben, sie um das Louvre her zusammenzuziehen. Schon ließ sich aber auch dies nicht so leicht ausführen; der König selbst mußte sich nach seinem Feinde Guise umsehen.

Am Morgen des Tages hatte sich Guise in seinem Palaste zur Vertheidigung angeschickt. Der Garten war voll Waffen, das ganze Erdgeschoß voll von Bewaffneten; in dem Hofraume bildeten seine Freunde von Adel, die sich für ihn schlagen wollten, Spalier [3]).

1) „El papel, que dio el agente de M. de Brissac“, in dem Archive von Simancas, enthält die Worte: „Le comte de Brissac contre l'opinion de feu M. de Guisse dressa les barricades avec les gentilshommes et le peuple de Paris et dégarnit cinq ou six milles hommes de guerre — qu'il confesse être arrivé comme par miracle.“

2) Jamais on ne vit chose mieux conduite, ny plus heureusement succéder. Lettres d'Et. Pasquier liv. XII, p. 334.

3) So fand ihn Luigi Davila, der von der Königin zu ihm geschickt war und dem er seine Vorbereitungen selbst zeigte. Davila, Historia 496.

Gegen Mittag war schon an keine solche Gefahr mehr zu denken; man sah Guise in den nächsten Straßen unter der zu beiden Seiten geschaarten Menge mit dem Erzbischof Espinac auf- und abgehen. Von Zeit zu Zeit kamen ihm Botschaften aus der Mitte der Stadt; er zeigte in seinem Gesicht eine Freudigkeit, welche die Zuversicht des Sieges aussprach [1]).

Nun aber war alles entschieden. Von dem Hofe selbst zu Hülfe gerufen, begab er sich nach dem Kampfplatze, zu Pferd, aber ohne Küraß noch Waffen, einen Stab in der Hand. Wo er sich zeigte, beruhigte sich die Menge. Er befreite zuerst die französischen Garden aus dem Hause, nach welchem man sie zusammengedrängt hatte, dann die Schweizer auf dem Marché neuf, dann die Uebrigen. Unter seiner und seiner Freunde Führung konnten sie sich nun um das Louvre sammeln. An Guise nahm man auch jetzt keine Spur von Hoffart und Ueberhebung wahr. Er beklagte sich nur, daß man ihm diese Mühe mache: denn wer das Feuer angezündet habe, solle es billig auch auslöschen. Selbst erbitterte Gegner behandelte er mit der zuvorkommenden Höflichkeit, die ihm eigen war; Gefahr und Sieg kamen ihm im Grunde gleich unerwartet.

In der Stadt meinte man, damit werde nun alles vollendet sein; Guise werde fortan neben dem Könige herrschen. Man gab diesem den Rath, mit dem Herzoge, dem Gouverneur der Stadt und etwa seiner Mutter durch die Straßen zu reiten und das Volk in Güte zur Abtragung der Barricaden zu ermahnen. Aber sollte er sich wirklich in das Geschehene fügen, die Macht des verhaßten Factionshauptes und den Hohn der Menge ertragen? Wer konnte versprechen, daß die Sachen auf dem Punkte, auf den sie gelangt waren, stehen bleiben würden? Schon sagte man dem Könige, um Brissac sammle sich abermals in der Nähe der Universität ein bewaffneter Haufe, um das letzte Thor, das noch nicht eingenommen war, in der Nähe des Louvre, zu besetzen und diesen Palast vielleicht selbst anzugreifen [2]).

1) So sah ihn der junge Aug. de Thou, der Geschichtschreiber: „mihi videri in vultu Guisii ac suorum eam fiduciam et serenitatem oris cernere“ etc. lib. 91. III. 187. Der Palast ist das heutige Hôtel des Archives. Es hatte einst dem Connetable Clisson gehört und war von der Mutter Guise's im Jahr 1553 gekauft worden; später ging es an die Prinzen von Soubise über.

2) „ho saputo“, sagt der König dem Nuntius, „che il Sr. de Brissac raunava gente nell' universita de scolari per muoversi verso il palazzo

Die Stände von Blois 1588.

Nur eben als Unterhandlung kann man die Berathungen der Ständeversammlung betrachten, zu welcher der König sofort die Einladungsschreiben ergehen ließ.

Im voraus hielt er für nöthig, die religiösen Grundsätze seiner Feinde öffentlich zu adoptiren. In einem neuen Edict, das im Juli 1588 erlassen wurde [1], verspricht er, die Ketzerei zu vertilgen: seine Unterthanen sollen sich eidlich verpflichten, nach ihm niemals einen König annehmen zu wollen, der ein Ketzer sei oder die Ketzer begünstige. Auch noch einen anderen Eid aber forderte er von ihnen; sie sollten schwören, von allen anderen Verbindungen und Verständnissen, innerhalb und außerhalb des Reiches, abzustehen. Er wollte das Wort Ligue nicht mehr hören; unter Union verstand er die gesetzmäßige Verbindung der katholischen Unterthanen mit ihrem katholischen Könige. Er gewann es über sich, in dieser Voraussetzung über die Vorgänge in Paris Amnestie auszusprechen; Guise erhielt sogar Begünstigungen und ward, als er an den Hof kam, auf gnädige Weise empfangen; Epernon verlor sein neues Gouvernement und ward entfernt, das gesammte Conseil des Königs, weil es mit der bisherigen Staatsverwaltung unauflöslich verknüpft erschien, entlassen. In der Versammlung der Stände sollten alle Fragen frei erörtert und neue Formen der Regierung festgesetzt werden.

Der König rechnete darauf, als die Stände im October zu Blois zusammenkamen, daß die freien Wahlen auch Nichtliguisten in die Versammlung gebracht haben und daß diese seinen Vorstellungen ein williges Gehör leihen würden: ich wüßte nicht, daß irgend ein französischer König eine merkwürdigere Rede gehalten hätte, als die ist, mit welcher Heinrich III. diese Stände eröffnete. Sie wird von dem Gefühle belebt, als lasse sich noch eine Verständigung in katholischem und monarchisch-ständischem Sinne durch Berathung erreichen.

Heinrich III. begann mit einem Lobspruch auf seine Mutter, die auf dem obersten Tritt zunächst unter dem Throne saß. Er versprach aufs neue, wie einst in den Schlachten, so auch fortan die Ketzerei mit Gefahr seines Lebens zu bekämpfen; ein stolzeres Grab könne er nicht finden, als in dem Ruin der Ketzerei. Ferner sagte

1) Edit du roi sur l'union de ses sujets catholiques. Mém. de la Ligue II, 366. Articles accordés au nom du roi. Ib. III, 52.

das Land im Ganzen angesehen und der Thatsache nach, zur Idee der politischen Selbständigkeit von Frankreich.

An sich durfte man nicht erwarten, daß sich der König von Spanien mit einem Zustande wie dieser befreunden oder nur vertragen würde. Aber dazu kam, daß der niederländische Krieg fortdauerte, der nicht verfehlen konnte, von Zeit zu Zeit die frühere Theilnahme der Hugenotten wieder zu erwecken oder den alten Ehrgeiz in der französischen Regierung aufzuregen. Philipp II. sorgte nur für sich selbst, wenn er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel ergriff, um den ihm widerwärtigen Tendenzen in Frankreich die ihm befreundeten strengkatholischen entgegenzustellen.

Die Ligue ist mehr, als man glaubt, ein Werk von Spanien und Philipp II.: sie bildet ein Moment und zwar das entscheidende in dem Gegensatze der beiden Monarchien. In dem inneren Frankreich selbst, das trotz der Pacification durch den Fortgang der allgemeinen Gegensätze und die alten Leidenschaften in steter Aufregung erhalten wurde, fand Philipp seine besten Waffengefährten. Der damalige König von Frankreich vermochte auf die Länge nicht, seine Unterthanen zusammenzuhalten.

Heinrich III. und seine Regierung in den Friedensjahren.

Heinrich von Valois hatte als Prinz eine hohe militärische Stellung eingenommen und sich, mit größerem oder geringerem Verdienste, kriegerischen Ruf erworben; aber wie erstaunten schon die Polen, bei denen dieser Ruf zu seiner Wahl beigetragen hatte, als er bei ihnen anlangte! Sie erwarteten eine stolze Gestalt, rauhe Sitten, Gespräche von Krieg und Waffen; statt dessen stellte sich ihnen ein junger Mann von zartem Körperbau dar, der Edelsteingehänge in den Ohren trug und sich nach den Vergnügungen der französischen Gesellschaften zurücksehnte.

Diese zu genießen, in seiner Weise, war die Absicht und der Wunsch des Fürsten, als er jetzt, nach dem Frieden von Poitiers, in seine Hauptstadt einzog, um daselbst seine Wohnung zu nehmen, anhaltender, als es bisher ein französischer König gethan hatte.

Er liebte nicht, zur Jagd zu gehen; selten sah man ihn reiten, obgleich er sich zu Pferde gut ausnahm; alle heftigen Leibesbewegungen waren ihm verhaßt.

Wie sein Bruder Carl als der Stärkste und Unermüdlichste hatte glänzen wollen, so suchte Heinrich eine Ehre darin, als der

Es ist kein Grund vorhanden, den König Heinrich III. bei diesen Erklärungen einer Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu zeihen. Sein Sinn ist, das Königthum, dessen ursprüngliche Unabhängigkeit er festhält, durch die Unterwerfung unter die von ihm selbst frei angenommenen Gesetze zu beschränken. So dachte er den alten Streit, der die früheren Jahrhunderte bewegt hatte und die späteren noch bei weitem mehr bewegen sollte, zwischen Monarchie und Ständen zu vermitteln. In freier Vereinbarung soll man die Grundgesetze des Reiches erneuern oder neu gründen, an welche dann das Königthum durch unverbrüchlichen Eidschwur gebunden sein wird.

Noch nie war ein französischer König den ständischen Forderungen näher getreten, als Heinrich III. in Blois. Hätte man ihn nicht bei seinen Worten festhalten, die Schwierigkeiten der Lage benutzen sollen, um die gegenseitigen Rechte des Thrones und der Stände auf immer zu bestimmen?

Aber bei den Ständen herrschten nicht allein noch viel weiter reichende, sondern auch auf einem ganz anderen Grunde beruhende Ideen vor. Wir lernen sie besonders aus den in Paris aufgestellten Entwürfen kennen [1]).

Die Erklärung Heinrichs III., daß es kein protestantisches, oder, wie man sagte, ketzerisches Königthum in Frankreich geben könne, befriedigte hiernach noch nicht: man war der Ansicht, wenn ein König auch nur die Ketzerei begünstige, gleichviel ob direct oder indirect, so verliere er damit sein Recht auf die Krone, und das französische Volk sei von dem Eide des Gehorsams, den es ihm geschworen habe, frei. Um dies zu begründen, ward folgende Theorie aufgestellt. Die Könige seien Könige nicht von Natur, sondern von Gottes Gnaden, d. h. nach einer freilich sehr unhistorischen Auslegung, durch die Sanction der Kirche; die Gnade Gottes, die ihnen durch Salbung und Weihe zu Theil werde, gebe ihnen mehr Recht auf die Krone, als die Natur und die Geburt: wolle ein König sich an die Fundamentalgesetze seines Reiches nicht binden, so falle seine Autorität an die Nachfolger derjenigen zurück, die den königlichen Stamm zuerst mit der höchsten Würde bekleidet haben, nämlich an die Stände selbst [2]). Es

1) Articles pour proposer aux estats et faire passer en loi fondamentale du royaume bei Cayet Anc. Coll. des Mémoires 55, 193, Michaud XII. 62.

2) l'autorité, de la quelle ils ont premièrement revestu leurs roys leur seroit devolue.

men seiner Gunst verdankten. Arques ward zum Herzoge von Joyeuse und zum Gouverneur der Normandie mit Havre de Grace, Caumont zum Herzoge von Epernon und nach und nach zum Gouverneur von Metz, Boulogne, Calais und von Provence ernannt. Jener erhielt überdies mit der Würde eines Admirals besondere Rechte über die Marine, dieser durch das Amt eines Generalcolonels der französischen Infanterie einen ungemein bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Offizierstellen in der Armee.

Hierdurch stieß nun aber Heinrich III. eben mit dem mächtigsten Element in seinem Reich und Staate zusammen.

Was sich schon in früheren Zeiten angebahnt, Selbstmacht und Unabhängigkeit der großen Gouvernements, war während der Bürgerkriege recht eigentlich ausgebildet worden. Die beiden auf einander folgenden Minderjährigkeiten in einem Zeitraume von Verwirrungen und Verlegenheiten aller Art, wo die Regierung eine Stütze in ihren Unterthanen zu suchen genöthigt war, die Unbestimmtheit der Rechte, das Schwanken des Systems hatten dem Ehrgeiz und der Eigensucht einiger großen Familien und aller derer, die sich ihnen anschlossen, freie Bahn gemacht. Im Tumulte des Krieges und der Parteiung, wo ein Jeder für sich selbst zu sorgen, von sich selbst Rath zu nehmen hatte und sich auch durch Vertheidigung des eigenen persönlichen Interesses ein Verdienst erwerben konnte, waren die Gouverneurs der Provinzen zu einem Gefühle von Selbständigkeit, ja sogar die Befehlshaber in Festungen und Städten zu einer wenig abhängigen Stellung gelangt [1]). Viele gehörten vornehmen Geschlechtern an: alle wurden durch die Parteiung mit einander verbunden. Es führte sich ein, daß weder die Befehlshaber in den Städten, noch die Gouverneurs in den Provinzen nach dem Gutdünken der höchsten Gewalt von ihren Stellen entfernt werden konnten. Nur durch Urtheil und Recht meinte ein Jeder seine Stelle verlieren zu können; bei Erledigungen durch den Tod mußte auf die Verwandten, Verbündeten Rücksicht genommen werden. Der Gedanke der Erblichkeit regte sich auch in der militärischen Organisation, wie er in dem Gericht und in der finanziellen Verwaltung bereits vorwaltete.

1) Aluise Contarini 1572: Governi non sono solamente nei piu grandi del regno, ma anco son tutti hereditarii, di modo che quando manca un governator, il re è constretto per non discontentar i heredi, consentir, che i figliuoli, se sono in età o almanco i piu stretti parenti entrino in loco del morto.

Der erste und vornehmste ging auf die unbedingte Gültigkeit der ständischen Beschlüsse. Die Parlamente sollten dieselben nicht mehr zu verificiren, sondern nur zu registriren haben. Hauptsächlich aber, sie sollten dem königlichen Conseil nicht erst zur Begutachtung übergeben, sondern, wie beschlossen, so sollten sie publicirt werden. So sei es in Polen und Schweden, in England und bei anderen benachbarten Nationen herkömmlich. Der König bemerkte, daß doch zum Beispiel in Spanien, wo die Könige nie so viel Autorität gehabt wie die französischen, das Verfahren ein anderes sei: er ließ Verhandlungen der Cortes abdrucken, wo den Beschwerden der ständischen Deputirten zur Seite die Bescheidungen des Königs erschienen: welche Ehrfurcht herrschte in diesen Schriften gegen das Königthum! Aber es läßt sich denken, daß damit Niemand widerlegt zu sein glaubte.

Ein weiterer Anspruch der Stände war die Aufsicht über die Finanzen. Um die Gewaltsamkeiten und Erpressungen der Partisanen und anderer Finanzbeamten zu strafen, sollte eine Untersuchungskammer von überwiegend ständischer Organisation ernannt werden. Der König möge dazu sechs Mitglieder, die Ständeversammlung achtzehn ernennen. Auch der Staatsanwalt solle von den drei Ständen gewählt werden, und zwar müsse dies ein zuverlässiger und rücksichtsloser Mann sein, dem die begangenen Uebergriffe mit den Namen der Schuldigen aus allen Provinzen berichtet werden sollten 1).

Man kam dann auf die unmittelbar zu gewährenden Erleichterungen, und da wurden nun die durchgreifendsten Maßregeln vorgeschlagen. Alle veräußerten königlichen Domänen sollten den Käufern wieder abgenommen werden, nur gegen eine der von ihnen wirklich gezahlten und noch nicht durch die Erträgnisse wieder empfangenen Summe entsprechende Rente; die unter der damaligen Regierung eingeführten Zölle sollten unverzüglich abgeschafft sein sowie alle anderen außerordentlichen Abgaben, ausgenommen die Taille; aber auch diese sollte auf die Summe, die sie unter Franz I., und mit der Zeit auf die, welche sie unter Ludwig XII. ertragen, zurückgebracht werden. Es leuchtet ein, daß hierdurch die Staatskassen mit Einbußen ohne Maß bedroht wurden. Der König stellte vor, in welcher

1) „et que la nomination d'un procureur général seroit faite par les trois ordres, pour faire choix d'un homme roide et entier, qui auroit un substitut en chaque province de la France etc." Des Et. gén. XV, 41.

kirchlichen Satzungen selber thun; er brauche sich nur zu entschließen, den dritten Theil seines Einkommens wie vor Alters wieder den Armen zu widmen: auf die Einführung der tridentinischen Decrete dringe selbst der Papst nicht mehr, da die französischen Verhältnisse dazu nicht passen". Was die freien Wahlen anbelangt, so sagte er, das Recht, zu den Bisthümern und Abteien zu ernennen, habe er von seinen Vorfahren ererbt, von denen es mit Bewilligung des Papstes und der Kirche ausgeübt worden sei, und er denke es zu behaupten. Er machte sie auf das Parteiunwesen und die Simonie aufmerksam, die mit den Wahlen verbunden seien, und auf die Gefahr, in der, wenn es zu einem anderen Systeme komme, gar mancher von ihnen selbst sich befinden dürfte, nicht wieder gewählt zu werden [1]).

Einen nicht geringen Einfluß hatte aber die Corporation des Clerus auf die Staatsverwaltung schon in Folge der finanziellen Contracte, die sie mit der Krone eingegangen war. Um ihre Pflichten erfüllen zu können, forderte sie die Befreiung der Provinzen, die von den Hugenotten eingenommen seien: sie drückte sich nicht anders aus, als wenn sie von der Occupation durch einen auswärtigen Feind spräche. So wenig war sie mit der gesicherten Stellung, welche die Krone den Reformirten gewährt hatte, einverstanden [2]).

Ihr Widerstreben erhielt verdoppeltes Gewicht durch die Unordnung des Geldhaushaltes, die ohnehin alles in die äußerste Verwirrung brachte.

Was ist es gewesen, sagt ein Schriftsteller der Zeit, was den Fürsten vom Hause Valois ihr Ansehen in der Welt verschafft hat? Außer ihren heroischen Thaten war es vornehmlich die Aufmerksamkeit, die sie ihren Finanzen widmeten, die gerechte Vertheilung ihres Einkommens, worin sie eine der vornehmsten Pflichten eines Monarchen sahen.

Den alten Valois war in der That nichts mehr zu statten ge-

1) Die Nachricht von Thuanus, lib. LXXIII, muß aus dem Procès verbal über die Versammlung zu Melun berichtigt werden, aus der unsere Notizen stammen.

2) In der Assemblée pour l'audition et clôture des comptes du receveur général wird beschlossen: seront remontrées les nécessités des provinces, occupées par l'ennemi, lesquelles attendent et requièrent le secours de S. M. pour leur délivrance.

um das ihm so wohlgelegene, damals französische Saluzzo zu überziehen und in Besitz zu nehmen.

In der Ständeversammlung äußerten Einige die Meinung, daß man alles Andere bei Seite lassen und zuerst den Herzog, der bei so unverhältnißmäßig geringerer Macht Frankreich zu beleidigen wage, dafür nach Gebühr bestrafen müsse. Es ist falsch, zu behaupten, daß Guise mit dem Herzoge zu diesem Unternehmen recht eigentlich einverstanden gewesen sei; er fand es wenigstens sehr unzeitig. Aber da sich Savoyen zu der großen liguistischen Partei in Europa hielt, zu welcher der König von Spanien und damals noch Papst Sixtus V. gehörten, so hatte Guise keine Lust, die Waffen gegen ihn zu ergreifen; er hätte seine besten Freunde zu beleidigen gefürchtet.

Die Absicht der herrschenden Partei in den Ständen ging vielmehr dahin, unter Guise's Führung den Krieg gegen die Hugenotten und den König von Navarra mit aller Kraft zu erneuern. Sie wollten nichts davon hören, daß dieser Fürst schon um der Form willen noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufgefordert worden, aber immer vergeblich: da er die Waffen in der Hand habe, so sei nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Sie erklärten Heinrich von Bourbon für einen notorisch in die Ketzerei Zurückgefallenen, welcher der Beleidigung der göttlichen und menschlichen Majestät schuldig, der Thronfolge unwürdig geworden, sammt seinen gegenwärtigen und künftigen Erben aller Gerechtsame eines Prinzen verfallen sei, und drangen in den König, ihn auch aus seinem Gouvernement Guienne zu entfernen.

Wegen der Kosten zu diesem Kriege waren sie nicht verlegen; sie meinten, daß die Güter der Protestanten eingezogen und dazu verwendet werden sollten. Schon legten sie einen Entwurf vor, wie in jeder Hauptstadt eines Amtsbezirkes ein angesehener Bürger als Empfänger der aus dem Verkaufe der Güter zu gewinnenden Geldsummen aufzustellen wäre [1]). Der dritte Stand, der Anfangs Bedenken trug, die Bezeichnung des Königs von Navarra als Ketzer zu billigen, worüber dem Laien kein Urtheil zustehe, nahm dieses Wort zuletzt an, weil Ketzerei den Verlust der Güter und des Erb-

1) Que tous hérétiques de que lque état, qualité ou condition, qu'ils soient, soient punis de peines indictes et portées par les ordonnances des défunts rois François I et Henri II et leurs biens employés au frais de la guerre etc. etc. Cahier du tiers état. Etats gén. et autr. ass. nat. Tom. XV. p. 156.

rechts gesetzlich nach sich zog. Auf eine allgemeine Confiscation der Besitzthümer der Protestanten war es abgesehen, nach den strengsten Satzungen des Kirchenrechtes, wie sie einst gegen die Albigenser ausgeführt worden waren.

In alle dem hatte nun Heinrich von Guise seine leitende Hand. Wie war schon seine Haltung aufgefallen, als er bei der Eröffnung der Stände in seiner Eigenschaft als Grandmaître zu den Füßen des Thrones sich niedergelassen hatte und die Anwesenden mit dem Blick eines der allgemeinen Bewunderung und Hingebung sicheren, gebietenden Parteihauptes maß! Er war Meister sowohl in den Ständen als in dem Conseil des Königs. Die Führer der ersteren beriethen sich mit ihm über jeden Schritt, den sie thun wollten; in dem Conseil wagte Niemand ihm zu widersprechen. Er stützte sich gewaltig auf die großen, zugleich geistlichen und volksthümlichen Ideen, welche die absolute Regierung durch Geburtsrecht ausschlossen. Wohin gingen da seine Entwürfe? War es wirklich, was man behauptet hat, sein Ehrgeiz, den König zu verdrängen, ihn in ein Kloster zu sperren, wie einst die Carolinger, von denen er abzustammen behauptete, den letzten merovingischen König? In einer unmittelbar vor dieser Ständeversammlung an Guise gerichteten Schrift [1]) kommt eine Erinnerung an Carl Martel vor, der, nachdem er sich zur Würde eines Majordomus erhoben, dieselbe zur Stufe gebraucht habe, um zu weiterer Größe emporzusteigen: als Privatmann geboren, habe er seine Kinder als Könige zurückgelassen. War es in der That ein so hohes Ziel, die Gründung einer neuen Dynastie, was Guise verfolgte? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dies nicht der Fall war. Jener Moreo, welcher die ersten Unterhandlungen mit den Guisen geführt hat, versichert, daß Guise dem Könige von Spanien versprochen habe, nach der französischen Krone selbst nicht zu streben [2]), sei es nun, daß Philipp II. seinem eigenen Hause einen Anspruch dieser Art vorbehielt, oder daß ihm die Erhebung eines Privatmannes zur Krone auch in einem Verbündeten noch mißfiel. Genug Guise, der den König von Spanien keinen Augenblick entbehren konnte, war durch ein

1) Instruction à M. de Guise retourné en cour par l'Archevesque de Lion, ungefähr im August 1588. Bei den Memoiren von Villeroy 1665 II, 266.

2) Er sagt in Rouen den versammelten Liguisten, que uno de los articulos de la capitulation era, que el dicho M. de Guisa no avia da intentar alla corona. (Papiere von Simancas.)

demselben geleistetes Versprechen gefesselt. Sein Ehrgeiz war überhaupt nicht der hochfliegende, zu dem die Phantasie hinreißt, sondern der ruhige und praktische eines Menschen von Geist, der nur immer das Nächste zu erreichen sucht, von Position zu Position schreitet und sich von den Dingen selbst weiter führen läßt. Auch sah der König einen Nebenbuhler weniger seiner Würde, als seiner Macht in ihm. Er setzte voraus, daß Guise nach der Stelle eines Connetable trachte und sich dieselbe nöthigenfalls auch von den Ständen übertragen lassen werde, um dann in dieser Eigenschaft auf ihr Geheiß jenen Verfolgungskrieg gegen die Hugenotten zu unternehmen. Der König fürchtete, gezwungen zu werden, in der Mitte seiner Rebellen nach Paris zurückzukehren und hier als ein Werkzeug ihrer Pläne zu dienen.

Schon erlebte man in Blois höchst außerordentliche Scenen. Eines Nachmittags kam es im Schloßhofe zu einem blutigen Geraufe zwischen den Pagen beider Parteien. Guise war gerade bei der Königin-Mutter; indem das Getümmel das Schloß erreichte, erschienen einige seiner Freunde, um seine Befehle zu empfangen. Er saß auf einem Schemel am Kamine, veränderte keine Miene, sah sich nach Niemand um; seine Augen blieben unverwandt nach dem Feuer gerichtet. Indessen wappnete sich der König in seinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihm ans Leben wolle.

So standen diese Dinge. Mit seinen Ideen von einer durch Gesetze sich selber beschränkenden, den Gedanken der Monarchie festhaltenden Macht war Heinrich III. nicht durchgedrungen. Alle Beschlüsse der Stände waren im Sinn einer Beschränkung, welche die Summe und den Ursprung der Macht aus einer anderen Quelle herleitet: der König nahm eine systematische Vernichtung seiner Autorität wahr und sollte zu Dingen fortgerissen werden, die ihm eben am allerwiderwärtigsten waren. Noch einmal suchte er Guise umzustimmen. Bei einem Spaziergang im Garten sprach er ihm von den beiden wichtigsten der vorgelegten Forderungen, — der Annahme der ständischen Beschlüsse ohne Erwägung derselben im königlichen Conseil und dem Kriege gegen Heinrich von Navarra ohne erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, — und suchte ihm zu beweisen, daß es unmöglich sei, dieselben zu genehmigen. Guise blieb nicht allein unerschütterlich bei seiner Meinung, sondern er zeigte sich gereizt; er ließ ein Wort von den geheimen Einflüsterungen fallen, denen der König sein Ohr leihe, wobei ein regelmäßiger Gang

selbst das Recht der Steuerbewilligung, das er billigt und empfiehlt, fordert er gleichwohl nicht mehr unbedingt: denn es könne Fälle geben, wo der Fürst, dem das allgemeine Wohl anvertraut sei, die Beistimmung des Volkes nicht erwarten dürfe [1]). Besonders ist er durchdrungen von dem Begriffe der Majestät, welche dem Fürsten zukomme, über dem Niemand sei als Gott allein; aus diesem leitet er das Recht des Krieges und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemption von den Gesetzen, das oberste Gericht und besonders die Hoheit über die Geistlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und selbständige Befugnisse ihm verwerflich scheinen. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn es in einem Reiche mehr als Eine Religion gebe; sobald dies aber einmal durch die Hand des allmächtigen Gottes geschehen sei, müsse der Fürst die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat gefährden, und vor allem nie die Waffen gegen sie ergreifen; denn damit mache er gleichsam den Versuch, ob er von seinen Unterthanen besiegt werden könne oder nicht.

Einen überaus anregenden, aber zugleich beinah überwältigenden Einfluß gewann das Studium der Alten auf die poetische Literatur. Von den Balladen und Rondeaux, mit denen man bisher die ungebildete Menge vergnügt haben möge, wandten sich einige jugendliche Geister, von den Alten angeregt, Tag und Nacht sie studirend, zu der Nachahmung derselben. Sie unternahmen, Homer und Pindar, die griechische Tragödie nicht ohne den Chor, Horaz und Virgil, Anakreon und Catull in freien französischen Nachbildungen in ihrem Vaterlande heimisch zu machen. Ehrgeizig, den Beweis zu liefern, daß ihrer Sprache dazu die Fähigkeit inne wohne, versuchten sie sich in neuen Wortfügungen; denn eben im Gegentheil des Gewohnten sahen sie das Poetische; sie verzweifelten nicht, sogar das Versmaß der Alten zu übertragen und die Prosodie zur beherrschenden Regel der französischen Dichtkunst zu erheben. Es war wie eine Invasion philologischer Tendenzen in das Gebiet der modernen Literatur; einen Augenblick erfochten sie den Sieg: Pierre Ronsard, der von einem seiner Bücher sagt, es habe für die keinen Werth, die nicht Griechen und Lateiner seien, erschien seinen Zeitgenossen und sich selbst als einer der größten Dichter, den die Welt jemals

1) Lib. I, c. VIII: Si urget reipublicae necessitas ... non est expetenda consensio populi, cujus salus agitur, quae ... in principis prudentia consistit (142). Der Vorrede von 1584 zufolge sind die wichtigsten Artikel erst für die lateinische Ausgabe gearbeitet.

gesehen habe; namhafte Philologen commentiren seine Werke wie die der Alten. Er zeigt noch das Herbe eines neuen und einseitigen Unternehmens, dem die individuelle Anstrengung den Beigeschmack des Willkürlichen giebt; von der Gediegenheit des Classischen ist er weit entfernt; aber man müßte sich verblenden, wenn man ihm ein glänzendes Talent der Aneignung und des Ausdrucks absprechen wollte, oder jenen Schwung des Geistes, der für das Einschlagen einer neuen Bahn ohnehin unerläßlich ist. Seiner Zeit that er Genüge. Diese rechnet es sich zum Ruhme, daß Ronsard einige der schönsten Stellen alter Dichter, die Jedermann für unnachahmlich hielt — die Beschreibung der Nacht, einer beginnenden Seefahrt, eines Sturmes bei Virgil, der spinnenden Parze bei Catull — oder auch ein bewundertes Sonnet von Bembo, den glänzenden Anfang eines Gesanges von Ariost, glücklich wiedergab; manchem schien er dieselben sogar zu übertreffen. Ronsard, seine Freunde und Schüler schlossen sich an den Hof an, lebten mit ihm und von ihm; sie waren meistens mit guten Pfründen versehene Cleriker und hielten sich an die katholische Partei; aber das hinderte sie nicht, das ganze poetische Heidenthum nach Frankreich herüberzuführen und sich jede Art poetischer Freiheit auch im Leben zu erlauben [1]). Mit den Alten wetteiferten sie auch in der kecken Nacktheit ihrer Darstellungen.

Schon anderen ernsten Männern erschien ihr Treiben verderblich, wie viel mehr den sittenstrengen Hugenotten; der kaustische und glaubenseifrige Aubigné wendet sich mit moralischem Abscheu davon weg.

Auch die Hugenotten hatten ihren Dichter, der die Zeiten des von Heinrich III. gewährten Friedens, welchen er in einem Gedichte feierte, dazu benutzte, um ein Werk zu vollenden, das einige Jahre lang sich allgemeinen Beifall erwarb, weit über die kirchlichen Kreise hinaus. Es war Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas; sein Werk: die Woche der Schöpfung [2]). Auch ihm stand dabei, wie es scheint, eine Arbeit des späteren Alterthums, des Georg von Pisidien, vor Augen; auch er wetteiferte dann und wann, in seinen Beschrei-

1) Vgl. Pasquier Recherches de la France VII, 8. St. Beuve über Desportes: naturellement païens de forme et d'imagination les poëtes — restèrent bons catholiques en pratique et purement courtisans.

2) Les oeuvres poétiques et chrestiennes de G. de Saluste Sr. du Bartas prince des poëtes François (diesen Titel führt er bei den Hugenotten, Ronsard bei den Katholiken). Genève 1632.

waren. Von diesen wählte er zu der Execution, die er beschlossen hatte, diejenigen aus, die ihm durch ihre Waffen oder aus anderen Gründen die geeignetsten schienen, und wies ihnen ihren Platz in oder neben seinem alten Cabinet an, unfern von dem Zimmer, in welchem das Conseil seine Berathung pflog. Er war des Schlacht- opfers vollkommen sicher. Als Guise am Morgen des 23. December in dem Conseil erschien, ward er nach dem Cabinet gerufen; seinen Begrüßungen antwortete die Leibwache, an der er vorüberging, mit einem tiefen Stillschweigen; als er den Vorhang öffnete, der zu dem Cabinet führte, ward er mit dem Worte: „Ha Verräther!" angefallen, niedergeworfen und, indem er, plötzlich zum Bewußtsein kommend, sich mit den Händen und Zähnen vertheidigte, denn sein Schwert konnte er nicht ziehen, wie ein wildes Thier an dem Fuße des königlichen Bettes ermordet. In einem weiter zurückliegenden Zimmer wartete Heinrich der Ausführung seines Befehls in Gesell- schaft des Corsen Alfonso; in dem unteren Geschosse lag seine tod- kranke Mutter Catharina Medici; der Lärm drang in den Sitzungs- saal des Conseils; hier wurde in demselben Augenblick auch der Cardinal Guise festgenommen.

Unwillkürlich erinnert man sich an das Schicksal des Aëtius der, weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß in dem Palaste zu Ravenna von seinem Kaiser und dessen Umgebung ge- tödtet ward.

Die Verfassungen der romanisch-germanischen Reiche, welche den Besitz der monarchischen Gewalt an das Vorrecht des Blutes knüpfen, waren ursprünglich dazu angelegt, den gewaltsamen Kampf um dieselbe, der die römische Welt fortwährend erschütterte, zu ver- meiden und den Ehrgeiz hochstrebender mächtiger Männer in be- stimmte und unübersteigliche Schranken zurückzuweisen. Wenn es doch zu solchen Versuchen kam, so sind die gräßlichsten Thaten er- folgt. Ohne Rücksicht auf die kirchliche Würde ließ der König auch den Bruder des Herzogs, den Cardinal Guise, hinrichten; er meinte, ein König von Frankreich habe das Vorrecht, daß er nicht excommu- nicirt werden dürfe.

Catharina Medici, die mit ihrem Sohne nicht einverstanden war, raffte ihre Kräfte noch einmal zusammen und machte dem Cardinal von Bourbon, der ebenfalls festgehalten wurde, ohne jedoch zum Tode bestimmt zu sein, einen Besuch. Dieser gab ihr selbst die Schuld: sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Sie war tief betroffen: unter dem Eindrucke dieses

Worte, im Angesicht der Gefahr, der ihr Sohn entgegenging und über welche sie sich nicht täuschte, ist sie gestorben.

Befreit von dem Gegner, mochte sich Heinrich III. einen Augenblick wieder als Herrn und Meister fühlen: in seiner Nähe, zu Blois, zeigte sich alles unterwürfig; aber wie wäre nur möglich gewesen, daß das politisch-religiöse Element, das sein Reich erfüllte, sich nicht nach einer solchen That in noch heftigerer Gährung gegen ihn selbst erhoben hätte?

Das Oberhaupt war gefallen, die Stände waren gefesselt; aber der Haß der aufgeregten Populationen brach nun erst mit vollem und allgemeinem Ungestüm hervor.

Ermannung und Katastrophe Heinrichs III.

Auf die erste Nachricht von dem Ereignisse ließen die Gewalthaber zu Paris die Thore schließen und hielten Rath unter dem Vorsitze des Herzogs von Aumale. Es war eben in den Weihnachtsfeiertagen; die Prediger begannen das Volk zu erhitzen, und die Wuth der Menge ergoß sich zunächst gegen die, welche als Freunde des Königs angesehen wurden, die sogenannten Politiker in dem Parlament und unter der Geistlichkeit. In der Sorbonne bekamen die jüngeren, von den Doctrinen der Jesuiten ergriffenen und von dem Strome der Meinung fortgerissenen Mitglieder die Oberhand. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Recht der Excommunication dem Papst angehöre, nicht der Facultät einer Universität, gab die Sorbonne auf die Anfrage der Stadt den Bescheid: weil der König zum Nachtheile der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen[1]). Hierauf versagte man dem Könige seinen Titel und weigerte sich, seine Herolde anzunehmen.

Was aber in Paris geschah, wiederholte sich fast in allen großen Städten des Reiches. In der Picardie erhoben sich Amiens und Abbeville, in der Normandie Havre und Rouen, in der Champagne

1) Wenn Argentré (II, 483) bemerkt, daß sich in den Büchern der Facultät keine Spur von diesem Decrete finde, so wenig wie von vier ähnlichen, so rührt das nur daher, daß sie in den Büchern vertilgt worden sind. Der Generalprocurator, auf den sich die Vertheidiger der Sorbonne beziehen, leugnet nicht das Factum, sondern nur die Schuld: virus novitii ac feri dogmatis a recentibus scholis susceptum. Ib. 489.

Troyes, Rheims, Sens; Burgund, Bretagne und Provence waren fast einstimmig in diesem Sinne; Toulouse riß die Städte von Languedoc mit sich fort. Orleans hatte den König noch ersucht, den Gouverneur der Citadelle zu entfernen: als er das abschlug, warf sich die Stadt in vollen Aufruhr — ohne sich um seine Drohungen zu kümmern. Bürgermeister, Schöppen und katholische Einwohner von Lyon beschlossen, von Niemand, wer es auch sei, Befehle zum Nachtheil der heiligen Union anzunehmen; in ihrem Manifest erinnern sie an die Absetzung Sauls durch den Propheten und an die Sendung Jehu's gegen Ahab; denn allenthalben waren die Gemüther von jener Mischung popularer und geistlicher Ideen beherrscht, welche zum Widerstande zugleich entflammte und zu berechtigen schien.

Indeß schritt man in Paris, und zwar nicht ohne Antheil des spanischen Gesandten, zur Errichtung einer neuen Regierung. Am 17. Januar 1589 ward im Hôtel de Ville ein allgemeiner Rath der Union aus den katholischen Prinzen, einigen der eifrigsten Bischöfe, den namhaftesten Theologen und Pfarrern, Mitgliedern der Parlamente, des Adels und der Bürgerschaft zusammengesetzt; denn gleichsam einen Ausschuß aus allen Ständen wollte man haben [1]). Die Deputirten der verschiedenen Städte nahmen Sitz in demselben. Der Herzog von Mayenne, der, wenn er noch zuletzt den König vor seinem Bruder warnte, doch nicht gemeint hatte, daß dieser darüber umkommen sollte, trug jetzt, da dies geschehen war, kein Bedenken, an die Spitze der neuen Vereinigung zu treten. Der König machte noch einen Versuch, ihn und sein Haus zu gewinnen, und sehr ausgedehnt und umfassend waren seine Erbietungen [2]). Allein wie konnte er etwas anbieten, was den Aussichten entsprochen hätte, welche die Führer der allgemeinen Bewegung im Kampfe gegen ihn fassen durften? Sein Wort hatte jetzt überdies allen Glauben verloren. Mayenne erwiederte die Anträge, die ihm durch den Mund des päpstlichen Nuntius geschahen, mit Invectiven gegen Heinrich III., den er nicht mehr König nannte, sondern nur einen Elenden, Erbärmlichen, der durch seine letzte verrätherische Handlung jeden Vertrag unmöglich gemacht habe: man müsse ihn mit offenen Waffen bekämpfen, oder man sei verloren. In kurzem sehen wir den Herzog

1) Maheustre et Manant: ils firent élire par le peuple un conseil général de l'union des catholiques.

2) Von diesen Unterhandlungen giebt Cayet 418 eine ungefähre, Morosini bei Tempesti II, 183 genügende Notiz.

von Mayenne mit dem Heere der Union gegen seinen König vorrücken.

So brach doch endlich der offene Krieg zwischen dem Könige und der Ligue aus, und zwar in einem Augenblicke, wo der Erstere nicht widerstehen zu können schien. Seine ganze Macht beschränkte sich auf Blois, Tours und einige feste Plätze in der Umgegend.

Unermeßlichen Werth hatte für ihn, daß es in Frankreich noch eine Macht gab, die von dieser Bewegung nicht ergriffen war: die protestantische des Königs von Navarra. Das Heer desselben war nicht groß; es bestand aus 5000 Mann gewöhnlichen Fußvolks, 500 Hakenschützen, 500 Reitern; aber es war tapfer, kriegsgeübt, voll Manneszucht und Hingebung; und unter den bewaffneten Scharen jener Tage erschien es immer als die bedeutendste. Von Guienne her wendete es sich Anfang März 1589 gegen die Loire, nicht mehr jedoch, um mit den königlichen Truppen zu schlagen. Durch beide Theile ging vielmehr ein Gefühl, daß sie nicht mehr Feinde seien; wo sie zusammentrafen, traten sie in eine Art von Waffenbrüderschaft. Und wie hätte es hiermit zwischen den Fürsten, die ja nur noch einen und denselben Feind hatten, lange Anstand haben sollen? Am 3. April kam es zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Navarra zu einem Vertrag in der Form eines Stillstandes auf ein Jahr, der aber eine volle Gemeinschaft der Interessen und der Waffen in sich schließt. Heinrich III. erkannte in dem Beitritt des Oberhauptes der Hugenotten, die sonst weit und breit hätten um sich greifen und die Katholiken verderben können, einen Beweis von pflichttreuer, ächt französischer Gesinnung an. Er kehrte auf jenen Zustand der Pacification zurück, der vielleicht nicht seinen Meinungen und Wünschen, aber seiner Natur und dem Zustande seines Landes am besten entsprach, und erklärte die freie Ausübung der Religion allenthalben da, wo sich sein Verbündeter befinden werde, im Feldlager sowie an bestimmten Orten in jedem Bezirke des Reiches, für erlaubt [1]). Bei der selbständigen Haltung der Befehlshaber jener Zeit war es nicht ohne Schwierigkeit, die Bedingung, welche die Reformirten machten, daß ihnen ein sicherer Paß über die Loire eingeräumt würde, zu erfüllen. Doch gelang es endlich, Saumur dem damals vertrautesten Diener Navarra's, Duplessis-Mornay, der die

1) Mémoires de Mornay I, 906. Was bei Isambert XIV, 645 als Lettres d'armistice erscheint, ist mehr ein Ausschreiben darüber als der Vertrag selbst.

Unterhandlung hauptsächlich geführt hatte, zu überliefern; der schwur, diesen Platz für die beiden Könige zu behaupten und ihn einmal in einem besseren Zustande zurückzugeben, als er ihn jetzt bekomme [1]).

Ein großes Ereigniß war die erste Zusammenkunft der beiden Könige in dem Parke zu Plessis-le-Tour. Nicht allein die Fahnen waren vereinigt, sondern aus alle dem tumultuarischen Streit erhoben sich endlich Gesinnungen, in denen man neben einander bestehen konnte. Heinrich III. erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Protestanten Ketzer nenne; so sei das Wort in alten Zeiten nicht gebraucht worden: wer das Evangelium bekenne, der sei ein Christ; kleine Unterscheidungen sollten keine Feindschaft veranlassen. Dagegen erneuerten die Protestanten die strengen Doctrinen des Royalismus: die christliche Lehre fordere Gehorsam gegen die weltliche Gewalt, der Fürst herrsche durch den Willen Gottes, Gott lenke dessen Herz nach seinem Willen; wer dem Fürsten widerstehe, der erhebe sich gegen das Gesetz Gottes. Sie entschuldigten die Ermordung der Guisen; denn das Verbrechen der beleidigten Majestät könne nicht mehr gestraft werden, wenn man es erst zum Ausbruch habe kommen lassen; ein König habe seine Handlungen nur vor Gott zu verantworten. Wie auf der anderen Seite die antiroyalistischen und exclusiv-katholischen Doctrinen, so verbanden sich hier Royalismus und Toleranz.

Die Tapferkeit der Hugenotten war es nun zunächst, welche Heinrich den III. vor Mayenne errettete. Wie oft sind sie mit ihren weißen Schärpen in den Scharmützeln gerade im rechten Augenblick erschienen und haben die Sache zu Gunsten des Königs entschieden!

Indem erlangte der König noch eine andere Hülfe, ebenfalls von der protestantischen Seite her, aus der Schweiz. Was dort im Jahre 1587 zweifelhaft gewesen war, ob man nicht den König verletze, indem man gegen die Guisen zu ziehen meine, war es jetzt nicht mehr; die Dinge waren zur Reife gelangt, und überdies fiel die Sache der Krone mit der eigenen der protestantischen Cantone zusammen. Denn nachdem sich der Herzog von Savoyen Saluzzo's

1) Nach der Lebensbeschreibung von Duplessis-Mornay 131 erhielt Heinrich die Nachricht bei M. de Meru. In dem Itinéraire an der Ausgabe der Briefe findet sich nicht, wann er sich dort befand: es mag der 13. oder 14. April gewesen sein.

bemächtigt hatte, nahm er den alten Plan seiner Vorfahren wieder auf, sich Genf und die Waadt zu unterwerfen; er verstärkte seine Besatzungen in der Nähe: der Landesadel regte sich für ihn; in Lausanne ward eine gefährliche Verbindung entdeckt, die er unterhielt; hierüber rief Genf die Hülfe der Eidgenossen an. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Frankreich, Harlay de Sancy, in der größten Noth, als man in Blois nicht mehr zu leben hatte, abgesendet, um schweizerische Hülfstruppen zu werben, wußte sich, obgleich ohne Geld, dieser Umstände zu bedienen, um ein Bündniß zwischen Bern und Genf zu vermitteln, in dessen Folge ihm eine ansehnliche Werbung verstattet und von dieser Stadt selbst eine Geldhülfe bewilligt wurde[1]). Denn das leuchtete den Genfern ein, daß sie ohne ein starkes Frankreich, das der Macht von Spanien und Savoyen das Gleichgewicht halten könne, verloren sein würden. Sancy führte seine Völker zuerst gegen Savoyen, eroberte Thonon und fest das Ripaille; damit glaubte er aber genug gethan zu haben, um den Herzog zu beschäftigen; und da die übrigen Schweizer Bern nicht übermäßig vergrößern wollten, so zeigte sich das ganze Heer zufrieden, als es plötzlich nach dem oberen Rheinlande und, hier mit deutschen Reitern und Hakenschützen vereinigt, weiter nach dem inneren Frankreich geführt wurde. Ohne dieses Zuzugs gewiß zu sein, hätte Heinrich III. schwerlich gewagt, die Loire zu überschreiten.

Und da er sich nun nicht hatte unterdrücken lassen, so fand er auch noch eine dritte Unterstützung in der wiedererwachenden Treue des Adels. Von allen Seiten zogen ihm jetzt katholische Royalisten zu, unter denen man besonders die wohlgerüsteten Scharen Epernons bemerkte; bei Pontoise sah der König wieder ein Heer von 40,000 Mann unter seinen Fahnen. Sein Herz erhob sich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, zu entschiedenen, frei aus ihm selbst

1) Ceux de Berne et de Genève desirans prendre cette occasion pour se revancher des torts à eux faits par le duc de Savoye, monstrent avoir quelque volonté d'assister le roy en cette affaire et le secourir en sa nécessité de quelques derniers comptans et autres inventions nécessaires à cette entreprise. Aus den Mémoires de Mr. de Sillery (Manuscript zu Berlin), aus denen die Lage der Dinge in der Schweiz am besten erhellt. Von Sancy existirt ein discours fait au roi sur l'occurrence de ses affaires, in welchem er vor allen Dingen seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit hervorhebt: was dann seit Mezeray in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

kommenden Entwürfen. Er gehört zu den sardanapalischen Naturen, die sich im Glück einem verweichlichenden Genusse hingeben, in Widerwärtigkeiten aber ermannen. Er nahm seinen Weg auf Paris selbst; denn in das Herz müsse man den Feind verwunden, Paris sei das Herz der Ligue. Ende Juli erschien er vor der Stadt, in der Erwartung (denn er wußte wohl, daß er zahlreiche Anhänger daselbst habe), in kurzem dort einzuziehen und sich an seinen Feinden zu rächen.

Und unmöglich schien das selbst denen nicht, die sich in Paris befanden. Als der König unaufgehalten vorrückte, erhoben die Politiker ihr Haupt, und den städtischen Magistraten schien es rathsam, sie zu entwaffnen und die Wachen zu verdoppeln. Aber immer näher kam der König; er eroberte Senlis, Pontoise und nahm sein Lager zu St.=Cloud. Hierauf hielt man in der Stadt für nothwendig, sich der angesehensten Politiker persönlich zu versichern; man brachte sie in Klöstern oder festen Häusern unter; den minder gefährlichen, deren Zahl auf 600 angegeben wird, wurde verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. In der Sorbonne wurde, obwohl es Abweichende unter ihren Mitgliedern gab, nach den in der Mehrzahl vorherrschenden Ansichten noch einmal ein Beschluß von dem rücksichtslosesten, wildesten Inhalt gefaßt. Nicht genug, daß des legitimen Königs in keinem Kirchengebete gedacht werden sollte [1]: man erklärte, es gebe zweierlei Tyrannen, solche, die ihre Gewaltsamkeiten nur gegen Privatleute ausüben, und andere, die zugleich das gemeine Wesen und die Religion verletzen: von der letzten Art sei Heinrich III.; nach den Grundsätzen alter geistlicher Lehrer dürfe er von Privathänden getödtet werden. In diesem Sinne ward auf allen Kanzeln geredet; man forderte einen Rächer für den getödteten Guise; man erklärte die Ermordung des Tyrannen für ein verdienstliches Werk. Oftmals wurden die Reliquien der Heiligen der Stadt, deren Dienst durch den verrätherischen König gefährdet sei, durch die Straßen geführt. Das Volk folgte zahlreich und mit einer Devotion, die selbst die Spanier in Erstaunen setzte.

Daraus durfte man aber noch nicht schließen, daß sie sich auch eben so tapfer vertheidigen würden. Da die niederländische Hülfe nicht erschien, auf welche der Herzog von Parma Hoffnung gemacht, bemerkte man eine nicht geringe Entmuthigung. Die Bürger ver=

1) Arrest et résolution. Mém. de la Ligue III, 540. Bei Bulaus und Crevier sucht man nach diesen Dingen vergeblich.

weigerten, auf die Wälle zu gehen, und die Soldaten, schlecht bezahlt, zeigten sich verdrossen zum Dienst. Manche gingen zu Heinrich III. über, in der Hoffnung, mit ihm zurückzukehren, wenn die Stadt geplündert werde. Der spanische Gesandte selbst meinte, daß sich Paris nur noch vierzehn Tage halten könne.

Wenn aber fanatische Meinungen leicht dazu dienen können, die Menschen zu lenken und zusammenzuhalten, so ergreifen sie doch mit ihrer vollen Gewalt nur Einzelne, welche dafür besonders empfänglich sind. In Paris lebte damals ein junger, vor kurzem zum Priester geweihter Dominicaner, des Namens Jakob Clément [1]), von seinen Altersgenossen und Freunden eher verspottet, als geachtet; er war schwach von Körper und einfältig; aber eben auf solche Naturen übt eine fanatische Doctrin oft die unwiderstehlichste Wirkung aus. Clément ward von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne [2]), welche damals besonders von Boucher verkündigt wurde, heftig ergriffen, und nur darüber hegte er noch Scrupel, ob ein Priester eine solche That vollziehen dürfe. Er legte seinen Oberen die Frage vor, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen morde. Man antwortete ihm, es sei eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde [3]). In dem keimenden Vorhaben bestärkte ihn dann das Monitorium des Papstes gegen den König, das einer Excommunication gleich war. Der König erschien ihm wie ein Ungeheuer, das Religion und Staat verschlingen wolle; er glaubte etwas unendlich Verdienstliches zu thun, wenn er beide von ihm befreie; er hegte den Wunsch, dabei umzukommen: denn wenn es ihm gelänge und er am Leben bliebe, so würde die Bewunderung der Franzosen seiner Seele schädlich werden. Mit ruhigem Blut und aller Ueberlegung tauchte er sein Messer in einen Kräuterabsud, den er wenigstens selbst für giftig hielt. Dann verschaffte er sich einen

1) Boucher hat in seinem Buche: De justa Henrici III. abdicatione, das erst nach der That erschien, noch einiges Merkwürdige über Clément, besonders p. 451. Ich folge vorzugsweise der Erzählung, die Mendoza nach Spanien schickte: Relation del subcesso de la muerte del rey Christianissimo de Francia Henrique III. 1. Ag. 1589.

2) Boucher 266: tyrannum, qui communis se boni, id est religionis ac patriae hostem praebuerit, talisque a republica judicatus sit, et publica et privata auctoritate de medio tolli posse.

3) Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.

in diesem Gefühl an den Staatssecretär Villeroy gerichtet hat. „Von einem jüdischen Könige", so drückt er sich darin aus, „heiße es in der Schrift, daß er durch schlechte Räthe untergegangen sei: möge das nicht auf den König von Frankreich Anwendung finden! Jetzt sei das Wohlwollen der Unterthanen verloren, und man entferne sich noch weiter von dem Wege, der zur Wiedererwerbung desselben führen könnte: aus der Last der Schulden könne man sich auch im Frieden nicht herauswinden; bis in die nächste Umgebung des Königs wimmle es von Ketzern; Versuche gegen den Staat seien so gewöhnlich wie Essen und Trinken; die Zahl der Mißvergnügten ohne Grund mehre sich täglich: wer nicht eine große Treue in sich bewahre, mache Partei; alles sei erschüttert". „Ich glaube, sehr wohl zu sehen", ruft er aus, „was uns frommen möchte; aber ich bin wie die, welche aus Folgsamkeit lieber ertrinken, als sich retten; auch wäre ich der Einzige in meiner Ansicht, und ich kann mich täuschen" [1]).

Das war ja derselbe Fürst, der sich im Kampfe mit den Hugenotten seinen Namen gemacht, sein Wort bei der Execution der Blutnacht eingesetzt hatte: in ihm pulsirte eine durch und durch katholische Ader. Er hatte die Pacification und zwar nach eigenem Ermessen gewährt; aber jeder Fortschritt der Protestanten war ihm widerwärtig, ihre Nähe verhaßt. Er stand in den freundlichsten Beziehungen zu England: er trug den englischen Orden, der ihm gegen Ende 1584 überbracht und mit allem Pomp empfangen ward; aber zugleich verdammte er in seinem Herzen die Königin Elisabeth.

Es läßt sich sogar bezweifeln, ob es mit den letzten Annäherungen an England ihm oder seiner Mutter wirklicher Ernst gewesen ist. In den Staatsschriften, mit welchen der Hof seine Haltung gegen andere katholische Mächte zu rechtfertigen suchte, meinten einsichtige Zeitgenossen zwischen den Zeilen zu lesen, daß er nichts wolle als eine neue Vereinigung mit Spanien, etwa durch eine Vermählung, mit der Mitgift der Niederlande. Wirklich hat Catharina dem Venetianer Priuli, als er im Jahre 1583 von ihr Abschied nahm, etwas davon eingestanden. Sie sagte ihm, ihr Sinn gehe nur dahin, den König von Spanien zu einer Abkunft über alle obschwebenden

1) Schreiben des Königs an Villeroy, Lyon 12. August 1584. Abgedruckt bei Groen: Archives Supplement, 229.

Streitigkeiten, die portugiesische und die niederländische eingeschlossen, vermittelst einer Vermählung zu vermögen [1]).

Auch dies dürfte nicht eben als die volle Wahrheit zu bezeichnen sein. Nach entgegengesetzten Seiten hin zu unterhandeln, war nun einmal die Natur und die Gewohnheit Catharina's.

Von König Heinrich aber, dessen Herz von katholischem Eifer erfüllt war, wenngleich ihn die Nothwendigkeiten der Politik zuweilen auf abweichende Bahnen führten, und der den Frieden über alles liebte, war nicht zu erwarten, daß er sich zu einem Unternehmen entschließen würde, das ihn mit dem protestantischen Element in die engste Bundesgenossenschaft bringen und in einen unabsehlichen Krieg verwickeln mußte. Er hörte die Anträge der Niederländer ohne Mißbilligung, ließ durch seinen Canzler mit ihnen unterhandeln, schien auf die Schwierigkeiten einzelner Fragen einzugehen; zuletzt aber erwies sich das alles unnütz. Er beschenkte die Gesandten mit goldenen Ketten; ihre Anträge lehnte er ab.

Aber indem er zögerte, schwankte und zuletzt seine Neigung zum Frieden obwalten ließ, sah Philipp in ihm doch nichts anderes als einen Gegner; auf seiner dunklen Bahn vorwärts schreitend, entschloß er sich, und zwar auch mit Rücksicht auf diese doch nicht zurückgewiesene Gesandtschaft, zu entscheidenden Vorkehrungen [2]).

Ursprung der Ligue.

Schon oft war Philipp II. von seinen vertrautesten Ministern, wie dem Cardinal Granvella, aufgefordert worden, den indirecten Angriffen der Franzosen den Krieg in offenen Waffen entgegenzusetzen, wozu er vollkommen berechtigt sei. Dazu hätte sich jedoch dieser König, vollauf beschäftigt mit anderweiten Unternehmungen und von Natur nicht aufgelegt, aus freier Wahl etwas Neues anzufangen, wohl niemals entschlossen. Allmählich dagegen ergriff er den Gedanken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Unter-

1) Priuli: a me disse S. M. che lei aveva messo pensiero alle cose di Portogallo con questo fine solamente di vedere, se poteva tirare il re Cattolico a fare un fascio di tutte le difficoltà che versano al presente et per le cose di Portogallo et per quella di Fiandra e venir a una buona compositione col mezzo di qualche matrimonio.

2) Nach dem venetianischen Gesandten in Spanien gab Philipp als Grund an, che quel re ascolta li suoi ribelli anzi che tratta — di ricever il possesso di Fiandra.

stützung, welche der französische Hof den Niederländern zu Theil werden ließ, dadurch zu erwiedern, daß auch er französischen Rebellen, besonders wenn diese katholisch waren, die Hand bot.

Da kamen ihm nun die Guisen und ihre Partei, noch nicht Rebellen, aber sehr geneigt, es zu werden, entgegen.

Bei der alten Gemeinschaft religiöser und politischer Gesichtspunkte, in welcher die Guisen mit Heinrich III. gestanden, hatten sie, zumal da auch seine Gemahlin aus ihrem Hause war, die Hoffnung gehegt, daß sie einen großen Einfluß auf seine Regierung ausüben würden. Statt dessen sahen sie sich durch einige Günstlinge untergeordneten Ranges zurückgedrängt, von dem Anblick des Fürsten ausgeschlossen, von den Geschäften entfernt, nicht allein in ihren Ansprüchen beschränkt, sondern in ihrer Stellung gefährdet. Keinen Augenblick schlief ihre alte Eifersucht gegen die Prinzen von Geblüt. Aber der verhaßteste aller Menschen war ihnen Epernon, zu dessen Gunsten der König dem Herzoge Heinrich Guise sogar anmuthete, auch die Stelle eines Grandmaitre aufzugeben. Zuweilen finden wir spanische Sendboten, die ihnen insgeheim einen Besuch machen, und gegen welche sie ihre Klagen ausschütten. Diese betreffen fast ausschließlich persönliche Unannehmlichkeiten, die sie erfahren haben oder befürchten, weniger die Sache der Religion: ein bestimmtes Verständniß verrathen sie noch nicht [1]).

Daß Philipp vorlängst mit diesem Hause gegen das französische Königthum in eigentlichem Bunde gewesen sei, ist überhaupt ein Irrthum.

Wir erwähnten der Erbietungen, die der Cardinal von Lothringen schon vor vielen Jahren dem Könige Philipp machte; aber sie wurden nicht angenommen: da die Dinge nicht eintraten, die man besorgte, wurde es für keinen von beiden Theilen nöthig, über ein allgemeines gutes Vernehmen hinauszugehen. Zuweilen, wie im Jahre 1570, war das Haus Guise eher wider die Absichten der Spanier als für dieselben.

In den Jahren 1577 und 1578 sind Verhandlungen zwischen dem spanischen Botschafter Vargas und dem Herzoge von Guise ge-

1) In Cabrera's Felipe II, 1010 findet sich eine Schilderung der französischen Zustände von Alonzo de Sotomajor, der bei Guise gewesen war. Sie muß später sein, als sie angesetzt wird, da Caumont darin als Herzog von Epernon erscheint. Er wird als allmächtig bezeichnet: animo cauteloso, ambitioso, atrevido, absoluto, dado a placeres etc.

pflogen worden; aber aus der Correspondenz von Vargas ergiebt sich, daß sie nur allgemeine, hauptsächlich auf Schottland gerichtete Entwürfe, die dann nie ausgeführt wurden, betroffen haben [1]).

Das größte Aufsehen machten im Jahre 1582 die Aussagen eines Spaniers, Namens Salcedo, der, wegen eines Vorhabens gegen den Herzog von Anjou festgenommen, eine ganze Anzahl angesehener und eifrig katholischer Franzosen als seine Mitschuldigen bezeichnete, diese Anklagen später wieder zurücknahm und wegen ihrer Falschheit selbst zum Tode verdammt ward. Wenn man die mit Eidschwüren bekräftigten Erklärungen einiger der vornehmsten Angeklagten erwägt, so kann man nicht zweifeln, daß die Aussagen auf Unwahrheit beruhten, vielleicht auf einem Betruge [2]). Salcedo war ein wegen seiner Betrügereien und Gewaltthätigkeiten berüchtigter Mensch. Die Spanier sahen die Sache, an der sie wahrscheinlich unschuldig waren, übrigens nicht ungern; sie meinten, daß aus dem Mißtrauen und dem Verdacht, der daher unter den Franzosen entspringen müsse, etwas Gutes für sie hervorgehen werde.

Aber Anklagen solcher Art, auf allgemeine Wahrscheinlichkeit gegründet, pflegen großen Thatsachen vorauszugehen. Im Jahre 1583 finden sich wirklich ernstliche Verhandlungen zwischen Philipp und den Guisen.

Ein Aragonese, Ritter des Malteserordens, Johann Moreo, hielt sich im Auftrage Philipps II. damals in Frankreich auf, um die Lage der Dinge zu erforschen und die Mißvergnügten durch die Hoffnung auf die Hülfe des Königs, die er ihnen machte, in ihrer Gesinnung zu bestärken. Der Herzog von Mayenne, den er in Poitou fand, begab sich schon damals mit ihm und einigen anderen vertrauten Katholiken nach Paris zu mündlicher Berathung mit Guise, von welchem alles abhing. Guise war sehr geneigt; aber er trug noch Bedenken, sich gegen seinen König zu offener Empörung zu erheben. Die Jesuiten, die um ihn waren, wie Pater Claude, riethen ihm, daß er vorher sein Gewissen durch ein beistimmendes Wort des Papstes sichern möge. Es kam damals noch zu keiner

1) Auszüge bei Mignet, Antonio Perez S. 24.

2) Villeroy Mémoires: Je jure et appelle dieu et ses anges, suppliant sa divine justice, que son ire soit sur moi et mes enfans. — Busbeck erzählt 1. Oct. 1582 dem Kaiser, Salcedo habe falsche Münzen gemacht, sich damit ein Gut gekauft und, als er daraus weichen mußte, es in Brand gesteckt. Epp. 478.

Abkunft; Moreo begab sich nach Spanien zurück, um seinem Könige Bericht zu erstatten.

Im Frühjahre 1584 ward zwischen dem französischen und dem spanischen Hofe noch einmal über einen Austrag aller Differenzen unterhandelt. Der spanische Gesandte hielt sich überzeugt, daß, wenn man den Franzosen Cambray überlasse, nicht durch Abtretung, was nicht angehe, sondern durch zeitweilige Uebertragung, diese sich verpflichten würden, sich in die Angelegenheiten des Königs von Spanien nicht weiter zu mischen [1]). Zugleich stand der Gesandte, Juan Baptista de Tassis, auch mit Heinrich Guise in genauem Verhältniß; doch war von einer Erhebung desselben gegen seinen König noch nicht die Rede. Guise's Gedanken waren vielmehr nach Schottland gerichtet. Er meinte, daß König Jacob bereit sei, die alte Religion wieder anzunehmen, sich von der Herrschaft der englischen Faction loszureißen: dazu forderte er Unterstützung an Geld und Mannschaft von Spanien sowie Zusage künftiger Hülfsleistungen; der Gesandte giebt den Rath, ihm darin willfährig zu sein: denn eines Tages könne die Welt eine solche Gestalt annehmen, daß dieses Geld mehr als nur gut angewendet sei.

Noch war, wie man sieht, kein Verständniß gegen den König von Frankreich im Gange, aber allerdings das beste Vernehmen und eine enge Verbindung gegründet.

Da trat der schon erwähnte Todesfall ein: 10. Juni 1584 starb der Herzog von Anjou und Alençon.

Durch große Thaten und Erfolge hat sich dieser Prinz kein Andenken zu stiften vermocht; fast noch wichtiger als sein Leben ist sein Tod.

Denn wovon zwar schon bisher die Rede gewesen, aber als von einer geheimnißvollen Sache, von der man in den Sternen lese, das gewann jetzt eine nahe, auch für die Politik berücksichtigungswerthe Wahrscheinlichkeit: da Heinrich III., der einzige Sproß der valesischen Linie, in kinderloser Ehe lebte, so sah man ihren Untergang voraus. Daran knüpfte sich aber die Aussicht der größten Veränderung. Das Recht der Thronfolge gelangte an das Haus Bourbon, und zwar

1) Schreiben von Tassis 10. Mai 1584: agora mas que antes holgarian de que V. M. saliese a la proposition hecha los dias passados de la dicha reyna en lo de Cambray y que por aqui se entallasse alguna reconciliation y renovacion de amistad — — si les quisiesse dexar pacifica esta possession figura se me, que de muy buena gana se obligarian a no empacharse en ninguna cosa mas que nos toque.

an dessen Oberhaupt, den König von Navarra, der ein Hugenotte war. Kein Wunder, wenn diese Erwartung das Land selbst und alle seine Nachbarn aufregte.

Schon die Niederländer dachten daran, als sie dem Könige Heinrich jene Erbietung machten; sonst würden sie nicht so weit gegangen sein.

Wenn nun aber die Spanier vor 20 Jahren in dem nur vorübergehenden und zweifelhaften Machtbesitze, zu dem König Anton von Navarra als Generalstatthalter in Frankreich gelangte, eine Gefahr erblickten, wie viel größere Besorgniß mußte es ihnen einflößen, daß jetzt die französische Krone selbst an den thatkräftigen Sohn desselben gelangen sollte! Sie glauben es nicht, dahin kommen lassen zu dürfen. Denn das würde den Krieg zwischen den beiden Kronen unvermeidlich machen, das ganze System von Europa, das Bestehen der spanischen Monarchie gefährden. Der Sohn König Philipps zählte erst sieben Jahre; man fragte, was aus demselben werden sollte, wenn den König ein Unfall betreffe, einem so furchtbaren Feinde gegenüber?

Eine wenig mächtige protestantische Partei hätte Philipp der II. in Frankreich dulden können [1]); aber daß ein Mann, wie sein Gesandter Tassis sagt: „der ein Ketzer ist", die Summe der Gewalt in Frankreich in seine Hände bekommen sollte, das konnte er bei der katholischen Haltung, die er eingenommen, nicht ertragen. „Ich sehe keine Arme", sagt dieser Gesandte, „die dies seiner Zeit verhindern könnten, als die des Herzogs von Guise."

An und für sich wären auch die Guisen, deren erblicher Besitz wenig bedeutete und die nur über ein paar Gouvernements eine ihnen vom Könige verliehene Autorität ausübten, hierzu nicht fähig gewesen. Was ihnen Macht verlieh, war, wie die Spanier von Anfang an bemerkten, ihre Parteistellung, die Anhänglichkeit der eifrigen, über die Duldung der Hugenotten in stets wachsender Unzufriedenheit begriffenen Katholiken an sie.

Wir kennen dieses immerfort gährende, energische, gewaltsame Element der katholischen Meinung in Frankreich. Nachdem es ihm im Jahre 1562 einmal gelungen war, sich in Paris zu consolidiren

1) Auch mit Heinrich von Navarra hat er zuweilen unterhandelt; aber ganz wahr mag sein, was Hieronymo Lippomano einmal aus Spanien schreibt: Intendo che a quel di Navarra segli daranno buone parole, a quel di Guisa buoni fatti.

und alles hugenottische Wesen von der Hauptstadt auszustoßen, hatte es sich von Zeit zu Zeit auch in den Provinzen selbständig geregt. Wir gedachten der Associationen des Adels, die in den Jahren 1564 und 1568 eine für den Hof, wenn er der Religion nicht treu bleiben würde, sogar drohende Haltung annahmen; des Bundes, der im Jahre 1572 zwischen dem Ehrgeiz der gefährdeten Machthaber und dem Fanatismus der Menge getroffen wurde; der Ligue von 1576, die, provinziell begonnen, sich unter der Autorität des Hofes über das ganze Reich verbreitete und dann nicht so leicht, wie man dachte, wieder vernichtet werden konnte. Sie hatte sich mit municipalen und clericalen sowie mit aristokratischen Interessen durchdrungen und schloß sich gern dem Herzoge von Guise an, dessen Vater ihre Sache vertheidigend umgekommen war.

Man hat gesagt, daß Heinrich Guise, auf diese mächtige Bundesgenossenschaft sich stützend und in Voraussicht dessen, was da kommen sollte, schon längst ein ehrgeiziges Augenmerk auf die Krone selbst gerichtet habe: das Vorgeben des Hauses sei gewesen, daß es von Carl dem Großen abstamme und ein besseres Recht auf die französische Krone besitze, als die herrschende Dynastie. Es gab Genealogien, die in diesem Sinne verfaßt worden sind: in dem Buche, das man gewöhnlich dafür anführt, von Franz de Rosières, einem Geistlichen von hohem Rang an der Kirche zu Toul [1]), vieljährigem Reisegefährten des Cardinals von Lothringen, finden sich sogar auf eine noch weiter zurückliegende Vergangenheit gegründete Ansprüche.

Nach diesem Autor war schon der alte Merwig ein Usurpator: er entsetzte den rechtmäßigen Erben, Albero, Sohn Clodions; von dem aber stammte in gerader Linie Itta, die ihre Rechte an ihren Gemahl Eustach von Bologne brachte. Auch die Carolinger stammten von Albero ab, jedoch als die jüngere Linie. In Eustach, von weiblicher und männlicher Seite einem Nachkommen Carls des Großen, vereinigen sich die Rechte beider Linien und gelangen dann im Laufe der Zeit an das damals in Lothringen regierende Haus. Die Capetinger werden als Usurpatoren, Hugo Capet wird als ein Tyrann geschildert; der Verfasser leitet die lothringische Familie nicht geradezu von Carl von Niederlothringen her; aber er bringt sie mit

1) Stemmatum Lothringiae ac Barri ducum tomi VII ab Antenore ad haec Caroli III tempora. Parisiis 1580. Vgl. Procès verbal du pardon demandé par Fr. de Rosières im Anhange zur Satire Ménippée II, 406.

demselben in Verbindung. Er sucht zu beweisen, daß das Haus von Lothringen, für welches er von beinahe fanatischer provinzialer Vorliebe beseelt ist, nicht allein ächt französisch, sondern von edlerer Herkunft sei, als mächtigere Königsreihen. Wie die ganze französische Dynastie, so behandelt er den damals lebenden König Heinrich mit einer auffallenden Nichtachtung. In anzüglichen Worten läßt er sich über den Tod des Cardinals von Lothringen vernehmen; dem Könige giebt er Schuld, daß er sich einer Führung überlasse, die ihn verweichliche und untauglich mache [1]). Nicht alles ist historisch falsch, was Rosières vorbringt; in jenen Zeiten mußte es das größte Aufsehen erregen. Wissen wir doch, daß der Cardinal von Lothringen des salischen Gesetzes mit Wegwerfung gedachte [2]): mit der Absicht, einen Prinzen von Lothringen auf den französischen Thron zu befördern, würde dies Buch eines seiner Freunde ganz gut zusammenstimmen.

Aber auch abgesehen von einem so hohen Ziele des Ehrgeizes, war die Aussicht auf die Thronfolge des Navarresen den Guisen in ihrer Stellung als französische Magnaten im höchsten Grade widerwärtig. Heinrich III. ordnete Epernon mit einem prächtigen Gefolge an den König von Navarra ab, um ihm zu sagen, daß er ihn als seinen präsumtiven Thronfolger anzuerkennen gedenke, wenn er katholisch werde und nach Hofe komme. Als Epernon die Hauptstadt verließ, versäumte er nicht, von allen Herren des Hofes Abschied zu nehmen; nur den Guisen sagte er kein Lebewohl. Die Guisen fanden es schon gefährlich, wenn Heinrich auf den Vorschlag einging: eine Verbindung mit dem Thronfolger hätte dem Günstling eine noch festere Stellung verschafft. Wie aber vollends dann, wenn der König von Navarra standhaft in seiner Religion blieb und dessenungeachtet auf den französischen Thron gelangte? Die Verfechter des Katholicismus in Frankreich wollten es so wenig, wie die Spanier, dahin kommen lassen.

Heinrich Guise hatte jedoch noch einen Scrupel: der Gesandte,

1) Jam a publico rerum statu alienior domesticae curae indulgere coepit (S. 369). Auch er gedenkt der Pariser Mette: hisce S. Bartholomaei matutinis pie absolutis.

2) Pasquier Lettres XI. Vgl. das florentinische Dispaccio bei Alberi Caterina Medici 194. Darnach treten die Günstlinge gegen Ende 1584 ab, per abbassare la parte del duca di Guisa e crescere quella del re di Navarra, col quale sono legati per la volontà del re.

der die Unterhandlung mit ihm führte, versichert, er habe gefürchtet, als ein Rebell zu erscheinen [1]. Er ließ bei dem Papste Gregor XIII. in Rom darüber anfragen.

Der Papst hat geantwortet, „wenn die Absicht allein religiöser Natur sei, so gebe er dazu seinen Segen“ [2]. Ein Orakelspruch, bei dem der Papst unter allen Umständen bestehen konnte, den aber Guise zu seinen Gunsten auslegte. Denn auf die Erhaltung der katholischen Religion war in der That seine vornehmste Absicht gerichtet: alles Andere konnte als Mittel zu diesem Zweck erscheinen.

Im Schlosse Joinville hat man lange Zeit ein kleines Cabinet als das Zimmer gezeigt, wo die Ligue geschlossen worden. Mitte Januar 1585 waren daselbst die beiden Abgeordneten des Königs von Spanien, welche die Unterhandlungen bisher betrieben hatten, Tassis und Moreo, die Herzoge von Guise und Mayenne, der zugleich für den Cardinal Guise und die Herzoge von Aumale und Elboeuf verhandelte, und ein Abgeordneter des Cardinals Bourbon bei einander. Sie brachten den Tractat mit einigen geheimen Bestimmungen, die bisher so gut wie unbekannt geblieben sind, zu Stande. Der Sinn von beiden ist folgender.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, erklärte man sich einverstanden, daß diese Krone nicht dem Könige von Navarra, sondern dem Oheim desselben, einem jüngeren Bruder König Antons, Cardinal von Bourbon, zukomme, der denn auch durch seinen Bevollmächtigten diesen Anspruch annahm und in den Bund eintrat. Man vereinigte sich ferner zu dem Plan einer vollkommenen Ausrottung des Protestantismus nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden. Der König von Spanien sagte für das erste Jahr eine Beihülfe von einer Million Scudi zu. Dagegen verpflichteten sich die französischen Großen, die sich im voraus als Inhaber der französischen Macht betrachteten, auf das Bündniß mit den Türken sowie den Seeraub in den indischen Gewässern zu verzichten, Cambray zurückzugeben, zur völligen

1) Tassis 443 spricht von der rebellionis nota, quam abhorrebat Guisius: — nactus religionis fundamentum, ad cuius conservationem nihil esse credebat, quod non liceret, animum ad arripienda arma componere coepit.

2) Maffei Gregorio XIII. c. II, 319. Der Herzog von Nevers fand sich jedoch, wie er an Thuanus ausführlich erzählt, durch die von Rom gekommenen Erklärungen keineswegs befriedigt. Lib. LXXXI, p. 11.

Eroberung der Niederlande zu helfen. In einigen besonderen Artikeln fügten sie noch andere sehr außerordentliche Zugeständnisse hinzu. Sie versprachen, den Prior Anton von Crato, Prätendenten von Portugal, in die Hände des Königs von Spanien zu liefern, nur unter der Bedingung, daß er, wenngleich in sicherem Gewahrsam gehalten, doch glimpflich behandelt würde. Auf die Abweichung Heinrichs von Navarra vom katholischen Glauben gründeten sie ferner die Zusage, alle Besitzungen desselben außerhalb der Grenzen von Frankreich, also Nieder-Navarra und Bearn, an den König von Spanien gelangen zu lassen [1]). Guise und Mayenne verpflichteten sich besonders wegen des Priors, der Cardinal wegen des Ueberrestes von Navarra. So entschieden war das territoriale Interesse von Spanien bei diesen Verträgen ins Auge gefaßt. Nicht allein für die Religion, sondern auch für sein Land meinte Philipp zu sorgen, wenn er seinen neuen Verbündeten ansehnliche Geldsummen zukommen ließ, die sie in den Stand setzten, sich zu rüsten.

König Heinrich III. bewegte sich noch in jenen Deliberationen, in der Meinung, daß Krieg und Friede in Europa von seinen Entschlüssen abhänge, als er plötzlich in seinem eigenen Reiche kriegerische Bewegungen sah, die er nicht befohlen hatte: sein erster Gedanke war, Heinrich von Guise in Joinville aufheben zu lassen; eine Abtheilung der Garnison von Metz sollte dies ausführen. Aber noch zur rechten Zeit ward Guise hiervon unterrichtet, und er eilte nach Chalons, das ihm seine Thore öffnete, im Widerspruch mit dem königlichen Befehlshaber [2]). Auch eine Anzahl anderer Plätze fiel

1) Instrumentum de dedendo Antonio Portugalensi und ferner Instrumentum donationis factae a Cardinale Bourbonio in favorem Regis Catholici, die auch als der 48. und 49. Artikel des Vertrages erscheinen, finden sich in den angeführten Commentarien von Tassis p. 456. Die Bundesurkunde selbst ist ultimo die anni 1584, das erste Instrument diebus calendis Januarii 1585 datirt, das zweite 16. Januar 1585. Nach Tassis' Versicherung ist das letzte das wahre Datum aller dieser Verträge (446). Bei Dumont, dessen Abdruck überhaupt wenig Authenticität hat, fehlen die geheimen Artikel; sie sind bisher ganz übersehen worden. In jener Zeit ward noch eine kleine Schrift Ragguaglio dello pratiche tenute con il Re di Spagna degli Signori Guisi verbreitet, und sie findet sich hier und da in den Sammlungen politischer Informationen. Darnach sollte der größere Theil der stipulirten Summe erst dann bezahlt werden, wenn die Ligue dem Könige Marseille oder Lyon überliefere; dafür findet sich aber kein authentischer Beweis: in dem wirklichen Vertrag ist keine Spur davon.

2) Ich entnehme das aus einem Briefe von Don Bernardino de Men-

durch den Willen der Bürgerschaften oder den Beitritt der Gouverneurs in die Hände der Guisen.

Mitte April erschien ihr Manifest.

Es ist vor allen Dingen gegen die Günstlinge gerichtet, welche jeden Anderen von der Staatsverwaltung verdrängt und sie ausschließlich in Besitz genommen haben; wie durch sie der von den letzten Ständen bereits gefaßte Beschluß, ganz Frankreich wieder zu seiner Religion zu bringen, rückgängig geworden sei, so werde jetzt auch alle Gunst nur eben den Verfolgern der katholischen Kirche zu Theil; und in demselben Sinne behandle man die Aufstellung eines Thronfolgers. Aber dahin dürfe es in dem allerchristlichsten Reiche niemals kommen, daß ein Ketzer an die Regierung gelange; keineswegs seien die Unterthanen verpflichtet, die Herrschaft eines Fürsten anzuerkennen, der nicht katholisch sei: denn der erste Schwur des Königs, wenn man ihm die Krone auf das Haupt setze, laute auf Erhaltung der katholisch-apostolisch-römischen Religion.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesem Manifest, in welchem neben der religiösen auch mannigfaltige politische Absichten hervortreten.

In den Guisen lebte der Geist der alten Autonomie französischer Magnaten in seiner vollen Stärke; sie konnten des Einflusses auf die allgemeinen Angelegenheiten nicht entbehren; am nächsten lag ihnen, ihre eigne Stellung unangetastet zu behaupten; als eine der vornehmsten Beschwerden stellten sie auf, daß man Aemter, die durch Dienste erworben seien, den Inhabern gegen eine Geldentschädigung entreiße; Niemand solle fortan sein Amt verlieren, außer in den bestimmt vorgeschriebenen Fällen, auf den Spruch ordentlicher Richter aus den Parlamenten [1]).

Alle alten Klagen des Adels, der Geistlichkeit und der Städte machten sie zu den ihren; sie forderten regelmäßige Ständever-

doza, 5. April 1585: es sei der Garnison in Metz befohlen worden que saliendo a la deshilada viniesse a Chamvilla a prender al duce de Guisa. Davon, was Cardinal Ossat sagt, daß Guise selbst im ersten Augenblick daran gedacht habe, sich der Hauptstadt und der königlichen Person zu bemächtigen, habe ich in den gleichzeitigen Papieren nichts finden können. Es scheint nur ein Vorschlag gewesen, aber von Guise verworfen worden zu sein.

1) Joannis Baptistae de Tassis Commentariorum de Tumultibus Belgicis sui temporis libri octo. Hoynck van Papendrecht: Analecta Belgica Tom. II, Pars I, p. 433.

sammlungen von drei zu drei Jahren, wo ein jeder seine Beschwerden in voller Freiheit müsse vortragen dürfen. Bemerkenswerth ist, wie sie sich über diese Zusammenkünfte ausdrücken. Es seien Conferenzen, sagen sie, zwischen Fürst und Volk, um einmal Rechnung zu halten über die gegenseitigen gleich alten, gleich heiligen Verpflichtungen.

In den meisten großen Städten war das municipale Interesse, wie in Paris, in eine gewisse Verbindung mit dem katholischen getreten. Wie die Regierung sich in anderen Beziehungen Eingriffe in die hergebrachten Rechte erlaubte, z. B. in die Gerichtsbarkeit, so erschien es als ein ähnlicher Eingriff, wenn sie jetzt Duldung für die Andersgläubigen anordnete. Die Guisen konnten auf Beifall rechnen, wenn sie die Städte vor der Aufnahme königlicher Garnisonen warnten.

So gerechtfertigt jene Reformversuche des Jahres 1583 an sich sein mochten, so wurden sie jetzt dem Könige nachtheilig. Wir sind unterrichtet, daß die Ligue durch den Credit eines in Folge der damaligen Untersuchungen verjagten hohen Finanzbeamten, der nach der Franche-Comté geflüchtet war, unterstützt wurde. In die Parlamente hatte sie in den Zeiten ihrer Macht eine Menge Anhänger zu bringen gewußt; auch diese sahen sich von dem Könige bedroht und einen Rückhalt in dem alten Beschützer.

Dergestalt riefen die Guisen das Selbstgefühl der Stände, der Verwaltung, der Gerichte und der großen Machthaber mit einem Mal gegen die Regierung in Kampf, nicht allein gegen die Mißbräuche derselben, sondern auch gegen ihre gerechtfertigten Bestrebungen.

Das Außerordentliche aber war, daß diejenigen, welche im Namen „des besseren und gesunderen Theiles der Nation", denn so drückten sie sich aus, zur Restauration von Frankreich die Waffen ergriffen, sich zugleich mit dem alten Landesfeinde verbunden hatten. Den Versuchen, die Monarchie im Innern herzustellen und ihr nach außen eine freiere Wirksamkeit zu verschaffen, so schwach sie auch sein mochten, und vielleicht eben darum, weil sie so wenig Energie in sich trugen, sollte zugleich ein Ende gemacht werden. Das religiöse Moment umfaßte, entschuldigte alles und verdeckte jeden Widerspruch.

Erneuerter Hugenottenkrieg.

Man hätte nicht anders erwarten sollen, als daß es bei der Schärfe dieser Gegensätze sofort zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen kommen müßte.

Hätte Heinrich III. den ganzen Umfang der gegen ihn geschlossenen Verbindung gekannt, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als im Innern sich mit den Hugenotten zur Aufrechthaltung der Pacification zu vereinigen, mit ihnen die Guisen zu bekämpfen, nach außen die Erbietungen der Niederländer anzunehmen und mit dem Könige von Spanien zu brechen. Wenn man erwägt, daß die alte Antipathie gegen die Spanier, noch vor kurzem lebendig angeregt, leicht wieder aufgerufen werden konnte, und daß auch unter den Katholiken mit nichten alle mit den Guisen einverstanden waren [1]) — gewiß nicht die Prinzen von Geblüt aus dem Hause Bourbon, eben so wenig ein großer Theil des Adels, der eine natürliche Verpflichtung gegen den Fürsten fühlte oder gewohnt war, sich an den Hof zu halten, auch nicht die mittleren Stände, in denen viele für unerlaubt hielten, der Religion halber von dem Fürsten abzufallen, wie sich denn selbst alte Freunde der Guisen jetzt aus Gewissensscrupel von ihnen zurückzogen, — so sieht man wohl, daß es dem Könige zu einem großen und entschiedenen Widerstande nicht an Kräften gefehlt hätte.

Allein er selbst hätte dazu ein anderer Mann sein müssen, scharfsinniger, als er war, und scharfsichtiger, fähig, Entschlüsse zu fassen, die mit Gefahren verbunden sind, zum Kriege geneigt. Villeroy stellte ihm vor, daß er um keinen Preis eine Faction neben sich aufkommen lassen dürfe, die katholisch sei und Verfechter der katholischen Ideen zu ihren Oberhäuptern habe. Der König entschloß sich, mit seinen Feinden lieber einen Vertrag abzuschließen, als mit ihnen zu schlagen.

Das war nun einmal sein Schicksal und das Schicksal des ganzen Hauses, in den Conflicten der religiösen Ideen und der Staatsgewalt in innere Verwirrung zu gerathen und den Pfad nicht zu finden, der daraus hätte retten können.

Die Guisen hatten in ihrem Manifest die Königin-Mutter, „ohne deren Weisheit das Reich schon längst zertrümmert wäre", aufgefor-

1) Commentarii delle cose successe nel regno di Francia (Manuscript der großherzoglichen Bibliothek zu Carlsruhe): parte de' cattolici aborrendo tal attione, come quella che pareva lor peccato di lesa Maesta si misero col re e lo esortavano a far la guerra.

dert, zum Heile desselben sie bei dieser Gelegenheit nicht zu verlassen, nicht ohne eine Andeutung, daß sie jetzt weniger, als sie verdiene, zu den Geschäften gezogen werde: eben ihr übertrug der König die Unterhandlung. Trotz ihres Alters, ihrer Gicht und des Hustens, an dem sie damals litt, machte sie sich dazu auf. Auch Catharina fühlte sich durch die Aussicht Heinrichs von Navarra auf die Krone geängstigt; sie hat gesagt, sie fürchte, er könne alsdann ihre Tochter Margarethe, seine Gemahlin, umbringen lassen: denn die widerwärtigsten Dinge waren zwischen ihnen begegnet, und gewiß wurde Margarethe damals von den Liguisten ihrem Gemahl entgegengestellt [1]). Hatte Catharina, da sie mit dem Schwiegersohne gebrochen, wirklich die Absicht, ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, auf den Thron zu bringen? Es erhellt nicht mit voller Bestimmtheit: aber dem Herzog Heinrich hat sie gesagt, sie denke, er selbst solle der Stab ihres Alters sein [2]).

Den Guisen selbst war bereits an einer Abkunft gelegen; denn gar bald hatten sie das von Philipp II. gesendete Geld ausgegeben: in der tumultuarischen Aufregung, in welche ihre Erhebung alles versetzte, fanden sie es erwünscht, den Vortheil festzuhalten, der sich ihnen darbot.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Catharina's, die zu Nemours gepflogen wurde, lag fast mehr in den persönlichen Ansprüchen, als in den religiösen Forderungen der Verbündeten: denn gegen die Einwirkungen der Günstlinge, über die sie klagten, wollten sie, wenn sie dieselben nicht stürzen konnten, wenigstens auf das beste gesichert sein.

So viel erreichte die Königin, daß den Guisen nicht auch Metz, wie sie verlangten, überlassen zu werden brauchte; aber übrigens bewilligte sie ihnen sehr umfassende Zugeständnisse: dem Herzoge von Guise Verdun, Toul, St. Dizier, Chalons; dem Cardinal von Bourbon: Soissons; die festesten Plätze in Bourgogne, Bretagne, Picardie wurden an Mayenne, Mercoeur und Aumale überlassen; alle erhielten die Erlaubniß, sich Leibgarden zu halten und sie aus den

1) Schreiben von Guise an Philipp II. um Hülfe für sie: elle, que nous avons établie comme obstacle aux desseins de son mari et instrument fort propre, pour contraindre le roi à la guerre. (Pap. von Simancas.)

2) Que havia de ser el baston de su vejez pues bien savia que a ningun estaria peor que el de Navarra fuese rey que a ella porque havia luego matar a su hija. (P. v. S.)

Einkünften der Provinzen zu besolden. Wie die Häupter, so gewannen auch ihre vornehmsten Anhänger eine verstärkte persönliche Stellung [1]). Ein Edict erging, in welchem ihre bewaffnete Erhebung gutgeheißen, als dem Könige wohlgefällig bezeichnet ward.

Bei weitem mehr als in dem Manifest erscheint in diesem Edicte das religiöse Interesse als die Hauptsache; alle bisherigen Pacificationserlasse werden darin widerrufen, die den Hugenotten zugestandenen Sicherheitsplätze zurückgefordert, die gemischten Kammern aufgehoben. Das Edict vom Juli 1585 geht noch weiter, als die im Jahre 1568 und nach der Bartholomäusnacht ergangenen. Es verbot nicht allein, wie diese, die Ausübung jeder anderen als der katholischen Religion, sondern das Bekenntniß überhaupt. „Wir haben geboten und gebieten", heißt es darin, „daß alle, die sich zu der neuen Religion halten, sie verlassen und binnen sechs Monaten das Bekenntniß der katholischen, apostolischen und römischen Religion ablegen, oder, wenn sie das nicht thun wollen, aus unserem Königreich und den Ländern unseres Gehorsams weichen". Die strengsten hierarchischen Gesetze, gegen die so lange gekämpft worden war, wurden erneuert, auch das einfache Bekenntniß abweichender Meinungen wie vor Alters mit Confiscation der Güter und Lebensstrafe bedroht.

Wie die Guisen gefordert, ließ der König dies Edict in seiner Gegenwart im Parlamente verificiren (28. Juli 1585).

In seinem Herzen war er nicht dagegen. Nicht allein in den Jahren seiner Jugend, sondern noch bei den Ständen zu Blois hatte er ähnliche Grundsätze geäußert. Auch ihm erschien es als ein großer Gewinn, daß das gesammte Reich zur Einheit der Religion zurückgebracht würde. Wenn in Blois alles daran gescheitert war, daß die Stände die zu dem Kriegsunternehmen gegen die Hugenotten erforderlichen Geldmittel nicht hatten bewilligen wollen: so macht es dem König ein eigenthümliches Vergnügen, daß sie jetzt durch eine Factionsbewegung dazu gebracht waren, ihre Kräfte zum Krieg anstrengen zu müssen. Mit ironischem Humor sagte er dies einst den Herren von der Geistlichkeit und den Deputirten der Hauptstadt [2]). Die Ideen der Reform und Ersparniß wurden unter diesen Umständen verlassen; die Finanzbeamten kauften sich durch eine große Summe von der begonnenen Untersuchung los. Die abgeschafften

1) Articles accordés à Nemours au nom du roy 7. Juillet 1585: Mémoires de Nevers, welche die Memoiren der Ligue ergänzen, I, 688.

2) Rede bei Dupleix Histoire de Henry III 118.

gerichtlichen Aemter wurden hergestellt und fanden aufs neue Käufer [1]).

Alles bereitete sich zum Kriege vor. Dem Könige von Navarra war nicht wohl dabei: wir werden des Augenblickes der äußersten Hoffnungslosigkeit, die ihn einst übernahm, noch gedenken.

Eben in Bezug auf ihn selbst hatte König Heinrich III. doch nicht ganz nachgegeben: er erkannte nicht an, daß der König von Navarra den Thron niemals besteigen könne; aber wozu das lebendige Gefühl der Legitimität, das er nährte, es nicht kommen ließ, das geschah, ohne Zweifel mit noch größerer Wirkung auf die katholisch Gläubigen, von Rom her. In Rom war ein förmlicher Proceß gegen die beiden hugenottischen Prinzen aus dem Hause Bourbon, Navarra und Condé, instruirt worden; auf den Grund desselben erließ der so eben auf den heiligen Stuhl gelangte Papst Sixtus V. jene Bulle, welche die Welt in Erstaunen setzte, in der er die Prinzen nicht allein als Ketzer, sondern als Gönner und Führer derselben, die in das Verbrechen der Ketzerei zurückgefallen seien, aller ihrer Besitzthümer, namentlich ihrer Ansprüche auf die Krone von Frankreich für verfallen erklärt. Schon daraus ging eine Verstimmung zwischen den eben Vereinigten hervor. Die Guisen glaubten, ihre Freundin Catharina Medici, als sie einmal Verhandlungen mit Heinrich von Navarra versuchte, warnen zu müssen, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen: sie haben für den Fall einer Abkunft, die dennoch zwischen den beiden Königen getroffen werden möchte, zu Orcamp förmlich den Beschluß angenommen, daß ihre religiöse Pflicht sie über alle Rücksichten der Unterthänigkeit erhebe [2]).

Darin aber — in dem Gange der Sache selbst — lag nicht der einzige Grund eines Mißverständnisses; ein anderer entsprang aus der Fortsetzung der guisisch-spanischen Verbindungen. Philipp II. war mit dem raschen Friedensschlusse der Guisen keineswegs zufrieden, zumal da sie darin versprochen hatten, auf alle fremden Bündnisse Verzicht zu leisten: das Entfernteste wie das Nahe bedenkend, erblickte er eine Gefahr darin, wenn es Heinrich dem III. etwa gelingen sollte, die Hugenotten zu unterwerfen: denn wie leicht konnte sich derselbe dann mit seiner katholisch gewordenen Monarchie auf Spa-

1) Pasquier Lettres liv. X, l. IX.

2) Le devoir chrétien les devoit transporter par dessus toute subjection etc. Bouillé III, 192.

nien stürzen! Philipp II. drängte Heinrich Guise zu der Versicherung, niemals die Waffen gegen Spanien tragen, ja von seinem König abfallen zu wollen, wofern dieser je ein spanisches Land angreifen sollte. Der Herzog ließ sich wirklich dazu bewegen: er gewann es über sich, zu erklären, unter den Bündnissen, auf die er Verzicht geleistet, seien nur die zu verstehen, welche zum Schaden des Reiches, nicht welche zu dessen Vortheile gereichen könnten, wie das spanische [1]).

Wenn Zusagen dieser Art auch nur im Geheimen geschahen, so hoben sie doch alles einträchtige Zusammengehen der Bundesgenossen auf. Man erkannte täglich mehr das Bestehen zwei auseinanderstrebender katholischer Parteien. Die royalistische wollte den legitimen Thronfolger und seine Anhänger zu ihrem Bekenntnisse herüberziehen und auf diese Weise Frankreich zu Einer Religion vereinigen, damit es um so mächtiger würde. Die liguistische wollte den Thronfolger auf jeden Fall ausschließen, die Hugenotten vernichten, ihre Güter in Besitz nehmen: sie hielt sich bei weitem mehr an die allgemein kirchliche Idee als an die französische, an den König von Spanien bei weitem mehr als an ihren eigenen.

Im Jahre 1586 kam es zu mannigfaltigen Kriegsunternehmungen; aber in den katholischen Heeren selbst begegneten sich die Gegensätze. Dem Herzoge von Mayenne stellte der König royalistische Unterbefehlshaber an die Seite, denen der Führer niemals ganz traute und die ihm niemals recht gehorchten. Der Herzog von Guise suchte, wo er commandirte, die royalistischen Officiere aus seiner Nähe zu entfernen und sich nur mit unbedingten Anhängern zu umgeben. Die Kriegführung der Guisen zeigte sich nur da mannhaft entschieden, wo sie ihre eigene Sache führten: wenn es galt, eine Stadt, die von ihnen abgefallen, wieder herbeizubringen, wie Auxonne, oder eine Festung, die in protestantische Hände gerathen war, jetzt für sich selbst zu gewinnen, wie Rocroy; besonders gegen Sedan und Jamets waren, in Uebereinstimmung mit dem Könige von Spanien, ihre Unternehmungen gerichtet. Im südlichen Frankreich hatten sie mehr einen politischen als militärischen Zweck. Indem sie mit dem Herzoge Montmorency in Languedoc schlugen, war doch ihr Sinn nicht so sehr darauf gerichtet, denselben durch Gewalt zu unter-

1) Que lo de las ligas rinunciadas se entendia de las que eran contra el reyno y no desta que era en bien del y en servicio de nuestro Señor, per lo qual la montidra ensempre.

werfen, was der Krone eher zu statten gekommen wäre, als ihn für sich zu gewinnen; verbunden würden sie, wie sie sagten, stark genug sein, um dem Könige selbst das Gesetz vorzuschreiben [1]).

Sollte aber Montmorency-Damville, der dem Gedanken eines friedlichen Beisammenlebens der beiden Confessionen zuerst Ausdruck gegeben hatte, von seinem eigenen System abfallen und sich den alten Feinden seines Hauses zugesellen? Er hielt an Heinrich von Navarra fest. So gefahrdrohend der Angriff zuerst erschienen war, so wenig bedeutende Erfolge hatte er doch. Die Hugenotten brachten nicht weniger Plätze in ihre Hand, als ihrerseits die Katholischen.

Für das nächste Jahr gewährten ihnen die sich erhebenden Sympathien ihrer Glaubensgenossen in den benachbarten Ländern noch bessere Aussichten.

Nicht eben leicht war es, die protestantischen Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Königin Elisabeth mußte zu einer Geldhülfe bewogen werden; kleinere Summen wurden von dem südlichen Frankreich nach der Schweiz, von Rochelle nach Hamburg geschickt; und nur selten genügten sie den aufgestellten Forderungen. Aber zugleich zeigte sich doch auch ein lebendiger Antheil an der Sache. In Deutschland hatte man nicht vergessen, was Joachim Friedrich von Brandenburg, damals Administrator von Magdeburg, ausdrücklich in Erinnerung brachte, daß das Reich seinen Religionsfrieden der Waffenerhebung eines Königs von Frankreich zu verdanken habe; man glaubte nur eine Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, wenn man nun auch mit deutscher Hülfe den Franzosen einen Religionsfrieden verschaffe. Nichts Anderes in der That begehrten die Hugenotten, wie du Plessis-Mornay sagt, das deutsche Heer solle die Hebamme des französischen Friedens sein. Der deutschen Unterstützung aber, die den Franzosen schon öfter zu statten gekommen war, gesellte sich diesmal auch eine schweizerische bei. Die evangelischen Cantone waren durch den Bund der katholischen mit König Philipp so eben in die größte Aufregung gesetzt; in dem Siege der liguistischen Macht in Frankreich sahen sie nicht nur eine allgemeine, sondern noch besonders eine eigene Gefahr. Und so geschah, was bisher noch immer durch den alten Einfluß der französischen Krone auf die Eidgenossenschaft vermieden worden: die Obrigkeiten in Bern, Zürich, Basel,

1) Guise an Mendoza, 3. Februar 1586: Et seroit nécessaire, que le dit Mr. (Montmorency) s'alliât avec nous plustôt qu'avec le roy même, afin que d'un commun accord nous puissions donner la loi.

Schaffhausen gestatteten Werbungen zu Gunsten der Hugenotten in ihren Gebieten [1]; nicht einzelne Reisläufer, sondern drei große Regimenter, bei 16,000 Mann stark, brachen nach dem pfälzischen Gebiet auf, wo sich die deutschen Truppen versammelten.

Johann Casimir fand es diesmal aus nachbarlicher Rücksicht auf Lothringen nicht rathsam, das Heer selbst ins Feld zu führen, so erwünscht bei demselben auch die Autorität gewesen wäre, die ihm sein höherer Rang und seine Erfahrung verliehen: in seinen Diensten stand ein preußischer Edelmann, Fabian Burggraf zu Dohna, den ihm einst Hubert Languet zugeführt, und der ihn dann auf seinen Reisen nach den Niederlanden und nach England, bei seiner kölnischen Unternehmung zu Gunsten von Gebhard Truchseß begleitet hatte: ein Mann von allgemein protestantischem Religionseifer und nicht ohne Kunde der Waffen; dem übertrug er die Heerführung. Es waren viertausend deutsche Reiter, einige Geschwader Landsknechte und vierthalbtausend Franzosen, die unter Dohna gegen Lothringen vordrangen; man sieht, welch ein ansehnliches Heer sie mit den Schweizern zusammen bildeten.

Heinrich von Navarra erkannte dies Heer unbedenklich als das seine an. Denn gegen seine Feinde, von Guise und Lothringen, deren Absicht dahin gehe, Frankreich zu ruiniren und zu stürzen, schien es ihm erlaubt auswärtige Hülfe heranzuziehen. Er meinte, er müsse den König von Frankreich von ihnen befreien.

Dessen Meinung war es nun keineswegs, sich befreien zu lassen. Wohl fühlte er, daß in den Behauptungen Navarra's etwas Wahres liege: wenn er auch nicht das ganze Verhältniß der Spanier zu den Guisen ermaß, so wußte er doch so viel, daß sie spanisches Geld empfingen, und griff mit Händen, daß sie ihre eigene Sache, nicht die seine verfochten: insofern erschien Heinrich von Navarra als sein natürlicher Bundesgenosse. Aber auch dem durfte er doch wieder nicht gestatten, daß er sich selbständig mit einer fremden Kriegsmannschaft vereinigte.

Heinrich III. hoffte noch, beide zu unterwerfen, die Hugenotten zu dämpfen, die Guisen zu bezwingen, seine katholische und gouvernementale Idee durchzuführen. Gegen Navarra schickte er einen seiner

1) Daß sie es erlaubten, ergiebt sich aus allen authentischen Papieren, unter anderen aus den Denkschriften von Sillery, 1587 bis 1593, Manuscript zu Berlin. Da heißt es: Ceux des Cantons — — s'étoient tellement oubliés que d'avoir permis à un grand nombre de leurs subjects à marcher etc.

Günstlinge, Joyeuse, ins Feld: dem anziehenden deutschen und schweizerischen Heere wollte er selbst entgegengehen. Als er Paris in dieser Absicht verließ, glaubte er zu einem großen, unendlich schweren und wichtigen Werke aufzubrechen. Der Nuntius schildert in seinen Berichten, wie der König am Morgen sich aus dem Bett erhoben, noch unangekleidet sich auf die nackten Kniee geworfen und lange gebetet, hierauf die Eucharistie empfangen habe; so vorbereitet, unter religiösen Gefühlen ging er ins Feld.

Man hat den Feldzug den Krieg der drei Henry genannt; jeder von ihnen, Heinrich von Navarra, Heinrich III. und Heinrich von Guise, spielte darin seine eigenthümliche Rolle.

Der König von Navarra hatte das Glück, mit der kleinen kriegsgeübten Schar, die ihn umgab, das prächtige Heer, mit welchem Joyeuse gegen ihn vorrückte, bei Coutras vollkommen zu schlagen; der Führer selbst war getödtet. Es war die erste Schlacht seit einem Vierteljahrhundert bürgerlicher Kriege, welche die Hugenotten gewannen: dieser junge Fürst lehrte sie in offenem Felde siegen. Ob er nun aber auch so viel Ansehen über sie hatte, um sie zusammenzuhalten, als sie ihre Beute nach Hause zu bringen wünschten, oder ob es an ihm selbst lag, wenn er den Sieg nicht vollständiger benutzte? Wir wollen diese alte Frage nicht entscheiden.

König Heinrich III. besetzte beide Ufer der mittleren Loire, um eine Vereinigung des heranziehenden schweizerisch-deutschen Heeres mit den Hugenotten des südlichen Frankreichs zu verhindern. Und auf das beste gelang ihm das. Fabian Dohna ließ sich durch glänzende Hoffnungen, die man ihm machte, von den höher gelegenen Uebergangspunkten abführen; tiefer aber fand er den König. Immer in westlicher Richtung, ohne besonderen Widerstand — denn das Scharmützel bei Vimorry, wo er persönlich auf Mayenne traf, ist doch kaum der Erwähnung werth, — aber auch ohne Erfolg bis gegen Chartres vorrückend, sah er sich endlich genöthigt, inne zu halten. Mit ihm zu schlagen, hatte König Heinrich III. keine Neigung: denn diese Leute würden wie Verzweifelte fechten; aber er fand ein anderes Mittel, sie zum Rückzuge zu vermögen. Die Werbungen waren in der Schweiz hauptsächlich deshalb zugelassen worden, weil man behauptete, daß es nicht der König, sondern die Guisen seien, gegen die man ausziehe; diese Ansicht beschloß er zu widerlegen. Ein zürcherischer Hauptmann [1]), der in dem Heere

1) Johann Haller, dessen handschriftliche Chronik auf der Stadtbibliothek

diente, hat verzeichnet, wie der König demselben zuerst seine Verwunderung zu erkennen gab, daß er Eidgenossen sich gegenüber sehe, zuwider dem ewigen Frieden und den aufgerichteten Bündnissen; darauf unter den Schweizern der Beschluß gefaßt ward, den König seines Irrthums zu verständigen und Abgeordnete zu ihm zu schicken, wie aber diese, als sie ihn sahen und ihren Fußfall vor ihm leisteten, vielmehr von ihm eines Besseren belehrt wurden. Der König erklärte: nicht für ihn, sondern wider ihn seien sie herangezogen: er sage es ihnen selbst, er, der König; er sei kein Phantom, er stehe vor ihnen. Sie antworteten: gegen die Krone von Frankreich führten sie weder Hellebarde noch Schwert. In das Lager zurückgekommen, theilten die Abgeordneten ihre veränderte Stimmung auch den anderen Hauptleuten mit; keiner von allen wollte mit einer Unternehmung gegen die französische Krone zu schaffen haben: sie nahmen Geld von dem König an. Ohne zu schlagen, erwarb sich Heinrich III. doch in der That das Verdienst, diesen Einbruch, vor dem man sich in Paris wie vor einer neuen Völkerwanderung fürchtete, in seinem Anlaufe zu brechen.

Indessen wollte das Schicksal, daß der Herzog von Guise die größere Ehre davontrug. Ein höchst außerordentliches Verhältniß war es, worin er zu dem Könige stand. Es ist gewiß, daß Heinrich III. nicht allein des Feindes wegen, sondern auch deshalb so stark wie möglich im Feld erscheinen wollte, um Guise neben sich in seine Schranken zu bannen [1]). Eben so gewiß ist, daß Guise von den Spaniern unterstützt wurde, damit er dem Könige von Frankreich gegenüber aufrecht bleibe [2]): sie gaben ihm Geld, ausdrücklich, um ihn gegen den König zu verstärken und ihn in den Stand zu setzen, seine Freunde zu befriedigen.

zu Zürich überhaupt noch manches Neue darbieten dürfte. Nach einem Schreiben von Catharina Medici (8. Nov.) sagten die Schweizer dem Könige, „que leurs piques ne piqueront ni leurs espées ne trancheront jamais contre le roi“.

1) Che (il re) volea per due fini presso di se il nervo maggiore, uno per sicurezza in ogni evento, qualor dovesse combattere, l'altro per tener in soggezione il Guisa, quando pur rimanesse per ventura vincitore degli Alemanni. — Tempesti Vita di Sisto Quinto I, 320.

2) Volebat Parmensis iis auxiliis conservari et unionem et Guisios. Tassis Commentarii 477. Tassis war damals wieder in den Niederlanden und zeigt sich über die niederländischen Dinge besser unterrichtet, als über die Vorgänge in Frankreich.

Man möchte sie mit Bomilkar und Hanno, oder mit zwei römischen Consuln vergleichen, die, einander auf den Tod hassend, gegen denselben Feind fochten, wäre die Lage nicht hier noch seltsamer, da der eine von beiden der König, der andere nur ein Gouverneur und Kriegsbefehlshaber war.

Bisher hatte Guise eben noch nicht viel gegen den Feind geleistet, als die Wirkung der königlichen Worte auf die Schweizer dem Burggrafen den Gedanken einflößte, mit seinem Heere zunächst eine Richtung gegen Guise zu nehmen, gegen welchen die Schweizer zu fechten kein Bedenken tragen würden: er hoffte, ihn im offenen Felde zu schlagen, wie Joyeuse geschlagen worden war. Allein in diesem Augenblicke setzte sich der schlachtbegierige Guise, der Menschen und Dinge hier zu Lande besser kannte, schon gegen ihn in Bewegung.

Dohna hatte die gutmüthige Thorheit gehabt, sich des Schlosses, welches den Burgflecken Auneau, worin er eines Abends sein Nachtlager nahm, beherrschte, nicht militärisch zu versichern. Guise gewann den Befehlshaber mit Geld und Versprechungen, ihm während der Nacht das Schloß zu öffnen. Am Morgen, als Dohna eben aufbrechen wollte, die Reiter entweder bei ihrem Frühmahl oder bei ihren Pferden waren, um sie zu satteln, und die Packwagen die Straßen des Fleckens erfüllten, brach nun Guise von dem Schloß her unter sie ein; sie waren nicht im Stande, nur ein einziges Fähnlein zu sammeln; in kleinen Trupps wurden sie in ihren Quartieren überfallen, niedergehauen oder gefangen genommen [1]). Der Burggraf rettete sich mit seiner Rennfahne und wandte dann alles an, um Reiter und Schweizer aus den benachbarten Quartieren zur Wiedereroberung des Fleckens zu vereinigen. Aber er besaß bei weitem nicht Ansehen genug, um das durchzusetzen. Die Schweizer wollten jetzt auch nicht gegen Guise fechten und zogen in ihrer Absicht, nach Hause zu gehen, einen Theil der deutschen Rittmeister und Reiter mit sich fort. In immer steigender Unordnung und Rathlosigkeit von beiden Seiten, der königlichen und der guisardischen, angegriffen, wich hierauf die Armee längs der Loire rückwärts. Sie verzweifelte, den Weg zu den Hugenotten zu finden, und gab endlich den Anmahnungen des Königs, das Reich zu verlassen, Gehör. Dieser ließ

1) Nach Leuthinger (de Marchia lib. XXIV, 528) wäre auch Buch in dem Flecken gewesen; Bossius, de rebus gestis Fabiani a Dohna, verhält sich mehr apologetisch, als eigentlich erzählend, S. 65.

sie ruhig ziehen, zufrieden, daß sie niemals mehr gegen ihn zu dienen versprachen; den Franzosen, die sich von dem Zuge trennen wollten, verstattete er, im Lande zu bleiben, vorausgesetzt, daß sie sich dem ergangenen Religionsedict unterwerfen würden.

So kamen die Heere aus dem Felde zurück. Der Erfolg des Feldzuges war in so fern bedeutend, als die protestantisch-germanische Heeresmacht aus den Grenzen des Landes zurückgewiesen, von Guise, der sich um keine Capitulation kümmerte, sogar über die Grenzen hinaus verfolgt und beinahe vernichtet wurde. Für die innere französische Frage war jedoch nichts entschieden. Die Günstlingsregierung war nicht beseitigt, Epernon in dem alten verhaßten Uebergewicht; die Hugenotten hatte der Sieg von Coutras in ihrem Selbstgefühle bestärkt. Der ganz offenbare Gegensatz Guise's gegen den König verhinderte diesen, etwas Entscheidendes gegen Heinrich von Navarra zu unternehmen: wenn man in ihn drang, dies zu thun, so antwortete er wohl, Navarra sei nicht sein schlimmster Feind; er forderte, daß ihm ein Jeder gehorche.

Barricaden.

In diesem Augenblick aber entwickelte sich ihm erst noch die gefährlichste Feindseligkeit in der Mitte seiner Hauptstadt. Die katholische Association nahm hier eine neue, überaus drohende Gestalt an.

Im Anfange des Jahres 1587 hatte die Nachricht von den deutschen Rüstungen alle Gemüther aufgeregt. Man erzählte, daß ein Heer von 300,000 Ketzern aufgeboten sei und in Frankreich eindringen werde, um die guten Katholiken zu vernichten, mit denen der heuchlerische König sogar heimlich einverstanden sei; der Gedanke erhob sich, da die katholischen Prinzen allein einer solchen Gefahr zu begegnen zu schwach sein würden, eine städtische Organisation zu gründen, um sie zu unterstützen. Ein reicher Bürger, Beamter des Bischofs von Paris, Carl Hotmann, hat, soviel man weiß, diesen Gedanken zuerst gehabt [1]) und ihn an ein paar durch ihr Feuer und ihre Worte mächtige Prediger. Jean Prévôst, Matthieu Launay und Jean Boucher, mitgetheilt, die ihn mit Freuden ergriffen und sogleich zu seiner Ausführung schritten. Den nach Rom gelangten

1) Avea sentito susurrare, che venisse contra Francia un esercito di trescento mila eretici, risolse di unire insieme altrettanti Francesi cattolici. (Anonymo capitolino.)

Nachrichten zufolge hat sich der neue, noch wenig zahlreiche Bund am 25. Januar und am 2. Februar 1587 seine Verfassung gegeben. Man ernannte zuerst sechzehn Männer, nach der damaligen Zahl der Quartiere von Paris, um in jedem die Angelegenheiten der Vereinigung zu leiten, und sodann zehn, unter denen die vier Begründer waren, zur allgemeinen Führung der Geschäfte; keine Aufnahme sollte stattfinden, ohne von diesen gebilligt zu sein. Die Verbindung nahm, wahrscheinlich anknüpfend an eine frühere vom Jahr 1576, einen raschen Fortgang, auch unter dem besseren und wohlhabenden Mittelstande, dem Hotmann selbst angehörte; die vornehmste Verpflichtung war, so viel Geld zu zahlen, als der Rath der Zehn auflegen würde [1]).

Heinrich Guise begriff bei dem ersten Worte, das man ihm davon sagte, welch ein gewaltiges Werkzeug zu jedem Unternehmen dadurch in seine Hand gerathe. In kurzem kam Mayenne zur Stadt; in tiefem Geheimnisse verständigte er sich mit den Bürgern, die es fast für eine Ehre hielten, daß die großen Herren sich mit ihnen verbinden wollten. Ein Bündniß ward geschlossen zu dem doppelten Zwecke, die Ketzerei in Frankreich zu vertilgen und die Mißbräuche der Rechtspflege abzuschaffen; die Gleichgesinnten in anderen Städten sollten zum Beitritt eingeladen werden.

Gleich im Anfange, noch im März 1587, hat sich der Gedanke geregt, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich des Königs persönlich bemächtige. Man wollte seine Günstlinge entfernen und ihn nöthigen, die Politik der Ligue unbedingt einzuhalten. Dahin kam es jedoch nicht, sei es, daß der König noch zur rechten Zeit gewarnt wurde, oder daß die Dinge nicht hinreichend vorbereitet waren.

Zunächst zeigte sich die geheime, Unzählige umfassende Verbindung nur in populären Widersetzlichkeiten.

1) Die „association faite particulièrement par aucuns bourgeois de Paris", deren in den Acten der Ständeversammlung von Blois im Jahre 1576 Erwähnung geschieht. Des états généraux XIII, 271. — Nach Doschius, Vita Francisci Hottomanni, stammten die Hotmanns, die sich auf beiden Seiten so thätig erwiesen, aus Breslau. Von Lambert, dem Stifter, hatten sich zwei Söhne hervorgethan: Johann, der zur Herbeischaffung des für Franz I. erforderlichen Lösegeldes viel beigetragen haben soll, und Peter, der in der Verwaltung diente. Des Letzteren Sohn ist Franz Hotmann, der Enkel des Ersteren Charles.

Da war ein Volksredner, des Namens Roland, der besonders gegen den Frieden mit den Hugenotten eiferte und sich überhaupt in den heftigsten Reden gefiel; als er eingezogen wurde, beschloß die Ligue — Prinzen und Bürger — ihm kein Leid zuzufügen zu lassen; sie zwang die Regierung, ihn herauszugeben [1]). Ein Anderer dagegen, der wider die Ligue und die päpstlichen Bullen geschrieben hatte, blieb im Gefängniß.

Meister Prévôst stellte in der Kirche St.-Severin eine Abbildung der in England an den Katholiken verübten Grausamkeiten aus, welche das Volk gegen Hugenotten und Politiker in Wuth versetzte. Das Bild ließ die Regierung wegnehmen; man antwortete mit beleidigenden Maueranschlägen, mit immer heftigeren Ausbrüchen auf den Kanzeln. Der Versuch, einen dieser Prediger gefangen zu setzen, im September 1587, erweckte in den Quartieren, wo es geschehen sollte, bereits einen allgemeinen Auflauf.

Bei dieser Stimmung ward jede Nachricht aus dem Felde mit Mißgunst gegen den König und Bewunderung für den Herzog aufgenommen. Ihm ward die Rettung der Stadt zugeschrieben; seine geringsten Unternehmungen wurden in Gedichten und Flugschriften mit Enthusiasmus gepriesen; wie viel mehr eine Handlung, wie der glückliche Ueberfall von Auneau! Er ward von den Predigern als der Gideon des gläubigen Frankreichs gefeiert; sie wandten das Wort auf ihn an, Saul habe tausend geschlagen, aber David zehntausend. Daß der König eine Abkunft mit den Feinden getroffen hatte, hielt man für schimpflich und für eine Art von Verrätherei; denn es wäre nur auf ihn angekommen, alle diese Räuber in Stücke zu hauen; aber man sehe wohl, er habe sie kommen lassen, besoldet und jetzt zurückgeschickt [2]).

Der König, der in dem Feldzuge das Entscheidende gethan zu haben glaubte und Ehre davon erwartete, war betroffen und erstaunt, daß die öffentliche Stimme sich gegen ihn erklärte. Der Empfang, den er fand, war kalt: das Lebehoch, das man ihm zurief, bezahlt. Bald nach seiner Rückkehr fand er sich bewogen, die aufrührerischen Prediger vor sich kommen zu lassen und ihnen persönlich sein Mißfallen, seine Verachtung zu erkennen zu geben; Papst Sixtus würde sie in gleichem Fall auf die Galeeren schicken: er wolle

1) Vgl. Schreiben Guise's bei Bouillé, 211, mit L'Etoile beim 4. Juni 1587.

2) L'Etoile Anfang Dec. 1587, Ausgabe von Champollion 234.

ihnen für diesmal verzeihen, rathe ihnen aber, sich zu bessern[1]). Er bemerkte die zu seinen Füßen brausende Bewegung; fürchtete er, sie in Gährung zu bringen, oder glaubte er, sie durch Ermahnungen zu dämpfen?

Besonders die Herzogin von Montpensier, geborne Guise, Schwester des Herzogs Heinrich, gab den Predigern Rückhalt; sie rühmte sich, durch den Mund derselben mehr auszurichten, als ihr Bruder durch die Waffen. Der König zeigte ihr seine Ungnade, duldete sie aber in der Hauptstadt.

Und dabei ward das Carneval von 1588 mit leichtsinnigen und anstößigen Vergnügungen ausgefüllt, gleich als gebe es keine Ligue, keinen Feind des Königthums in Frankreich. Am Hofe war Niemand, dem man nicht die schändlichsten Dinge nachgesagt hätte; alles war gegen einander.

„Das Mißtrauen", sagt der päpstliche Nuntius, „ist in dem Rathe, dem Hause, der Kammer des Königs; man verläßt sich auf Niemand, als mit wem man durch das engste persönliche Interesse verbunden ist. Jeder sucht den Anderen zu überlisten und dann zu verlachen." Auch die Königin-Mutter konnte den Rest des Credits, den sie noch besaß, dem vorwaltenden Günstling Epernon gegenüber nicht behaupten. Eines Tages suchte Epernon sie auf und kniete mit entblößtem Haupte vor ihr nieder: so sehr sie in ihn drang, sich zu erheben, hielt er, bizarr und eigensinnig, wie er war, lange in dieser Stellung aus, um ihr zu sagen, daß er nie etwas gegen sie gethan, ja nie etwas gegen sie gedacht habe[2]). Ich glaube nicht, daß er sie gewann oder überzeugte.

Und indem traten noch andere, Besitz und Macht betreffende Irrungen zwischen dem König und den Guisen ein.

Durch den Tod von Joyeuse war das Gouvernement der Normandie erledigt worden: Guise, von seinen Freunden unterstützt, auf seine Verdienste trotzend, forderte es für sich: der König übertrug es auf Epernon.

Durch den Tod des Prinzen von Condé, der in St.-Jean d'Angely, wie man glaubt, an Gift starb, ward auch das Gouvernement der Picardie eröffnet; die Guisen forderten es für Aumale; der König übertrug es dem Herzoge von Nevers.

1) L'Etoile: il en demeurait là, habens quidem animum, sed non satis animi.

2) Morosini bei Tempesti Vita di Sisto V. I, 380.

Die Königin Catharina neigte sich in diesem Augenblicke mehr auf Seite der Guisen; sie hätte jetzt selbst eine ernstliche Unternehmung gegen den König von Navarra gebilligt [1]). Bei ihrem Sohne fand sie aber Widerstand gegen jeden dahin gerichteten guten Rath; eines Tages ist es darüber zwischen ihnen zur förmlichen Entzweiung gekommen. Heinrich III. warf seiner Mutter den schlechten Erfolg ihrer früheren Rathschläge vor und hat ihr endlich gesagt, er wolle fortan nach seinem eigenen Ermessen handeln und bitte sie, sich nicht mehr in seine Angelegenheiten zu mischen [2]).

Das war der auffallende, aber nothwendige Gang dieser Dinge. Die erste Erhebung der Guisen hatte in dem Könige seinen alten antiprotestantischen Eifer angefacht, aber doch auch Widerwillen gegen sie selbst hervorgerufen: dieser war durch alles, was seitdem geschehen, in ihm genährt und verstärkt worden und jetzt fast sein lebendigstes Gefühl; er gerieth in einen Zustand, wo er, wie man damals gesagt hat, denen Gutes gönnte, gegen die er im Kriege begriffen war, und diejenigen fürchtete, die an seiner Seite standen.

Da nun auch die Vermittlung der Mutter wegfiel, so nahmen die Sachen täglich eine gefährlichere Gestalt an. Die Guisen legten der Besitznahme Epernons in der Normandie Hindernisse in den Weg; sie verweigerten die Aufnahme königlicher Besatzungen in der Picardie; in beiden Provinzen war eine große Partei, in der letzten der gesammte Adel auf ihrer Seite. Der König ließ Aumale auffordern, die Garnisonen in die Picardie aufzunehmen und die Provinz zu verlassen; wo nicht, so werde er selbst dahin kommen und ihm den Kopf vor die Füße legen [3]). Aumale antwortete, wenn sein und seines Vaters, der vor den Augen des Königs in der

1) Nach einer damals sehr verbreiteten Erzählung „la reine desseignoit de faire tomber la couronne entre les mains des enfans de sa fille de Lorraine. M. de Guise n'y étoit employé que comme serviteur de M. de Lorraine (Mémoires singuliers bei Egerton 297). Ich habe davon keine Beweise gefunden, durch welche alle Zweifel gehoben würden, und will es zwar nicht bestätigen, aber auch nicht verwerfen.

2) Einer der bestunterrichteten Gewährsmänner ist der Nuntius, später Legat, Morosini, dessen Depeschen excerpirt sind. Nach diesem sagte Heinrich: „Essendo io resolutissimo di voler fare e disfare senza consigli, la prego a non volersi piu ingerire in questi affari.“ I, 373.

3) „Altrimenti sarebbe egli andato in persona con tutte le forze per gettarli la testa a piedi.“ Aus den Berichten des Nuntius bei Tempesti ,I 390.

Schlacht gefallen sei, vergessen sein sollte, so habe er noch Herz und Freunde genug, um sein Leben und seine Ehre zu behaupten.

Schon berichtete der Nuntius dem Papste von der bevorstehenden Gefahr eines Krieges unter den Katholiken selbst. Die Frauen des königlichen Hauses bemerkten, die Sache könne einen tragischen Ausgang nehmen.

Auf der einen Seite versammelten sich die verbündeten Fürsten erst zu Nancy bei dem Herzoge von Lothringen, dann in Soissons, in einer eben so feindseligen Haltung wie früher. Aus den Briefen Guise's an den spanischen Gesandten sieht man, mit welcher Verachtung er die Vorschläge des Königs behandelte. „Er sei nicht gemeint, den Picarden auf eine andere Weise als mit Drohungen zu nahe treten zu lassen, noch auch diese, das zu dulden: der König solle sich nicht weit von Paris entfernt haben, so wolle er machen, daß derselbe dahin zurückkehren müsse" [1]). Ein Manifest erschien, in dem die alten Forderungen religiöser und politischer Opposition aufs neue aufgestellt wurden. Es sah aus, als wollten die Verbündeten selbst nach Paris kommen und es daselbst mit großem Geräusch übergeben.

Und indem wuchs hier die Gährung von Tag zu Tage. Was ist blinder in der Welt, als der sich klug dünkende Verdacht, der alles, was geschieht, nach einer vorgefaßten Meinung auslegt? Die Stadt hatte keine Ahnung von dem eigentlichen Verhältnisse Heinrichs III. und der Guisen. Sie sah in dem, der mit einem fremden König einen den französischen Interessen entgegengesetzten Bund hatte, einen Vertheidiger, in dem Könige, der wenigstens die Ehre von Frankreich aufrecht erhielt, einen Verräther und Feind.

Als im April ein Prediger wegen seiner aufrührerischen Reden vor den König gebracht oder vielleicht festgenommen werden sollte, versammelte sich ein bewaffneter Haufe, um dies zu verhindern. Ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, diesen Widerstand zu brechen; aber man stand davon ab, weil man für besser hielt, keinen weiteren Lärm zu veranlassen. Aber dieser Vortheil gab der liguistischen Bewegung eine noch größere Zuversicht. Man sagte dem Könige viel von der militärischen Organisation der Stadt in ihren fünf Quar-

1) Si le roy part de Paris, je le feray plustôt penser à revenir, q'uil n'aura approché les Picards d'une journée. Bei Bouillé III, 260.

tieren, einem jeden unter seinem Obersten [1]); auf die Erklärung der Pariser, sie seien stark und zu allem fertig, es bedürfe nichts als der Gegenwart Guise's, habe dieser geantwortet, er werde nicht lange auf sich warten lassen. Und schon erfüllte sich die Stadt mit verdächtigen Menschen; auch machten einmal die städtischen Behörden den Versuch, Leute dieser Art zu entfernen; doch war das bereits nicht mehr auszuführen.

Der König befand sich in der größten Verlegenheit. Sollte er die Stadt sich selbst überlassen, so ging sie für ihn verloren; wenn er aber dablieb, so war sein Ansehen, ja selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet. Er entschloß sich, eine Abtheilung Schweizer und französische Garden, die in der Nähe standen, in die Vorstädte St.=Denis und St.=Martin einrücken zu lassen. Unter den Bürgern rechnete er auf eine gemäßigte Partei, die sich an den vornehmsten Magistrat, den Prévôt des marchands, hielt, und zu der auch einige städtische Capitäne gehörten. Die Tagesfrage, welche die Gemüther beschäftigte, betraf nicht den Streit zwischen Hugenotten und Katholiken, sondern die Meinungen der Katholiken selbst über ihr Verhältniß zu den Hugenotten. Die Einen behaupteten, daß diese mit Feuer und Schwert vertilgt werden müßten: das kirchliche Princip sei die Grundlage von allem und unbedingt zu behaupten; die Anderen erwiederten, das würde das Verderben des Landes, der Ruin des Staates sein, auf dessen Ordnung alles beruhe. In allen Gesellschaften ward darüber gesprochen; wo man zahlreicher zusammenkam, darüber debattirt. Der König, einen Augenblick von seiner gewohnten Politik weggedrängt, kehrte zu derselben zurück und schien sich auf die gemäßigten Leute, die man Politiker nannte, stützen zu wollen. Hierüber aber eben erhob sich die Aufregung unter der populären Genossenschaft. Das Gerücht verbreitete sich, der König wolle die Politiker zu Herren der Stadt machen, die Mitglieder der Ligue hinauswerfen, ja die vornehmsten und bestgesinnten Bürger der Stadt festnehmen; schon ging ein Verzeichniß von denen, welche zunächst dem Verderben geweiht seien, von Hand zu Hand. Zu der religiösen und politischen Tendenz kam die Besorgniß für das eigene

1) Procès verbal de M. Poulain hinter dem Journal de l'Etoile, Petitot XLV, 434. Dies ist der Pollebro Davila's, der Polinius de Thou's, der bei diesem Geschichtschreiber eine so große Rolle spielt. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist immer bestritten worden, nicht jedoch, daß er die Angaben gemacht hat.

Leben, und wenn es nicht früher geschehen ist, so forderte man jetzt den Herzog von Guise auf, nach der Stadt zu kommen und die wahren Katholiken, seine Anhänger, zu beschützen.

Herzog Heinrich von Guise war, wie der König, der Sohn einer italienischen Mutter; mit einander waren sie aufgewachsen, und in Gutem und Bösem waren sie wie ihre Mütter mit einander verbunden gewesen. Aber eine ganz andere Entwickelung hatte die Natur des Herzogs genommen, als die des Königs. Die Italiener können die harmonische Verbindung geistiger Energie und körperlicher Kraft, die sich in Heinrich Guise zeigte, nicht genug bewundern; man habe ihn in vollen Waffen stromaufwärts schwimmen sehen; im Ballspiel und Faustkampf, in jeder militärischen Uebung sei er unvergleichlich; keine Beschwerde fechte ihn an [1]). Er war ein großer schöner Mann von blondem lockigem Haar, lebhaften und durchdringenden Augen, durch die Narbe, die ihm eine in der Schlacht empfangene Verletzung auf der Wange zurückgelassen, nicht entstellt, sondern nur männlicheren Ansehens geworden; Vielen galt er als das Ideal eines Mannes. Obgleich in den Genüssen des Wohllebens aufgewachsen, fand er sich doch gern in die Beschwerden des Lagers. Von großen Feldzügen, die er geleitet hätte, liest man nichts; aber er war ein muthvoller und tapferer Capitän, dem manches kühne Wagestück gelungen ist. Langes Berathen und Bedenken hielt er nicht für nothwendig: denn im Kriege liege alles an der Ausführung. Unter dem Eindrucke zusammentreffender Nachrichten, vielleicht bei Tafel, in zahlreicher Gesellschaft faßte er seinen Plan und ließ sich an der Vollziehung desselben durch keine Einwendung irre machen. Mit seinen Soldaten liebte er, wie Mühe und Arbeit, so auch Belohnung und Ehre zu theilen. Warum, so wird in einem poetischen Lobspruch auf ihn der Maler, der ihn porträtirt hat, gefragt, warum hast du ihm keinen Lorbeerkranz um das Haupt gegeben? Die Antwort ist: er würde sich die Blätter heruntergerissen und sie unter seine Kriegsgefährten vertheilt haben. Niemals vergaß er, wer er war, was er sein wollte; aber er hielt sich frei von jeder Art von Ueberhebung; seine Briefe, deren gar manche übrig sind, athmen italienische Courtoisie; auch den Niedrigsten stellte er sich gleich; nicht leicht wies er eine Einladung zu einer häuslichen

1) Schilderung eines Italieners, der ihn kannte, aus einem Hefte Lettere, Bibl. zu Stuttgart Nr. 181: di temperamento gioviale benigno grave attraeva la gente di amarlo e di seguitarlo. Vgl. Davila.

Festlichkeit, einer Taufe, einer Hochzeit zurück; man sah ihn mit abgenommenem Hute von einer Seite der Straße nach der anderen gehen, um einen Bekannten, zuweilen des geringsten Standes, zu begrüßen. Unter Hunderten, die beisammen waren, unterschied er beim ersten Blicke die, zu denen er ein besonderes Verhältniß hatte; durch ein Winken der Augen, eine Bewegung des Kopfes gab er ihnen zu erkennen, daß er sie bemerke. Was fesselt aber die Menschen mehr, als Uneigennützigkeit für sich selbst, Aufmerksamkeit auf Andere? Auch freigebig zeigte sich Guise, obwohl er nicht reich war. Denken wir uns einen Mann von diesen Eigenschaften und zugleich von dieser Herkunft und diesem Rang, in der Mitte einer aufgeregten Menge, deren vornehmste Leidenschaft, den Haß gegen die Andersgläubigen, er theilte, wie konnte es anders sein, als daß Alle ihm anhingen? König Heinrich III. hat einmal gesagt: er trage wohl die Krone; aber Guise sei der König der Gemüther [1]).

Ohne Zweifel war das Betragen Guise's, wie seiner Natur gemäß, so zugleich auf diesen Erfolg berechnet. Denn vor allen Dingen war Heinrich Guise Parteihaupt. Mit den heroischen Eigenschaften seines Vaters verband er, wie man schon damals gesagt hat, die Verschlagenheit seines Oheims.

Von den mancherlei Motiven, die ihn zu einer Handlung bestimmten, wußte er so gut wie dieser jedesmal diejenigen hervorzukehren, welche der Persönlichkeit dessen, mit dem er unterhandelte, am besten entsprachen, andere hielt er zurück: selbst seine Vertrautesten, seine Brüder erfuhren sie nicht von ihm. Auf sein Wort, seine Zusage hätte man sich nicht verlassen dürfen: wir bemerkten, durch welche armselige Ausflucht er sich der Bedingungen, die er beim Abschlusse des Vertrages von Nemours eingegangen, überhoben glaubte. Regelmäßige Vorbereitung liebte er auch in politischen Dingen nicht; in der Unordnung und dem Tumulte ward ihm wohl: er erwartete alles von seiner Popularität und seinem Glückssterne.

Ueber den König gewann er dadurch eine gewisse Ueberlegenheit, daß dieser einst als Prinz derselben Partei mit ihm angehörte: mit einander hatten sie die Waffen gegen die Hugenotten getragen, die Bartholomäusnacht vorbereitet; die erste Ligue, von 1576, war ihr gemeinschaftliches Werk. Seitdem hatte der König eine andere Politik ergriffen; aber seine früheren Hinneigungen waren noch nicht

1) Nach Morosini sagte man König Heinrich dem III. einmal: Egli (il duca de Guisa) è il re nell' affetto, se la M. V. è re nell' effetto.

ganz vergessen, sie lebten in seiner Jugenderinnerung; von den ehemals zur Schau getragenen, streng kirchlichen Grundsätzen konnte sich Heinrich III., obwohl er sie nicht mehr bekannte, nicht völlig losreißen. In Guise dagegen war alles aus Einem Stück: Vergangenheit und Gegenwart, Ueberzeugung und Parteistellung, religiöse und politische Absicht.

Damals war der Hader aufs neue zwischen ihnen ausgebrochen. Guise hatte dem Könige Bedingungen gestellt, deren Gewährung das Uebergewicht seiner Partei in Frankreich vollendet hätte: auch die Entfernung des Günstlings, der eben nach der Normandie gegangen war, um sie selbst in Besitz zu nehmen, brachte er in Antrag. Der König hatte ihm ausdrücklich die Weisung gegeben, nicht nach Paris zu kommen. Auf die Aufforderung der Stadt, in dem dringend scheinenden Augenblicke, zugleich aus Besorgniß und aus Ehrgeiz, beschloß Guise, auf dieses Verbot keine Rücksicht zu nehmen: mit geringem Gefolge, denn eines großen bedurfte er nicht, erschien er daselbst am 9. Mai 1588.

Er stieg bei dem Palaste der Königin-Mutter ab, zu der er nicht ohne Verhältniß war. Catharina, der im ersten Augenblick alles, was geschehen konnte, vor die Seele trat, erzitterte, als sie ihn erblickte. Auf ihre Frage, was ihn so unerwartet herführe, antwortete er mit einiger Heftigkeit: er höre, man wolle die Katholiken überfallen, sie einst in einer Nacht niedermachen; er komme, um sie zu vertheidigen oder mit ihnen zu sterben. Man hat zwar gesagt, daß er sich auch gegen den König selbst so rücksichtslos geäußert habe; aber der glaubwürdigste Bericht weiß davon nichts. Heinrich III. sah Guise zuerst bei der Königin, seiner Gemahlin; sich zusammennehmend, gedachte er vor allem Epernons, der sein Freund sei und der deshalb auch einen Anspruch auf die Freundschaft Guise's habe. Da müsse, versetzte Guise, Epernon erst den Unterschied anerkennen, der zwischen ihnen beiden von Natur und durch ihre Herkunft obwalte; dann könnten sie Freunde sein [1]). Zwischen König und Herzog hätte noch Niemand, der sie beisammen sah, ein ernstliches, dem Ausbruche nahes Zerwürfniß bemerken können; noch bei der Abendtafel am 11. Mai versah Guise seinen Dienst als Oberhofmeister mit allem Anschein zufriedener Unterthänigkeit. Aber jeden

1) So berichtet der Nuntius an Sixtus V.; es ist eine Version, die sich doch wenigstens auf einen namhaften Zeugen gründet und welche die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Augenblick wuchs Mißtrauen und Unruhe durch die Ankunft eifriger und angesehener Liguisten, wie der Erzbischof Espinac von Lyon einer war, und durch die unermeßliche Popularität, deren sich Guise erfreute. Es ist damals gewesen, daß eine Alte sich durch die Masse drängte und ihm sagte, sie wolle nun gern sterben, da Gott ihr die Gnade erwiesen, daß sie ihn, den Retter, noch mit ihren Augen erblicke. Ein Dachdecker ließ sich mit Lebensgefahr von der Höhe, wo er arbeitete, herunter, um den Herzog, der daselbst vorüberkam, in der Nähe zu sehen. Was sollte geschehen, wenn die Adresse von Soissons unter diesen Umständen überreicht wurde und sich Guise zum Dolmetscher der allgemeinen Wünsche machte? Wie hätte der König wagen können, Widerstand zu leisten? Die allgemeine Stimme hätte ihn überwältigt.

Ich finde nicht, daß Guise zunächst mehr beabsichtigt oder daß er auf Anwendung der Gewalt gedacht habe. Auch der König war davon weit entfernt. Aber die Anwesenheit so vieler zweideutigen Fremden und die Unzuverlässigkeit der Bürgermiliz, von der eine Abtheilung einen wichtigen Posten so eben eigenmächtig verlassen hatte, bewogen das Conseil in einer Sitzung, die am Abend des 11. Mai gehalten ward und an der Catharina von Medici nicht Theil nahm, zu dem Beschlusse, die Franzosen und Schweizer, die in den Vorstädten lagen, in die Stadt einrücken zu lassen. Wo aber Kräfte so feindseliger Art einander berühren, ist in kurzem Niemand mehr des Angriffes oder des Blutvergießens Meister. Es waren elf schweizerische, neun französische Fähnlein. Am Morgen des 12. Mai rückten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen durch die Thore ein und besetzten hauptsächlich die Hallen, den Grèveplatz, die Brücken und Straßen um das Louvre und in der Cité; auch die von den Bürgern verlassenen Posten wurden besetzt; mit denen, die sich in der Stadt befanden, mochten die Truppen etwa 6000 Mann ausmachen. Wie konnte man daran denken, mit einer so geringen Macht die große, mit bewaffneten Bürgern angefüllte Stadt, die damals eine halbe Million Einwohner zählte[1]), zu überwältigen? Dennoch griff die Meinung um sich, als ob die Absicht eben dahin gehe. „Mehr als hundert ehrenhafte Bürger seien zum Tode bestimmt; schon seien Henkersknechte in die Stadt gerufen, um die Hinrichtungen zu voll-

1) Bernardino Mendoza giebt in einem während der Belagerung 1590 geschriebenen Briefe die gewöhnliche Einwohnerzahl auf 550,000 Seelen an, die damals auf 400,000 geschmolzen sei.

ziehen. Bei dem geringsten Widerstande werde man in die Häuser einbringen, die Einwohner mißhandeln, die Frauen der Brutalität schweizerischer Söldner preisgeben" [1]). Das Erscheinen der Truppen brachte die Bewegung, die sie niederhalten sollten, zum Ausbruche. Die Bürger sammelten sich in den verschiedenen Bezirken zu den Fahnen; einige Capitäne sind für den König gewesen, aber von ihren Leuten verlassen worden; andere stellten sich in den Straßen auf, um sich dem Vorrücken der königlichen Truppen zu widersetzen. Unter dem wachsenden Tumulte wurde die royalistische Stadtbehörde gestürzt und eine andere an ihre Stelle gesetzt, welche die Meinungen der Menge theilte: die ganze Führung gerieth in die Hände der entschlossenen Liguisten. Unter diesen hat Niemand einen größeren Einfluß auf den Gang der Dinge gehabt, als Graf Carl von Brissac, der Sohn jenes piemontesischen Brissac, der, wie man sagt, ein Löwe eine Schar von Löwen in den Kampf führte. Der jüngere Brissac war von Heinrich III. vernachlässigt worden und wollte ihm seinen Werth durch Widerstand beweisen. Er stellte sich an die Spitze der bewaffneten Bürger in dem sogenannten lateinischen Quartier, wo sich ihm die jungen Leute der Universität anschlossen. Ihnen entgegen besetzten die königlichen Truppen so eben den Platz Maubert unter dem tapferen Crillon: hätte man diesem freie Hand gelassen, so würde er wahrscheinlich die Oberhand behalten haben; aber er hatte die bestimmte Weisung, nicht zu schießen, und da er in dem dringenden Moment die Erlaubniß dazu nicht bekommen konnte, so wich er zurück. Schon längst war unter den Bürgern ein Plan gemacht, die Stadt, wie in früheren Jahrhunderten durch Ketten, so jetzt durch Barricaden zu schützen, die in den Bürgerkriegen anderwärts schon oft versucht worden waren. Soviel wir wissen, war Guise selbst nicht für die Anwendung dieses äußersten Mittels; Brissac hat, wie er versichert, alles angeordnet, geleitet; wenigstens

1) Von den drei frühesten Berichten: Audacieuse entreprise de M. de Guise, — Amplification des particularités, qui se passèrent à Paris (Mém. de la Ligue II, 308—315), — Histoire très véritable de ce qui est avenu dans cette ville de Paris (Preuves de la Satire Ménippée I, 40), ist der letztgenannte der unterrichtendste. Man hat geglaubt, er stamme von Sainct-Yon, einem der liguistisch gesinnten Eschevins; doch sind die Nummern 76—83, die von ihm reden, offenbar eingelegt; sie springen plötzlich, den Zusammenhang zerreißend, auf den Freitag über, worauf wieder vom Donnerstag die Rede ist. St.-Yon ist höchstens der Herausgeber, nicht der Verfasser.

die erste Barricade an der Einmündung der Rue Galande in den Platz, von dem Crillon zurückwich, hat er ohne Zweifel errichtet [1]. In demselben Augenblicke geschah das Nämliche auch in den benachbarten Quartieren. Gegen Mittag waren die Truppen allenthalben von einander abgeschnitten, von Barricaden eingeschlossen, die Bürger allenthalben die Meister. Schon sagte der Befehlshaber der Truppen, Marschall Biron, dem Könige, jede Straße sei eine Stadt, die man erobern müsse. Biron begab sich zu Fuß mit wenigen Begleitern vor eine der großen Barricaden, um zum Frieden zu reden: da er aber die Forderungen, die man machte, nicht gewähren wollte, erlebte er, daß die Gewehre auf ihn selbst angelegt wurden. Das Verlangen der Menge ging vor allen Dingen auf die Entfernung der sämmtlichen Truppen: und wieder war es Brissac, der den Anfang machte, sie zu erzwingen. An der Spitze der Bewaffneten des Platzes Maubert forderte er die Schweizer auf, ihre Lunten auszulöschen, und eröffnete, da sie es verweigerten, zugleich von hier und in ihrem Rücken in der Rue St.-Jacques den Angriff [2]. Bald streckten die Schweizer die Hände aus; ihre Rosenkränze zeigend, um zu beweisen, daß sie katholisch seien, flehten sie in ihrem gebrochenen Französisch um Gnade und ließen sich entwaffnen. So ging es auch auf dem Marché neuf. Unter dem Geläute der Sturmglocke drang man überall auf die Truppen in den Posten, die sie eingenommen hatten, ein. Um sie nur zu retten, mußte endlich der König den Befehl geben, sie um das Louvre her zusammenzuziehen. Schon ließ sich aber auch dies nicht so leicht ausführen; der König selbst mußte sich nach seinem Feinde Guise umsehen.

Am Morgen des Tages hatte sich Guise in seinem Palaste zur Vertheidigung angeschickt. Der Garten war voll Waffen, das ganze Erdgeschoß voll von Bewaffneten; in dem Hofraume bildeten seine Freunde von Adel, die sich für ihn schlagen wollten, Spalier [3].

1) „El papel, que dio el agente de M. de Brissac", in dem Archive von Simancas, enthält die Worte: „Le comte de Brissac contre l'opinion de feu M. de Guisse dressa les barricades avec les gentilshommes et le peuple de Paris et dégarnit cinq ou six milles hommes de guerre — qu'il confesse être arrivé comme par miracle."

2) Jamais on ne vit chose mieux conduite, ny plus heureusement succéder. Lettres d'Et. Pasquier liv. XII, p. 334.

3) So fand ihn Luigi Davila, der von der Königin zu ihm geschickt war und dem er seine Vorbereitungen selbst zeigte. Davila, Historia 496.

Gegen Mittag war schon an keine solche Gefahr mehr zu denken; man sah Guise in den nächsten Straßen unter der zu beiden Seiten gescharten Menge mit dem Erzbischof Espinac auf- und abgehen. Von Zeit zu Zeit kamen ihm Botschaften aus der Mitte der Stadt; er zeigte in seinem Gesicht eine Freudigkeit, welche die Zuversicht des Sieges aussprach [1]).

Nun aber war alles entschieden. Von dem Hofe selbst zu Hülfe gerufen, begab er sich nach dem Kampfplatze, zu Pferd, aber ohne Küraß noch Waffen, einen Stab in der Hand. Wo er sich zeigte, beruhigte sich die Menge. Er befreite zuerst die französischen Garden aus dem Hause, nach welchem man sie zusammengedrängt hatte, dann die Schweizer auf dem Marché neuf, dann die Uebrigen. Unter seiner und seiner Freunde Führung konnten sie sich nun um das Louvre sammeln. An Guise nahm man auch jetzt keine Spur von Hoffart und Ueberhebung wahr. Er beklagte sich nur, daß man ihm diese Mühe mache: denn wer das Feuer angezündet habe, solle es billig auch auslöschen. Selbst erbitterte Gegner behandelte er mit der zuvorkommenden Höflichkeit, die ihm eigen war; Gefahr und Sieg kamen ihm im Grunde gleich unerwartet.

In der Stadt meinte man, damit werde nun alles vollendet sein; Guise werde fortan neben dem Könige herrschen. Man gab diesem den Rath, mit dem Herzoge, dem Gouverneur der Stadt und etwa seiner Mutter durch die Straßen zu reiten und das Volk in Güte zur Abtragung der Barricaden zu ermahnen. Aber sollte er sich wirklich in das Geschehene fügen, die Macht des verhaßten Factionshauptes und den Hohn der Menge ertragen? Wer konnte versprechen, daß die Sachen auf dem Punkte, auf den sie gelangt waren, stehen bleiben würden? Schon sagte man dem Könige, um Brissac sammle sich abermals in der Nähe der Universität ein bewaffneter Haufe, um das letzte Thor, das noch nicht eingenommen war, in der Nähe des Louvre, zu besetzen und diesen Palast vielleicht selbst anzugreifen [2]).

1) So sah ihn der junge Aug. de Thou, der Geschichtschreiber: „mihi videri in vultu Guisii ac suorum eam fiduciam et serenitatem oris cernere“ etc. lib. 91. III. 187. Der Palast ist das heutige Hôtel des Archives. Es hatte einst dem Connetable Clisson gehört und war von der Mutter Guise's im Jahr 1553 gekauft worden; später ging es an die Prinzen von Soubise über.

2) „ho saputo“, sagt der König dem Nuntius, „che il Sr. de Brissac raunava gente nell' universita de scolari per muoversi verso il palazzo

Sollte er erleben, geradezu in die Gewalt seiner Feinde zu gerathen? Er entschloß sich zuletzt, den Augenblick, wo die Schlüssel dieses Einen Thores, der Porte neuve, noch in seiner Hand und die Gegner noch nicht vor dem Louvre erschienen waren, zu benutzen und die Stadt zu verlassen. Mit den Hofleuten und Räthen, die sich mit ihm hatten zu Pferde setzen können, begab er sich nach Chartres.

So vollzog sich ohne vielen Kampf dieses große Ereigniß. Die Stadt, welche einst die Hugenotten ausgestoßen und alsdann auf den Antrieb des Hofes diejenigen, welche sich in ihre Mitte gewagt, so gräßlich vertilgt hatte, wendete nun ihre Waffen gegen den König selbst. Der Prinz, der die Bartholomäusnacht hatte provociren helfen, sah als König die populäre Bewegung gegen sich selber gerichtet; sie entwaffnete seine Truppen, er mußte vor ihr aus den Mauern weichen.

Er war so gut katholisch, wie sie; er hatte der Stadt, wie er selbst einst sagte, mehr Gutes gethan, als zehn seiner Vorgänger zusammengenommen. Empfangene Wohlthaten aber fesseln Niemand, der nicht die Ader der Dankbarkeit in sich hat, und am wenigsten die Menge, da, wenn auch das Ganze zu blühendem Zustande gelangt, doch ein jeder ein eigentliches Gefühl nur von dem hat, was ihm selber noch fehlt. Zum Theil durch seine Schuld, zum Theil ohne dieselbe hatte der König seine persönliche Autorität eingebüßt; vor allem aber stieß er durch seine Politik der Duldung und des Friedens mit der populären Meinung zusammen. Dieses einmal aufgerufene, siegreich' gebliebene, selbständig gewordene, streng katholische Element strebte zur unbedingten Herrschaft auf. Es glaubte, ein kirchliches und politisches Recht zur ausschließenden Existenz in Frankreich zu haben. Daß der König andere Rücksichten nehmen müsse, gegen die Parteibestrebungen eines mächtigen Hauses, gegen den Einfluß einer fremden Macht, davon hatte die Menge, welche von fanatischen, durch die Partei beherrschten Predigern vorwärts getrieben ward, kein Gefühl, keine Ahnung. Sie folgte blindlings ihrem Guise, der im Solde der Spanier stand.

Wäre Heinrich in Paris geblieben, so würde er, wenn nichts Schlimmeres geschehen wäre, im Sinne der Stadt und des Siegers haben regieren müssen. Da er sich gerettet hatte und im Lande noch als König anerkannt wurde, so war wenigstens noch Unterhandlung möglich.

regio et impadronirsi della porta nuova, onde io rimaneva assediato et in potere di miei nemici, nelle mani di quali era resoluto di non cadere." Die Porte neuve befand sich zwischen Louvre und Tuilerien nahe am Quai. Dulaure, Hist. de Paris V, 45.

Die Stände von Blois 1588.

Nur eben als Unterhandlung kann man die Berathungen der Ständeversammlung betrachten, zu welcher der König sofort die Einladungsschreiben ergehen ließ.

Im voraus hielt er für nöthig, die religiösen Grundsätze seiner Feinde öffentlich zu adoptiren. In einem neuen Edict, das im Juli 1588 erlassen wurde [1]), verspricht er, die Ketzerei zu vertilgen: seine Unterthanen sollen sich eidlich verpflichten, nach ihm niemals einen König annehmen zu wollen, der ein Ketzer sei oder die Ketzer begünstige. Auch noch einen anderen Eid aber forderte er von ihnen; sie sollten schwören, von allen anderen Verbindungen und Verständnissen, innerhalb und außerhalb des Reiches, abzustehen. Er wollte das Wort Ligue nicht mehr hören; unter Union verstand er die gesetzmäßige Verbindung der katholischen Unterthanen mit ihrem katholischen Könige. Er gewann es über sich, in dieser Voraussetzung über die Vorgänge in Paris Amnestie auszusprechen; Guise erhielt sogar Begünstigungen und ward, als er an den Hof kam, auf gnädige Weise empfangen; Epernon verlor sein neues Gouvernement und ward entfernt, das gesammte Conseil des Königs, weil es mit der bisherigen Staatsverwaltung unauflöslich verknüpft erschien, entlassen. In der Versammlung der Stände sollten alle Fragen frei erörtert und neue Formen der Regierung festgesetzt werden.

Der König rechnete darauf, als die Stände im October zu Blois zusammenkamen, daß die freien Wahlen auch Nichtliguisten in die Versammlung gebracht haben und daß diese seinen Vorstellungen ein williges Gehör leihen würden: ich wüßte nicht, daß irgend ein französischer König eine merkwürdigere Rede gehalten hätte, als die ist, mit welcher Heinrich III. diese Stände eröffnete. Sie wird von dem Gefühle belebt, als lasse sich noch eine Verständigung in katholischem und monarchisch-ständischem Sinne durch Berathung erreichen.

Heinrich III. begann mit einem Lobspruch auf seine Mutter, die auf dem obersten Tritt zunächst unter dem Throne saß. Er versprach aufs neue, wie einst in den Schlachten, so auch fortan die Ketzerei mit Gefahr seines Lebens zu bekämpfen; ein stolzeres Grab könne er nicht finden, als in dem Ruin der Ketzerei. Ferner sagte

1) Edit du roi sur l'union de ses sujets catholiques. Mém. de la Ligue II, 366. Articles accordés au nom du roi. Ib. III, 52.

er durchgreifende Reformen in Bezug auf die Finanzen sowie auf die Besetzung der Stellen zu: denn davon hange seine Ehre, das Wohlwollen seiner Unterthanen und dann das Heil des Reiches ab; einige Mißbräuche erklärte er auf der Stelle für abgeschafft. Er beschwur die Stände, sich zur Ausrottung aller Unordnungen mit ihm zu vereinigen: bei dem Gedächtnisse der alten Könige, seiner Vorfahren, von denen sie glücklich und sanft regiert worden, bei dem Namen wahrer Franzosen, der leidenschaftlichen Verehrer ihrer natürlichen und legitimen Könige.

„Ich bin", sagt er, „Euer König; ich bin der Einzige, der dies sagen darf: in dieser Monarchie wünsche ich nichts weiter zu sein, als was ich bin. Die Monarchie ist die beste Regierungsform. Der Monarch erbt von seinen Vorfahren nicht allein die höchste Würde, sondern auch den Eifer, sie zur Ehre Gottes und zur Erhaltung Aller anzuwenden."

Er fährt fort: man habe ihm wohl gesagt, eine Ständeversammlung dürfte leicht die königliche Autorität erschüttern: das gelte aber nur da, wo böse Absichten vorwalten; wo diese rein seien, wie hier, werde eine Ständeversammlung vielmehr die legitime Gewalt befestigen; und so habe er trotz aller Einwendungen eine solche berufen. Den Zweck der Versammlung setzt er in den guten Rath der Unterthanen und die heilige Entschließung des Fürsten [1]).

Die Beschlüsse, welche man auf diese Weise fassen werde, verspricht er auf die Evangelien zu beschwören und nie, unter keinem Vorwande, zu brechen. Es könne zwar scheinen, daß er durch diese Zusage der königlichen Gewalt Abbruch thue, welche durch die Gesetze selbst über die Gesetze erhaben sei; aber er wisse, der wahre Edelmuth eines guten Fürsten bestehe darin, daß er seine Gedanken und Handlungen den guten Gesetzen gemäß einrichte; sollte er ja die königliche Gewalt verringern, so werde er sie dafür fester und dauerhafter gemacht haben.

1) „Cette tenue d'états est un remède pour guérir avec les bons conseils des sujets et la sainte résolution du prince les maladies que le long espace de temps et la négligente observation des ordonnances du royaume y ont laissé prendre pied." — Harangue fait par le roi etc., auch in den Mém. de la Ligue II, 481. Man hat gesagt, daß die Rede nicht ganz so publicirt sei, wie sie gehalten worden; einige starke Anzüglichkeiten gegen Guise seien darin gewesen. Ich lasse das dahingestellt: die Hauptsache berührt es nicht.

Es ist kein Grund vorhanden, den König Heinrich III. bei diesen Erklärungen einer Unwahrhaftigkeit und Heuchelei zu zeihen. Sein Sinn ist, das Königthum, dessen ursprüngliche Unabhängigkeit er festhält, durch die Unterwerfung unter die von ihm selbst frei angenommenen Gesetze zu beschränken. So dachte er den alten Streit, der die früheren Jahrhunderte bewegt hatte und die späteren noch bei weitem mehr bewegen sollte, zwischen Monarchie und Ständen zu vermitteln. In freier Vereinbarung soll man die Grundgesetze des Reiches erneuern oder neu gründen, an welche dann das Königthum durch unverbrüchlichen Eidschwur gebunden sein wird.

Noch nie war ein französischer König den ständischen Forderungen näher getreten, als Heinrich III. in Blois. Hätte man ihn nicht bei seinen Worten festhalten, die Schwierigkeiten der Lage benutzen sollen, um die gegenseitigen Rechte des Thrones und der Stände auf immer zu bestimmen?

Aber bei den Ständen herrschten nicht allein noch viel weiter reichende, sondern auch auf einem ganz anderen Grunde beruhende Ideen vor. Wir lernen sie besonders aus den in Paris aufgestellten Entwürfen kennen [1]).

Die Erklärung Heinrichs III., daß es kein protestantisches, oder, wie man sagte, ketzerisches Königthum in Frankreich geben könne, befriedigte hiernach noch nicht: man war der Ansicht, wenn ein König auch nur die Ketzerei begünstige, gleichviel ob direct oder indirect, so verliere er damit sein Recht auf die Krone, und das französische Volk sei von dem Eide des Gehorsams, den es ihm geschworen habe, frei. Um dies zu begründen, ward folgende Theorie aufgestellt. Die Könige seien Könige nicht von Natur, sondern von Gottes Gnaden, d. h. nach einer freilich sehr unhistorischen Auslegung, durch die Sanction der Kirche; die Gnade Gottes, die ihnen durch Salbung und Weihe zu Theil werde, gebe ihnen mehr Recht auf die Krone, als die Natur und die Geburt: wolle ein König sich an die Fundamentalgesetze seines Reiches nicht binden, so falle seine Autorität an die Nachfolger derjenigen zurück, die den königlichen Stamm zuerst mit der höchsten Würde bekleidet haben, nämlich an die Stände selbst [2]). Es

1) Articles pour proposer aux estats et faire passer en loi fondamentale du royaume bei Cayet Anc. Coll. des Mémoires 55, 193, Michaud XII. 62.

2) l'autorité, de la quelle ils ont premièrement revestu leurs roys leur seroit devolue.

ist eine eigenthümliche Zusammensetzung von Volkssouveränetät und geistlichem Recht, aus welcher sie das Königthum ableiten. Der König soll ohne die Stände weder Krieg erklären, noch Frieden machen, noch Steuern erheben dürfen; sie sollen seine Vergabungen, selbst seine Machtertheilungen bekräftigen oder zurücknehmen, ihre Anwälte am Hofe haben, um Beschwerden sofort vor das Conseil zu bringen; in jedem hohen Gerichtshofe soll eine von den Ständen gewählte Kammer bestehen, um über die Uebertretungen ihrer Beschlüsse und Anordnungen in letzter Instanz zu entscheiden. Gleichsam eine ständische Hierarchie soll den königlichen Gerichtshöfen und dem geheimen Rath überall eingreifend zur Seite stehen.

Zwei Systeme der beschränkten Monarchie treten hier einander gegenüber, beide katholisch und auf Reform der Mißbräuche gerichtet und in so fern nicht von Grund aus im Widerspruch, aber doch durch eine unendliche Kluft getrennt. Die Ideen von Hotmann und von Bodin begegnen einander gleichsam auf einer anderen Stufe. Indem der König die ursprünglichen und angebornen Rechte des Königthums aufrecht zu erhalten sucht und jede Beschränkung von seinem eigenen Entschlusse, die Festigkeit desselben von seinem Eid abhängig macht, nehmen die Stände alle ursprünglichen Rechte für sich selbst in Anspruch, mit deren Ausübung der König von ihnen unter Sanction der Kirche betraut worden sei, so daß ihnen der größte Antheil daran und eine Aufsicht darüber zukomme.

Das sind eben die Gegensätze, welche einander in den europäischen Monarchien ewig widerstreben.

Hätte es von den ständischen Berathungen abgehangen, welches System fortan in Frankreich herrschen sollte, so wäre die Entscheidung nicht zweifelhaft gewesen. In diesen Ständen waren nur Ideen der Ligue repräsentirt. Als zuerst von der Möglichkeit die Rede war, daß auch andere als die streng katholischen Meinungen daselbst hervortreten könnten, hatte Guise laut erklärt, daß seine Freunde in den Provinzen das zu verhindern wissen würden. Zum Vorsitze wurden in allen drei Ständen eben die eifrigsten Anhänger derselben gewählt: von den Geistlichen der Cardinal Guise, von dem Adel der Graf von Brissac, den wir bei den Barricaden kennen gelernt haben, von dem dritten Stand eines der eifrigsten Mitglieder des Pariser Rathes der Zehn, der Prévôt des marchands, Marteau. Auch die Anträge der Stände entsprachen in jeder Beziehung den liguistischen Ideen.

Der erste und vornehmste ging auf die unbedingte Gültigkeit der ständischen Beschlüsse. Die Parlamente sollten dieselben nicht mehr zu verificiren, sondern nur zu registriren haben. Hauptsächlich aber, sie sollten dem königlichen Conseil nicht erst zur Begutachtung übergeben, sondern, wie beschlossen, so sollten sie publicirt werden. So sei es in Polen und Schweden, in England und bei anderen benachbarten Nationen herkömmlich. Der König bemerkte, daß doch zum Beispiel in Spanien, wo die Könige nie so viel Autorität gehabt wie die französischen, das Verfahren ein anderes sei: er ließ Verhandlungen der Cortes abdrucken, wo den Beschwerden der ständischen Deputirten zur Seite die Bescheidungen des Königs erschienen: welche Ehrfurcht herrschte in diesen Schriften gegen das Königthum! Aber es läßt sich denken, daß damit Niemand widerlegt zu sein glaubte.

Ein weiterer Anspruch der Stände war die Aufsicht über die Finanzen. Um die Gewaltsamkeiten und Erpressungen der Partisanen und anderer Finanzbeamten zu strafen, sollte eine Untersuchungskammer von überwiegend ständischer Organisation ernannt werden. Der König möge dazu sechs Mitglieder, die Ständeversammlung achtzehn ernennen. Auch der Staatsanwalt solle von den drei Ständen gewählt werden, und zwar müsse dies ein zuverlässiger und rücksichtsloser Mann sein, dem die begangenen Uebergriffe mit den Namen der Schuldigen aus allen Provinzen berichtet werden sollten 1).

Man kam dann auf die unmittelbar zu gewährenden Erleichterungen, und da wurden nun die durchgreifendsten Maßregeln vorgeschlagen. Alle veräußerten königlichen Domänen sollten den Käufern wieder abgenommen werden, nur gegen eine der von ihnen wirklich gezahlten und noch nicht durch die Erträgnisse wieder empfangenen Summe entsprechende Rente; die unter der damaligen Regierung eingeführten Zölle sollten unverzüglich abgeschafft sein sowie alle anderen außerordentlichen Abgaben, ausgenommen die Taille; aber auch diese sollte auf die Summe, die sie unter Franz I., und mit der Zeit auf die, welche sie unter Ludwig XII. ertragen, zurückgebracht werden. Es leuchtet ein, daß hierdurch die Staatskassen mit Einbußen ohne Maß bedroht wurden. Der König stellte vor, in welcher

1) „et que la nomination d'un procureur général seroit faite par les trois ordres, pour faire choix d'un homme roide et entier, qui auroit un substitut en chaque province de la France etc.“ Des Et. gén. XV, 41.

Lage er sich bereits jetzt befinde, wie wenig Gnaden er seiner Umgebung zufließen lasse: er zeigte ihnen seine Kleider, deren jedes ihm drei Monate dienen müsse; gewiß sei er kein Verschwender mehr; nur auf kleinen Fuß werde er seinen Hofhalt einrichten; wenn zwei Kapaunen für seine Tafel zu viel seien, so werde er sich mit einem begnügen; schon jetzt habe er keinen Sou übrig; es fehle zuweilen an dem nöthigen Geld, um einen Courier abzufertigen; wolle man die Auflagen, die man abschaffe, nicht ersetzen, so heiße das, ihn zu Grunde richten; was aber dem Könige geschehe, geschehe allen. Aber die Stände blieben ihres Sinnes: denn das Wohl des Volkes sei das oberste Gesetz; sie drohten, Blois zu verlassen, wenn er nicht einwillige. Anfangs December 1588 sah sich Heinrich wirklich in der Nothwendigkeit, nachzugeben. Obwohl man ihm vorstelle, sagt er, daß er auf diese Weise sich selbst zu einem Dogen von Venedig mache, so wolle er es doch thun; er wolle entweder sehr gnädig und gut, oder sehr hartnäckig und böse sein; er bewillige also die Herabsetzung der Taille, jedoch unter der Bedingung, daß auf eine andere Weise für die Bedürfnisse des Staates gesorgt werde; — das jetzige Einkommen möge $9^1/_2$ Millionen Ecus betragen; wenn man seine Schulden übernehme, so werde er die Staatsverwaltung mit 5 Millionen bestreiten können: diese wenigstens möge man ihm verschaffen. War es aber den Ständen leicht gewesen, das Wünschenswürdige der Abschaffung der Auflagen nachzuweisen, so ging es über ihre Kräfte und Einsichten, dieselben zu ersetzen. Sie geriethen auf den Einfall, durch persönliche Bürgschaft der reichsten Mitglieder der Ständeversammlung das öffentliche Einkommen zu decken: die Wahrheit zu sagen, ein republikanischer Gedanke, nur daß es keine Menschen gab, die Republikaner genug gewesen wären, um ihn auszuführen. Die Subscriptionen, die man zusammenbrachte, fielen sehr dürftig aus. Schon damals wollte Jeder von dem Staate leben, nicht mit persönlichen Opfern ihn erst möglich machen. Natürlich entstand die größte Verlegenheit; alles gerieth in Stocken, alles ward gelähmt.

Den Zustand der Hülflosigkeit, der hierdurch eintrat, machte sich der Herzog von Savoyen zu Nutze, der gleich beim Beginne dieser Irrungen mit Philipp II. in das engste Verständniß getreten war [1]),

1) Ende März 1585 war er in Spanien. Ha lasciato, sagt der venetianische Gesandte von ihm, als er wieder abgereist war, opinione in tutti non piu di Piemontese ma di Spagnolo.

um das ihm so wohlgelegene, damals französische Saluzzo zu überziehen und in Besitz zu nehmen.

In der Ständeversammlung äußerten Einige die Meinung, daß man alles Andere bei Seite lassen und zuerst den Herzog, der bei so unverhältnißmäßig geringerer Macht Frankreich zu beleidigen wage, dafür nach Gebühr bestrafen müsse. Es ist falsch, zu behaupten, daß Guise mit dem Herzoge zu diesem Unternehmen recht eigentlich einverstanden gewesen sei; er fand es wenigstens sehr unzeitig. Aber da sich Savoyen zu der großen liguistischen Partei in Europa hielt, zu welcher der König von Spanien und damals noch Papst Sixtus V. gehörten, so hatte Guise keine Lust, die Waffen gegen ihn zu ergreifen; er hätte seine besten Freunde zu beleidigen gefürchtet.

Die Absicht der herrschenden Partei in den Ständen ging vielmehr dahin, unter Guise's Führung den Krieg gegen die Hugenotten und den König von Navarra mit aller Kraft zu erneuern. Sie wollten nichts davon hören, daß dieser Fürst schon um der Form willen noch einmal zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufgefordert worden, aber immer vergeblich: da er die Waffen in der Hand habe, so sei nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Sie erklärten Heinrich von Bourbon für einen notorisch in die Ketzerei Zurückgefallenen, welcher der Beleidigung der göttlichen und menschlichen Majestät schuldig, der Thronfolge unwürdig geworden, sammt seinen gegenwärtigen und künftigen Erben aller Gerechtsame eines Prinzen verfallen sei, und drangen in den König, ihn auch aus seinem Gouvernement Guienne zu entfernen.

Wegen der Kosten zu diesem Kriege waren sie nicht verlegen; sie meinten, daß die Güter der Protestanten eingezogen und dazu verwendet werden sollten. Schon legten sie einen Entwurf vor, wie in jeder Hauptstadt eines Amtsbezirkes ein angesehener Bürger als Empfänger der aus dem Verkaufe der Güter zu gewinnenden Geldsummen aufzustellen wäre [1]). Der dritte Stand, der Anfangs Bedenken trug, die Bezeichnung des Königs von Navarra als Ketzer zu billigen, worüber dem Laien kein Urtheil zustehe, nahm dieses Wort zuletzt an, weil Ketzerei den Verlust der Güter und des Erb-

1) Que tous hérétiques de quelque état, qualité ou condition, qu'ils soient, soient punis de peines indictes et portées par les ordonnances des défunts rois François I et Henri II et leurs biens employés au frais de la guerre etc. etc. Cahier du tiers état. Etats gén. et autr. ass. nat. Tom. XV. p. 156.

rechts gesetzlich nach sich zog. Auf eine allgemeine Confiscation der Besitzthümer der Protestanten war es abgesehen, nach den strengsten Satzungen des Kirchenrechtes, wie sie einst gegen die Albigenser ausgeführt worden waren.

In alle dem hatte nun Heinrich von Guise seine leitende Hand. Wie war schon seine Haltung aufgefallen, als er bei der Eröffnung der Stände in seiner Eigenschaft als Grandmaître zu den Füßen des Thrones sich niedergelassen hatte und die Anwesenden mit dem Blick eines der allgemeinen Bewunderung und Hingebung sicheren, gebietenden Parteihauptes maß! Er war Meister sowohl in den Ständen als in dem Conseil des Königs. Die Führer der ersteren beriethen sich mit ihm über jeden Schritt, den sie thun wollten; in dem Conseil wagte Niemand ihm zu widersprechen. Er stützte sich gewaltig auf die großen, zugleich geistlichen und volksthümlichen Ideen, welche die absolute Regierung durch Geburtsrecht ausschlossen. Wohin gingen da seine Entwürfe? War es wirklich, was man behauptet hat, sein Ehrgeiz, den König zu verdrängen, ihn in ein Kloster zu sperren, wie einst die Carolinger, von denen er abzustammen behauptete, den letzten merovingischen König? In einer unmittelbar vor dieser Ständeversammlung an Guise gerichteten Schrift [1]) kommt eine Erinnerung an Carl Martel vor, der, nachdem er sich zur Würde eines Majordomus erhoben, dieselbe zur Stufe gebraucht habe, um zu weiterer Größe emporzusteigen: als Privatmann geboren, habe er seine Kinder als Könige zurückgelassen. War es in der That ein so hohes Ziel, die Gründung einer neuen Dynastie, was Guise verfolgte? Ich glaube behaupten zu dürfen, daß dies nicht der Fall war. Jener Moreo, welcher die ersten Unterhandlungen mit den Guisen geführt hat, versichert, daß Guise dem Könige von Spanien versprochen habe, nach der französischen Krone selbst nicht zu streben [2]), sei es nun, daß Philipp II. seinem eigenen Hause einen Anspruch dieser Art vorbehielt, oder daß ihm die Erhebung eines Privatmannes zur Krone auch in einem Verbündeten noch mißfiel. Genug Guise, der den König von Spanien keinen Augenblick entbehren konnte, war durch ein

1) Instruction à M. de Guise retourné en cour par l'Archevesque de Lion, ungefähr im August 1588. Bei den Memoiren von Villeroy 1665 II, 266.

2) Er sagt in Rouen den versammelten Liguisten, que uno de los articulos de la capitulation era, que el dicho M. de Guisa no avia da intentar alla corona. (Papiere von Simancas.)

demselben geleistetes Versprechen gefesselt. Sein Ehrgeiz war überhaupt nicht der hochfliegende, zu dem die Phantasie hinreißt, sondern der ruhige und praktische eines Menschen von Geist, der nur immer das Nächste zu erreichen sucht, von Position zu Position schreitet und sich von den Dingen selbst weiter führen läßt. Auch sah der König einen Nebenbuhler weniger seiner Würde, als seiner Macht in ihm. Er setzte voraus, daß Guise nach der Stelle eines Connetable trachte und sich dieselbe nöthigenfalls auch von den Ständen übertragen lassen werde, um dann in dieser Eigenschaft auf ihr Geheiß jenen Verfolgungskrieg gegen die Hugenotten zu unternehmen. Der König fürchtete, gezwungen zu werden, in der Mitte seiner Rebellen nach Paris zurückzukehren und hier als ein Werkzeug ihrer Pläne zu dienen.

Schon erlebte man in Blois höchst außerordentliche Scenen. Eines Nachmittags kam es im Schloßhofe zu einem blutigen Geraufe zwischen den Pagen beider Parteien. Guise war gerade bei der Königin-Mutter; indem das Getümmel das Schloß erreichte, erschienen einige seiner Freunde, um seine Befehle zu empfangen. Er saß auf einem Schemel am Kamine, veränderte keine Miene, sah sich nach Niemand um; seine Augen blieben unverwandt nach dem Feuer gerichtet. Indessen wappnete sich der König in seinen Zimmern mit dem Panzer; er glaubte nicht anders, als daß der Nebenbuhler ihm ans Leben wolle.

So standen diese Dinge. Mit seinen Ideen von einer durch Gesetze sich selber beschränkenden, den Gedanken der Monarchie festhaltenden Macht war Heinrich III. nicht durchgedrungen. Alle Beschlüsse der Stände waren im Sinn einer Beschränkung, welche die Summe und den Ursprung der Macht aus einer anderen Quelle herleitet: der König nahm eine systematische Vernichtung seiner Autorität wahr und sollte zu Dingen fortgerissen werden, die ihm eben am allerwiderwärtigsten waren. Noch einmal suchte er Guise umzustimmen. Bei einem Spaziergang im Garten sprach er ihm von den beiden wichtigsten der vorgelegten Forderungen, — der Annahme der ständischen Beschlüsse ohne Erwägung derselben im königlichen Conseil und dem Kriege gegen Heinrich von Navarra ohne erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, — und suchte ihm zu beweisen, daß es unmöglich sei, dieselben zu genehmigen. Guise blieb nicht allein unerschütterlich bei seiner Meinung, sondern er zeigte sich gereizt; er ließ ein Wort von den geheimen Einflüsterungen fallen, denen der König sein Ohr leihe, wobei ein regelmäßiger Gang

der Geschäfte unmöglich sei, und drohte mit seiner Entlassung[1]). Leicht würde diese das Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen den König selbst geworden sein. Heinrich III. hielt an sich, solange er mit Guise sprach; als er wieder in seinem Zimmer war, gab er sich einer leidenschaftlichen Aufwallung hin. Das italienische Blut wallte auf in seinen Adern. Er faßte den Gedanken, sich hier im Palaste des Mannes zu entledigen, der ihm persönlich so höchst gefährlich war.

Ein Traum schwebte ihm vor, der einst einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: es war ihm vorgekommen, als werde er von den wilden Thieren der Menagerie angefallen; dieser Traum schien sich ihm jetzt zu erfüllen: in dem Herzog erblickte er den Löwen, von dem er damals zerrissen zu werden gefürchtet hatte; er dachte sich gegen ihn zur Wehr zu setzen.

Darin bestärkte ihn nun seine vertraute Umgebung. Man wandte das alte Wort eines Papstes von dem letzten Hohenstaufen und dem ersten Anjou in Neapel: der Tod des Einen sei das Leben des Anderen, das Leben des Einen der Tod des Anderen, auf den vorliegenden Fall an. Man citirte das italienische Sprichwort: mit der Schlange stirbt ihr Gift. Man erinnerte den König an die Ermahnung, die ihm vom päpstlichen Hofe zu Theil geworden, er möge diejenigen zur Strafe ziehen, von denen er beleidigt werde, und führte aus, daß dies in den gewöhnlichen Formen nicht mehr möglich sei; obgleich Guise eine ganze Anzahl von Handlungen begangen habe, von denen jede einzelne den Tod verdiene, so zähle er doch einen so mächtigen Anhang in Reiche, daß der Versuch eines gerichtlichen Verfahrens gegen ihn nur neue Verwirrungen hervorbringen würde.

Eben dies spricht der König selbst einmal aus. Er fügt hinzu, sechs ganzer Tage habe er mit sich gekämpft und nicht zu dem Entschlusse gelangen können, dem Herzog ans Leben zu gehen; denn er habe Gott nicht beleidigen wollen[2]). Aber endlich habe er erwogen,

1) Cayet, Chronologie novennaire bei Michaud Nov. Coll. XII, 78. Ein wenig abweichend Miron Relation de la mort de Msr. de Guise bei Petitot 45, 464.

2) An Morosini: per sei giorni continui ero stato risolutissimo di non volerlo fare temendo di offendere Dio. Bei Tempesti II, 135. Das Schicksal Martinuzzi's, Escovedo's und Anderer scheint eine Theorie des Jahrhunderts voraussetzen zu lassen, nach der souveränen Häuptern Dinge dieser Art erlaubt waren (vgl. St.-Priest, Les Guises, in Revue des deux mondes,

daß er als König, wozu ihn Gott gesetzt, die Pflicht habe, sich Gehorsam zu verschaffen. „Ich habe mich entschlossen", sagt er ein andermal, „lieber ihn tödten zu lassen, als zu erwarten, daß er mich umbringe".

Einst war ein Oberhaupt der Hugenotten an eine Stelle gelangt, wo die Ausübung der höchsten Gewalt in seine Hände zu fallen schien: jetzt stieg der Erbfeind derselben, der Vorkämpfer der Katholiken, mit ruhigem Schritte die Stufen des Thrones empor, und seine Anhänger glaubten, er werde ihn in Besitz nehmen. Damals entband Catharina, um Coligny zu stürzen, den Fanatismus der Hauptstadt, nach der sie ihn eingeladen hatte. An Guise entschloß sich ihr Sohn in seinem Schlosse, wo derselbe sein Gast war, Hand anzulegen.

Guise war gewarnt, wie einst Coligny; wie dieser, glaubte er zu stark zu sein, als daß man etwas gegen ihn wagen würde. Er kannte die Rachsucht des Königs; aber er hielt ihn für zu unentschlossen, zu feig, um etwas gegen ihn zu unternehmen. „Und sollte man es versuchen", sagt er in einem seiner Briefe, „so werde ich meine Sache noch gewaltiger durchführen, als in Paris: sie mögen sich vor mir hüten"! Gegen geheime Nachstellungen glaubte er durch den persönlichen Einfluß, den er sich selbst in der nächsten Umgebung des Königs verschafft hatte, gesichert zu sein. In seiner Natur lag eine gewisse Sorglosigkeit. Indem er seinem Könige die Spitze bot, unterhielt er doch ein Verhältniß verbotener Liebe, das ihn ebenfalls beschäftigte. Wie hätte er eine Ahnung davon haben sollen, daß von seinem eigenen Bruder, Mayenne, die dringendste Warnung vor ihm und seinem Vorhaben an den König gelangte [1])? Unbekümmert um geheime oder offene Gegner, schritt er daher, trotzend auf seine Stellung und Lage, den Gegner verachtend. Indessen bereitete dieser alles dazu vor, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Heinrich III. hatte 45 Leibwächter zu seiner persönlichen Sicherheit um sich, handfeste Leute, die ihm auf Leben und Tod ergeben

May 1850 (S. 810). Doch sieht man, daß sich Heinrich III. nicht eigentlich darauf bezog.

1) In der Déclaration contre le duc de Mayenne kommt ausdrücklich vor, daß Heinrich III. von Mayenne selbst vor dem nahen Ausbruch eines Attentats gewarnt worden sei, que nous prissions bien garde à nous — que le terme étoit si brief, que s'il ne se hâtoit (der Bote), il étoit bien à craindre, qu'il n'arriveroit pas assez à tems.

waren. Von diesen wählte er zu der Execution, die er beschlossen hatte, diejenigen aus, die ihm durch ihre Waffen oder aus anderen Gründen die geeignetsten schienen, und wies ihnen ihren Platz in oder neben seinem alten Cabinet an, unfern von dem Zimmer, in welchem das Conseil seine Berathung pflog. Er war des Schlachtopfers vollkommen sicher. Als Guise am Morgen des 23. Decembers in dem Conseil erschien, ward er nach dem Cabinet gerufen; seinen Begrüßungen antwortete die Leibwache, an der er vorüberging, mit einem tiefen Stillschweigen; als er den Vorhang öffnete, der zu dem Cabinet führte, ward er mit dem Worte: „Ha Verräther!“ angefallen, niedergeworfen und, indem er, plötzlich zum Bewußtsein kommend, sich mit den Händen und Zähnen vertheidigte, denn sein Schwert konnte er nicht ziehen, wie ein wildes Thier an dem Fuße des königlichen Bettes ermordet. In einem weiter zurückliegenden Zimmer wartete Heinrich der Ausführung seines Befehls in Gesellschaft des Corsen Alfonso; in dem unteren Geschosse lag seine todtkranke Mutter Catharina Medici; der Lärm drang in den Sitzungssaal des Conseils; hier wurde in demselben Augenblick auch der Cardinal Guise festgenommen.

Unwillkürlich erinnert man sich an das Schicksal des Aëtius, der, weil er zu mächtig geworden, aus Furcht und Haß in dem Palaste zu Ravenna von seinem Kaiser und dessen Umgebung getödtet ward.

Die Verfassungen der romanisch-germanischen Reiche, welche den Besitz der monarchischen Gewalt an das Vorrecht des Blutes knüpfen, waren ursprünglich dazu angelegt, den gewaltsamen Kampf um dieselbe, der die römische Welt fortwährend erschütterte, zu vermeiden und den Ehrgeiz hochstrebender mächtiger Männer in bestimmte und unübersteigliche Schranken zurückzuweisen. Wenn es doch zu solchen Versuchen kam, so sind die gräßlichsten Thaten erfolgt. Ohne Rücksicht auf die kirchliche Würde ließ der König auch den Bruder des Herzogs, den Cardinal Guise, hinrichten; er meinte, ein König von Frankreich habe das Vorrecht, daß er nicht excommunicirt werden dürfe.

Catharina Medici, die mit ihrem Sohne nicht einverstanden war, raffte ihre Kräfte noch einmal zusammen und machte dem Cardinal von Bourbon, der ebenfalls festgehalten wurde, ohne jedoch zum Tode bestimmt zu sein, einen Besuch. Dieser gab ihr selbst die Schuld: sie habe nicht ruhen können, bis sie Alle zur Schlachtbank geführt seien. Sie war tief betroffen: unter dem Eindrucke dieser

Worte, im Angesicht der Gefahr, der ihr Sohn entgegenging und über welche sie sich nicht täuschte, ist sie gestorben.

Befreit von dem Gegner, mochte sich Heinrich III. einen Augenblick wieder als Herrn und Meister fühlen: in seiner Nähe, zu Blois, zeigte sich alles unterwürfig; aber wie wäre nur möglich gewesen, daß das politisch-religiöse Element, das sein Reich erfüllte, sich nicht nach einer solchen That in noch heftigerer Gährung gegen ihn selbst erhoben hätte?

Das Oberhaupt war gefallen, die Stände waren gefesselt; aber der Haß der aufgeregten Populationen brach nun erst mit vollem und allgemeinem Ungestüm hervor.

Ermannung und Katastrophe Heinrichs III.

Auf die erste Nachricht von dem Ereignisse ließen die Gewalthaber zu Paris die Thore schließen und hielten Rath unter dem Vorsitze des Herzogs von Aumale. Es war eben in den Weihnachtsfeiertagen; die Prediger begannen das Volk zu erhitzen, und die Wuth der Menge ergoß sich zunächst gegen die, welche als Freunde des Königs angesehen wurden, die sogenannten Politiker in dem Parlament und unter der Geistlichkeit. In der Sorbonne bekamen die jüngeren, von den Doctrinen der Jesuiten ergriffenen und von dem Strome der Meinung fortgerissenen Mitglieder die Oberhand. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Recht der Excommunication dem Papst angehöre, nicht der Facultät einer Universität, gab die Sorbonne auf die Anfrage der Stadt den Bescheid: weil der König zum Nachtheile der katholischen Religion den öffentlichen Glauben gebrochen habe, so sei das französische Volk von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden und berechtigt, sich gegen ihn zu vereinigen und zu bewaffnen[1]). Hierauf versagte man dem Könige seinen Titel und weigerte sich, seine Herolde anzunehmen.

Was aber in Paris geschah, wiederholte sich fast in allen großen Städten des Reiches. In der Picardie erhoben sich Amiens und Abbeville, in der Normandie Havre und Rouen, in der Champagne

1) Wenn Argentré (II, 483) bemerkt, daß sich in den Büchern der Facultät keine Spur von diesem Decrete finde, so wenig wie von vier ähnlichen, so rührt das nur daher, daß sie in den Büchern vertilgt worden sind. Der Generalprocurator, auf den sich die Vertheidiger der Sorbonne beziehen, leugnet nicht das Factum, sondern nur die Schuld: virus novitii ac feri dogmatis a recentibus scholis susceptum. Ib. 489.

Troyes, Rheims, Sens; Burgund, Bretagne und Provence waren fast einstimmig in diesem Sinne; Toulouse riß die Städte von Languedoc mit sich fort. Orleans hatte den König noch ersucht, den Gouverneur der Citadelle zu entfernen: als er das abschlug, warf sich die Stadt in vollen Aufruhr — ohne sich um seine Drohungen zu kümmern. Bürgermeister, Schöppen und katholische Einwohner von Lyon beschlossen, von Niemand, wer es auch sei, Befehle zum Nachtheil der heiligen Union anzunehmen; in ihrem Manifest erinnern sie an die Absetzung Sauls durch den Propheten und an die Sendung Jehu's gegen Ahab; denn allenthalben waren die Gemüther von jener Mischung popularer und geistlicher Ideen beherrscht, welche zum Widerstande zugleich entflammte und zu berechtigen schien.

Indeß schritt man in Paris, und zwar nicht ohne Antheil des spanischen Gesandten, zur Errichtung einer neuen Regierung. Am 17. Januar 1589 ward im Hôtel de Ville ein allgemeiner Rath der Union aus den katholischen Prinzen, einigen der eifrigsten Bischöfe, den namhaftesten Theologen und Pfarrern, Mitgliedern der Parlamente, des Adels und der Bürgerschaft zusammengesetzt; denn gleichsam einen Ausschuß aus allen Ständen wollte man haben [1]). Die Deputirten der verschiedenen Städte nahmen Sitz in demselben. Der Herzog von Mayenne, der, wenn er noch zuletzt den König vor seinem Bruder warnte, doch nicht gemeint hatte, daß dieser darüber umkommen sollte, trug jetzt, da dies geschehen war, kein Bedenken an die Spitze der neuen Vereinigung zu treten. Der König machte noch einen Versuch, ihn und sein Haus zu gewinnen, und sehr ausgedehnt und umfassend waren seine Erbietungen [2]). Allein wie konnte er etwas anbieten, was den Aussichten entsprochen hätte, welche die Führer der allgemeinen Bewegung im Kampfe gegen ihn fassen durften? Sein Wort hatte jetzt überdies allen Glauben verloren. Mayenne erwiederte die Anträge, die ihm durch den Mund des päpstlichen Nuntius geschahen, mit Invectiven gegen Heinrich III., den er nicht mehr König nannte, sondern nur einen Elenden, Erbärmlichen, der durch seine letzte verrätherische Handlung jeden Vertrag unmöglich gemacht habe: man müsse ihn mit offenen Waffen bekämpfen, oder man sei verloren. In kurzem sehen wir den Herzog

1) Maheustre et Manant: ils firent élire par le peuple un conseil général de l'union des catholiques.

2) Von diesen Unterhandlungen giebt Cayet 418 eine ungefähre, Morosini bei Tempesti II, 183 genügende Notiz.

von Mayenne mit dem Heere der Union gegen seinen König vorrücken.

So brach doch endlich der offene Krieg zwischen dem Könige und der Ligue aus, und zwar in einem Augenblicke, wo der Erstere nicht widerstehen zu können schien. Seine ganze Macht beschränkte sich auf Blois, Tours und einige feste Plätze in der Umgegend.

Unermeßlichen Werth hatte für ihn, daß es in Frankreich noch eine Macht gab, die von dieser Bewegung nicht ergriffen war: die protestantische des Königs von Navarra. Das Heer desselben war nicht groß; es bestand aus 5000 Mann gewöhnlichen Fußvolks, 500 Hakenschützen, 500 Reitern; aber es war tapfer, kriegsgeübt, voll Manneszucht und Hingebung; und unter den bewaffneten Scharen jener Tage erschien es immer als die bedeutendste. Von Guienne her wendete es sich Anfang März 1589 gegen die Loire, nicht mehr jedoch, um mit den königlichen Truppen zu schlagen. Durch beide Theile ging vielmehr ein Gefühl, daß sie nicht mehr Feinde seien; wo sie zusammentrafen, traten sie in eine Art von Waffenbrüderschaft. Und wie hätte es hiermit zwischen den Fürsten, die ja nur noch einen und denselben Feind hatten, lange Anstand haben sollen? Am 3. April kam es zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Navarra zu einem Vertrag in der Form eines Stillstandes auf ein Jahr, der aber eine volle Gemeinschaft der Interessen und der Waffen in sich schließt. Heinrich III. erkannte in dem Beitritt des Oberhauptes der Hugenotten, die sonst weit und breit hätten um sich greifen und die Katholiken verderben können, einen Beweis von pflichttreuer, ächt französischer Gesinnung an. Er kehrte auf jenen Zustand der Pacification zurück, der vielleicht nicht seinen Meinungen und Wünschen, aber seiner Natur und dem Zustande seines Landes am besten entsprach, und erklärte die freie Ausübung der Religion allenthalben da, wo sich sein Verbündeter befinden werde, im Feldlager sowie an bestimmten Orten in jedem Bezirke des Reiches, für erlaubt [1]. Bei der selbständigen Haltung der Befehlshaber jener Zeit war es nicht ohne Schwierigkeit, die Bedingung, welche die Reformirten machten, daß ihnen ein sicherer Paß über die Loire eingeräumt würde, zu erfüllen. Doch gelang es endlich, Saumur dem damals vertrautesten Diener Navarra's, Duplessis-Mornay, der die

1) Mémoires de Mornay I, 906. Was bei Isambert XIV, 645 als Lettres d'armistice erscheint, ist mehr ein Ausschreiben darüber als der Vertrag selbst.

Unterhandlung hauptsächlich geführt hatte, zu überliefern; der Schwur, diesen Platz für die beiden Könige zu behaupten und ihn einmal in einem besseren Zustande zurückzugeben, als er ihn jetzt bekomme[1]).

Ein großes Ereigniß war die erste Zusammenkunft der beiden Könige in dem Parke zu Plessis-le-Tour. Nicht allein die Fahnen waren vereinigt, sondern aus alle dem tumultuarischen Streit erhoben sich endlich Gesinnungen, in denen man neben einander bestehen konnte. Heinrich III. erklärte, nicht mehr dulden zu wollen, daß man die Protestanten Ketzer nenne; so sei das Wort in alten Zeiten nicht gebraucht worden: wer das Evangelium bekenne, der sei ein Christ; kleine Unterscheidungen sollten keine Feindschaft veranlassen. Dagegen erneuerten die Protestanten die strengen Doctrinen des Royalismus: die christliche Lehre fordere Gehorsam gegen die weltliche Gewalt, der Fürst herrsche durch den Willen Gottes, Gott lenke dessen Herz nach seinem Willen; wer dem Fürsten widerstehe, der erhebe sich gegen das Gesetz Gottes. Sie entschuldigten die Ermordung der Guisen; denn das Verbrechen der beleidigten Majestät könne nicht mehr gestraft werden, wenn man es erst zum Ausbruch habe kommen lassen; ein König habe seine Handlungen nur vor Gott zu verantworten. Wie auf der anderen Seite die antiroyalistischen und exclusiv-katholischen Doctrinen, so verbanden sich hier Royalismus und Toleranz.

Die Tapferkeit der Hugenotten war es nun zunächst, welche Heinrich den III. vor Mayenne errettete. Wie oft sind sie mit ihren weißen Schärpen in den Scharmützeln gerade im rechten Augenblick erschienen und haben die Sache zu Gunsten des Königs entschieden!

Indem erlangte der König noch eine andere Hülfe, ebenfalls von der protestantischen Seite her, aus der Schweiz. Was dort im Jahre 1587 zweifelhaft gewesen war, ob man nicht den König verletze, indem man gegen die Guisen zu ziehen meine, war es jetzt nicht mehr; die Dinge waren zur Reife gelangt, und überdies fiel die Sache der Krone mit der eigenen der protestantischen Cantone zusammen. Denn nachdem sich der Herzog von Savoyen Saluzzo's

1) Nach der Lebensbeschreibung von Duplessis-Mornay 131 erhielt Heinrich die Nachricht bei M. de Meru. In dem Itinéraire an der Ausgabe der Briefe findet sich nicht, wann er sich dort befand: es mag der 13. oder 14. April gewesen sein.

bemächtigt hatte, nahm er den alten Plan seiner Vorfahren wieder auf, sich Genf und die Waadt zu unterwerfen; er verstärkte seine Besatzungen in der Nähe: der Landesadel regte sich für ihn; in Lausanne ward eine gefährliche Verbindung entdeckt, die er unterhielt; hierüber rief Genf die Hülfe der Eidgenossen an. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Frankreich, Harlay de Sancy, in der größten Noth, als man in Blois nicht mehr zu leben hatte, abgesendet, um schweizerische Hülfstruppen zu werben, wußte sich, obgleich ohne Geld, dieser Umstände zu bedienen, um ein Bündniß zwischen Bern und Genf zu vermitteln, in dessen Folge ihm eine ansehnliche Werbung verstattet und von dieser Stadt selbst eine Geldhülfe bewilligt wurde [1]. Denn das leuchtete den Genfern ein, daß sie ohne ein starkes Frankreich, das der Macht von Spanien und Savoyen das Gleichgewicht halten könne, verloren sein würden. Sancy führte seine Völker zuerst gegen Savoyen, eroberte Thonon und fest das Ripaille; damit glaubte er aber genug gethan zu haben, um den Herzog zu beschäftigen; und da die übrigen Schweizer Bern nicht übermäßig vergrößern wollten, so zeigte sich das ganze Heer zufrieden, als es plötzlich nach dem oberen Rheinlande und, hier mit deutschen Reitern und Hakenschützen vereinigt, weiter nach dem inneren Frankreich geführt wurde. Ohne dieses Zuzugs gewiß zu sein, hätte Heinrich III. schwerlich gewagt, die Loire zu überschreiten.

Und da er sich nun nicht hatte unterdrücken lassen, so fand er auch noch eine dritte Unterstützung in der wiedererwachenden Treue des Adels. Von allen Seiten zogen ihm jetzt katholische Royalisten zu, unter denen man besonders die wohlgerüsteten Scharen Epernons bemerkte; bei Pontoise sah der König wieder ein Heer von 40,000 Mann unter seinen Fahnen. Sein Herz erhob sich, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, zu entschiedenen, frei aus ihm selbst

1) Ceux de Berne et de Genève desirans prendre cette occasion pour se revancher des torts à eux faits par le duc de Savoye, monstrent avoir quelque volonté d'assister le roy en cette affaire et le secourir en sa nécessité de quelques deniers comptans et autres inventions nécessaires à cette entreprise. Aus den Mémoires de Mr. de Sillery (Manuscript zu Berlin), aus denen die Lage der Dinge in der Schweiz am besten erhellt. Von Sancy existirt ein discours fait au roi sur l'occurrence de ses affaires, in welchem er vor allen Dingen seine Thätigkeit und seine Geschicklichkeit hervorhebt: was dann seit Mezeray in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

kommenden Entwürfen. Er gehört zu den sardanapalischen Naturen, die sich im Glück einem verweichlichenden Genusse hingeben, in Widerwärtigkeiten aber ermannen. Er nahm seinen Weg auf Paris selbst; denn in das Herz müsse man den Feind verwunden, Paris sei das Herz der Ligue. Ende Juli erschien er vor der Stadt, in der Erwartung (denn er wußte wohl, daß er zahlreiche Anhänger daselbst habe), in kurzem dort einzuziehen und sich an seinen Feinden zu rächen.

Und unmöglich schien das selbst denen nicht, die sich in Paris befanden. Als der König unaufgehalten vorrückte, erhoben die Politiker ihr Haupt, und den städtischen Magistraten schien es rathsam, sie zu entwaffnen und die Wachen zu verdoppeln. Aber immer näher kam der König; er eroberte Senlis, Pontoise und nahm sein Lager zu St.-Cloud. Hierauf hielt man in der Stadt für nothwendig, sich der angesehensten Politiker persönlich zu versichern; man brachte sie in Klöstern oder festen Häusern unter; den minder gefährlichen, deren Zahl auf 600 angegeben wird, wurde verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. In der Sorbonne wurde, obwohl es Abweichende unter ihren Mitgliedern gab, nach den in der Mehrzahl vorherrschenden Ansichten noch einmal ein Beschluß von dem rücksichtslosesten, wildesten Inhalt gefaßt. Nicht genug, daß des legitimen Königs in keinem Kirchengebete gedacht werden sollte [1]: man erklärte, es gebe zweierlei Tyrannen, solche, die ihre Gewaltsamkeiten nur gegen Privatleute ausüben, und andere, die zugleich das gemeine Wesen und die Religion verletzen: von der letzten Art sei Heinrich III.; nach den Grundsätzen alter geistlicher Lehrer dürfe er von Privathänden getödtet werden. In diesem Sinne ward auf allen Kanzeln geredet; man forderte einen Rächer für den getödteten Guise; man erklärte die Ermordung des Tyrannen für ein verdienstliches Werk. Oftmals wurden die Reliquien der Heiligen der Stadt, deren Dienst durch den verrätherischen König gefährdet sei, durch die Straßen geführt. Das Volk folgte zahlreich und mit einer Devotion, die selbst die Spanier in Erstaunen setzte.

Daraus durfte man aber noch nicht schließen, daß sie sich auch eben so tapfer vertheidigen würden. Da die niederländische Hülfe nicht erschien, auf welche der Herzog von Parma Hoffnung gemacht, bemerkte man eine nicht geringe Entmuthigung. Die Bürger ver-

1) Arrest et résolution. Mém. de la Ligue III, 540. Bei Bulaus und Crevier sucht man nach diesen Dingen vergeblich.

weigerten, auf die Wälle zu gehen, und die Soldaten, schlecht bezahlt, zeigten sich verdrossen zum Dienst. Manche gingen zu Heinrich III. über, in der Hoffnung, mit ihm zurückzukehren, wenn die Stadt geplündert werde. Der spanische Gesandte selbst meinte, daß sich Paris nur noch vierzehn Tage halten könne.

Wenn aber fanatische Meinungen leicht dazu dienen können, die Menschen zu lenken und zusammenzuhalten, so ergreifen sie doch mit ihrer vollen Gewalt nur Einzelne, welche dafür besonders empfänglich sind. In Paris lebte damals ein junger, vor kurzem zum Priester geweihter Dominicaner, des Namens Jakob Clément [1]), von seinen Altersgenossen und Freunden eher verspottet, als geachtet; er war schwach von Körper und einfältig; aber eben auf solche Naturen übt eine fanatische Doctrin oft die unwiderstehlichste Wirkung aus. Clément ward von der Lehre, daß ein Tyrann, der das gemeine Wesen und die Religion verletze, von Privathänden ermordet werden könne [2]), welche damals besonders von Boucher verkündigt wurde, heftig ergriffen, und nur darüber hegte er noch Scrupel, ob ein Priester eine solche That vollziehen dürfe. Er legte seinen Oberen die Frage vor, ob es eine Todsünde sei, wenn ein Priester den Tyrannen morde. Man antwortete ihm, es sei eine Unregelmäßigkeit, keine Todsünde [3]). In dem keimenden Vorhaben bestärkte ihn dann das Monitorium des Papstes gegen den König, das einer Excommunication gleich war. Der König erschien ihm wie ein Ungeheuer, das Religion und Staat verschlingen wolle; er glaubte etwas unendlich Verdienstliches zu thun, wenn er beide von ihm befreie; er hegte den Wunsch, dabei umzukommen: denn wenn es ihm gelänge und er am Leben bliebe, so würde die Bewunderung der Franzosen seiner Seele schädlich werden. Mit ruhigem Blut und aller Ueberlegung tauchte er sein Messer in einen Kräuterabsud, den er wenigstens selbst für giftig hielt. Dann verschaffte er sich einen

1) Boucher hat in seinem Buche: De justa Henrici III. abdicatione, das erst nach der That erschien, noch einiges Merkwürdige über Clément, besonders p. 451. Ich folge vorzugsweise der Erzählung, die Mendoza nach Spanien schickte: Relation del subcesso de la muerte del rey Christianissimo de Francia Henrique III. 1. Ag. 1589.

2) Boucher 266: tyrannum, qui communis se boni, id est religionis ac patriae hostem praebuerit, talisque a republica judicatus sit, et publica et privata auctoritate de medio tolli posse.

3) Frage: si peccava mortalmente un sacerdote que matasse a un tiranno. Antwort: que quedava el tal sacerdote irregular.

Brief von einem Anhänger des Königs, um bei diesem vorgelassen zu werden. Er ließ einiges Geld zurück, um seine kleinen Schulden zu bezahlen; hierauf machte er sich mit einigen Gefährten auf den Weg. Als er sich jenseit der Verschanzungen von diesen trennte, ließ er seine Kleider fliegen und ging mit großen Schritten auf das feindliche Lager zu. Es gelang ihm wirklich, den anderen Tag früh am Morgen vor den König zu kommen, der auf seinem Leibstuhle saß. Heinrich ließ ihn nahe herantreten, in der Hoffnung, von irgend einem ihm aus der Stadt entgegenkommenden Verständnisse zu hören. Da stach ihm der Mönch sein Messer tief in den Unterleib. Der Mönch ward dafür sogleich umgebracht; aber er hatte sein Opfer gut getroffen. Nach 18 Stunden lebte der Letzte der Valois nicht mehr.

In den Tranchéen von Paris erwartete man noch eben einen Anfall der königlichen Truppen. Der spanische Gesandte war daselbst erschienen, um zum Widerstand anzufeuern, als die Nachricht von dem Tode des Königs erscholl. Alles nahm die grünen lothringischen Schärpen; auf den Kanzeln ward Jakob Clément als ein Märtyrer gefeiert; die katholisch-populare Faction trug ihr Haupt höher als je und hoffte noch zu triumphiren.

Sechstes Buch.

Heinrich IV. im Kampfe mit der Ligue.

Erstes Capitel.

Erhebung Heinrichs IV.

Ludwig der Heilige hatte zwei Söhne hinterlassen: von dem älteren stammten wie die letzten Capetinger so die Valois, von dem jüngeren die Bourbons. Auch deren waren zwei Linien: der einen gehörte der Connetable an, mit dem sie schloß, der zweiten dessen Zeitgenosse und Antagonist, der Herzog Carl von Vendôme, der dann so viel zur Vertheidigung von Frankreich that, wie jener, um es zu gefährden. Dessen Söhne waren Anton, durch seine Vermählung mit Johanna d'Albert König von Navarra, der Cardinal Carl von Bourbon und Prinz Ludwig I. von Condé. Antons Sohn war König Heinrich von Navarra; er stammte in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen ab und war durch dasselbe Geburtsrecht, dem die Valois ihre Erhebung verdankten, der unbezweifelte Erbe des französischen Thrones.

Als Heinrich im December 1553 geboren ward, hätte man, da das Haus Valois noch in voller Blüthe stand, nicht daran denken können, daß ihm der Thron von Frankreich bestimmt sei. Sein Großvater begrüßte in ihm den Erben von Navarra und Béarn, den Fortsetzer der alten Provinzialselbständigkeit der unter seiner Herrschaft vereinigten französischen Landschaften und der Krone von Navarra. Es ist tausendmal erzählt worden, wie er seine Tochter Johanna, als ihre Entbindung nahe war, nach seinem Bergschlosse Pau an der Gave berief, wie dann diese nach seinem Wunsch, als die Stunde der Wehen kam, ein in Béarn gebräuchliches Gebet nach der herkömmlichen Singweise anstimmte — denn sie war kräftig wie die eingebornen Frauen, und ganz in der Weise des Landes sollte alles zugehen —, und mit welchem bizarren Entzücken der Großvater den Neugebornen empfing. Er trug ihn in seinem weiten Mantel in sein Zimmer, füllte eine goldene Schale mit einheimischem Weine, ließ ihm den Duft davon die Nase berühren, einen Tropfen in den Mund

fließen und küßte ihn dann mit der Weissagung: das werde ein wahrer Béarner sein [1]). Einer Bauernfrau, die zunächst am Park wohnte, wurde die erste Pflege des Knaben anvertraut; später ward er in das Gebirge nach Coirraze geschickt, wo er mit Anderen seines Alters in bloßem Kopf und barfuß die Berge durchstreifte und auf den steilen Pfaden heimisch wurde.

Auch die Mutter Johanna, von einem frischen und heiteren, unbezwinglich energischen Naturell hegte den Ehrgeiz, daß ihr Geburtsland nicht, womit man ihm zuweilen drohte, von den großen Mächten, die es umgaben, vernichtet würde; aber zugleich dachte sie ihrem Sohne noch einen anderen Beruf zu. Der frühe Tod Antons, der wie über andere Dinge, so auch über die religiöse Erziehung seines Sohnes schwankte [2]), ließ ihr darin freie Hand, und sie war dann keinen Augenblick zweifelhaft; sie zog Heinrich in dem protestantischen Glauben auf, den sie in ihrem Lande zur herrschenden Religion erhob, ließ ihn die Psalmen Marots singen, gab ihm einen gelehrten Protestanten zum Lehrer, der auch Classiker wie Plutarch und Cäsar mit ihm las, und führte ihn, stolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen worden, als er funfzehn Jahre zählte, nach Rochelle in die Mitte der dort zum Widerstande sich vereinigenden Hugenotten. Der junge Heinrich ward mit einer prächtigen bilderreichen Rede empfangen. „Ich verstehe nicht so gut zu reden, wie Ihr," antwortete er, „aber ich versichere Euch, ich werde besser handeln, als sprechen" [3]).

Er ward sogleich in die Mitte der Kriege gezogen und nach dem Tode seines Oheims von Condé als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt; mit Freuden umgürtete ihn seine Mutter mit dem Schwerte. Sie erzählte gern, daß sie in ihrer Schwangerschaft geträumt habe, sie bringe einen jungen Hahn zur Welt, mit bunten starken Federn am Hals und in den Flügeln und einem zum Streit erhobenen Kamme. Nach der Schlacht von Montcontour machte Hein-

1) Favyn Histoire de Navarre 809. Eine handschriftliche und gleichzeitige Lebensbeschreibung Heinrichs IV. (Bibliothèque de Paris) bietet über die Erziehung und ersten Ereignisse doch nicht so viel Neues dar, wie man erwarten sollte, hat aber sonst einiges Gute.

2) Ippolyto d'Este 4. April 1562 giebt diese Notiz.

3) Aus den Aufzeichnungen von Amos Barbot bei Arcère Hist. de Rochelle I, 370.

rich zur Seite des Admirals, dem er eine unbedingte Verehrung widmete, jenen abenteuerlichen Reiterzug durch Frankreich mit, der die Pacification von 1570 hervorbrachte; es war, wie de la Noue sagt, eine gute Schule, Gedanken und Pläne nach der Nothwendigkeit der Dinge einzurichten.

Während des Friedens nahm der Prinz noch einen anderen Wunsch edler Ruhmbegier in sich auf. Carl IX., der eine größere persönliche Zuneigung zu ihm fühlte, als zu seinen Brüdern, versprach ihm, die Ausübung seiner Gewalt gleichsam mit ihm zu theilen, ihn, wie man sagt, zu seinem rechten Arm zu machen. Heinrich dachte dann, es mit den Spaniern, denen er das von ihnen eingenommene Navarra nicht lassen wollte, und mit den Türken, welche die Christenheit bedrängten, aufzunehmen. Auf Niemand machte der Sieg bei Lepanto unter Don Johann von Oesterreich einen größeren Eindruck, als auf ihn; er beneidete den Bastarden, daß er als der Held von Europa gefeiert wurde. An der Spitze der französischen Kriegsheere im Felde zu erscheinen, zwei große Schlachten zu gewinnen, die eine wider die Spanier, die andere wider die Osmanen, dahin gingen die Phantasien, die seine jugendliche Seele beschäftigten.

Ganz anders aber schlug ihm seine Verbindung mit dem Hofe der Valois aus.

Seine Vermählung mit der Schwester Carls IX. ist die Bluthochzeit; die stolzen Gefährten, mit denen er herrliche Kriegsthaten auszuführen dachte, wurden vor seinen Augen ermordet; ihn selbst retteten nur die nahe Verwandtschaft und der Uebertritt zur anderen Religion; um keinen Preis aber hätte man ihn nach Hause zurückgehen lassen. Welchen Contrast gegen das Leben in den Bergen, an der Seite der sittlich strengen Mutter, des hochstrebenden Admirals, der die höchsten Ideen an seine Unternehmungen knüpfte, bildete nun dieser gezwungene Aufenthalt am Hofe! Heinrich mußte an Kriegszügen Theil nehmen, die er in seinem Herzen verwünschte; er ward in die Bewegungen Alençons, den er nicht liebte, gegen die dunkle Gewalt der Königin-Mutter, welche alles in Schranken hielt, verwickelt; er war an ein geistreiches unzüchtiges Weib gebunden, gegen das er doch nie, auch nicht mit einem Worte, sein Mißfallen zu erkennen geben mochte; die Diener, mit denen man ihn umgab, waren, wenn nicht Feinde, so doch Kundschafter, er mußte ihre Bosheit von sich abzuwenden suchen. Eine andere Schule, moralische Gefühle zurückzudrängen, die inneren Stimmungen nicht an die Oberfläche der Erscheinung reichen zu lassen! In Heinrich IV. war etwas, was dem

dortigen Treiben entsprach: er stürzte sich in den Strudel der Leidenschaft und des Vergnügens: nur für Jagd, Ballspiel, Liebeshändel schien er noch Sinn zu haben, sich am besten mit denen zu gefallen, welche die meisten Thorheiten trieben [1]); er bildete einen Mittelpunkt für die muntere und lebenslustige Jugend. Dazwischen aber erhoben sich ihm doch die religiösen Eindrücke seiner frühesten Jahre; in der Einsamkeit der Nacht hörte wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Psalmisten die Finsterniß beklagen, in die er gefallen sei: und wie hätte er es ertragen sollen, so fortan als ein halber Gefangener zu leben! Als die allgemeine Lage der Dinge dazu einlud, im Jahre 1576, ergriff er die Gelegenheit, die der Schein, als habe er seiner selbst vergessen, ihm verschaffte, sich loszureißen und zu seinen alten Freunden, zu dem alten Glauben zurückzukehren.

Wir berührten, wie er bald darauf an der Pacification mitarbeiten konnte, welche Frankreich eine Zeitlang beruhigte. Dann nahm er wirklich die Stellung ein, für die einst seine Mutter ihn bestimmt hatte, als König von Navarra und Protector der Hugenotten.

Nicht ganz unbedeutend war die eigenthümliche Macht und Autorität, die er nunmehr besaß. Aus seinem kleinen, durch die Sorgfalt des Großvaters und der Mutter in Aufnahme gekommenen Königreiche konnte er 300 Edelleute zu Pferd und 6000 Hakenschützen ins Feld stellen; er hatte ein Arsenal zu Navarreins, eine Universität zu Orthes. Mit den Erträgen von Foix, Armagnac und den bourbonischen Erbgütern mochten seine Einkünfte auf 300,000 Francs steigen.

Ein noch größeres Ansehen erwuchs ihm aber aus der Protection der Hugenotten, deren Streitkräfte ihm zu Gebote standen. Es gab gleichsam drei große Burgfesten des Protestantismus: das nach dem Muster eines deutschen Landes eingerichtete Béarn, das seegewaltige Rochelle, die durch ihre festen Plätze und tapferen Männer schon damals bedeutenden Cevennen. Aber auch sonst war der Süden mit protestantischen Gemeinden erfüllt. Man berechnete, daß man von den Pyrenäen bis an die Alpen in lauter religionsverwandten Ortschaften reisen könne. In Dauphiné waren 400, in Poitou und Saintonge 500 Edelleute bereit, allezeit für die Religion zu Pferde zu steigen. Einige Räthe aus diesen Provinzen umgaben den König von Navarra, um mit ihm die politischen Angelegenheiten der Partei wahrzunehmen.

1) Mémoires de Villegomblain I, 317.

Der kleine Hof zur Nérac, den er sich einrichtete, wetteiferte mit dem Hofe zu Paris, besonders wenn seine Gemahlin, Margaretha von Valois, die Heinrich III. nicht in der Hauptstadt dulden wollte, daselbst erschienen war, nicht eben allemal in den löblichsten Dingen. Aber es war doch auch ein großer Unterschied. In Nérac war nicht von Günstlingen noch Vergeudungen die Rede. Der Hof war zugleich eine Schule der Capitäne; das Verdienst im Kriege gab einem Jeden seinen Rang; die Damen trieben ihre Ritter zu Kriegsunternehmungen: ein kleiner Krieg hat davon seinen Namen. Zuerst damals durch seine Theilnahme an dem Straßenkampf in Cahors erwarb sich Heinrich Ehre; denn noch war persönliche Bravour der vornehmste Ruhm. In der Mitte seiner Garden erstieg er die Barricaden, die man seinen Angriffen entgegensetzte; seine Füße waren von dem spitzen Gestein blutig geworden. Aber auch als ein guter Anführer zeigte er sich bereits; er sann die Unternehmungen aus; zuweilen gegen den Rath seiner Capitäne führte er sie durch. Er kannte seine Leute persönlich, namentlich rief er sie auf; er war der Erste auf dem Kampfplatz und der Letzte, ihn zu verlassen.

Nach und nach überwand er den Ruf, den er vom Hofe zu Paris mitgebracht, als sei er leichtfertig, abhängig, unzuverlässig. Ein Autor, den er aufforderte, sein Leben zu schreiben, und der ihm mit der Ermahnung geantwortet hatte, zuerst etwas Nennenswerthes zu vollbringen, fand doch mit der Zeit einen Stoff der Darstellung. Heinrich zeigte in den Geschäften Entschluß und Gewandtheit, in persönlichen Beziehungen die natürliche Gabe, die Menschen zu behandeln, in allen Dingen eine Frische und Richtigkeit der Auffassung, welche Jedermann befriedigte; sein Verhalten erweckte die Meinung, er sei zu großen Dingen geboren, wie einer seiner besonnensten Freunde, Duplessis-Mornay, sich ausdrückt: was die Welt begehre, was sie dürste zu sehen, einen wahren König, hier sei ein solcher; er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden.

Da kannte Mornay die Welt jedoch nicht, deren Bewunderung und Anerkennung durch große Thaten erzwungen werden muß; die schwersten Kämpfe standen dem Fürsten bevor.

Eben gegen ihn persönlich war die Verbindung zwischen den Guisen und den Spaniern gerichtet.

Zuerst erbot sich der König von Navarra, der einst am Hofe mit dem Herzoge von Guise sehr vertraut gewesen, die Sache persönlich mit ihm auszufechten: die Ungleichheit des Ranges solle ihn daran nicht hindern; einer gegen einen, oder zwei gegen zwei, zehn

gegen zehn, oder zwanzig gegen zwanzig wollten sie fechten, mit den Waffen, die in einer Ehrensache zwischen Rittern gebräuchlich seien; Guise möge nun die Zahl bestimmen und den Ort, selbst außerhalb des Königreiches, wenn er nur neutral und sicher sei. Schon machten sich die Freunde des Königs aus, nicht vergessen zu werden, wenn es zu einem Kampfe zwischen Mehreren komme. Aber Guise lehnte ab, darauf einzugehen: denn er verfechte nicht einen persönlichen Handel, sondern die Sache der Religion.

Nach einiger Zeit aber mußte Heinrich sogar erleben, daß sein König uud Herr, mit dem er gut zu stehen meinte, gemeinschaftliche Sache mit Guise machte. Wir wissen aus seiner eigenen Erinnerung, daß ihn die Nachricht davon beinah übermannte. Mancher wird den Zustand der Seele kennen, wo sie an den irdischen Dingen verzweifelt, ohne sie doch aufzugeben, in den Menschen nur noch verderbendrohende und verderbenbringende Feinde sieht, sich gleichsam in sich selbst zerreißt. Heinrich stützte bei jener Nachricht den Kopf auf die Hand; als er aus den halb betäubten Sinnen erwachte, war ein Theil seines Haares erblichen [1]).

Im Jahre 1586 wälzte sich eine große Streitmacht, wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, so besonders gegen ihn und sein Gouvernement daher. Man hat ihm damals gerathen, dem Sturm einen Augenblick auszuweichen und nach Deutschland zu gehen, um etwa mit deutschen Hülfsvölkern zurückkommend, unmittelbar auf Paris anrücken zu können; aber Andere stellten ihm vor, und dem stimmte er bei, er würde dann sein Schwert aus der Hand legen und ein Don Antonio von Portugal werden [2]). „Sie haben mich umzingelt", heißt es in einem seiner Briefe, „wie ein Wild auf der Jagd; aber über ihren Leib hinweg will ich mir einen Weg bahnen" [3]). Er wünschte die Sache sofort auszumachen, lieber in der Blüthe und Kraft der Jugend, als wenn er mit Jahren und Gebrechen beladen sein werde.

1) Matthieu, dem er das erzählte: Henry III, 501.

2) Diese Betrachtungen gehören ursprünglich Duplessis-Mornay: Vie de Duplessis-Mornay 95; doch sind sie es, durch welche der König bestimmt ward. A souvent témoigné le roi qu'il (D. M.) luy avoit été auteur de cette résolution. Der Beschluß wurde nicht durch Debatte gefaßt, sondern von ihm selbst.

3) An de Batz, 11. März, Lettr. missiv. II, p. 196.

Unter den Protestanten hatte er hierzu keinen unternehmenderen und mächtigeren Verbündeten, als Lesdiguières in Dauphiné. Mitten im päpstlichen Avignon hatte Lesdiguières einst zugleich den Studien, die er machen sollte, und dem Katholicismus abgesagt und sich in den hugenottischen Krieg geworfen, überzeugt davon, daß er seinem Vaterland und dem König am besten diene, wenn er den Guisen widerstehe. Neben Montbrun, der sich unter so vielen Anderen, die dieses Beiwort verdienten, den Namen des Tapferen und durch seine Waffenthaten ein vorherrschendes Ansehen in Dauphiné erwarb, hatte doch auch er sich Ruf und Geltung verschafft; als dieser gefangen und hingerichtet worden war, erschien er als sein natürlicher Nachfolger. Dem Einflusse Heinrichs von Navarra verdankte er, daß die Provinz ihn anerkannte. Er hatte von demselben die Hälfte eines zerbrochenen Goldstücks empfangen und versprach ihm, zu den Waffen zu greifen, sobald ihm die andere Hälfte zugeschickt werde [1]).

Von noch größerem Werth aber war, daß der Führer der politischen Partei, Montmorency-Damville, den Versuchen der Guisen, ihn auf ihre Seite zu ziehen, widerstand. Von den Wirkungen des Familienhasses zwischen den beiden Häusern mag diese als eine der wichtigsten angesehen werden. Montmorency ließ in einer Versammlung zu Pezenas die Union zwischen Protestanten und Katholiken bestätigen, den Gerichtshof zu Beziers den Eid auf die Beobachtung des Edictes von 1577 leisten, ohne Rücksicht auf die letztergangenen liguistischen [2]). Dann stieg er zu Pferd, um sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen. Auf seinem schwarzen Mantel trug er ein weißes Kreuz, das mit den französischen Lilien bezeichnet war. Er sagte, seine Erhebung werde entweder den vollkommenen Sieg des Hauses Montmorency oder dessen Untergang herbeiführen.

Wenn man sich erinnert, daß auch Heinrich IV. in Guienne auf eine Gleichstellung der beiden Religionsparteien dachte und die Katholiken in den Provinzialrath, den er um sich versammelte, aufnahm, so sieht man ein, daß der Widerstand, welcher der Ligue geleistet wurde, sich über das einseitige Parteiinteresse erhob und auf ein Miteinanderleben der in der Religion Entzweiten gerichtet war. Diese Richtung eröffnete nun aber in dem allmählichen Gange der Ereignisse eine große Aussicht für das gesammte Reich.

1) Videl, Histoire de Lesdiguières 92.

2) Vaissette, Histoire de Languedoc V, 410.

Schon lange war es in Frankreich wie eine Fügung des Schicksals betrachtet worden, daß das Haus Valois untergehen werde. Von Catharina Medici, die das in Raum und Zeit Getrennte wie ein Gegenwärtiges zu ergreifen versuchte, erzählt man, sie habe sich einst in dem Schlosse Chaumont an der Loire die ganze Reihe französischer Könige vorführen lassen; um den Zauberkreis habe ein jeder der aufgerufenen Schatten eben so oft die Runde gemacht, als ihm Jahre der Regierung beschieden gewesen waren. Nach den übrigen seien ihre eigenen Söhne, auch die noch lebenden und Heinrich III. erschienen; funfzehnmal habe er seinen Kreis beschrieben: indem die Mutter ihn verschwinden sah, begierig, ob noch ein anderer aus ihrem Stamme folgen werde, sei kräftig und rasch, wie sie ihn kannte, der Prinz von Navarra hervorgetreten.

Manche andere Weissagungen in diesem Sinne waren vorbereitet; seit fünfundzwanzig Jahren sah man es nach und nach geschehen; der Tod Alençons brachte es zum allgemeinen Bewußtsein. Auch bei Heinrich von Bourbon bemerkte man, daß seine Gedanken seitdem, vielleicht unwillkürlich, bei weitem mehr als früher eine auf das Allgemeine gewendete Richtung nahmen. Doch hätte er noch Niemand zugestanden, daß er daran denke, der Thron von Frankreich sei für ihn bestimmt: er wiederholte vielmehr oftmals, daß das keine Wahrscheinlichkeit habe, da der regierende König mit ihm in gleichem Alter stehe und sich mehr schonen könne, als es ihm unter den Waffen erlaubt sei.

Wer wollte an der Aechtheit der dynastischen Gefühle zweifeln, die ihn bei jener Zusammenkunft im Park von Duplessis beseelten? Große Thränen rollten aus seinen Augen, als er des Königs, der nun wieder sein Freund war, ansichtig wurde. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, neben ihm als erster Prinz von Geblüt anerkannt zu werden und die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Bald führten ihn seine Waffen nach Blois, wo er vor kurzem von den Reichsständen in aller Form seiner Besitzthümer und Rechte verlustig erklärt worden war. Was hat mehr Autorität in der Welt, sagte Heinrich, als ein Beschluß der versammelten Reichsstände; aber der Allmächtige hat den Proceß revidirt und mich in meine Rechte hergestellt. Der Brief, in dem sich dieser frische Erguß seiner Freude und seines Selbstbewußtseins findet, ist an die Comtesse de Grammont, damals seine Maitresse, gerichtet — denn auf jedem Schritte des Lebens begleitete ihn seine Leidenschaft —, die hat ihn

nach Buhlenweise mit sehr kühlen und sehr egoistischen Bemerkungen versehen.

Ein anderer Charakterzug Heinrichs ist, daß er so lebhaft zur Belagerung von Paris vorwärts trieb. Der Ruf eines solchen Unternehmens, sagte er, werde der Magnet sein, um alles Eisen aus Frankreich dazu herbeizuziehen; Kühnheit sei die Mutter der Meinung, aus dieser entspringe die Macht, aus der Macht der Sieg, und darauf folge dann die Sicherheit. König Heinrich III. beklagte sich eines Tages, daß man ihn, einen so guten Katholiken, excommunicirt habe, was selbst denen nicht geschehen sei, die einst Rom mit Sturm genommen. „Das macht", erwiederte Heinrich von Navarra, „diese waren siegreich: wenn wir nur siegen, wird die Excommunication, die über uns ausgesprochen ist, zurückgenommen werden".

Und dennoch war kein Zweifel, daß selbst der Sieg ihm gefährlich werden konnte; denn Heinrich III. liebte zwar seine Dienste, aber nicht die Ehre, noch das persönliche Zutrauen der Menschen, die daraus erwuchsen; zugleich beharrte er dabei, daß der nächste Prinz von Geblüt katholisch sein müsse. Da Heinrich von Navarra nicht der Meinung war, ihm hierin nachzugeben, so sah er es kommen, daß er nach der Eroberung der Hauptstadt genöthigt sein werde, wieder nach Guienne zu gehen und in die alte Parteistellung zurückzukehren.

Indem aber kam König Heinrich III. um: der Mönch, der denselben ermordete, weil er ihm nicht katholisch genug war, bahnte dem Hugenotten den Weg zum Throne.

Um das Haus Valois hatte sich einst die französische Nation in einem großen Kampfe, der ihre Unabhängigkeit bedrohte, vereinigt. Aber mit den mannigfaltigen Phasen desselben griffen innere Zerwürfnisse zusammen, deren die Fürsten nicht so leicht Herr zu werden verstanden, zuerst ständischer und städtischer, dann clericaler und religiöser Natur. In den Verwirrungen, in welche die letzten Abkömmlinge des Hauses verwickelt wurden, suchten sie sich mehr als einmal durch die gewaltsamsten Thaten ihren Weg zu bahnen, bis sich aus der Mitte der rechtgläubigen Partei, die sie doch im allgemeinen verfochten, die bluträchende Hand erhob, die ihrem Dasein ein Ende machte.

In welchem Zustand aber hinterließen sie nun das Land! Ein Spanier hat die französische Monarchie jener Zeit mit einem Granatapfel verglichen, dessen gesprengte Fruchtschale nur noch die Körner, etwa mit ihren Scheidewänden, erblicken lasse. Denn an Einheit war

nicht zu denken. Die mächtigen Magnaten wandten die ihnen einst von den Königen anvertraute Macht nur nach ihrem eigenen Gutdünken, ihrem besonderen Interesse an; ihr Sinn war auf die Ausbildung provinzieller Satrapien gerichtet. Die angesehenen Bürger der Städte hielten es für möglich, sich als freie Communen aufzustellen [1]). Eine große clericale Partei bildete die selbständige Idee, auf der alle kirchliche Vereinigung nothwendig beruht, zu Feindseligkeiten gegen die Krone aus und ward dabei von den reichsten und mächtigsten Fürsten der Welt, von den Häuptern und Führern der Hierarchie unterstützt.

Mit alle dem hatte nun der neue Fürst noch mehr zu kämpfen, als der alte. Eben im Gegensatz gegen ihn war die religiöse Partei gebildet; aber ihm stellten sich noch andere Widersacher entgegen; die erste Frage, die ihm vorgelegt wurde, betraf sein Verhältniß zu seinen bisherigen Verbündeten.

Die Royalisten, welche Heinrich dem III. deshalb gefolgt waren, weil sie, von seiner katholischen Gesinnung überzeugt, die Aufrechthaltung des Katholicismus im Reiche mit Bestimmtheit erwarten durften, gaben doch einen heftigen Widerwillen gegen den Hugenotten kund, der den Thron des allerchristlichsten Königs einzunehmen Anstalt machte.

Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue, im Geleite seiner zuverlässigsten Gefährten, die sich aber mit dem Küraß unter dem Wamms gewappnet, in das Zimmer eintrat. Er ward mit keinem Lebehoch empfangen; die Anwesenden, alle aus der nächsten Umgebung Heinrichs III., sprachen in großer Aufregung unter einander. Man sah sie die Fäuste ballen, den Hut tiefer ins Gesicht drücken; sie schwuren, daß sie sich eher den Liguisten zu Paris ergeben, als den hugenottischen König anerkennen wollten. Sie sagten das ganz laut, nur ein paar Schritte von ihm, so daß er ihre Worte vernehmen mußte.

Heinrich fürchtete im ersten Augenblick, daß sich die Katholiken des Lagers und das Volk von Paris gegen ihn vereinigen möchten, und in der Stadt ist in der That eine Zusammenkunft und gemeinschaftliche Berathung der Häupter vorgeschlagen worden, so daß man

1) Commentarii: I ricchi e potenti delle citta pensarono a una institutione di republiche in loco di monarchia, et li nobili aveano la mira di aver delle satrapie particolari.

ihm wohl den Rath ertheilt hat, sich mit den getreuen Hugenotten zurückzuziehen, um sich vor der Wuth der Feinde bis auf bessere Zeiten sicherzustellen.

Damit hätte er aber den Anspruch der höchsten Gewalt, deren Besitz ihm durch das nationale Recht zukam, gleich im ersten Augenblicke wieder aufgegeben, seine Pflicht, sie aufrecht zu erhalten, nicht erfüllt. Und sogleich ergab sich, daß er eine Vereinigung der royalistischen und der liguistischen Katholiken nicht zu fürchten brauchte. Mayenne wollte von einer Zusammenkunft wie die vorgeschlagene nichts hören: und wie hätten die Royalisten mit Denen gemeine Sache machen sollen, aus welchen der Mörder des Königs hervorgegangen war? Sie dachten eher, diese That an den Gegnern zu rächen.

Eine gewisse Bedeutung hatte es immer, daß so viele Schweizer in europäisch-antiliguistischem Interesse herbeigekommen und im Lager waren. Noch lieber als Heinrich III. war ihnen dessen Nachfolger, der ihren Glauben theilte; sie trugen kein Bedenken, auf die Aufforderung Sancy's, dem sie hierher gefolgt waren, den neuen König anzuerkennen.

Aber das waren Fremde und Protestanten; über die Hauptsache konnten sie nicht entscheiden. Diese hing von dem Beschlusse des Conseils ab, welches Heinrich den III. umgeben, durch das er die königliche Autorität ausgeübt hatte, von dem bisher alle öffentlichen Anordnungen ausgegangen waren, und dem eine große Bedeutung auch deshalb zukam, weil es nicht blos aus Ministern, sondern aus den mächtigsten Oberhäuptern des Staates und des Krieges bestand.

Es ist glaubwürdig überliefert worden, daß in dem Conseil auch in Bezug auf das Erbrecht eine und die andere unerwartete Meinung geäußert [1]), der entfernte Grad der Verwandtschaft des Königs von Navarra mit dem Hause Valois zur Sprache gebracht und der Vorschlag gemacht worden sei, denselben nur zuerst als Oberhaupt des Krieges anzuerkennen. Allein auch inmitten der größten Unordnung und Verwirrung machen sich noch immer Gesetze geltend, die dem individuellen Belieben Schranken setzen. Wenn

1) Ueber das Einzelne dieser Vorgänge sind wir nicht hinreichend unterrichtet. Angoulême müßte viel erschöpfender sein, wenn er seinen Anspruch, die Sache gründlich zu erörtern, rechtfertigen wollte. Dupleix und Matthieu haben Einiges; doch sind sie von dem Discours von Sancy beherrscht, dessen Wahrhaftigkeit ich nicht bezweifle, der aber nur den besonderen persönlichen Standpunkt behauptet.

einer der vornehmsten Anlässe zu diesem Krieg in der Weigerung Heinrichs III. lag, den Grundsatz der legitimen Nachfolge nach dem Rechte der Geburt den Ansprüchen der Kirche unterzuordnen, so konnten die, welche das Schwert für diesen Grundsatz gezogen, denselben unmöglich in dem ersten Augenblicke, wo er praktisch werden sollte, verleugnen.

Anders aber verhielt es sich mit der religiösen Differenz. Heinrich III. hatte vorausgesetzt, daß sein Nachfolger zum Katholicismus übertreten werde: eine Losreißung der Krone von ihrer alten Verbindung mit dem Katholicismus schien weder ihm noch seinen Anhängern zulässig. Diese säumten jetzt nicht, den thronberechtigten Fürsten zu unverweiltem Uebertritt aufzufordern. Sie trugen dazu noch zwei besondere Gründe vor: den einen, daß sonst ein guter Theil ihrer jetzigen Verbündeten zu den Liguisten übergehen, den anderen, daß das Recht der höchsten Gewalt von dem neuen Könige vielleicht zu Gunsten der Hugenotten ausgeübt würde. Sie drangen in ihn, sie vor diesen Gefahren sicherzustellen.

Noch nicht eine definitive, aber eine vorläufige Entscheidung dieser großen Frage, welche weit über den damaligen Augenblick und die damals lebenden Menschen hinausreichte, mußte Heinrich fassen.

Hätte es nur seiner Anerkennung als erster Prinz von Geblüt gegolten, so würde er dafür die Religion niemals verändert haben; dann wäre noch immer die Pflicht der Selbsterhaltung jeder anderen vorangegangen. Ein viel höherer Preis war die Krone; Heinrich mag damals oder auch später gesagt haben, die Krone sei eine Messe werth: aber auch eine umfassendere Pflicht legte das ihm nun unmittelbar zugefallene Recht zu derselben auf. In der allgemeinen Verwirrung mußte er das Königthum retten, um das sich die ganze Nation einmal wieder zu vereinigen vermochte; er durfte das einzige Mittel, durch das es geschehen konnte, wenn seine religiöse Ueberzeugung nicht durch und durch dagegen war, nicht von sich weisen.

Den andringenden Waffengefährten erklärte er, wie er schon öfter angedeutet, die Religion, die er von Jugend auf bekannt habe, könne er als Mann vielleicht wieder aufgeben, aber nicht, wenn man ihn zwingen wolle und gewaltsam dränge, sondern nur, wenn er besser unterrichtet werde. Er stellte in Aussicht, eine solche Unterweisung in einem binnen sechs Monaten anzustellenden Nationalconcil annehmen zu wollen. Ein zweifelhaftes, dem Wortlaute nach wenig bindendes Versprechen, aber doch von großem Inhalt. Der legitime, geborne König wies die Ansicht nicht zurück, daß die Krone

mit dem Katholicismus verbunden sein müsse. So scharf und unerschütterlich war sein Protestantismus nicht, um ihm eine so starke theoretische Annäherung zu verbieten. Ueberdies aber ließ Heinrich sich sogar noch zwei andere überaus beschränkende praktische Verpflichtungen auflegen. Er sagte zu, die Ausübung der protestantischen Religion nur da zu gestatten, wo sie kraft der letzten Uebereinkunft mit Heinrich III. bestehen dürfe, und die zur Erledigung kommenden Aemter nur mit Katholischgläubigen zu besetzen. Um sein Verfahren zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß die Partei, mit der Heinrich diese Abkunft traf, nicht die liguistische ist, welche die Hugenotten auf Leben und Tod verfolgte, sondern die mittlere, mehr politische, mit der er schon immer in Verbindung gewesen war. Sie war in dem Conseil, in dem Kriegsheere, den Gegenparlamenten, die Heinrich III. zu Caen, Romans, Tours gebildet hatte, mit mehr oder minder Bewußtsein vorherrschend. Das Conseil, das die höchste Gewalt bisher ausgeübt hatte, behielt dieselbe in den Händen. Es nahm den König mehr an, als daß es sich ihm und seinen Gedanken unterworfen hätte [1]).

So ward nun eine Vereinigung zwischen dem legitimen Königthume, das auf einen Protestanten gefallen war, und den katholischen Royalisten getroffen, aber allerdings noch eine sehr lockere, weitaussehende, mehr ein Moment für eine künftige Macht, als die Grundlage einer gegenwärtigen. Wer konnte sagen, ob es jemals zur Befestigung einer solchen kommen würde? Die Abkunft that mit nichten allen denen Genüge, welche bisher zusammen gefochten. Der mächtigste der damaligen Magnaten, Epernon, verließ das Lager, und man war zufrieden, daß er nicht geradezu auf die Seite der Ligue trat, wie Andere wirklich thaten.

Das Kriegsunternehmen, worin das vereinigte Heer begriffen war, mußte aufgegeben werden. In der ersten Sitzung des Conseils ward der Vorschlag gemacht, die Belagerung von Paris fortzusetzen;

1) In der Sammlung von Sillery findet sich ein von den Mitgliedern des Conseils an die Schweizer gerichtetes Schreiben, wodurch dieser Gesichtspunkt erläutert wird. Sie haben erkannt, nostre dit roy estre légitime successeur et que le droit naturel nous obligeoit à lui rendre fidélité et obéissance. Nous aurions en lui prestant le serment pourvu à la seureté et conservation de nostre religion catholique par la promesse qu'il nous auroit faiste par lui signée et jurée de n'y rien innover, ainsi la maintenir et conserver. Dadurch werde sogar der sonst von der Verzweiflung zu erwartende Schade von der Religion abgewehrt.

aber im Angesichte so mannigfaltigen Abfalles hätte es Heinrich nicht darauf ankommen lassen können. Er hat gesagt, er wolle sich erst über ein paar Flüsse zurückziehen; wer dann noch bei ihm aushalte, auf den wolle er trauen. Ein Theil seiner Truppen zog nach der Champagne, ein anderer nach der Picardie; mit dem dritten begab sich Heinrich selbst nach der Normandie, wo ihn Caen, Dieppe, Pont de l'Arche anerkannten. Ein großer Vortheil war es für ihn, daß er nicht mehr hinter die Loire, in den fernen Süden, verwiesen war, sondern im Norden Fuß fassen konnte; aber wie weit war er noch davon entfernt, das zu sein, was sein Titel in sich schloß: König von Frankreich. Schon stellten ihm die Feinde einen Anderen mit diesem Anspruche gegenüber.

Zweites Capitel.

Feldzug von 1589 und 1590.

Die Bevölkerung von Paris überließ sich bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs III. der Freude und der Hoffnung; da der Fürst, den die Prediger mit Fluch überhäuft hatten, ihrer Vorhersagung gemäß wirklich zu Grunde gegangen war, so stieg ihr Ansehen noch höher. Sie sprachen jetzt von Jakob Clément, den sie der Judith gleichstellten, wie von einem Märtyrer. Sie erklärten einen Jeden für excommunicirt, der Heinrich von Navarra als König anerkenne.

Wie aber im Lager, so wurde nun auch in der Stadt durch das Ereigniß eine große Beschlußnahme unerläßlich. Der Herzog von Mayenne war zum Generalstatthalter des Staates und der Krone von Frankreich ernannt worden, dem lebenden Könige gegenüber: nach dessen Tode konnte es dabei sein Verbleiben nicht haben.

Es ist sehr ernstlich davon die Rede gewesen, daß Mayenne von dem altersschwachen Cardinal von Bourbon absehen und sich sogleich selbst zum König erklären sollte: durch die Kühnheit eines solchen Schrittes, sagte man, werde er den Adel und die Stände mit sich fortreißen und Frankreich um sich vereinigen. Aber im Rathe des Herzogs fand man doch, daß das zu viele Schwierigkeiten habe, und vor allem, daß der spanische Gesandte zu hören sei.

Dieser Gesandte, Don Bernardino de Mendoza, der einst England hatte verlassen müssen, weil Königin Elisabeth seine Anwesenheit in ihrem Reiche für die Ruhe desselben zu gefährlich fand, lebte mit ganzer Seele in der großen katholischen Combination, die Europa umfaßte. Daß der Angriff auf England im Jahre 1588 gescheitert war, hielt ihn so wenig wie seinen König ab, auf einen zweiten zu denken. Die Vernichtung der Ketzer in den Niederlanden, die Vereinigung der englischen Krone mit den übrigen spanischen Kronen,

eine Einrichtung von Frankreich in diesem Sinne sind ihm alles gleich wünschenswürdige, nach oder mit einander ausführbare Unternehmungen [1]. Er bemerkte bereits, wie nothwendig es auch für den Besitz von Amerika sei, daß England nicht in den Händen von Ketzern bleibe. Um in Frankreich einen diesen Entwürfen entsprechenden Zustand zu erhalten, dünkte ihn kein Aufwand, der dazu erforderlich sein dürfte, allzugroß. Der streng katholische Begriff, aus dem er alles ableitete und der ihn zu einer politischen Orthodoxie führte, deren Folgerungen unwiderlegbar erschienen, das Gewicht des Fürsten, den er repräsentirte, ein natürliches Talent der Popularität, endlich das Geld, das er spendete, verschafften ihm einen alles überwältigenden Einfluß.

Als noch ein Angriff auf die Stadt besorgt werden konnte, begab er sich an die Wälle, die er voll von Geistlichen und Mönchen fand, und sagte diesen, er wolle mit ihnen sterben. Auf die Nachricht, daß der Béarner, wie er Heinrich von Navarra fortwährend bezeichnete, den Titel eines Königs von Frankreich angenommen habe, machte er dem Herzoge von Mayenne einen Besuch und erklärte ihm in seiner Eigenschaft als Botschafter, daß sein Herr niemals einen Ketzer als König von Frankreich anerkennen werde und den französischen Katholiken alle Kräfte seiner Reiche anbiete, um die Thronbesteigung eines solchen zu verhindern [2].

Wenn nun aber der Vorschlag gemacht wurde, bei der Einrichtung einer liguistischen Staatsgewalt, welche jetzt vorgenommen werden mußte, auf den Cardinal von Bourbon keine weitere Rücksicht zu nehmen, sondern lieber Mayenne im Besitze der Macht zu lassen, der sie unter der Autorität des Königs von Spanien ausüben möge, so war Mendoza doch fürs erste nicht dazu geneigt.

1) Estirpar las heregias en desarragarlas de los paises baxos y ganar la Inglaterra (empresa que no puede empedir Francia en el estado que se vee), lo uno (die Niederlande) patrimonio y lo otro (England) conquista que se puede tan justamente encorporar con las demas coronas — — en beneficio de las de Espanna para la conservacion de las de Indias que hereges no posseen a Inglaterra. (Papiere von Simancas.)

2) Schreiben Mendoza's vom 8. August an Philipp II. Er habe erklärt, que V. Md. de ninguna maniera permittiria que esta corona viniesse en manos de hereges y que como Ambr. suyo offrescia a el y a los demas catolicos deste reyno sus fuerças y armas para impedillo. (Papiere von Simancas.)

Er wollte den Cardinal von Bourbon schon darum nicht beseitigt sehen, weil derselbe in der Urkunde des Bundes als der künftige König von Frankreich bezeichnet war und bestimmte Verpflichtungen, namentlich in Bezug auf Béarn, übernommen hatte. Auf eine unmittelbare Unterwerfung der Franzosen unter den König von Spanien zu dringen, hielt er nicht für rathsam: denn mit der Zeit werde man schon sehen, daß man ohne eine solche die Ketzerei in Frankreich nicht vertilgen könne, daß sie das einzige Heilmittel sei. Man müsse mit den Franzosen verfahren, wie der Arzt, der dem Kranken nicht gleich von Anfang an die stärksten Speisen gebe, die ihn wieder zu Kräften bringen sollen, sondern schwache, die er besser vertrage[1]).

Und für diese Ansicht erklärten sich auch die Besonnenen unter den liguistischen Franzosen, obgleich aus einem anderen Grunde. Sie fanden, daß dies mit den Beschlüssen der letzten Stände übereinstimme, an denen man festhalten müsse. Unter den Räthen Mayenne's hatte jetzt einer der früheren Minister Heinrich's III. und vielleicht der talentvollste von allen, Villeroy, eine Stelle; dieser war gegen jede Eigenmächtigkeit Mayenne's: er erklärte, er werde sich von ihm trennen, wenn er den einmal getroffenen Bestimmungen zuwiderhandle.

Dergestalt von zwei Seiten bestürmt, gab Mayenne nach: der Cardinal von Bourbon ward unter dem Namen Carl X. ausgerufen, in feierlichen Edicten als König genannt, von dem Parlamente, vom Rathe der Union und den städtischen Behörden proclamirt.

Und so war die öffentliche Gewalt einigermaßen eingerichtet, aber allerdings in den anomalsten Formen.

Ein Fürst wurde als König anerkannt, nicht allein von zweifelhafter Berechtigung, sondern der ein armer Gefangener und zwar in den Händen eben dessen war, dem er entgegengesetzt wurde. Als sein Stellvertreter trat ein Machthaber auf, der nur durch die Schwierigkeiten abgeschreckt wurde, die Hand sogleich selbst nach der Krone auszustrecken, aber der doch zugleich von fremden Subsidien abhing. Heinrich von Guise hatte nach und nach von den Spaniern 3 Millionen Goldes empfangen, der Herzog von Mayenne bereits

1) Dazu schreibt er, sein König habe ihn bewogen el considerar, que el nombrar al Cardinale por rey no derogasse los contratos secretos de Bearne y Cambray que se hizieron, quando la liga, en favor de V. Md. ni la pretension de V. Md. al ducado de Borgoña ni la de la Señora Infanta al ducado de Bretagna. Vgl. Villeroy Mém. I, 130.

auch gegen 800,000 Goldscudi; ohne dieses Geld hätte weder jener sich erheben, noch dieser sich behaupten können; eine ihrer vornehmsten Sorgen war nur immer, daß das spanische Geld allezeit in ihre eigenen Hände gelangte, nicht unmittelbar an ihre Waffengefährten vertheilt würde, was ihr persönliches Ansehen geschwächt hätte.

Eben auf diesem Verhältnisse vor allem beruhte der Einfluß des spanischen Gesandten; doch war er mit Mayenne nur im allgemeinen einverstanden: er verfolgte nicht eigentlich ein französisches, sondern ein ganz allgemeines Ziel, die Weltherrschaft des strengsten katholischen Begriffes und noch mehr die seines Königs. Er war geheimnißvoll, gewandt, in seiner Tendenz, der alles zum Mittel diente, unerschütterlich. Die Geistlichen und die Menge hingen von ihm ab, jene um der clericalen Grundsätze und Interessen willen, diese, tumultuarisch beweglich, mehr nach Freiheit begierig als dazu fähig, eher zu Entbehrungen zu bewegen, als zu Leistungen, und ganz zufrieden, daß diese von anderen übernommen wurden.

So wenig das nun eine feste Organisation heißen konnte, so hatte sie doch anfangs das Uebergewicht der Macht. Mit den Schweizern und Deutschen, welche durch spanisches Geld geworben worden, mochten es ungefähr 20,000 Mann sein, welche im September 1589 von Paris zum Kampf aufbrachen. Mayenne ließ vernehmen, entweder müsse sich der Béarner ins Meer stürzen, oder er werde ihn in kurzem, mit Ketten beladen, durch die Straße St.-Antoine mit sich daherführen [1]. In Heinrich IV. aber fand er einen Feind, der nicht allein auf das Aeußerste gefaßt und sich auf Leben und Tod zu vertheidigen entschlossen war, sondern auch bei allem Anscheine flüchtigen Wesens und leichten Sinnes doch eine tiefe, beinahe religiöse Ueberzeugung von seinem Recht in sich trug. Es ist keine Phrase, wenn Heinrich einem Freunde, der ihn auf das Mißverhältniß seiner Macht gegen die feindliche aufmerksam machte, die Antwort gab, man müsse seine Verbündeten mit in Anschlag bringen, Gott und sein gutes Recht. Aber zugleich war er ein Kriegscapitän, der nur in seinem Feldlager lebte und webte, ganz Anstrengung, Nerv und Muth; hinter seinen Verschanzungen bei Arques,

1) Eine ursprüngliche und gleichzeitige Erzählung dieser Ereignisse enthält der Vrai discours de ce qui s'est passé en l'armée jusqu'à la fin de 1589. Mém. de la Ligue IV, 49. Es ist beinahe wörtlich in Cayet Chronologie novennaire sowie in die Histoire de troubles von Matthieu übergegangen. Thuanus 97, 319 beruht ebenfalls darauf und ist oft nur eine Uebersetzung.

die er zweckmäßig aufgeworfen hatte und dann persönlich, nicht selten die Pike in der Hand, vertheidigte, war er unüberwindlich, auch dem viermal stärkeren Feinde gegenüber, und dieser sah sich genöthigt, sowohl dort, als da, wo er sich sonst versuchte, wie bei Dieppe, vor ihm zurückzuweichen.

Bald kam die Reihe, zu handeln, an Heinrich den IV. Durch die vor Paris von ihm entlassenen, jetzt in größerer Anzahl ihm wieder zuziehenden Waffengefährten und durch englische Unterstützung sah er sich stark genug, um im offenen Felde zu erscheinen. Anfang November zeigte er sich wieder vor Paris und nahm einen Theil der Vorstädte ein, so daß auch seine Gegner meinen, es wäre ihm nicht unmöglich gewesen, die Stadt zu bezwingen [1]). Doch würde sich sein kleines Heer in derselben gleichsam verloren haben; seine Absicht war nicht dahin gerichtet. Zunächst dachte er nur die Loire-städte, die an seinem Vorgänger festgehalten, für sich in Besitz zu nehmen; er hatte dabei das Vergnügen, feierlicher als bisher von dem Parlamente von Tours und zugleich von einer europäischen Macht, der Republik Venedig, als König von Frankreich begrüßt zu werden. Nachdem er Anjou und Maine von den Liguisten gereinigt und sich der friedlichen Haltung Epernons aufs neue versichert hatte, wandte er sich wieder nach dem nördlichen Frankreich. Er entsetzte und belagerte Städte, eroberte die einen, die anderen verlor er wieder; doch war er im Ganzen im Vortheil: bewundernd berechneten seine Freunde, daß er binnen zwei Monaten mit seinem Geschütz einen Weg von 140 Lieues zurückgelegt habe: im Februar 1590 begann er Dreux zu belagern.

Für eine so durch und durch liguistische Stadt, wie diese war, meinte Mayenne etwas wagen zu müssen, namentlich da ihr Verlust die Hauptstadt selbst gefährdet hätte. Auf Befehl des Königs von Spanien zogen ihm einige italienische und spanische sowie schwere niederländische Reiterei und wallonische Hakenschützen von den Niederlanden her zu Hülfe; und so entschloß er sich, eine Schlacht zu wagen.

In Paris ward damals die Lehre erneuert, daß man sich aller Gemeinschaft mit den Ketzern enthalten müsse, schon darum, weil die Kirche sogar gebiete, sie zu tödten; in dem Lager Heinrichs IV. dagegen beteten sowohl Katholiken als Protestanten für den legitimen

1) Commentarii: Se havesse fatto un poco di sforzo haverebbe presa la città.

König; in den Ortschaften, die ihm gehorchten, waren sowohl Processionen als Predigten angeordnet. Heinrich selbst sah den bevorstehenden Kampf wie ein Gottesurtheil an, fast wie die alten Franken bei Fontenoy; er hat gebetet, Gott möge seine Waffen segnen, wenn es zum Heile Frankreichs und der christlichen Welt gereiche, sonst nicht.

Am 14. März 1590 stießen die beiden Heere in der Ebene von Ivry auf einander, und es kam zu einer Schlacht, in welcher zwar auch die übrigen Elemente der modernen Kriegführung mitwirkten, die Hauptsache aber doch wie vor Alters auf der Haltung der Reiterei beruhte. Heinrich IV. schien der Uebermacht der Feinde erliegen zu sollen; weit und weiter sah man seine weiße Standarte zurückweichen, und die Meisten machten Miene, das Schlachtfeld zu räumen. Der König rief aus, wer nicht länger mit ihm gegen die Feinde kämpfen wolle, möge sich wenigstens noch einmal umkehren, um ihn sterben zu sehen [1], und stürzte sich in das dichteste Getümmel. Es war, als wenn die royalistischen Edelleute bei diesen Worten und diesem Anblicke von dem vollen Kriegsfeuer ihrer Altvordern ergriffen würden; der Gottheit ein Lebehoch rufend, warfen sie sich, hinter ihrem Könige her, dessen Helmbusch jetzt ihre Fahne wurde, auf den Feind. In diesem mochte ein dunkler Religionseifer leben; aber es fehlte ihm die Hingebung an die persönliche Autorität, welche ein so wirksames Element der Kriegführung und der Staaten ist. Die Liguisten wurden von dem royalistisch-religiösen Feuer ihrer Gegner besiegt, ihre Reiterei erschüttert, geworfen, vom Platze getrieben: deren fluchtartiges Weichen bewirkte, daß auch das Fußvolk sich nicht behaupten konnte; das deutsche und französische ward niedergehauen, das schweizerische ergab sich. Es war ein vollkommener Sieg Heinrichs IV.

„Wir haben", heißt es in einem Briefe des Königs, „den Feind durchbrochen, seine Reiter zerstreut, sein Fußvolk gefangen, seine weiße Fahne, seine Kanonen genommen. Wie haben wir seine Burgunder — er meint die spanischen Niederländer — so übel zugerichtet! Gott hat gezeigt, daß er das Recht mehr liebt als die Gewalt." [2])

1) So im discours véritable, aus dem die Notizen bei Cayet stammen, dessen Abweichungen eher willkürlich erscheinen. — Wohl die beste Schilderung in den Mémoires de M. Duplessis-Mornay II, 55.

2) „Dieu a déterminé selon son équité". Recueil de lettres miss. de

Die Briefe und Gedichte, in denen Andere diesen Sieg verkündigen, lauten wie ein einziges Victoriageschrei. Du Bartas verwebt eine politisch-religiöse, sehr wohlgedachte Anmahnung an den Feind in seinen militärischen Triumphgesang [1]). Und alles Ernstes ging Heinrich IV. nun auf die Hauptstadt los, die, nach einem damaligen Ausdrucke, das Schwarze in der Scheibe bildete, nach dem er zielte. Durch die Besetzung von Mantes und Vernon schnitt er sie von ihrer Verbindung mit der Normandie ab; hierauf nahm er Corbeil oberhalb der Seine, welches als der Schlüssel der Zufuhr aus dem inneren Lande betrachtet wurde, und darauf Lagny, wodurch er die Marne, Creil, wodurch er die Oise schloß. Ende April war die Brücke von Charenton in seiner Hand; seine Kanonen wurden auf den Montmartre gezogen. Er sagte, die Pariser seien ungehorsame Kinder; er müsse ihnen in der einen Hand die Ruthe, in der anderen den Apfel zeigen, dann würden sie sich ihm ergeben. Er begriff nicht, wie sie ihm, der in der Fülle der männlichen Kraft mit einem siegreichen Heere vor den Thoren stand, den Spanier vorziehen konnten, den alten, durch tödtliche Krankheiten bereits gebrochenen, fernen Philipp II., dessen Reich bei seinem nahen Tode zusammenfallen müsse.

Schon vor der Schlacht hatten die wohlhabenden Einwohner der Stadt und selbst einige Mitglieder der Regierung Gesinnungen kundgegeben, wie er voraussetzte [2]); allein in der Menge lebte der alte Haß in ungeschwächter Kraft. Man sagte wohl, Heinrich IV. werde kommen, die St.-Barthélémy zu rächen, und seinen Arm bis an den Ellbogen in Blut tauchen. Der neue päpstliche Legat, Gaetano, gleichen Sinnes mit Mendoza, hatte noch vor der Schlacht, nach feierlichem Gottesdienste, den Eid der Union von den städtischen Beamten vom Prévôt des marchands abwärts bis zu den Fahnenträgern in den Quartieren erneuern lassen: sie schwuren, niemals

Henri IV., Tom. III, p. 169: „Dieu a monstré qu'il aimait mieux le droit que la force". An de la Noue, 14. März 1590. p. 171.

1) Cantique sur la victoire d'Yvry; Oeuvres 687.

2) Schreiben Mendoza's vom 5. März: siendo los ricos deste lugar los que mas dessean el accordarse con Bearne y los de mediano estado y commun pueblo son contrarios a ello y fervientes en la defensa de la religion. 6. Mai bemerkt er: yr crescendo en los mas principales siempre el deseo de accordarse en que inclinan los mas que tienen voz en consejo y mano en el govierno.

einen Nichtkatholiken als König anzuerkennen; das Volk in den einzelnen Quartieren wiederholte den Eid. Die theologische Facultät that den Ausspruch, daß Heinrich von Bourbon, auch wenn er die kirchliche Absolution empfange, doch nicht mehr als König anerkannt werden dürfe. In dieser Gesinnung hielten sie nun auch während der Belagerung aus. Der Mangel, der durch dieselbe eintrat, erhöhte nur die geistlich spanische Einwirkung. Die geistlichen Genossenschaften ließen sich die Ernährung der Armen dringend angelegen sein, und es machte doppelten Eindruck, wenn dann die Mönche selbst in den abgehärmtesten Gestalten aus dem Kloster hervortraten. Bernardino Mendoza verkaufte sein Silberzeug, um den Armen Brod zu geben; als der Mangel fühlbarer wurde, lehrte er nach der Weise der Schotten Nahrung aus Hafer bereiten: er ließ große Kessel von Oatmeal vor seinem Hause aufstellen, von dem sich Tausende nährten. Wie oft hat man, wenn er durch die Straßen ging, dem Könige von Spanien ein Lebehoch ausgerufen! Im Mai traf die Nachricht vom Tode des Cardinals von Bourbon ein; bei der Bevölkerung hatte das keine andere Wirkung, als daß der Wunsch, sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, aufs neue mit doppelter Stärke rege wurde.

Wohl zeigten sich auch die entgegengesetzten Ideen, wie in jenem hugenottischen Weibe, das die Straßen durchirrte und den Mönchen ihre Sünden vorwarf; sie wollte kein rothes Kleid mehr tragen, weil der Legat in dieser Farbe erschien; sie sang ihre Psalmen mit lauter Stimme; die Geistlichen, die sie zu beruhigen suchten, erstaunten, wie gut sie in der Schrift bewandert sei; sie ergoß sich in den feurigsten und schönsten Gebeten; in den Wolken behauptete sie einen Mann gesehen zu haben, ein Schwert in der Hand, der ihr befohlen, der Herzogin von Montpensier zu sagen, sie solle sich nicht mehr schminken, und dem Cardinal-Legaten, er solle Frieden machen. Es war eine der schönsten Frauen in Paris; sie starb im Hospital [1]). In der Menge blieben die katholisch-spanischen Gesinnungen bei weitem überwiegend.

Anfang August ward die Hungersnoth so unerträglich, daß man sich in der Stadt entschloß, eine Deputation an Heinrich IV. zu schicken. Aber nicht etwa auf Unterwerfung war der Antrag derselben gerichtet, sondern nur auf eine allgemeine Pacification, an welcher der König von Spanien theilnehmen sollte. Heinrich IV. ant-

1) L'Etoile II, 40.

wortete, er wolle nicht, daß seine Unterthanen dem Könige von Spanien den Frieden zu verdanken hätten [1]).

Es war vor allem die von den Predigern verkündigte Aussicht auf nahe spanische Hülfe, was die Gemüther aufrecht erhielt; immer noch hatte dieselbe zur Verzweiflung Mendoza's gezögert; in diesem, dem dringendsten Augenblicke, kam sie wirklich heran.

Philipp II. hatte Geld gegeben, fremde Truppen geworben, ein andermal auch schon eigene herbeigesendet; jetzt aber that er noch mehr: er befahl seinem Neffen, Alexander Farnese von Parma, der in der Eroberung der Niederlande begriffen war, seine dortigen Unternehmungen zu unterbrechen und mit seinem ganzen Heere nach Frankreich vorzurücken.

An sich war Alexander Farnese nicht dazu geneigt; nach seiner Ansicht hätten Frankreich und Spanien Freundschaft halten müssen; am wenigsten schien ihm der damalige Augenblick geeignet. Ohnedies, meinte er, lasse sich noch in dem laufenden Sommer, der sehr trocken war, ein glücklicher Versuch auf Holland und Seeland machen: unmöglich könne er zugleich Frankreich angreifen und die Niederlande bewältigen; wenn er beides versuche, so werde er keines von beidem erreichen. Am spanischen Hofe war nun aber einmal jene große Verflechtung aller katholischen Angelegenheiten ins Auge gefaßt worden; König Philipp und sein Staatsrath hegten überdies die Meinung, daß die spanische Monarchie mit dem Könige von Navarra niemals in friedlichem Verhältnisse stehen werde; gewinne er Paris und mit der Stadt die Krone, so werde ihn nichts abhalten, mit seinen siegestrunkenen Hugenotten sich auf die Niederlande, oder auf Italien, oder auf Spanien selbst zu stürzen; indem man ihn in Frankreich angreife, vertheidige man die Niederlande am besten [2]).

1) Recueil de ce qui s'est passé en la conférence du Sr. A. de Gondi et Archevêque de Lion avec le roi. Mém. de la Ligue IV, 317. Corneyo, Discours bref et véritable des choses plus notables arrivées au siège de Paris, ist für das, was man öffentlich sagt, glaubwürdig; jedoch zeigt seine Erwähnung dieser Mission, daß er die Verhandlungen selbst nicht kannte.

2) Ich schöpfe hierbei aus Guilielmi Dondini Bononiensis e Soc. Jesu Historia de rebus in Gallia gestis ab Alexandro Farnesio, Parmae et Placentiae Duce III, supremo Belgii praefecto (Nuremberg 1675) p. 118, welcher gute Quellen hatte. Nach Seite 259 lagen ihm auch die Tagebücher Alexanders von Parma vor. Hispani Triumviri (d. i. Mendoza, Moreo und Tassis) ita cum foederatis agebant, ut ad Alexandrum referrent

Der Herzog von Parma war einigermaßen ungehalten, daß man aus der Ferne und vom Cabinet aus die Nothwendigkeiten der Kriegführung beurtheilen wollte. Aber da der Wille des Königs entschieden war und das nöthige Geld einging, so blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Zunächst brachte er das Heer Mayenne's, der sich nicht in Paris hatte einschließen lassen, in kriegsfertigen Stand; dann in der Mitte August 1590 überschritt er selbst die französischen Grenzen.

Er ward überall als der Oberanführer der Ligue empfangen, wie denn auch die für dieselbe bestimmten Gelder durch seine Hand gingen. Bei seinem Einzug in Laon trug man ihm die Schlüssel der Stadt auf silbernem Becken entgegen; auf dem Wege nach Meaux bei Lizy traf er mit Mayenne zusammen, und sie hielten eine große Musterung, bei der man 17,000 Mann zu Fuß, 4000 zu Pferd zählte[1]). Die Spanier zeigten eine gewisse militärische Eleganz, welche die Franzosen in Erstaunen setzte; manche schienen erst inne zu werden, daß es noch eine gebildete Welt außer Frankreich gebe. Hierauf bewegte sich das vereinigte Heer gegen Paris vorwärts; Alexander Farnese hatte den Auftrag, entweder die Stadt zu entsetzen, oder, wenn er sie schon genommen finde, den Feind inmitten der rauchenden Trümmer aufzusuchen.

Schon sein bloßer Anmarsch war entscheidend. Wie erstaunten die Einwohner von Paris, als sie am Morgen des 30. August den Feind nicht mehr vor ihrer Stadt erblickten! Alles stürzte auf die

omnia, communicatisque inde consiliis communes ad Regem literas darent: quae nobis literae ad intima consiliorum pernoscenda adiumento fuere.

1) „Spectaculi frequentia maior ad oppidum Lisiaci fuit, ubi ut lustraretur foederatorum exercitus primi et secundi agminis copiae inter Farnesium et Maineum .... convenerat." De rebus in Gallia gestis ab Alex. Farnesio p. 218. — Tassis, der den Namen nicht hat, bezeichnet den Ort als pagus quidam, qui est in media quasi Meautii via, d. h. zwischen Meaux und la Ferté Milon. De Tassis Commentarii p. 505. Uebrigens sieht man auch hier, wie schwer es ist, Zahlen zu bestimmen. Tassis giebt in einem Briefe von Lagny, 3. September, das Heer des Prinzen auf 12,000 Mann zu Fuß und 2400 zu Pferd, das Heer Mayenne's auf 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd an. Die Musterung war nicht vollständig gewesen. Tassis bemerkt, daß seit dem letzten großen Kriege (von 1559) kein so stattliches Heer in Frankreich gesehen worden sei. Das Heer des Königs schlägt er auf 16,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd an; andere Angaben zählen 7000 Mann zu Pferd.

Wälle, um sich davon zu überzeugen. Die Einen begaben sich dann zu den Processionen, die unverzüglich veranstaltet wurden, Andere nach dem Lager, wo sie nun doch noch einige nicht ganz ausgeleerte Zelte zu finden sich freuten. In ununterbrochener Reihe die Straßen bedeckend, bewegten sich sofort unzählbare Wagen mit Lebensmitteln nach den Thoren von Paris.

Heinrich hatte es unmöglich gefunden, zugleich die Stadt belagert zu halten und den heranrückenden Feind zu bestehen. Das Letztere schien ihm das Dringendste und sagte ihm am besten zu; er brach sofort auf, um den Herzog von Parma zu einer Schlacht im offenen Felde zu nöthigen. Sein Fußvolk war nicht ganz so zahlreich, überdies aber bei weitem nicht in so gutem Zustande wie das feindliche; aber er erwartete alles von seiner überlegenen Reiterei. In seinem Lager zählte man viertausend französische Edelleute, welche eine Feldschlacht mit nicht viel geringerem Feuer wünschten, als einst ihre Altvordern in den flandrischen und englischen Kriegen. Heinrich IV., der sich selbst hart an die Feinde heranwagte, um zu sehen, wie sie sich ausnahmen, lagerte sich dann auf den Höhen von Chelles, gerade vor ihnen, auf ihrem Wege. Er fühlte sich glücklich, als er am 2. December bewaffnete Scharen die gegenüberliegenden Anhöhen einnehmen und wie zur geschlossenen Schlacht anrücken sah: er glaubte den Stern von Ivry über sich zu erblicken. Aus seinen Briefen sehen wir, wie seine ganze Seele mit dem bevorstehenden Geschick umging und sein Entschluß feststand, eher zu sterben, als zu weichen. So kam er in die Ebene herunter, um dem Feinde den Angriff leichter zu machen.

Niemals aber war es der Sinn Farnese's gewesen, so sehr ihn auch die Ungeduld der liguistischen Franzosen dahin vorwärts zu treiben suchte, die Sache auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er nicht dem Glücke der Feldschlacht, sondern wohlgewählten Stellungen in befestigten Lagerplätzen, geschickten Bewegungen, nachhaltig durchgeführten Belagerungen. Obgleich die Bestandtheile der beiden Heere manches Gleichartige hatten, so waren es doch gleichsam zwei verschiedene Systeme des Krieges, die hier einander gegenüberstanden. In dem Heere des Königs lag das vornehmste Gewicht auf dem französischen Adel, der freiwillig und ohne Sold ins Feld kam, seinem gesetzmäßigen Herrn eine unbedingte Hingebung widmete und nur nach dem Ruhme der Schlacht dürstete. Der Kern des Farnesischen Heeres bestand dagegen in eingeübten uud besoldeten Truppen: spanischen, wallonischen, italienischen

und deutschen Regimentern, welche einen fest zusammenschließenden, militärisch leitbaren Körper bildeten. Die Bewegungen des Herzogs hatten nur zum Ziel, den König zu beschäftigen und indessen von jenen Plätzen einen der wichtigsten, Lagny, zu erobern, der die Zufuhr auf der Marne wie von dem Lager, so auch von Paris abhielt. Als ihm dies gelungen war, überließ er die Dinge ruhig ihrem Gange. Er hielt sich unbeweglich, auch als Heinrich eine rasche Wendung gegen Paris nahm und einen Anfall auf die Vorstädte versuchte; er wußte recht wohl, daß das zu nichts mehr führen könne. Einen Krieg dieser Art konnte nun aber Heinrich nicht aushalten: dazu war sein Talent nicht entwickelt genug, und der Zustand seiner Truppen machte es ihm unmöglich. Dem Eifer, mit dem die schlachbegierigen Edelleute herbeigekommen, war, als die Aussicht zu eigentlichem Schlagen verschwand, nur ihre Ungeduld, sich wieder zu entfernen, gleich [1]). Wir haben die Briefe übrig, in denen sie ihrem König und Führer vorstellen, wie viel sie für ihn gethan, welche Verluste sie erlitten, wie nothwendig es für sie sei, nach Hause zu gehen, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und ihm dann aufs neue dienen zu können. Heinrich IV. wußte aus Erfahrung, daß es vergeblich sei, einer solchen Stimmung widerstreben zu wollen; bereits in der Mitte December trennte er sein Heer; die Edelleute entließ er in ihre Provinzen; mit den Hülfsvölkern besetzte er die festen Plätze; eine Schar ausgesuchter Mannschaften behielt er bei sich, um den kleinen Krieg zu führen. Und so war dieser Feldzug trotz aller Anstrengungen und Siege doch zu seinem Nachtheil ausgefallen. Eine einfache Betrachtung zeigt, welch einen überwiegenden Antheil die Spanier an diesem Erfolge hatten. Bernardino Mendoza hatte die Pariser während der Belagerung zusammengehalten; die Ankunft des Prinzen von Parma entsetzte die Hauptstadt; dessen strategische Haltung brachte die Auflösung des königlichen Heeres hervor. In Paris machte man, und zwar auch auf den Rath Mayenne's, Veranstaltungen, den siegreichen Heerführer auf das festlichste zu empfangen; manche Dame schmeichelte sich, den Helden, der in dem doppelten Ruhme des Sieges und der Religion strahlte, an sich zu fesseln;

1) 8. October an Montmorency Lettr. miss. III, 266: C'est une humeur que je ne suis pas à cette heure de reconnaître m'estant apperçu assez de fois qu'ils n'en reviennent jamais, et ne sert rien de les y contredire. In den halbofficiellen Erzählungen sucht er den wahren Grund eher zu verheimlichen.

Alexander von Parma entzog sich allem. Nur einmal, ohne sich zu erkennen zu geben, hat er die Hauptstadt besucht: es war ihm genug, durch die Eroberung von Corbeil ihr die Zufuhr auch auf der Seine frei zu machen. Dann zog er sich nach den Niederlanden zurück. Heinrich verfolgte ihn auf dem Rückzug und brachte ihm einige Verluste bei. Er hatte seine Stellung in den Provinzen behauptet, nahm in diesem Augenblicke Corbeil wieder und eroberte Chartres. Aber König von Frankreich war er nicht geworden; als der erste Kriegsführer der Welt, wie man ihm geschmeichelt, konnte er mit nichten angesehen werden.

Er hat gesagt, zuletzt sei es doch nur das Geld, das den Unterschied zwischen ihm und dem Prinzen von Parma mache; mit besseren Geldmitteln würde er auch sein Heer haben im Felde halten können.

Und das ist gewiß, daß ohne regelmäßige Besoldung ein Heer wie das spanische und dann auch ein Heerführer wie der Prinz von Parma nicht möglich gewesen wären: das Silber von Potosi gehörte dazu, um den Geist der stehenden Armeen in Europa zu entwickeln. Auch ein geordnetes Staatswesen mit fester politischer Richtung war dazu erforderlich. Wie so weit überlegen erschien in diesem Augenblicke die spanische Monarchie dem französischen Königthum! Jene das südliche Amerika, das östliche Asien, die pyrenäische und apenninische Halbinsel umfassend, auf dem Continent von Sieg zu Siege fortschreitend, mit einem großen Princip verbündet, am besten gerüstet, — dieses ohne Gehorsam, Mannschaften, Geld, von dem größten Theil seiner eigenen Angehörigen bekämpft, zwischen den beiden religiösen Parteien schwankend. Nachdem die Waffen Parma's siegreich geblieben, ließ es sich an, als ob Frankreich in den Ideen der spanischen Monarchie vielleicht ganz und gar aufgehen, ein Anhang derselben werden würde.

Drittes Capitel.

Uebergewicht der Spanier in Frankreich. Liguistisch-spanische Ideen.

Bernardino Mendoza hatte die Absicht gefaßt, Frankreich zu einer Provinz des großen katholisch-monarchischen Systems zu machen, das unter seinem König Europa und die Colonien beherrschen sollte.

Seit dem Tode Heinrichs III. war in allen Unterhandlungen mit Mayenne davon die Rede, den König von Spanien zum Protector von Frankreich zu ernennen. Mayenne zeigte sich im allgemeinen einverstanden; eine Punctation war bereits entworfen und zur Unterzeichnung vorgelegt; die Verhandlung stieß sich besonders an die Bestimmung der Rechte des Protectors. Mendoza forderte für denselben beinahe Befugnisse eines Monarchen. Der Minister des Protectors sollte an den Conseils in Sachen des Staates, des Krieges und der Finanzen Theil nehmen; nach dem Tode Carls X. sollte die Thronfolge nur mit Beistimmung des Protectors festgesetzt werden; dessen Rechte sollten fortbestehen [1]).

1) Punctos que se apuntaron para concierto en las juntas que ha avido entre el duque de Umaine y nosotros: in den Papieren von Simancas. Der erste Punkt lautet: que el partito catolico pide la protection de S. M. como rimedio unico de su salvacion. Ein anderer: que se pongan en execusion los punctos a que obliga la ligua, also auch die Zusage über Béarn. Ferner: anadierasse a esto la intervención de ministros del protector en los consejos de estado guerra y hacienda; la obligacion de nunca tratar o determinar cosa de la succesion del reyno en caso de muerte del cardinal sin intervencion del protector et estender la protection en cabeça de la corona de España. Doch lasse ich dahingestellt, ob Mendoza das alles schon wörtlich vorgeschlagen hat.

Man begreift es, wenn Mayenne und seine Räthe, vornehmlich Villeroy, einigen Anstand nahmen, Artikel, welche ihre eigene Unterwerfung unter den spanischen Gesandten in sich schlossen, zu unterzeichnen; Mendoza gab darum seine Absicht nicht auf; er hoffte, sie durch die Beistimmung der Menge zu erreichen.

Aus Mendoza's Briefen lernen wir die Art und Weise seiner diplomatisch-demagogischen Thätigkeit kennen. Die Mitglieder der städtischen Association, der Prévôt des marchands, pflegten ihn zu besuchen und ihn um Rath zu fragen. Aber sehr vorsichtig ging er im Verkehr mit ihnen zu Werke; was er beabsichtigte, bezeichnete er nie als seine eigene Meinung — denn die Franzosen, sagte er, seien argwöhnisch gegen alles, was nicht von ihnen selbst komme [1]), — er redete davon wie von einer Auskunft, die er habe erwähnen hören. Seine Freunde wiederholten es dann in den Zusammenkünften der Partei; und gar bald sah er Andere aus deren Mitte bei sich erscheinen, die ihm das, was von ihm herrührte, als etwas, das sie selbst rathsam dünke, vortrugen; dann erst sprach auch er sich dafür aus. Hierauf ward die Sache in den zahlreicher besuchten Versammlungen durchgesprochen und nach und nach zum Beschluß erhoben. Mendoza beherrschte besonders auch die Mitglieder der Sorbonne, damals Menschen von wenig Gelehrsamkeit und Geist, aber von einer gewissen Rednergabe, in welcher ihr ganzes Talent bestand; sie arbeiteten in seinem Sinne. Sein Einfluß war um so wirksamer, je mehr er denselben verbarg.

Bald nach dem ersten Wiedererscheinen Heinrichs IV. in den Vorstädten von Paris, bei welcher Gelegenheit sich einige seiner Anhänger geregt hatten, ward in den liguistischen Versammlungen, die als den obersten Grundsatz festhielten, daß man sich mit demselben unter keinen Umständen versöhnen dürfe, die Frage erörtert, wie man sich mit Gewalt gegen ihn werde behaupten können. Man bemerkte, daß es dazu nur zwei Mittel gebe, das eine, alle katholischen Franzosen zu vereinigen, das andere, sich dem Könige von Spanien gänzlich anzuvertrauen; da das Erstere sich nicht erreichen lasse, weil die Interessen der Religion bei so Vielen in Vergessenheit gerathen seien, so bleibe nur das Andere übrig: man müsse sich des Schutzes des Königs von Spanien versichern. Auch hier kam in Vorschlag, den

1) Mendoza 30. October 1589. Der Humor der Nation sei, estar sospechoso del estrangero, por mas que aya menester su amistad, no satisfaziendoles nada que no sea de su nation.

König Philipp II. in aller Form zum Protector von Frankreich zu ernennen.

Es fehlte nicht an Einwendungen, welche dagegen gemacht, aber dann von Mendoza und dessen Freunden widerlegt wurden.

Man wandte ein, König Philipp werde die spanische Inquisition einführen, die Stellen mit Auswärtigen besetzen, ungewohnte Subsidien fordern, das Land mit seinen Truppen drücken; vielleicht werde er sich französischer Städte bemächtigen; man sei in Gefahr, daß der ganze Adel sich lossage [1]).

Darauf war die Antwort, die Feuerkammern seien härter als die spanische Inquisition, die einheimischen Truppen oft gewaltsamer als die spanischen; andere Eingriffe werde man durch die allgemeinen Stände verhüten. Für die französischen Städte sei mehr von England zu fürchten als von Spanien. In manchen religiös aufgeregten Franzosen hatte der kirchliche Eifer so vollkommen das Uebergewicht über den gewohnten nationalen Ehrgeiz, daß sie die Möglichkeit großer Verluste ruhig ins Auge faßten. Es ist gesagt worden, bei geringem Umfange könne das Reich, wenn es von Atheismus und Ketzerei gereinigt werde, zum Wohle der Christenheit und zu seinem eignen mehr thun, als wenn es ganz Asien besäße [2]).

Einen Scrupel erweckte es jedoch, daß auf diese Weise die Franzosen unter die Regierung der Spanier gerathen dürften. Mendoza sagte darauf, mit der Verwaltung der großen Monarchien verhalte es sich wie mit der Leitung der Mönchsorden; obwohl unter Einem Haupte, bestehe ein Orden aus vielen Nationen; ein italienischer Guardian habe den Franzosen, ein französischer den Deutschen nichts zu befehlen; jeder Klosterbruder sei für den, der nicht von seiner Nation stamme, ein Fremder; aber von Allen werde einmüthig das oberste Haupt anerkannt. Eine ähnliche Verfassung, fuhr er fort, habe die spanische Monarchie und zwar zum großen Vortheil der

1) Incommodités, qu'aucuns disent pouvoir advenir si on appelle l'Espagnol comme protecteur de nostre roy et royaume. 1589. Arch. von Simancas.

2) Quand le royaume seroit de moindre étendu qu'il n'est, si est ce qu'étant repurgé d'hérésie et d'athéisme, il pourroit plus faire de bien à la république chértienne et à soi-même, qu'il ne pouvoit faire avec la corruptionprésente, quand il seroit plus grand que toute l'Asie.

Provinzen: offenbar befinde sich z. B. die Grafschaft Burgund besser bei der spanischen Regierung, als das Herzogthum Burgund bei der französischen; so sei man in Artois besser daran, als in der Picardie. Sehr wahrscheinlich in der That, daß der im allgemeinen befriedigende Zustand der benachbarten spanischen Landschaften französischer Zunge die Vorstellungen Mendoza's unterstützte: genug, er brachte die Bürger nach und nach ganz auf seine Meinung.

Er hoffte, daß er auch den katholischen Adel für sich gewinnen werde, wobei er besonders auf den Vorgang und Einfluß des Grafen Brissac rechnete. Ihn und den Prévôt des marchands, der durch seine Freunde Partei unter den Bürgern mache, empfiehlt er dem Könige zu einer Belohnung. Den Bürgern rieth er nur, sich vor jeder Beleidigung der Edelleute zu hüten, nicht die alten Feindseligkeiten, welche höchst verderblich werden könnten, zu erwecken.

Mit Mayenne und seinen Räthen ward sehr ernstlich über die Frage unterhandelt. Der Erste legte persönlich besonderen Werth darauf, daß er als das Oberhaupt seines Hauses anerkannt werde: er hat einmal wirklich das Wort ausgesprochen, er wolle ein gehorsamer Unterthan König Philipps II. sein. Die Mitglieder des von ihm neu gebildeten Conseils hoben mehr die allgemeinen Anliegen hervor. Sie waren nicht gegen eine Anerkennung Philipps II. als Protectors von Frankreich; aber sie forderten, daß derselbe alsdann nicht allein als Bundesgenosse, sondern förmlich als Kriegsherr auftrete und die Sache ganz in seine Hand nehme. Mendoza erwiederte, das werde so ungeheure Kosten verursachen, daß der König nicht mit einer einfachen Anerkennung als Protector zufrieden sein könne, sondern bestimmte Prärogativen der Souveränetät fordern müsse. Die Franzosen trugen Bedenken, sich auf eine definitive Festsetzung der Rechte einzulassen; sie bemerkten, daß ja alles, was Philipp für Frankreich leiste, zum Vortheil der katholischen Religion und insofern zu seinem eigenen Vortheil gereiche. Mendoza versetzte: über allen Vergleich mehr müsse die Sache doch den Franzosen am Herzen liegen; er denke, sie würden nicht aufhören wollen, Katholiken zu sein; sie würden auch Paris nicht an den Feind verlieren wollen; er frage, wo der Mann unter ihnen sei, der Religion und Staat zugleich aufrecht erhalten könne.

Mendoza zweifelte nicht, noch zu seinem Ziele zu gelangen. Zuweilen zeigt er sich ganz enthusiastisch von der Aussicht eingenommen, die seinem Fürsten dadurch aufgehe; die Pforte eines fremden Reiches werde ihm durch die Unterthanen desselben eröffnet; er werde es in

kurzem mit seinen übrigen Kronen vereinigen oder, wenn er das vorziehe, in die Hände eines Dritten geben können.

Besonders in den Kreisen der städtischen Ligue fand der Gedanke der spanischen Protection unbedingten, durch keine langen Erwägungen zurückgehaltenen Beifall. Solange der König-Cardinal Carl X. lebte, wies der Gesandte jede Manifestation zurück: denn bei Lebzeiten eines von ihm anerkannten Königs könne sie Philipp II. nicht als seine Vasallen annehmen. Nachdem Carl gestorben war, während der Belagerung, zeigte sich alles zur Unterwerfung unter den König von Spanien bereit. Mendoza beklagt nur, daß er nicht den bestimmten Auftrag, dazu die Hand zu bieten, gehabt habe[1]). Die Einwirkung des Herzogs von Parma war nicht ganz im Sinne des Gesandten; Mayenne traf eigenmächtige Veränderungen in der Stadt; aber das hinderte nicht, daß nicht noch im December 1590 formelle Unterwerfungsanträge nach Madrid gerichtet worden wären. Die Instruction ist noch vorhanden, durch welche die Sorbonne den Franziscaner Matteo Aguirre mit voller Gewalt versieht, um den König Philipp zu ersuchen, die gottgetreue, dem apostolischen Stuhle gehorsame, dem Könige von Spanien ergebene Stadt Paris, die Mutter der Gelehrsamkeit, unter seinen Schutz zu nehmen und sie gegen die grausamen Feinde der katholischen Religion zu vertheidigen. Die Mitglieder bezeichnen sich als die Theologen, die von Gott seinem Volke vorgesetzt sind. Aguirre behauptet, daß die Doctoren von den Städten Paris, Orleans, Amiens, Beauvais, Peronne, Sens, Soissons, Meaux und Chartres durch ihre Abgeordneten aufgefordert worden, auf ihre Rettung Bedacht zu nehmen, und unterwürfiger kann man sich nicht ausdrücken, als er es in ihrem Namen thut. „Sie haben mich beauftragt“ [2]), sagt er, „niedergeworfen zu den Füßen Eurer Majestät, Sie anzuflehen, sich ihrer zu erbarmen, die vielen Beleidigungen, welche ihre Vorfahren der katholischen Krone zugefügt haben, zu vergessen, die Augen der Gnade auf sie zu richten, sie als Ihre Vasallen anzunehmen, ihnen zu Hülfe zu kommen und sie fortan zu regieren.

1) 22. März: esta villa y a su imitacion otras muchas braman por echarse en las manos de V. Md. — 19. Mai: er halte die Unterhandlung mit den Katholiken auf, welche nur wünschen, „de entregarse a V. Md., sin por no tenir orden de V. Md. ni dar me de Flandes claridad del tempo preciso en que podran venir bas fuerças.“

2) Reciba do baxo du su protection a la ciudad di Paris, ponga los ojos de la clemencia en ellos y los reciba por sus vasallos.

Nicht wenig trug zu diesem Erfolge die Bedrängniß und die Gefahr der Stadt bei, die auch nach der Belagerung fortdauerte. Da Heinrich seine Versuche auf Paris von Zeit zu Zeit wiederholte, so setzte die herrschende Faction der Sechzehn nicht ganz mit dem Willen Mayenne's im Februar 1591 durch, daß eine Garnison aus Spaniern und Neapolitanern daselbst aufgenommen wurde. Wie die Rettung vor dem Feinde, so schien auch die Behauptung der Stadt gegen denselben, allein von spanischer Hülfe abzuhängen.

Auf ähnliche Weise ging es in den Provinzen; in den meisten hielt sich die Ligue nur durch einen Beisatz spanischer und italienischer Kräfte.

Carl Emanuel von Savoyen hatte, nach der Katastrophe von Blois, der Ligue versprochen, ihr zu Hülfe zu kommen, sobald sich Heinrich III. mit dem Könige von Navarra vereinigen würde. Nur der glückliche Fortgang der königlichen Waffen im Frühjahr 1589, die Furcht vor einem Tage der Rache hielt ihn damals zurück; nach der Ermordung Heinrichs III. ließ er seinem Ehrgeiz freien Lauf. Glaubte er doch als Enkel Heinrichs II. selbst einen Anspruch auf die Krone machen zu können! Er nahm nun in Saluzzo die Huldigung ein: die Lilien wichen überall vor den weißen Kreuzen. Indem aber geschah, daß die Stände der Provence, von den Anhängern Heinrichs IV. gedrängt und nur durch die Unterstützung des Herzogs einigermaßen aufrecht erhalten, ihn in aller Form zu ihrem Grafen und Herrn wählten. Ihres alten Zusammenhanges mit dem deutschen Reiche haben sie dabei nicht gedacht, wohl aber ihres Verhältnisses zu dem Hause Lothringen, dem die Provinz mit Gewalt entrissen worden sei, um tyrannischer Weise mit der Krone von Frankreich verbunden zu werden. Jetzt wissen sie, wie sie erklären, Niemand, der sie vor den Ketzern und deren Gönnern beschützen könne, als den christlichen und katholischen, siegreichen und gütigen Herzog von Savoyen; sie bitten ihn, sie als seine Unterthanen und Vasallen anzunehmen, sie bei ihren Freiheiten zu schützen und den katholischen Glauben aufrecht zu erhalten [1]). Mitte November 1590 hielt Carl

1) Die Rede, aus der diese Worte genommen sind, theilt Dupleix aus den Memoiren von Mauroy, Secretär von Lavalette, mit, Henry IV. 61. Er versichert, daß Carl Emanuel diese Ernennung zur Bedingung aller weiteren Hülfsleistung gemacht: was Guichenon, der ihm sonst folgt (726), nicht für rathsam hielt zu wiederholen. — Papon, Histoire de Provence, ist nicht so unterrichtet, wie man erwarten sollte; er macht zu viel literarischen Anspruch für eine Provinzialgeschichte.

Emanuel als Graf von Provence und Forcalquier seinen feierlichen Einzug in Aix; obgleich er alle Ehrenbezeigungen, die den Königen vorbehalten sind, von sich wies, so betrug er sich übrigens als der Fürst des Landes, bildete sich ein Conseil, ernannte zu den Aemtern und berief die Stände. Der königliche Gouverneur der Provinz, la Valette, war damit nicht beseitigt: zwar nicht sein Herr, dem das unmöglich war, aber Montmorency von Languedoc und besonders Lesdiguières von Dauphiné her leisteten ihm Hülfe. Um ihnen überlegen zu werden, begab sich der Herzog über Marseille, wo er sich eines freudigen Empfanges zu erfreuen hatte, selbst nach Spanien und kehrte im Juli 1591 mit funfzehn Galeeren, welche spanische Hülfsvölker an Bord hatten, von da zurück. Er eroberte wirklich das feste Berre und ward, wenn nicht Meister des Landes, doch mit seinen Anhängern sehr mächtig in demselben.

Ein rechtes Beispiel, wie die Provinzen sich in Parteien zersetzten und diese ihren Krieg führten, giebt Languedoc.

Die Liguisten behaupteten unter dem Herzoge von Joyeuse einige der vornehmsten Städte, wie Toulouse und Narbonne; ein Theil des Landesadels war für sie; an Montmorency dagegen, der so nahe mit Heinrich IV. verbunden war, schlossen sich Montpellier, Beziers, alle protestantischen Städte und Districte und die berühmtesten Namen des alten Adels an. Jede Partei hielt alle Jahre zweimal ihre Ständeversammlung; diese verfügte in ihrem Umkreis über geistliche und weltliche Einkünfte und die Domänen des Königs; sie ließ sich auch zu eigenen Bewilligungen herbei, so daß die Gouverneurs im Stande waren, Truppen zu Pferd und zu Fuß und einige Schiffe an der Küste zu halten. Der Mächtigere von beiden war Montmorency, besonders dadurch, daß ihm aus den Salinen in seinem Bezirk ein ansehnlicheres Einkommen erwuchs. Er hielt 4000 Reiter, gegen 4000 Mann zu Fuß und vier Kriegsfahrzeuge, mit denen er die Küstengewässer durchstreifte; er hatte die meisten Häfen im Besitz. Sein Umsichgreifen bewog König Philipp den II., im Sommer 1590 eine Schar deutscher Landsknechte unter dem Grafen Hieronymus Lobron zur Unterstützung der Katholiken nach Narbonne zu schicken [1]). Wir finden eine Anzahl deutscher Büchsenmeister dabei,

1) Im Archiv von Simancas (zu Paris) sind dessen in italienischer Sprache verfaßte Berichte an den König vorhanden; folgende Stelle wirft einiges Licht auf die Verhandlungen: questa mattina (sagt er 24. September 1591) trattando con il duca di Joyosa e suo luogotenente generale sopra il particulare di Leucate gli proposi in caso che la si pigliasse se si

welche Erzherzog Ferdinand angeworben hatte, Feuerwerker und Gießer von Nürnberg und Augsburg, mit ihnen allerlei andere oberdeutsche Handwerker. Um den Franzosen zu zeigen, wie man Ketzern begegnen müsse, ward ein Regiment Spanier über Roussillon herbeigesandt. Mit dieser Hülfe gewann Joyeuse die Uebermacht und nahm eine ganze Anzahl royalistischer Schlösser ein: auch Carcassonne, um das so lange geschlagen worden, fiel in seine Hand.

Auf eine ähnliche Weise kämpften der Herzog von Mercoeur und der Prinz von Dombes um Bretagne. Auch hier sah man zwei einander entgegengesetzte Ständeversammlungen, eine liguistische zu Nantes, eine royalistische zu Rennes; auch hier kam der König von Spanien mit einem Heerhaufen von 5000 Mann unter Juan del Aguila den Liguisten zu Hülfe. Es ist sehr auffallend, daß der Herzog von Mercoeur, der durch seine Gemahlin Erbansprüche an die Bretagne zu haben glaubte, sich an Philipp II. anschloß, wiewohl er wußte, daß der König nach langer Berathung mit Doctoren des weltlichen und geistlichen Rechtes sich entschlossen hatte, dieses Land für seine Tochter ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Der Widerspruch ist jedoch so grell nicht, wie es scheint. Der Herzog erklärte, er wünsche nur das Anrecht des spanischen Hofes dargelegt zu sehen; er werde es anerkennen und dem Könige mit unverbrüchlicher Treue dienen; aber dagegen werde auch Philipp, wenn er Meister in dem großen Streite bleibe, gerecht und billig genug sein, dem Anspruche seiner Gemahlin, der Herzogin, Rechnung zu tragen; das Gouvernement der Provinz mit voller Autorität werde er ihm gewiß lassen. In Spanien war man sehr bereit, darauf einzugehen. Man wünschte, das Successionsrecht der Infantin selbst in dem Falle geltend zu machen, wenn man übrigens nicht durchaus glücklich wäre; Mercoeur würde dann als Stellvertreter Philipps II. die Unabhängigkeit des Herzogthums unter spanischem Schutz aufrecht erhalten [1]). Unter

consentiriano che segli mettesse presidio di Alemani o che si ispianasse, mi hanno risposto che in questo caso farebbono quello che S. M. commandasse. Er schickt zugleich einen Plan von Leucate essendo frontiera buona per la Spagna.

1) Copia del papel, que dio en frances Fray Marcelin Cornet de la orden de St. Domingo embiado por el Duque de Mercurio, sowie eine von Philipp II. ausdrücklich gebilligte Ministerial-Resolution, in der es heißt, wenn Béarn die Krone behaupte, Mercurio no se podria conservar y mantener si no teniendo et governo en nombre de cuyo es de derecho el ducado y debaxo del amparo y fuerzas de S. M.

diesen Aussichten eröffnete der Herzog der spanischen Hülfsmacht den Hafen von Blavet: aus den Verschanzungen, welche sie daselbst errichtete, ist später das Fort Port Louis hervorgegangen [1]. Damals verschaffte sie dem Herzoge die Oberhand in der Provinz; seine Ständeversammlung war bei weitem die besuchteste. Die Royalisten verloren, trotz einiger Unterstützung von England her, einen Platz und einen Heerführer nach dem anderen. Unter anderen kam de la Noue, ein Bretagner von Herkunft, auf den Heinrich IV. am meisten rechnete, bei dem Sturm auf das Castell von Lamballe um; er hatte an dem Tage seinen Helm mit einem Lorbeerzweige geschmückt; dieser Schmuck, sagte er, sei die einzige Belohnung, die in diesen Kämpfen erworben werde.

In der Normandie waren zwischen den Liguisten und den Anhängern Heinrichs IV. hier und da Verträge geschlossen worden, kraft deren jede Partei ihr Land ungestört bebauen durfte; unter den Liguisten selbst trat eine neue Spaltung ein. Villars, welcher Havre de Grace, und Tavannes, der Rouen inne hatte, haßten einander auf den Tod; einer wollte den anderen aus der Provinz verdrängen; beide riefen wetteifernd die Hülfe der Spanier an [2].

Wie die Ligue ursprünglich ein Bund der Spanier mit der Unabhängigkeit mächtiger Gouverneurs war, so setzte sie sich fort. Alle diese Gewalthaber waren sehr geneigt, den König Philipp als Protector oder selbst als König anzuerkennen, oder doch seine Verfügung über die Krone anzunehmen. Tavannes sagte, nichts sei gerechter, da der König aus einem ursprünglich französischen Hause stamme; Villars versprach wenigstens nicht dagegen zu sein; Mercoeur und Joyeuse waren durch ihre ganze Lage an ihn gebunden; was hätte sich der Herzog von Savoyen für jetzt Besseres wünschen können? Die Autorität eines befreundeten und nahe verwandten Königs hätte die seine mächtig unterstützt.

Das war überhaupt die vornehmste Frage, welche alle Geister beschäftigte, wie über das Königthum selbst verfügt werden solle.

Seltsame Meinungen gingen den Mitgliedern der Sorbonne durch den Kopf. Da es mit der Berufung einer Ständeversamm-

1) Daru, Histoire de Bretagne Tom. III. p. 310.

2) Salazar: desde luego por su parte nombrera a V. Md. por protector de aquel reyno, ayudera que la villa y lo demas de su govierno lo sigue y a su tiempo quando aya fundamento, tambien entiende de nombrar V. Md. por protector de aquel reyno.

lung viel Schwierigkeiten haben werde, hielten sie nicht für unthunlich, einen König im Lager durch die Bewaffneten wählen zu lassen, wie in den Zeiten der Römer oder der Franken. Wäre es besser für die Religion, so schraken sie nicht vor dem Gedanken zurück, die Monarchie fallen zu lassen und das Reich in einige große Fürstenthümer aufzulösen [1]).

Das Letzte verwarf die Gesammtuniversität, weil die Theilung nichts anderes als unaufhörliche innere Kriege nach sich ziehen würde; die Wahl eines Monarchen erklärte sie in ihrem Gutachten schon darum für nothwendig, weil sich der Adel nur um einen König her wieder vereinigen werde. Das Recht der Wahl schreibt sie den Ständen zu, wenn diese auch nicht aus allen Provinzen zusammengebracht werden könnten [2]). Wäre Philipp II. jünger, fährt sie fort, so würde die Krone ihm selbst, hätte er zwei Söhne, so würde sie dem einen von diesen angeboten werden müssen: wie die Sache jetzt stehe, müsse man einen solchen Fürsten erheben, der dem Könige von Spanien angenehm sei und mit dem er seine Tochter verheirathen könne.

Ungefähr wie die Universität sprach sich auch der Rath der sechzehn vereinigten Quartiere von Paris aus. Er sagt dem Könige Philipp, der Wunsch der Katholiken sei nur dahin gerichtet, ihn über sich herrschen zu sehen; wo nicht, so möge er ihnen wenigstens seine Tochter Isabella schicken und ihr einen Gemahl aussuchen; sie werde für Frankreich so heilbringend sein, wie einst Blanca von Castilien, die Mutter des heiligen Ludwig [3]). Unter den Unterschriften des Beschlusses bemerkt man den Namen Boucher mit großen, am meisten ins Auge fallenden Schriftzügen. Und nicht anders scheinen auch die übrigen Städte gedacht zu haben. Der Provincial der Jesuiten und der Guardian der Franciscaner von Orleans begaben sich nach Spanien und versicherten den König Philipp der Anhänglichkeit aller Städte.

1) Si cogi non possunt solita comitia, res transigi posset castrensi electione more Romanorum et priscorum etiam Francorum. — — Quicquid fiat, omnino procurandum hostis exitium, sive de monarchia conservanda sive de dividenda agatur. (Discursus facultatis theologicae in den Papieren von Simancas.)

2) Discursus universitatis: neque obstare debet difficultas convocandi status, cum ii sufficiant qui ex unitis populis facile possunt convocari nec forsan expediret ut ex universo regno convenirent.

3) Vgl. Cayet Anc. Coll. 57. 239.

Wenn man fragt, wie es möglich war, daß Meinungen dieser Art Beifall finden konnten, so wird dies einigermaßen dadurch begreiflich, daß die alten ständischen Ideen mit den religiösen zusammenwirkten. Nicht der absoluten Gewalt des Königs von Spanien wollten sie sich unterwerfen, sondern ihre Idee von Reform und ständischem Wesen unter seinem Schutz ins Leben führen. Schon in der Punctation mit Mayenne ist von jener tausendmal besprochenen Reform der Justiz und der Finanzen die Rede. Nach anderen Entwürfen dachte man die ständischen Freiheiten nunmehr erst recht festzusetzen. Die Generalstände sollten sich in regelmäßigen Perioden versammeln und nicht allein die gesetzgebende Gewalt in vollem Umfang ausüben, über die Finanzen disponiren, sondern der König sollte auch ohne ihre Beistimmung keine Truppen ausheben dürfen, bei ihrer Versammlung immer erst dann erscheinen, wenn ihre Beschlüsse gefaßt seien, und dieselben nicht nur bestätigen, sondern Punkt für Punkt beschwören. Die ausschließenden katholischen Ideen wurden ein wesentliches Moment der Verfassung; dem Könige ward bei Strafe des Verlustes der Krone jedes directe oder indirecte Verhältniß mit den unkatholischen Mächten und hauptsächlich mit den Osmanen verboten: auf das Verlangen der Stände sollte er sich an die Spitze des Kreuzzuges gegen die einen oder die anderen stellen: die Edelleute sollten ihm dabei auf ihre Kosten dienen und nur unter diesen Bedingungen ihre Vorrechte behalten, gleich als wäre der kirchliche Begriff der einzige Grund aller politischen Berechtigung.

Merkwürdig ist eine Art von Constitutionsentwurf, der dem Könige von Spanien für den Fall, daß er selber die französische Krone annehme, im Jahre 1591 vorgelegt worden ist: Artikel, deren Beobachtung er alsdann in authentischen Charten versprechen solle. Die religiösen Tendenzen gehen auch hier allen andern voran [1]): das Erste, was man fordert, ist die Einführung des heiligen Officiums der Inquisition, das den Bösen so furchtbar sei, in Frankreich. Der König soll sich verpflichten, weder in Bisthümern und Erzbisthümern, noch in bürgerlichen und militärischen Aemtern Fremde anzustellen, keine Aemter verkaufen, alle Auflagen, die seit Ludwig XII. eingeführt worden, die Erhöhung der Taille einbegriffen, abschaffen, die Finanzverwaltung dergestalt einrichten, daß die Einkünfte nur zu den drin-

1) Articles des choses, qu'il fauldrait que le roi catholique accordast permist et en passast chartres authentiques aux états du royaume de France acceptant la couronne de France. (Papiere von Simancas.)

genden Besoldungen, hauptsächlich der bewaffneten Macht angewandt werden. Auf das engste verbinden sich die kirchlichen Ideen mit Gesichtspunkten politischer Reform. Dem Könige wird zur Pflicht gemacht, die Domänen zurückzukaufen, die von den Ständen anerkannten Staatsschulden abzuzahlen: wenn man dann fragt, mit welchen Mitteln dies geschehen soll, so werden ihm die Güter der Ketzer dazu angewiesen; diese sollen die Staatsgläubiger als Zahlung annehmen müssen. Denn nur die strengen Katholiken werden als berechtigte Mitglieder des Staates anerkannt: für diese aber wird dann ein Gedanke der politischen Milde geltend gemacht, der erst in den neueren Zeiten realisirt worden ist; dem Entwurfe zufolge soll in Zukunft jede Confiscation aufhören; die Strafe der Verbrechen soll nur diejenigen treffen, welche sie selbst begangen haben [1]). Auch sonst ist man bedacht, die Macht des Königs und seiner Regierung in enge Grenzen zu bannen. „Alle vier Jahre", heißt es in einem jener Artikel, „wird man die Stände versammeln, um die sämmtlichen Angelegenheiten des Reiches zu regeln und zugleich zu untersuchen, ob der König seine Versprechungen gehalten oder ob er sie gebrochen hat [2]); in dem letzteren Falle muß er die Uebelstände abstellen; wo nicht, so wird die Nation von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen und berechtigt sein, zu einer neuen Wahl zu schreiten." Und nicht ohne alle Gegenleistung wollen die katholischen Franzosen ihre Krone dem Könige von Spanien übertragen. Er soll dafür den Franzosen die Schifffahrt nach Ostindien sowie nach Amerika vergönnen: in Havre, St.-Malo, Nantes, Bordeaux sollen für den Verkehr mit den Colonien ähnliche Einrichtungen gemacht werden, wie in Sevilla und Lissabon. Er soll ferner alle seine Länder, die jemals zu Gallien gehört haben, mit der französischen Krone vereinigen und dann vielleicht einen neuen Titel, etwa den des großen Königs, annehmen. Der Entwurf schließt mit einer Auseinandersetzung der Vortheile dieser Einrichtungen. In Zukunft werde Niemand von den geistlichen Stellen ausgeschlossen sein; — auf regelmäßige Weise gewählt, werde der Geistliche den Beistand des heiligen

1) Cessera toute confiscation et sera la punition des délits sur les personnes et payement des dépens sur leurs biens, meubles et immeubles.

2) Les estats se tiendront de 4 ans à 4 ans, où on advisera à réformer et régler toutes choses appartenantes à l'estat, de voir si S. M. aura contrevenu à aucune chose.

Geistes haben[1]); der Weg zu allen Stellen werde dem Adel wieder eröffnet, der dritte Stand nicht mehr mit Auflagen gedrückt noch von den anderen Ständen geschieden sein. Zugleich werde es auf diese Weise möglich werden, den allgemeinen Frieden der Christenheit herzustellen, die Türken zu stürzen, das heilige Land wieder zu erobern. Beschränkung der Krone, Herstellung der Stände in ihr ursprüngliches Gleichgewicht, der definitive Sieg der katholischen Kirche auf Erden sind alle in ein einziges katholisch-liberales System verbunden. Es läßt sich begreifen, daß es einen Enthusiasmus gab, der sich an das System dieser Entwürfe schloß.

Indessen machten sich die alten Ideen municipaler Freiheiten weiter Bahn. Die Städte wollten, wie berührt, keine königlichen Garnisonen, noch Gouverneurs innerhalb ihrer Mauern; sie erhoben die öffentlichen Auflagen und verwendeten sie; sie richteten sich populäre Gerichtshöfe ein. Wie viele von den vornehmen Geistlichen sind vertrieben worden, wenn sie den Gemeinden nicht in allen Dingen beistimmten! Nur liguistisch gesinnte Edelleute wurden geduldet; doch hätten sie der Gemeinde nicht widerstreben dürfen. Das Ziel der Städte war die Freiheit der deutschen Reichsstädte. Unter dem großen katholischen Könige hofften sie dieselbe zu erlangen; zugleich noch andere Zwecke, die man nicht mehr erwarten sollte, setzten sie sich vor[2]). In der Eingabe jenes Salazar, der von der Sorbonne und indirect von den Städten beauftragt zu sein behauptet, erkennt man mit Erstaunen, wohin die Absichten noch gingen. Er räth dem König, die Festungen, welche die Communication zwischen Flandern und der Picardie hindern könnten, zu besetzen, alsdann mit einem großen Heer in Frankreich einzurücken und den Titel eines Protectors anzunehmen. Dann möge er den Rath, den Mayenne jetzt um sich habe, vernichten, die Parlamente und die Tribunale reformiren, neue Präsidenten setzen sowie neue Bischöfe, die sich dem Concil von Trident unterwerfen, um die Geistlichkeit zu verbessern. Doch ist

1) Le clergé appellé à sa fonction canoniquement seroit assisté du St. Esprit; ce premier état n'excluerolt aucun, fût-il noble ou rôturier, et seroit un lien pour joindre ensemble les deux autres états. Wie das einst le Canossa nachweist.

2) Vendramin Relatione di Savoia: essendosi vedute in un tratto tante sollevationi e tanti gridi de popoli e di quelle principali provincie con un solo fine e risoluto di voler cambiar forma al suo governo e di voler sepanarsi dall obedientia del suo principe, per governarsi a republiche popolari imitando le terre franche di Germania

das alles nicht genug. Er soll alle Schlösser im Lande schleifen, so daß der Adel keinen Schlupfwinkel mehr behalte und die Städte mit Kraft und Gerechtigkeit Herren des Feldes bleiben; darauf sehen, daß in denselben nur einverstandene Männer zum Dienst der Predigt, der so viel austrage, angenommen, alle Belästigungen des Handels an ihren Thoren oder den Flußübergängen abgeschafft werden; nur diejenigen Festungen bestehen lassen, welche diese Päſſe beherrschen, einige wenige vielleicht ausgenommen, in denen ergebene Gouverneurs aufzustellen seien [1]; erst alsdann, wenn alle Provinzen den Vortheil der Verbindung mit Spanien kennen gelernt haben und es möglich sei, ergebene Personen in jedem Bezirke zu finden, möge er die Stände berufen, damit sie alles vollenden. Es sah beinah aus, als denke man darauf, den alten Krieg der Städte gegen den Adel wieder aufzunehmen, ihn mit spanisch-burgundischer Macht durchzuführen.

In diesen Intentionen bewegten sich die Menschen; denn gern knüpft ein jeder an eine allgemeine Aussicht seine eigenen Wünsche. Nur darauf schien es anzukommen, wie Philipp II. die Sache auffassen würde.

In die französischen Angelegenheiten hatte sich dieser Fürst ursprünglich aus zwei Gründen eingemischt, einmal, um die Unterstützung der Niederländer durch die Franzosen zu verhindern, und sodann, um in den Handlungen eines allgemeinen Uebergewichts, die er vornahm, nicht von ihnen gestört zu werden. Die Ereignisse hatten ihn aber um vieles weiter geführt; er konnte jetzt daran denken, die französische Krone auf eine oder die andere Weise mit der spanischen zu vereinigen, Herr und Meister der katholischen Welt zu werden: eine unermeßliche Aussicht breitete sich vor ihm aus.

Wenn man die urkundlichen Papiere durchläuft, so fällt es auf, daß Philipp II. persönlich nicht eigentlich als der erste Urheber dieser weltumfassenden Unternehmungen und Pläne auftritt. Die leitenden Gedanken entspringen fast mehr in seinen Staatsmännern, seinen Gesandten, Governatoren, Bevollmächtigten, als in ihm selbst. Denn jede Macht bewegt sich durch den eigenen Trieb der ihr zu Grunde liegenden Ideen: in ihrem Fortgange steht der Eifer der Anhänger das eigene Glück. Philipp giebt ihnen mehr nach, als daß er sie anstiftete; sein Wohlgefallen drückt er ihnen besonders dann aus,

1) personas de valor y religion y que entienden y desteen su servicio.

wenn die katholische Religion durch ihre Thätigkeit gefördert wird; übrigens läßt er die Dinge an sich kommen, eine lange Weile so hingehen; nicht über alles und jedes hält er für nothwendig sich auszusprechen.

Nun aber ging das nicht länger an. In Frankreich war es so weit gekommen, daß er einen positiven Entschluß über sein Verhältniß zu diesem Lande und über die einzuschlagende Politik nicht länger verschieben durfte.

Wie oft hatte man ihm von jeher von dem Rechte seiner Tochter Isabella, Enkelin Heinrichs II. und Catharina's, gesprochen! Aber diese Rechte waren von zweifacher Natur. Bernardino Mendoza hatte vornehmlich von den Ansprüchen geredet, welche die Infantin als die Erbin ihres Großvaters auf das Herzogthum Bretagne, das von dessen Mutter an ihn gekommen war, und als Erbin ihrer Großmutter auch auf die gar nicht unbedeutenden Besitzungen, die dieser eigenthümlich gehört hatten, erheben könne. Die Franzosen dagegen, sowohl Große als Städte, hoben mehr ihr Recht auf die Krone selbst hervor. Sie behaupteten, das salische Gesetz sei nicht zu Recht beständig; der Thron gebühre der ältesten Enkelin der Valois, und leicht werde sie auf demselben Anerkennung finden: denn, wie man wisse, sei sie von einem dem französischen verwandten Naturell, und hauptsächlich, sie sei noch zu verheirathen; alle Prinzen der Christenheit würden sie wetteifernd verlangen; mit ihrer Vermählung werde sich eine Allianz verbinden lassen, durch welche die Streitkraft verdoppelt würde. Die Frage war eben, ob die Monarchie geschmälert, vielleicht getheilt, oder ob sie ganz beisammengehalten werden sollte. Für das Erste waren die Spanier, besonders im Anfang der Ligue. Damals meinte Bernardino Mendoza sowohl die provinziellen Ansprüche der Infantin durchzuführen als für die Krone das Recht der Protection geltend zu machen: Frankreich wäre dann in sich selbst noch mehr aufgelöst und zu einem Anhange der spanischen Monarchie herabgebracht worden. Indem die spanisch gesinnten Franzosen die höchste Gewalt und die Ansprüche der Infantin zu vereinigen wünschten, zeigten sie zwar auch eine große dynastische Hingebung für Philipp II., glaubten aber zugleich besser für die Zukunft von Frankreich zu sorgen.

Nach langem Bedenken nun entschloß sich Philipp, auf die Idee, die ihm von französischer Seite vorgeschlagen wurde, einzugehen. Er stellte seinen Anhängern in diesem Lande die zweifache Forderung, daß sie vor allem seine Tochter Isabella als Königin von Frankreich

anerkennen und alsdann ihm selbst überlassen sollten, ihren Gemahl zu bezeichnen, der ebenfalls als König von Frankreich anerkannt werden müsse [1]).

Von dem besonderen Vortheile Spaniens als Staat sah er damit ab; aber er nahm die ganze Verfügung über die Krone von Frankreich selbst in seine Hand. Denn nicht so sehr auf die Herrschaft Spaniens über andere Länder war sein Sinn gerichtet, als darauf, die allgemeine Herrschaft seines Hauses mit spanischen Kräften ins Werk zu setzen.

Ueber den Fürsten, den er seiner Tochter zum Gemahl und den Franzosen zum Könige geben wollte, hatte er ebenfalls nachgedacht, aber sich nicht unwiderruflich entschieden. Mehrere Namen nannte er seinen Bevollmächtigten, doch mit der Weisung, damit nicht sofort gegen die Franzosen herauszugehen.

Denn darüber täuschte er sich nicht, daß es bei aller Geneigtheit der französischen Großen doch noch einer schwierigen Unterhandlung mit ihnen bedürfen würde, um sie zu einer definitiven Uebereinkunft zu bringen.

Ueberdies aber war Heinrich IV. mit nichten beseitigt: der Erfolg der Unterhandlung hing erst von einem nochmaligen Erfolge der Waffen ab.

1) Wie es in einer Aufzeichnung von Tassis heißt: 1) que declaren por reyna a la Sra. Infanta; 2) que remitan la election de Rey a S. Md. pues se trata de que le tome por hyerno.

Viertes Capitel.

Feldzug von 1591 und 1592. Ständeversammlung von 1593.

Wenn Männer wie Mendoza die spanischen Einwirkungen auf Frankreich doch nur als einen Theil des allgemeinen Planes der Wiederherstellung des Katholicismus in dem westlichen Europa ansahen, so versteht es sich von selbst, daß der Fürst, den sie aus Frankreich zu verdrängen suchten, bei denen Hülfe fand, welche durch seinen Fall unmittelbar gefährdet worden wären. Zunächst schloß sich Königin Elisabeth von England auf das engste an Heinrich IV. an. Zuweilen spielt das Verhältniß, das sich zwischen ihnen bildete, in die Formen persönlicher Courtoisie hinüber. Die Königin hat das Bildniß des Königs in ihrem Cabinet aufgestellt und spricht von ihm mit auffallend warmer Anerkennung; sie schickt ihm eine mit kunstfertiger Hand gewirkte Schärpe; der König sagt, er denke dieselbe in der Schlacht zu tragen, ihr zu Ehren; alles, was er habe und sei, gehöre ihr an; unter den Auspicien ihrer Gunst segelnd, denke er noch in Port zu gelangen [1]). Doch wechselten sie nicht leere Worte; die Königin unterstützte den König in der That mit besten Kräften. Sie schickte ihm gerüstete und besoldete Truppen, Pulver und Blei und, was das Nothwendigste war, Geld; zuweilen kam sie den Bitten Heinrichs sogar zuvor; man kann zweifeln, ob er sich ohne ihre Hülfe in dem nördlichen Frankreich behauptet haben würde.

Für die deutschen Protestanten war das Interesse nicht so ent-

1) Depesche von la Rocle 20. Januar 1590: avec telle demonstration, qu'il nous cuida sembler qu'elle en aimeroit mieux le vif. In der Sammlung von Egerton 305.

schieden. Die aristokratisch und ständisch constituirten Lutheraner, dem Calvinismus feindselig, hatten mit dem Kaiserthum, welches sich entweder den milderen Auffassungen zuneigte oder durch seine eigene Schwäche gefesselt war, ihren Frieden gemacht; unter den Formen des Reiches meinten sie für immer sicher zu sein. Einzelne Männer gab es aber, welche in dem Emporkommen der römisch-spanischen Tendenzen, wiewohl zunächst die Reformirten davon betroffen wurden, doch eine allgemeine Gefahr sahen, die, wenn die Einen gefallen seien, auch die Anderen erreichen werde. Auch in Deutschland hören wir den Namen Politiker. Er bezeichnet Leute, welche, von den Satzungen des bestimmten Dogma's nicht unbedingt gefesselt, ihre Blicke auf die europäischen Verhältnisse richteten und in der Aufrechthaltung einer unabhängigen französischen Krone die Bedingung der religiösen und politischen Freiheit, wie des übrigen Europa's, so auch der deutschen Staaten und Stände sahen.

Ein Mann dieser Gesinnung war der Canzler von Sachsen, Nicolaus Crell, der die Abweichung von den gewohnten Bahnen, die er versuchte — eine meteorartige Erscheinung in dem albertinischen Sachsen — später mit dem Tode hat büßen müssen. Wir haben nicht zu erörtern, wie weit seine und seines Herrn, des Kurfürsten Christian, calvinistische Neigungen gingen; wir bemerken nur, daß Dresden unter ihnen der Mittelpunkt einer französischen Unterhandlung war, die sich über ganz Norddeutschland erstreckte und keineswegs überall von Sympathien der Lehrmeinung abhing. Auf einer Zusammenkunft zu Cassel wurde ein Anschlag verfaßt, durch welchen sich auch die streng Lutherischen, wie Württemberg, Hessen, Holstein-Dänemark, die Herzoge zu Sachsen, zu Beiträgen für Unterstützung des bourbonischen Königs verbindlich machten. Crell gab seine Verwunderung über die streitbaren Ritter zu erkennen, welche noch zögern konnten, zu den Waffen zu greifen: wäre er frei, so würde er mit 20 Pferden aufbrechen; in der Rettung Heinrichs IV. sah er das Heil des Staates und der Kirche [1]).

Es war ein sehr stattliches Heer oberdeutscher Landsknechte und norddeutscher Reiter, das im August 1591 unter altbewährten Obersten durch Lothringen den Weg nach Frankreich einschlug. Auch

1) Vgl. „Aus dem wider den verhafften Dr. Nicolaus Crelle verführten Inquisitionsproceß verfaßte Deducirung" bei Keßling: Fortsetzung der Historia motuum. Der Ruf war, wie ein italienisches Manuscript sagt, diese Truppen seien pagati per la maggior parte dal' duca di Sassonia.

Fabian Dohna war dabei; das Loos traf ihn, daß eben seine Schar voranzuziehen und den Weg zu bahnen hatte. Die oberste Führung aber hatte diesmal doch ein deutscher Reichsfürst, Christian von Anhalt, übernommen, der sich andere Fürsten und Vornehme ohne Schwierigkeit unterordneten.

Einen Theil des zur Werbung erforderlichen Geldes hatte auch diesmal die Königin Elisabeth herübergeschickt; in Gegenwart ihres Gesandten ward die Musterung gehalten.

Die von Heinrich IV. bei seinem Regierungsantritt gegebenen Erklärungen über die Möglichkeit eines Religionswechsels waren in der Ferne so gut wie unbemerkt geblieben; die Sympathie der Protestanten für ihn ward dadurch weder diesseit noch jenseit des Meeres geschmälert: dieser Zug trug noch einmal den Charakter der früheren.

Heinrich IV. hatte eben Noyon zur Unterwerfung genöthigt, als ihm auf der einen Seite 4000 Engländer unter dem Grafen von Essex, der einen durch seine Pracht auffallenden Einzug in Compiègne hielt, von der anderen das deutsche Kriegsheer zu Hülfe kam. Der Michaelistag des Jahres 1591 ward mit einer großen Heerschau in der Ebene von Vandy an der Aisne gefeiert. Die Deutschen stellten sich in acht Abtheilungen, vier zu Pferd, vier zu Fuß auf, die einen Halbkreis bildeten. Die Reiterei mochte 6000, das Fußvolk gegen 10,000 Mann ausmachen. Besonders erweckten sie durch die Fertigkeit, mit der sie das größere und kleinere Geschütz, das sie bei sich führten, abzufeuern verstanden, die Bewunderung der Franzosen[1]). Der König ging von Fähnlein zu Fähnlein, um zu sehen und gesehen zu werden; er fand gar manchen alten Bekannten unter den Hauptleuten, die er um so herzlicher begrüßte; er sprach den deutschen Fürsten seinen Dank für eine so stattliche Hülfsleistung aus.

Und in der That hatte er Grund dazu. So eben vollzog sich in seiner Nähe eine Vereinigung entgegengesetzter Streitkräfte, die ihm sonst sehr gefährlich hätte werden müssen.

Ein Mann saß damals auf dem Stuhle zu Rom, der sich ohne die Rücksichten, die frühere Päpste zuweilen genommen, dem spanisch-liguistischen System unbedingt anschloß: Gregor XIV., aus einer vornehmen mailändischen Familie. Ihm schien es das größte Unglück zu sein, das die Kirche betreffen könne, wenn Vendôme, wie er

1) Bericht bei Cayet, für die Militärgeschichte merkwürdig; Chronologie nommaire. Michaud XII, 308.

Heinrich den IV. nannte, zum wirklichen Besitze des Thrones käme; denn Frankreich würde damit in die Hände der Ketzer fallen. Den König von Spanien forderte er auf, die Reichthümer, welche ihm die letzte Silberflotte gebracht habe, dazu anzuwenden, wozu sie ihm von Gott ohne Zweifel verliehen worden, nämlich zur Abwendung eines so großen Unheils; er selbst trug kein Bedenken, den von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegten Schatz zu diesem Zweck anzugreifen: denn nie könne ein dringenderes Bedürfniß der Kirche vorkommen. Er meinte, daß beide, der Papst und der König, stark genug sein würden, die Sache zu Ende zu führen; noch sei es nicht nothwendig, andere italienische Fürsten um ihre Hülfe zu ersuchen; doch werde es an derselben nicht fehlen, wenn er sie fordere: er setze sein Wort dafür zum Pfande; — von den früheren Unternehmungen habe er niemals große Erwartungen gehegt, von dieser aber sei er überzeugt, daß sie gelingen werde [1]).

Anfangs März hatte der Papst bereits seine Gesinnung den Franzosen kundgethan; in ein paar Monitorien bedrohte er die Geistlichkeit mit der Excommunication, den Adel und den dritten Stand mit seiner Ungnade, wofern sie sich nicht unverzüglich von Heinrich IV. trennen würden; diesen erklärte er auf's neue für einen zurückgefallenen, aller seiner Reiche und Herrschaften von Rechtswegen entsetzten Ketzer; die alten Ansprüche der pontificalen Machtvollkommenheit erneuerte er im Sinne der Spanier und der Ligue.

Im Sommer 1591 erschien ein päpstliches Heer in Frankreich, aus Italienern und Schweizern zusammengesetzt, unter einem päpstlichen Nepoten. In Verdun vereinigte es sich mit den Streitkräften des Herzogs von Lothringen, der jetzt ganz auf die Seite seiner französischen Vettern getreten war, und der Liguisten. Nach vollzogener Verbindung mit Alexander von Parma sollte ein neuer großer Versuch zur Aufstellung eines katholischen Königs in Frankreich, denn zu diesem Zweck ausdrücklich hatte der Papst seine Schweizer angeworben, gemacht werden [2]).

Es ist noch einmal der volle Gegensatz des streng kirchlichen Gedankens im Sinne des Mittelalters und der katholischen sowohl wie protestantischen Abweichung von demselben, was uns hier ent-

1) De quoi il assure et en répond: Auszug seines Schreibens in der Sammlung von Egerton 323.

2) Sillery: Le prétexte de la demande estoit pour servir à l'eslection et establissement d'un roi catholique.

gegentritt. Gregor XIV. wie Philipp II. waren entschlossen, mit vereinten Kräften das alte System in Frankreich wiederherzustellen. Kein Zweifel, daß die päpstliche Autorität auf die mit Heinrich IV. verbundenen Katholiken vielen Eindruck machte; doch hatte die Schroffheit, mit der die kirchlichen Ansprüche auftraten, auf Viele auch wieder die Wirkung, daß sie sich dadurch mehr aufgeregt als erschreckt fühlten.

Zu einem eigentlichen Kampfe zwischen König und Papst ist es jedoch nicht gekommen. Durch seine deutschen Hülfsvölker im Besitze der Ueberlegenheit, hätte Heinrich IV. gewünscht, den päpstlichen Nepoten sofort zu einem solchen zu bringen; in dieser Absicht näherte er sich dem Hauptquartier desselben bis auf eine halbe Stunde; aber es erfolgte nur ein kleines Scharmützel auf den dortigen Höhen, dem die anwesenden Deutschen mit erwachender Kampfbegier zusahen; das päpstliche Heer ward von einem anderen Geschick betroffen.

Als ein großes Ereigniß muß es angesehen werden, daß Gregor XIV., der noch einmal die Principien der katholischen Restauration in einer durch keine politische Rücksicht gebrochenen Stärke in sich nährte, in dem Augenblicke starb, da das Unternehmen beginnen sollte, in dem er das Heil der Welt sah. Durch diesen Tod ward die Bestimmung des Heerführers und des Heeres zweifelhaft; die römischen Unterstützungen blieben aus, und nach einigen Monaten finden wir nur noch ein paar hundert italienische Reiter und fünfzehnhundert Schweizer beisammen, die sich dem Heere des Herzogs von Parma beigesellten. Denn zwischen diesen Beiden, dem französischen König und dem spanischen Feldherrn, mußte die Sache doch entschieden werden [1]).

Dem Könige gelang es, durch die Vermählung Turenne's, der ihm die Deutschen herbeigeführt hatte, mit der Erbin von Sedan, diesen wichtigen Platz an der Maas, bald darauf auch, nicht ohne Hülfe der deutschen Truppen, St.-Valery, am Ausflusse der Somme, zu erobern; er selbst begab sich zur Belagerung von Rouen, dessen Besitz ihm die ganze Normandie verschafft, ihn zum Herrn des nördlichen Frankreichs gemacht haben würde. Im December 1591 war die Belagerung in gutem Fortschritt; in kurzem hoffte der König das stärkste Fort, St.-Catharina, einzunehmen; er meinte, dann werde sich Villars, der hauptsächlich mit Frauen und einem Priester Rath pflog, zur Unterwerfung anschicken.

1) Heinrich an Nevers 13. Dec. 1591. Lettres missives III, 547.

In diesem Augenblick aber erschien Alexander Farnese noch einmal in Frankreich mit einem Heere, das, nicht durch seine Anzahl, aber durch Kriegsübung ausgezeichnet, auch ohne neue Hülfe von Rom her, den Ideen seines Königs und den liguistischen Bestrebungen eine große Stärke verlieh. Man sah den Wettstreit des französischen Kriegwesens mit dem spanischen, in dem dieses schon einmal die Oberhand behalten hatte, sich erneuern.

Diesmal entschloß sich Heinrich, zugleich seine Belagerung fortzusetzen und dem Feind entgegenzugehen.

Bei Aumale, wo er denselben traf, überboten die beiden Feldherren gleichsam ihre entgegengesetzten Eigenschaften. Heinrich war kecker, Farnese vorsichtiger als jemals: jener ward in einem mit wenig Bedacht unternommenen Angriffe verwundet, beinahe gefangen; dieser versäumte aus Bedachtsamkeit, sich seines Vortheils zu bedienen; es war ihm genug, eine Verstärkung nach Rouen zu werfen.

Wie aber die Eigenschaften der Feldherren, so war ihr Heer von Grund aus verschieden.

Als Heinrich in seinen Belagerungsarbeiten, bei denen ihn unter anderem auch englische Pionniere unterstützten, fortschreitend seinen Gegner in der Stadt trotz jener Verstärkungen in dringende Verlegenheit brachte, entschloß sich Alexander Farnese, von der Somme her, wo er eine Stellung genommen hatte, aufs neue gegen Rouen anzurücken. Jetzt gelang es ihm besser; der König sah sich wirklich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Farnese erschien in den Augen der Menge als der erste Mann der Welt, da er, wie einst Paris, so nun auch Rouen entsetzte; mit jauchzendem Zurufe ward er daselbst empfangen.

Forscht man nach dem Grunde seines Gelingens, so liegt dieser darin, daß er, alle Umstände wohl berechnend, eben dann heranzog, als Heinrich den größten Theil seines Adels, der Sitte nach, entlassen hatte. Unverzüglich aber sammelte sich dieser nun wieder um den König: binnen fünf Tagen stellten sich allein aus der Normandie funfzehnhundert Edelleute in vollen Waffen in seinem Lager ein[1]), und mit dieser Provinz wetteiferten die anderen. Auch das Fußvolk konnte aus den benachbarten Garnisonen verstärkt werden. In kurzer

1) Ich nehme diese Notiz aus einer Flugschrift: Utile et salutaire advis au roi pour bien régner, von einem sehr unterrichteten Mann an Ludwig XIII. gerichtet, ungefähr 1617.

Zeit sah sich Heinrich in den Stand gesetzt, das Feld zu halten und seinen Feind aufzusuchen.

Diesmal hatte sich, im Augenblicke des raschen Sieges, Farnese verleiten lassen, von seinem System abzuweichen, und war eigentlich wider seine bessere Einsicht, nur dem Andringen der französischen Freunde nachgebend, vor Caudebec gerückt, um durch die Eroberung desselben die Seine frei zu machen. Beim Recognosciren ward er verwundet; noch mit blutendem Arme traf er die Anordnungen, welche die Einnahme des Platzes herbeiführten. Nichtsdestominder war die Gefahr, in die er durch das Heranrücken der überlegenen königlichen Armee, die von einigen holländischen Kriegsfahrzeugen von der niederen Seine her unterstützt wurde, gerieth, unermeßlich. Plötzlich sah sich der Sieger in seinem Feldlager, wo sich schon Mangel an Lebensmitteln zeigte, selbst belagert.

Die Franzosen hofften, der stolze Herzog werde sich seinen Weg nach Hause durch einen offenen Angriff zu bahnen suchen; aber wie hätte er so fern von den spanischen Provinzen, ohne gesicherten Rückhalt, eine Feldschlacht wagen sollen?

Man muß bei den italienischen Geschichtschreibern, die in Farnese den Erneuerer des alten italienischen Kriegsruhmes bewundern, die Erzählung von seinem Uebergang über die Seine lesen [1]). Denn zu diesem, da es das Einzige war, was ihn retten konnte, entschloß er sich. Auch in den späteren Zeiten hat man es immer als eine der größten militärischen Thaten des Jahrhunderts angesehen, daß er das Heer im Angesichte zwei überlegener und wachsamer Feinde, zur glücklichen Stunde über den Fluß zu setzen und alsdann in raschen Tagemärschen, unaufgehalten und unbeschädigt, durch Isle de France nach Artois zurückzuführen wußte.

So stritten die beiden Kriegsführer, der eine an der Spitze von Lehnsmannschaften und Hülfsvölkern, die sich immer in einer gewissen nationalen Absonderung hielten und die er durch frische Energie zusammenzuhalten wußte, der andere bereits im Besitz einer vollständigen Organisation, welche der Entwickelung strategischer Ideen einen freien Raum übrig ließ.

1) Aus einem Schreiben von Don Martin de Guzpide an Philipp II. 25. Mai 1592 ergiebt sich, daß doch die Zeitgenossen ihn nicht allgemein bewunderten. Sie behaupteten, daß der Feind nos hizo algunas entradas y nosotros ninguna, aunque la gente de V. Md. estava con grandissimas ganas: alles sei wieder in den alten Stand gekommen.

Heinrich IV. verdankte es der Unterstützung der protestantischen Mächte und der zwar oft unterbrochenen, aber immer wieder neu angeregten Ergebenheit des französischen Adels, daß er den feindlichen Streitkräften nicht unterlag; aber der Normandie hatte er sich doch nicht bemeistern können; strategisch war er, wenn nicht überwunden, doch übertroffen worden; die Ligue zu zersprengen, war ihm nicht gelungen.

Vielmehr erneuerte diese auch unter veränderten Umständen den Versuch, ihn zu beseitigen und Frankreich in ihrem Sinne zu gestalten.

Mayenne, der noch immer die vornehmste Stelle unter den liguistischen Großen einnahm, hatte sich doch niemals mit Mendoza verständigen können. Aus dem Briefwechsel des Letzteren sieht man, daß sie einander persönlich zuwider waren. Ich glaube, Mendoza ist gegen den Herzog ungerecht, wenn er ihm Schuld giebt, er habe selbst nicht gewußt, was er wolle, und Andere nur immer mit halbem Ohre, mit einer Art von Zerstreutheit angehört. Mendoza zählte bei seinem ganzen Plane auf den Beifall der Menge; Mayenne machte nie auf Popularität Anspruch. Er war hierin sehr verschieden von seinem Bruder; er mochte die Gunst des Volkes nicht suchen, noch kam sie ihm entgegen; in ihm war nichts Bewundernswürdiges, was die Menschen beherrscht; auch besaß er nicht den Schwung, der sie fortzureißen vermag; seine Unternehmungen waren weder kühn und rasch, noch auch glücklich. Mayenne war ein Mann von schwerem Körper, welcher Ruhe und Genuß zu bedürfen schien; in seinem Hauswesen sparsam, überhaupt an sich haltend, keineswegs freigebig; umsichtig, berechnet und nicht ohne höchst ehrgeizige Gedanken. Das wilde Treiben der Volkshäupter erweckte längst seinen Widerwillen; doch sah er demselben zu, bis endlich einer ihrer größten Excesse, die Hinrichtung des gelehrten und würdigen Brisson, dem sie nicht vergeben konnten, daß er einen der ihnen Verdächtigen freigelassen hatte, und den sie dafür umbrachten, ohne Verhör, noch gerichtliche Form, eine allgemeine Aufregung veranlaßte. Schon fürchteten die sogenannten Politiker, d. h. die Gemäßigten unter den Einwohnern, daß die herrschende Faction sich ihrer durch eine große Gewaltthat entledigen wolle; ein rothes Blatt ging von Hand zu Hand, auf welchem die Namen der angeblich zum Tod oder zur Verbannung Bestimmten verzeichnet waren [1]). Diesen Moment ergriff Mayenne, um, aus dem

1) L'Etoile 25. Nov. 1591 bei Champollion 69: En leurs rolles ils

Lager zur Stadt kommend, die Sechzehn in ihre Schranken zu weisen. Die vornehmsten Urheber jener Hinrichtung ließ er festnehmen und mit dem Tode bestrafen; zugleich setzte er sich in Besitz der Bastille. Die Spanier waren keineswegs damit einverstanden; aber der militärische Sinn der Besatzung verhinderte sie doch, etwas dagegen zu thun, und Mayenne wußte eine Aufregung der Bevölkerung zu vermeiden. Der Sorbonne machte er einen Besuch, um sie zu begütigen; er ließ die Prediger in dem gewohnten Tone fortfahren; es war ihm genug, gezeigt zu haben, daß ein Gesetz und eine Macht, um dasselbe zu handhaben, über ihnen seien.

Indem er sich aber von Mendoza und den populären Bewegungen abwandte, trat er mit Alexander von Parma, der als ein Kriegsmann von Gewerbe an diesen ebenfalls kein Gefallen fand, über die definitive Einrichtung von Frankreich in ernstliche Berathung. Gleich bei der Eröffnung des letzten Feldzuges ward eine Conferenz darüber zwischen seinem vornehmsten Rathe Richardot, dem spanischen Gesandten Don Diego Ibarra und einem Staatsmann aus der Umgebung Mayenne's, Jeannin, gehalten. Den spanischen Staatsmännern kam es mehr auf den gesetzlichen Weg an; sie forderten eine Ständeversammlung, um zur Wahl eines Königs zu schreiten. Jeannin bemerkte dagegen, daß diese doch nur dazu dienen könne, um dem, was von den Großen beschlossen sei, das Gepräge der Gesetzlichkeit zu verleihen; vor allem mit den französischen Großen, und zwar eben denen vom Hause der Guisen, müsse sich der König von Spanien verständigen. Die Sache sei schwer; das einzige Mittel, sie durchzuführen, sei Geld. Die Anerbietungen, welche Don Diego machte, waren sehr bedeutend; doch genügten sie nicht.

Welche Meinungsverschiedenheit aber auch noch obwalten mochte, endlich entschloß sich Mayenne, nach dem Wunsche Farnese's, die hier und da bereits gewählten Deputirten der schon so oft verheißenen Generalstände auf den Anfang des Jahres 1593 zusammenzurufen. Wir haben einige Instructionen übrig, die den Bevollmächtigten gegeben worden, z. B. von der Geistlichkeit zu Auxerre, dem dritten Stande zu Troyes. Die erste setzt als Grundsatz fest, daß niemals mehr als Eine Religion in Frankreich geduldet werden dürfe, wie es nur Eine Taufe, nur Einen Gott gebe; ein unverbrüchliches Fundamentalgesetz müsse jeden Fürsten, der ein Ketzer sei oder die Ketzer be-

les distinguoient par ces trois lettres P. D. C., qui étoit à dire pendu, dagué, chassé.

günstige, von dem französischen Thron entfernt halten; der neue König müsse wo möglich von altem königlichem Blute herstammen, aber seine Erhebung doch der Wahl verdanken und die Billigung des Papstes wie des Königs von Spanien, der ihm seine Tochter vermählen werde, für sich haben [1]). In Troyes schloß man Heinrich von Bourbon namentlich aus, selbst wenn er angeben sollte, daß er sich zum Katholicismus bekehrt habe; denn er sei ein zurückgefallener Ketzer, von dem päpstlichen Stuhl excommunicirt und aller königlichen Prärogativen für unwürdig erklärt, durch die früheren Ständeversammlungen verworfen [2]). Für den neuen König ward hier die einzige Bedingung gemacht, daß er ein Franzose sei; die Regierung soll er alsdann durch ein aus Großen des Reiches und Deputirten der Provinzialstände zusammengesetztes Conseil führen; alles, was von den Ständen zu Blois beschlossen worden, soll für alle künftigen Zeiten als Gesetz gelten [3]). Und wie hätte man etwas anderes erwarten können, als daß der ständisch-katholische Sinn, der in der ganzen Bewegung so wirksam gewesen war, auch in der neuen Versammlung vorwalten würde? Wohin jedoch die Meinung Mayenne's ging, ließ sich nicht mit Bestimmtheit angeben; er unterhandelte sogar zuweilen mit Heinrich IV.; die Spanier zeigen sich mit seiner Haltung während der Wahlen unzufrieden, denn er habe nur seinen eigenen Vortheil im Auge und verfolge die Spanischgesinnten; nothwendig sei, daß Philipp II. ein neues Heer vorrücken lasse; das werde seinen Anhängern, namentlich vielen von den Städten, Muth machen, sich öffentlich zu erklären. In einem ähnlichen Sinne sprach sich, wenn nicht der römische Hof selbst, doch dessen Nuntius aus. Er forderte den König von Spanien auf, mit der schreckenden Macht des Eisens die anziehende des Goldes zu vereinigen, alles zu thun, um die Franzosen mit ihrem Willen oder wider denselben zu sich hinüberzuziehen.

In der That war Philipp II. zu einem Angriffe mit aller Macht entschlossen. Alexander Farnese, der sich während des Sommers zur

1) Articles des remonstrances du clergé d'Auxerre pour les états. Bei Bernhard Procès verbaux des états gen. de 1593. S. 785.

2) Memoire von Troyes 11. December 1592. Ibid. 780.

3) Martin de Guzpide 20. October 1592: Si el exercito de V. Md. — — (es) en aquel reyno poderoso, lo (für Mayenne) sera fuerça andar a derechas, pues con esto podran los bien intencionados y muchos pueblos descubrirse.

Herstellung seiner Gesundheit in Spaa aufgehalten hatte, schickte sich in dem Spätjahr an, an der Spitze eines neuen Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Deutsche Landsknechtshaufen unter Kurz und Bernstein, die alten italienischen und spanischen Banden unter Capizucchi und Zuñiga und niederländisch-wallonische Regimenter sammelten sich bereits an den französischen Grenzen. Farnese hatte, da die spanischen Sendungen zögerten oder ausblieben, das nöthige Geld auf seinen eigenen Namen in Antwerpen aufgebracht. Er hatte bereits einen Palast in Paris gemiethet und ließ ihn für sich in Stand setzen. Er wollte die Stadt, wie sie gefordert, gegen die Anfälle des Königs von Navarra und die Umtriebe der Politiker sichern, aber zugleich die Mitglieder der Ligue in Pflicht halten und der Ständeversammlung Zuversicht zu der großen spanisch-katholischen Partei einflößen.

Es war der letzte große Schlag, von dem man alles erwartete. Der Herzog von Parma, wegen seiner Verdienste von allen verehrt, wegen seiner Macht von allen gefürchtet, dem die Hauptstadt und die Partei überhaupt ihre Rettung verdankten, sollte, wie er im Felde das Beste gethan, die große Sache durch bewaffnete Unterhandlung zu Ende führen. Wenn irgend ein Mensch, so war er dazu fähig.

Was sind aber menschliche Berechnungen? Das göttliche Geschick spottet ihrer. Im Begriffe, nach Frankreich aufzubrechen, ward Alexander Farnese vom Tode weggerafft.

Vierzehn Tage lang hatte man ihn zu Arras fast immer zu Pferde gesehen, um die ankommenden Truppen, die mit ihm nach Frankreich gehen sollten, zu mustern; am 1. December wurde er krank; doch unterzeichnete er noch militärische Befehle mit zitternder Hand; auf die Bitte seines Dieners, den letzten Lebensfunken durch Ruhe zu schonen, antwortete er: und wenn es der letzte sei, so wolle er ihn, wie das ganze Leben, den öffentlichen Angelegenheiten widmen; am 3. December war er nicht mehr. So eben hatte sich Alexander Farnese zur Ausführung von Plänen angeschickt, welche die Zukunft der Welt bestimmen sollten: jetzt sah man seine Leiche in eine Kapuzinerkutte gehüllt, von dreihundert Fackeln umstellt, in der Kirche St.-Vedast. Ein Ereigniß von eben so großer Wirkung wie vor kurzem der Tod Gregors XIV.

Anfangs des Jahres 1593 trafen die Deputirten zu den Generalständen nach und nach in Paris ein; keineswegs vollständig, aber doch so zahlreich, daß ihre Sitzungen am 26. Januar im Louvre eröffnet werden konnten. Sie wurden in dem Sinn empfangen, in dem sie gewählt worden

waren, mit Predigten, in denen man ihr Recht bewies, vom salischen Gesetze abzuweichen, und päpstlichen Anmahnungen, in denen sie auf den Grund, daß Gott die Könige erhebe und absetze, des Volkes Stimme aber Gottes Stimme sei, aufgefordert wurden, zur Wahl eines wahrhaft katholischen Königs zu schreiten.

Aber die große Combination Philipps II. erfüllte sich damit nicht. Da der alte Sieger und Befreier gestorben, rückte auch das spanische Heer, welches ein persönliches Verhältniß zu ihm hatte, nicht in Frankreich ein. Statt Farnese's erschien wie zu einer gewöhnlichen Unterhandlung Lorenz Suarez Figueroa, Herzog von Feria, den Niemand kannte, mit einem spanischen Rechtskundigen, Inigo Mendoza, der dazu bestimmt war, die Gültigkeit des salischen Gesetzes aus juridischen Gründen zu widerlegen.

Mayenne fand es rathsam, dieser Gesandtschaft, der noch Tassis beigesellt wurde, nach Soissons entgegenzureisen, um im voraus seine Abkunft mit ihr zu treffen. Nicht der Rechtsgelehrte, aber die beiden spanischen Staatsmänner hielten es für einen entscheidenden Vortheil, wenn es ihnen gelinge, ihn auf ihre Seite zu bringen; gehe er dann mit ihnen in erwünschter Gesinnung nach Paris, so werde er auch alle Anderen für sich und für sie gewinnen [1]).

Das Erste, wovon die Unterhandlung ausging, war der Anspruch der spanischen Infantin auf die französische Krone. Mayenne machte hiergegen keine Einwendungen; er erklärte oft, daß derselben das volle Recht auf die Krone zustehe; aber er wiederholte, es werde unendlich schwer sein, damit durchzubringen, und stellte für sich selbst ungeheure Forderungen auf. Manches heftige Wort mag in der Unterhandlung gefallen sein; zuletzt aber vereinigte man sich. Dem Herzoge wurden das Gouvernement von Burgund, mit Vorbehalt allein der Hoheitsrechte des Königs, und das Gouvernement der Normandie unter den gewöhnlichen Bedingungen solcher Stellen versprochen, überdies große Geschenke auf einmal, bedeutende Renten auf immer, Bezahlung seiner Schulden: bis die Infantin komme, sollte er ihr Generalstatthalter sein; wenn sie gekommen, eines von den größten

1) Tassis giebt seinen Gesichtspunkt sehr unumwunden an: viendo, quan mezclado anda lo de dios con lo del mundo y que es permitido y conveniente ayudarse desto postrero para salir con lo primero, seria bueno, entrar en estados teniendo comprados a los que mas al caso hizen y en particular al de Umena.

Reichsämtern erhalten. Dagegen machte sich Mayenne seinerseits anheischig, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei den versammelten Ständen dahin zu wirken, daß die durchlauchtige Infantin zur Königin von Frankreich erklärt werde: denn er wisse sehr wohl, daß dies der austräglichste Weg zur Zerstörung der Ketzerei und Erhaltung der Religion im Reiche sei [1]). Mündlich versprach er, seine Stimme der Infantin unverzüglich zu geben. So schien die Hauptsache erreicht. Die Gesandten meinten, daß sich durch gegenwärtige Freigebigkeit oder Versprechungen für die Zukunft alles Weitere durchsetzen lassen würde: die Franzosen seien alle bis unter die Augen im Elend und wenige tugendhaft genug, dies zu ertragen; sie seien gesonnen, ihre Lage diesseits zu verbessern und für ihr Heil jenseits weder zu leiden, noch zu sterben. In Paris, wohin die Gesandten am 9. März kamen, fanden sie die Gemüther in einer ziemlich günstigen Stimmung. Eine Rede, die Feria zu Gunsten der Ansprüche Isabella's in den Ständen hielt, ward gut aufgenommen; Niemand wagte, sich für Heinrich IV. zu erklären: wiewohl man auch von den anderen Prätendenten sprach, so behauptete doch immer die Infantin den vornehmsten Platz unter allen. Eigentliche Verhandlungen begannen erst, als auch Mayenne nach Paris zurückgekommen war, was am 6. Mai geschah. Dann ward eine Junta gebildet, an der die anwesenden katholischen Großen, die Abgeordneten der abwesenden und sechs Deputirte der Stände, von jedem Stande zwei, sowie einige von den Räthen Mayenne's theilnahmen; und vor dieser setzten nun die Spanier aufs neue die Ansprüche ihrer Infantin auseinander, absichtlich in den gemäßigtsten Ausdrücken; sie hatten nichts dagegen, daß dem Geburtsrechte die Wahl hinzugefügt werde, wenn es nöthig sei. Die Franzosen zögerten, sich auf den Rechtsanspruch einzulassen: sie forderten vor allen Dingen, daß ihnen die Unterstützung namhaft gemacht werde, auf die sie sich Rechnung machen dürften. Zwei Tage darauf trugen die Spanier vor, was man von ihrem König erwarten könne, obgleich sie von demselben keine bestimmte Anweisung dazu hatten, sondern sich älterer Papiere bedienen muß-

1) Die Urkunden über diese Abkunft sind in den Commentarien von Tassis Bd. VIII. S. 524 abgedruckt. Ueber die Verhandlungen liegen außer seiner Erzählung auch in den Papieren von Simancas noch die Berichte Inigo Mendoza's vor. Dieser fügt die Nachricht von dem mündlichen Versprechen hinzu.

ten [1]). Alles ließ sich an, als werde man es nunmehr zu voller Verständigung bringen.

Sei es Vernachlässigung oder ein gemeinschaftliches Bedenken, die letzte Schwierigkeit zu berühren, noch war darüber nichts festgesetzt worden, wer der Gemahl der Infantin sein solle, wenn sie Königin werde. Gerade die Unbestimmtheit, in der man diesen Punkt ließ, mag dazu beigetragen haben, daß der Plan, ihr den Thron zu verschaffen, nicht vom ersten Augenblick an einen größeren Widerstand erweckte. In dem bourbonischen wie in dem lothringischen Hause gab es eine ganze Anzahl unverheiratheter Fürsten, die sich auf die Hand der Infantin Hoffnung machten, oder für welche ihre nächsten Verwandten diese Hoffnung hegten. Endlich aber mußte das Stillschweigen hierüber gebrochen werden.

Und da traten die Gesandten mit dem Wunsche Philipps II. hervor, zugleich mit seiner Tochter seinen Vetter, den Erzherzog Ernst, auf den französischen Thron zu bringen. Die Infantin Isabella war vorlängst dem Kaiser Rudolf bestimmt gewesen, der aber in dem wunderlichen Zustande des Gemüthes, in den er gerathen war, nie zu dem Entschlusse kommen konnte, weder seine Braut heimzuführen, noch auch ihr zu entsagen. Philipp II. wendete sein Augenmerk auf den Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, dem er nach dem Tode des Prinzen von Parma die Statthalterschaft in den Niederlanden übertrug [2]); und dieser ging mit Freuden auf die Anträge des Königs ein. König Philipp war hierdurch gewissermaßen gebunden, den Erzherzog auch den Franzosen vorzuschlagen. Hatte man ihm doch auch von Frankreich her oft genug gesagt, daß die Autorität eines gebornen Fürsten aus königlichem Geblüte dazu gehöre, um die Franzosen zu regieren. Ueberdies aber lag darin die weitere Ausbildung des Gedankens einer katholischen, den Primat der Welt besitzenden Dynastie. Man hielt für möglich, daß Erzherzog Ernst künftig einmal das Kaiserthum mit dem Besitze der Niederlande und der französischen Krone verbinde.

Ob es der Klugheit und dem Ansehen des Herzogs von Parma gelungen wäre, diesen Vorschlag annehmlich zu machen? Fast möchte man auch daran zweifeln. Wahrscheinlich wäre er nicht im ersten Augenblicke damit hervorgetreten, wiem an denn später behauptet hat,

1) sin precisa y clara luz de V. Md., wie Tassis sagt.

2) Vgl. Khevenhiller Annales Ferdinandei IV, 1072.

die Sache sei nicht unmöglich gewesen, aber der Erzherzog hätte nicht zuerst genannt werden sollen. Wie der Vorschlag gemacht wurde, erweckte er einen allgemeinen und heftigen Widerspruch.

Wohl hatte auch Philipp selbst sich nicht verhehlt, daß es dahin kommen könne, und noch drei andere bezeichnet, die er sich gefallen lassen wolle: Carl von Guise, Sohn des zu Blois umgebrachten, der schon vor einiger Zeit wie durch ein Wunder aus seinem Gefängniß entkommen war und die allgemeine Gunst der Partei besaß, oder einen der Söhne des Herzogs von Lothringen unter der Bedingung, daß Lothringen dadurch nicht mit Frankeich vereinigt werde, oder endlich auch den Sohn des Herzogs von Mayenne. Da der erzherzogliche Name alles gegen sich aufregte, mußten die Gesandten einen anderen nennen; Feria entschied, nicht ganz im Einverständnisse mit Inigo Mendoza, für den an erster Stelle genannten Guise, zu dem er eine persönliche Vorliebe gefaßt hatte. In tiefem Geheimnisse kam er in einem Franziskanerkloster mit einem Freunde des Hauses zusammen und vertraute ihm an, daß Philipp damit einverstanden sei, wenn man Guise zum Könige wähle und seine Tochter ihn als Gemahl annehmen wolle. Und wie nun der erste Vorschlag allgemeinen Widerwillen, so erregte der zweite, der, wie vertraulich auch immer mitgetheilt, doch auf der Stelle bekannt wurde, allgemeine und laute Freude unter den Mitgliedern der Ligue. Am 18. Juli 1593 ward in ihren Kirchen gepredigt, daß Gott endlich den künftigen König gezeigt habe, einen jungen Fürsten, der aber nie vom Glauben abgewichen sei, von gutem Stamm, ein neuer David.

Da war nur die Eine Frage, und schon Inigo Mendoza hatte sie erhoben, ob Mayenne, der noch alles leitete, hiermit zufrieden sein werde.

Aus dem Halbdunkel, in welchem Mayenne sich hielt, blitzen zuweilen höchst ehrgeizige Gedanken auf. Er hat einst dem Herzoge von Parma unumwunden zu wissen gethan, daß er selbst die Hoffnung hege, König von Frankreich zu werden. Vor allen Anderen, schrieb er demselben, würde er dem Könige von Spanien die französische Krone gönnen: wolle sie dieser aber nicht annehmen, so habe er so große Verdienste um die katholische Sache, daß er erwarte, man werde ihm darin Niemand vorziehen. Er verhieß, Burgund abzutreten, wenn man ihm helfe, den französischen Thron zu bestei-

gen [1]). Philipp hatte dies ungern vernommen und war nicht darauf eingegangen. Aber Mayenne konnte über das einmal ausgesprochene Wort nicht wieder hinwegkommen. Es ist möglich, daß er gewonnen worden wäre, wenn die Spanier, wozu Inigo Mendoza rieth, seinen Sohn genannt hätten: von der Erhebung Guise's auf den Thron dagegen wollte er schlechterdings nichts hören. Er hat gesagt, er liebe seinen Neffen so sehr wie sich selbst, aber nicht mehr; er wünsche ihm so viel Glück, wie sich selbst, aber nicht mehr: größer als sich wolle er ihn nicht sehen. Der päpstliche Nuntius Sega bemerkte ihm, auch ein Bildner werfe sich vor dem Crucifix nieder, das von ihm selber gemacht sei; er erinnerte ihn an das Beispiel des Lykurgus, der den wiederhergestellten Thron in Sparta seinem Neffen überlassen habe. Wie hätten aber Vorstellungen dieser Art auf einen Mann wirken sollen, der von der höchsten Gewalt den Begriff der Italiener in sich aufgenommen hatte, daß um ihretwillen alles erlaubt sei: keine Zusage, kein Eidschwur könne dagegen verpflichten [2]); man wollte von ihm gehört haben, es sei unmöglich, zugleich ein guter Staatsmann und ein guter Christ zu sein. Es erschien ihm wie eine Demüthigung, dem älteren Zweige seiner Familie eine Prärogative vor seiner eigenen Nachkommenschaft einzuräumen. Er erklärte den Gesandten, nicht einen König bedürfe man jetzt, sondern Mannschaften und Geld: ehe diese eingetroffen, wollte er von keinerlei Königswahl hören: er schob alles ins Weite.

Montaigne spricht einmal seine Verwunderung darüber aus, daß die Guisen die Stufen zum Thron eine nach der anderen eingenommen und dann doch nicht gewagt haben, diesen selbst zu besteigen. Der Grund ist: in dem Moment, in welchem dies geschehen sollte und möglich war, wurde derjenige, den die öffentliche Stimme dazu bezeichnete, vom eigenen Oheim zurückgedrängt; der lagerte sich „vor den Garten der Hesperiden, um den Neffen den goldnen Apfel nicht brechen zu lassen". Die letzte Combination, welche wenigstens

1) petere, ne sibi in conservanda vetere religione laboribus paternis, fraternis et suis reliquos omnes antegresso praeripi a quoquam meritorum tantorum pretium pateretur: spondere autem, si auxiliis hispanicis fultus in solium Gallicum scanderet, Burgundiae ducatum Philippo regi. (Dondinus de rebus in Gallia gestis 463.)

2) Que en materia de stado no ay que hazer caso de juramentos: recordandose lo que avia prometido dezia que variando el tempo si variaban las obligaciones. (Parescer de Feria 1594.)

den Versuch der exclusiv katholischen und ständischen Monarchie möglich gemacht hätte, kam nicht zu Stande.

Da hätte nun Mayenne die Herstellung des legitimen Königthums selbst in die Hand nehmen, in dem Ruhme, den sich später ein Monk erwarb, diesem vorangehen können; aber dazu besaß er nicht Weltübersicht und Selbstbeherrschung genug; zu lange schon war er des factischen Besitzes der höchsten Autorität gewohnt, als daß er sich davon hätte losreißen können. Indem er seinen Neffen zurückwies, hoffte er noch für sich selber. Er bemerkte nicht, daß die Dinge unter seinen Augen eine ganz entgegengesetzte Wendung nahmen.

Fünftes Capitel.

Religionswechsel Heinrichs IV.

Mit den Penaten eines monarchischen Staates, das ist mit dem über den Wechsel der Generationen hinaus fortbestehenden Leben desselben, sind die Penaten der herrschenden Familie nun einmal von Anfang an auf das engste verbunden. Sie von einander zu trennen, ist dann und wann selbst mit Erfolg versucht worden, aber niemals ohne die größte Gefahr und alles in Frage stellende Erschütterungen. Denn nicht allein ein Recht des Erbes ist die Legitimität, sondern in dem nicht revolutionirten Staate das oberste seiner Gesetze, gleichsam der Schlußstein aller anderen. Man hat nur dann davon abweichen können, wenn die regierende Familie mit den Forderungen der Unabhängigkeit ihres Landes in Widerspruch gerathen, zwischen der Idee des Staates und den Interessen des regierenden Hauses ein nicht zu beseitigender Antagonismus hervorgetreten war.

Hiervon aber war damals in Frankreich vielmehr das Gegentheil der Fall.

Beim ersten Blicke leuchtet ein, daß das französische Reich, wenn die spanisch=liguistischen Entwürfe ausgeführt wurden, in seiner politischen Besonderheit gar nicht mehr bestehen geblieben wäre. Nicht allein die Erhebung des Erzherzogs, sondern auch das Königthum eines so schwachen Fürsten, wie der junge Guise war, zur Seite einer von ihrem Vater in die Geschäfte eingeführten geistvollen, aber nur in der spanisch-katholischen Idee lebenden Frau, hätte den Franzosen ihre Selbständigkeit gekostet. Frankreich würde ein Theil des großen katholischen Weltreiches geworden sein, das König Philipp II. und seine Staatsmänner im Sinne hatten.

In vielen Anderen mochte ein Gefühl hiervon und ein Widerwille dagegen leben: zuerst legte sie die gesetzbewahrende Körperschaft, das Parlament zu Paris, an den Tag.

Den exclusiv hierarchischen Bestrebungen widersetzte sich das Parlament, auch als es unter dem Einflusse der Ligue stand, so gut wie den demokratischen. Offen bekämpfte es die Instruction eines päpstlichen Legaten, welche den alten Vorrechten von Frankreich zuwiderlief, sowie die Absicht der Stände, die tridentinischen Beschlüsse einzuführen. Und so wollte denn das Parlament das salische Gesetz so wenig wie ein anderes Grundgesetz des Reiches überschreiten lassen. Man konnte sich darüber nicht täuschen: gleich die Befugniß der Stände, zu einer neuen Königswahl zu schreiten, beschränkte das Parlament in seiner Erklärung durch den Zusatz, daß dies nach den Gesetzen des Reiches geschehen müsse. Als Inigo Mendoza seinen Vortrag über die Ungültigkeit des salischen Gesetzes halten wollte, weigerte sich der Generalprocurator Molé, demselben beizuwohnen, was ausnahmsweise gewünscht wurde, denn sonst war das Parlament von den Berathungen der Stände ausgeschlossen, und man hielt für besser, daß er entfernt bleibe [1]). Aber dieser Vortrag, statt zu überzeugen, weckte überhaupt die entgegengesetzten Ideen und Erinnerungen auf. Man bemerkte, daß der Grundsatz der natürlichen Erbfolge, welchen Mendoza empfahl, die Ansprüche bestätigen würde, welche die englischen Könige einst auf die französische Krone gemacht hatten und deren Nachfolger auch wohl noch einmal erneuern konnten. Der ganze Zustand, in dem man sich seit Jahrhunderten befand, wäre dadurch für ungesetzlich erklärt worden: unmöglich konnte das Parlament diese Ansicht um sich greifen lassen. Indem die Stände in ihrer Berathung über die Erhebung der Infantin auf den französischen Thron fortfuhren, regte sich zunächst in den jüngeren Mitgliedern der Chambre des enquestes die Absicht, sich diesem Vorhaben mit Ernst und einem gewissen Grade von Feierlichkeit zu widersetzen. Man schreibt einem später namhaft gewordenen Manne, Michel de Marillac [2]), Neffen des obenerwähnten Erzbischofs von Vienne, das Verdienst zu, die Initiative in dieser Sache ergriffen zu haben; der erste Präsident le Maistre und die Grand' chambre gingen darauf ein. Sie waren nicht etwa im voraus einverstanden mit Mayenne; aber so viel wußten sie wohl, daß dieser die Absichten der Spanier und der Mehrheit der Stände nicht theilte; es war ein Augenblick, wo sie etwas wagen konnten. Die Meinungen wurden

1) Registre du clergé, bei Bernard 483.

2) Le Beau: Vie de Marillac; bei Maier XV, 615, mit guten Zusätzen bei Bernard 736.

mit aller möglichen Zurückhaltung, fast mit dem Ausdrucke der Zaghaftigkeit vorgetragen; aber sie waren entschieden.

Am 28. Juni verfaßte das Parlament eine feierliche Mahnung an Mayenne, zu verhindern, daß unter dem Scheine der Religion die Krone in fremde Hände gerathe; alles, was zur Erhebung eines fremden Prinzen oder einer fremden Prinzessin geschehen sei oder geschehen könne, sei und bleibe null und nichtig: denn es stehe im Widerspruche mit dem salischen Gesetz und anderen Grundgesetzen von Frankreich. Am Nachmittag sah man den Präsidenten mit 20 Räthen vom Justizpalast über den Quai nach der Wohnung des Generalstatthalters daherschreiten, um ihm diesen Beschluß zu überbringen. In ausführlicher Rede legte le Maistre die Motive dar; er erinnerte Mayenne an das Beispiel des Widerstandes gegen die Eingriffe des Stuhles zu Rom in die politischen Angelegenheiten, welches die alten Könige, Philipp August, Philipp der Schöne, Ludwig XII., gegeben, und an seinen eigenen Eid [1]. Mayenne zeigte sich ungehalten, daß man einen so wichtigen Beschluß, ohne ihn vorher zu fragen, gefaßt habe: für den Augenblick aber — und das Gefühl des Augenblickes pflegt in Frankreich den Ausschlag zu geben — war ihm derselbe sogar angenehm [2]; und so ließ er ihn hingehen.

Wenn wir das Ereigniß aller Zufälligkeiten entkleiden, so liegt die Summe desselben darin, daß der höchste Gerichtshof, der sich schon früher einmal von der Strenge der geistlichen Satzungen und Rechte losgerissen, seitdem aber denselben seine Zustimmung wieder hatte zu Theil werden lassen, ihnen jetzt, als es Ernst damit wurde, sie auf die Krone selbst anzuwenden, mit aller seiner Kraft entgegentrat. Die geistlichen Gesetze und die ergangene Excommunication schlossen den gebornen König und seine Nachkommenschaft auf immer von dem Thron aus. Statt dies anzuerkennen und der neuen Königswahl, die man vorhatte, Raum zu machen, provocirte das Parlament auf die Grundgesetze des Reiches, durch welche eben der Ausgeschlossene zur Krone berufen wurde. Der Ordnung der Kirche und der allgemeinen katholischen Welt stellten sich die Ordnung und die Nothwendigkeiten des Staates entgegen. Es war ungefähr wie

1) Auszug der Rede bei Thuanus CVI, 545.

2) Tassis 10. Juli: no falta quien dice que la (die Erklärung des Parlaments) procuraron la madre hermana y muger del de Umena; mas puede dexarse de sospechar que aun el mismo duque convino en ello, si ben dio despues alguna reprehension.

einst in Deutschland, als die geistlichen Fürsten ihre Verpflichtung gegen den Papst hintansetzten und sich entschlossen, den Religionsfrieden anzuerkennen, ohne welchen die Nation nicht bestehen konnte.

Zu der politischen trat eben damals eine geistlich-doctrinäre Manifestation.

Während des Reichstages fanden, mit Genehmigung Mayenne's, Conferenzen zwischen den royalistischen und liguistischen Bischöfen statt, meistens zu Suresne, von denen man jedoch nicht sagen konnte, daß sie die Ueberzeugungen einander genähert hätten. Wie bei Gesprächen dieser Art gewöhnlich, waren die Sätze, die jeder Theil behauptete, merkwürdiger, als was der eine dem anderen abgewann. Die Royalisten, die aus dem Lager Heinrichs IV. kamen, stellten die natürlichen Rechte des gebornen Königs in den Vordergrund; die Liguisten, die aus der Stadt abgeordnet waren, erklärten es für unvereinbar mit den kirchlichen Pflichten, diese Rechte bei einem Nichtkatholiken anzuerkennen. Diese stützten sich auf Beispiele aus dem alten Testament und den hierarchischen Jahrhunderten, jene hoben die einfachen Sprüche des Evangeliums, die auch für die Protestanten maßgebend gewesen waren, hervor. Den größten Eindruck machte es, als eines Tages die royalistischen Geistlichen versicherten, ihr König werde zum Katholicismus übertreten. Vielleicht war es schon ein Rückschritt von der äußersten Strenge der früheren Behauptungen, wenn der Führer der Liguisten, Erzbischof Espinac, es nicht für ganz und gar unmöglich erklärte, daß derselbe alsdann als König anerkannt werden könne; aber dabei blieb er, daß dieser Anerkennung die Absolution durch den römischen Stuhl vorangehen müsse. Denn wenn die Krone in weltlichen Dingen unabhängig sein möge, so habe sie dies Vorrecht nicht, sobald es auf Religion und Glauben ankomme. Die royalistischen Theologen waren weit entfernt, dies zuzugeben. Ihr Führer, Renaud de Beaune, Erzbischof von Bourges, warf die Frage auf, was daraus werden solle, wenn der Papst etwa verweigere, den König zu absolviren [1]). Wolle man das Recht der Krone von Auswärtigen abhängig machen? Er hielt es für vollkommen genügend, daß der französische Clerus dem Könige die Absolution ertheile: später möge man die Einwilligung und den Segen des Papstes nachsuchen.

Den nächsten Sonntag sprachen sich die Prediger der Stadt mit

1) Ausführlicher Bericht über die Sitzungen bei Cayet Chronol. Navarr. Mich. XII, 447.

um so stürmischerer Heftigkeit über Heinrich von Béarn aus, den Excommunicirten, in die Ketzerei Zurückgefallenen, von dem sie nicht glauben wollten, daß ihn der Papst, in dem sie sich nur den Ausdruck der strengsten kirchlichen Gesetze dachten, jemals lossprechen könne: möge er katholisch werden, aber ihr König könne er niemals sein; nicht einmal von weiterem Stillstande mit ihm wollten sie hören.

Damit hatten sie jedoch nicht mehr so ganz die Beistimmung der Menge, die nicht allein Meinungen verlangt, sondern Erfolge.

Der spanisch-liguistischen Sache that nichts einen größeren Eintrag, als die Schwäche und Entfernung der spanischen Streitkräfte [1]). Die Prätensionen der Gesandten wurden lächerlich, da die Kriegsgewalt fehlte, welche ihnen allein Nachdruck verleihen konnte.

Dagegen war der brave Béarner mit seinem Heer in der Nähe der Hauptstadt; man hörte bald von der einen, bald von der anderen seiner Unternehmungen und sah sich durch dieselben benachtheiligt, ja bedrängt.

Oft und mit Recht ist davon gesprochen worden, wie sehr seine Kriegführung vor dem Talent Alexander Farnese's, der seine militärischen Bewegungen bei weitem besser nach Einem Ziele leitete, in Schatten trat. Aber es giebt noch eine andere Art von Strategik, die von den großen geographischen Verhältnissen ausgeht; von dieser besaß Heinrich IV., ich will keineswegs sagen die Wissenschaft, aber doch ein praktisches Gefühl. Wie er gleich bei seinem ersten Angehen auf Paris hauptsächlich die beherrschenden Positionen an den Flüssen in seine Hand zu bringen suchte und es nach dem Abzuge Farnese's sein erstes Geschäft sein ließ, sich des Verlornen wieder zu bemächtigen, so verfuhr er in Bezug auf das ganze nördliche Frankreich. Denn dies sich zu unterwerfen, war seine Aufgabe; der Norden ward diesmal vom Süden bezwungen. Vor allem sorgte er dafür, daß die mittlere und untere Loire in seinen Händen blieb; da er Rouen und Havre nicht einnehmen konnte, so war es ihm um so wichtiger, Quilleboeuf und Caudebec zu behaupten, oder wiederzugewinnen, und nichts war den Liguisten der Normandie empfindlicher; die Häfen der nördlichen Küste hielt er meistens in Gehorsam. Man hat über ihn gescherzt, daß er wichtige Kriegszüge durch Unterhandlungen

1) Inigo Mendoza 30. Mai 1593: no ay quien ne nos eche en rostro nostra desnudezza en armas y dineros, otros nos predican por impotentes y desconfian de lo que promitimos.

über die Vermählung der Erbin von Bouillon mit Turenne unterbrochen habe: in der That aber lag für seine gesammte Aufstellung etwas daran, daß ein so wichtiger Punkt an der Maas, wie Sedan, in den Besitz eines befreundeten und während des Krieges zuverlässigen Mannes kam. Von noch größerem Werthe war die erwähnte Besitznahme St.-Valery's an der Somme durch den Herzog von Nevers; Heinrich hat gesagt: wäre es diesem dann nicht gelungen, so wäre er selber vor die Stadt gezogen. Die Herrschaft über die Häfen, Ströme, Flußübergänge gab ihm die Herrschaft über das Land und brachte eine mächtige Rückwirkung auf die großen Communen hervor, die seine vornehmsten Feinde waren. Schon waren Paris, Rouen, Orleans an Kräften erschöpft, ja in offenbarem Verfall: wenn die Städte der Picardie sich etwas besser aufrecht hielten, so wurden sie doch auch wie einst vom Gedeihen, so jetzt von den Verlusten der übrigen betroffen [1]). Daß Heinrich im Juli 1593 Dreux einnahm, empfand man besonders in der Hauptstadt, wo allmählich Jedermann des Krieges müde wurde. Während der Conferenzen von Suresne und des für dieselben bewilligten, von Zeit zu Zeit verlängerten Waffenstillstandes war den Parisern wieder ein Vorgenuß des Friedens zu Theil geworden. Gar Manche waren gegangen, ihre Besitzungen wiederzusehen; sie erschraken vor dem Gedanken, daß der Stillstand aufgehoben werden könnte. Der päpstliche Legat, der als ein Gegner desselben galt, wurde dafür mit Gewaltthätigkeiten bedroht.

Bei dem militärischen Uebergewichte, das der König in diesem Augenblick ohne Zweifel besaß, und dem Bedürfnisse des Friedens auf der anderen Seite könnte es scheinen, als hätte er, an seinem Glauben festhaltend, auf einen vollkommenen Triumph rechnen können. Von eifrigen Hugenotten ward ihm vorgestellt, er möge die Katholiken immer einen Strohmann zum Könige wählen lassen; alles Gift seiner Feinde möge sich in Einem Haupte sammeln; er wisse dann, wen er zu bekämpfen habe; das sei der schwerere Weg, aber der ihn dahin führe, sich zum absoluten Könige zu machen. Man erinnerte ihn an die persönliche Gefahr, vor der in der Mitte der alten Gegner ihn Niemand schützen könne; besser für ihn, im schlimm-

1) Memoyre pour les affaires de la France 1592 (MS. de Simancas): Les villes catholiques sont réduites en extrême langueur pour ne jouir de revenu quelconque, pour être privées de leur trafic ordinaire et pour ne pouvoir vivre de leur métiers.

sten Falle in einem Winkel von Frankreich sich unabhängig zu behaupten und nur mit Leuten umgeben zu sein, auf die er sich verlassen dürfe.

Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem Könige Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem anderen Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge.

Das aber war seine Lage gar nicht mehr, daß er einen freien Entschluß hätte fassen können. Durch das Versprechen, das er gleich nach dem Tode Heinrichs III. gegeben, war er gebunden. Er konnte die Erfüllung desselben verschieben, solange er um sein Dasein kämpfte, Anmahnungen, die mit Drohungen verknüpft waren, wie sie damals aufs neue von einer Partei, die sich mit besonderem Nachdruck als die dritte bezeichnete, obgleich es längst eine solche gab, an ihn gerichtet wurden, als seiner Ehre zuwiderlaufend zurückweisen. Wenn er aber sein Wort lösen konnte, ohne vor sich selber zu erröthen, dann entsprach es zugleich allen seinen übrigen Interessen, das zu thun.

Unter den mancherlei Aufforderungen dazu, die ihm auch von befreundeter Seite zukamen, finde ich besonders eine bemerkenswerth, in welcher der Uebertritt als eine Pflicht des Königthums dargestellt wird. Das französische Reich, heißt es darin, sei gleichsam die Beute eines Jeden, der sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen wolle: Raub und Mord gehe im Schwange; unter den Glaubensstreitigkeiten reiße der Atheismus ein. Für alle Gewaltthaten, Unterdrückung der Schwachen, Schändung des Heiligen, allen Ungehorsam habe man keinen Vorwand, als den einzigen, daß der König nicht katholisch sei. Wäre Heinrich nichts als Herzog von Vendôme, so möchte er thun, was ihm zu thun gefalle: aber er sei König von Frankreich, da habe er vor allem die Pflicht, für das Reich zu sorgen. Alle constituirten Gewalten im Reiche seien katholisch, die Abweichenden in so geringer Zahl, daß das keinen wesentlichen Unterschied mache: und sei nicht die katholische Kirche in Bezug auf Lehre, Ordnung und Gebräuche die alte, wie sie von jeher gewesen? Niemand könne leugnen, daß es in ihr Mißbräuche in Sitten und Zucht gebe; diese zu reformiren, stehe nicht den Hugenotten, sondern ihm, dem Könige, dem weltlichen Oberhaupte der Kirche, zu; vielleicht habe Gott ihn dazu ausersehen, die allgemeine Einheit einmal wiederherzustellen. Aber ehe er in die Kirche eingreifen könne, müsse er erst wieder als der älteste Sohn der Kirche dastehen.

Zu diesen allgemeinen Gründen fügte man dann die Umstände der Zeit. Unmöglich, sagte man ihm, könne er seinen Staat allein auf den Adel gründen, von dem man nicht einmal wisse, wie lange er aushalten werde; jetzt aber habe er Gelegenheit, auch die Städte für sich zu gewinnen, die nur nach einem Anlasse verlangen, um sich ihm anzuschließen: wenn er übertrete, werde es ihm an den gewohnten Unterstützungen des Clerus nicht fehlen, er werde Herr aller drei Stände sein; wo nicht, so müsse er fürchten, daß man ihm einen anderen König entgegenstelle [1]).

Damit gingen die Anhänger des jungen Guise und die Spanier so eben auf das eifrigste um, und gewiß durfte es Heinrich nicht dahin kommen lassen. Ein einmal ernannter Gegenkönig konnte mit der Zeit alle ihm entgegengesetzten Bestrebungen um sich sammeln; schon im Titel liegt ein Zauber: wie leicht, daß die wiederkehrende Fluth spanischer Unterstützungen der Ligue alsdann noch einmal eine größere Kraft verlieh, als sie in diesem Augenblicke besaß; ein innerer Krieg ohne Ende hätte sich entsponnen.

Und war es nicht selbst für die Protestanten ein Vortheil, wenn ein Fürst den Thron bestieg, der ihnen angehört hatte, durch ihre Hülfe emporgekommen, durch mannigfaltige Bande an sie gefesselt war? Ihre Sache gelangte dadurch auf eine ganz andere Weise, als es sonst möglich gewesen wäre, in die engste Verbindung mit der Staatsgewalt, die alsdann, so hätte man glauben sollen, niemals wieder einen eigentlich verfolgenden Charakter annehmen konnte. Mit Heinrich IV. schien die Gesinnung der Toleranz, die sich bisher in einigen Provinzen behauptet, den Thron von Frankreich einnehmen zu müssen, in seiner Persönlichkeit eine Vermittlung des sonst nicht zum Austrage zu bringenden Gegensatzes zu liegen.

Das war dann aber eine Entscheidung nicht allein für Frankreich, sondern für Europa.

Wenn in Europa entgegengesetzte Doctrinen und freie Kräfte unaufhörlich mit einander um das Uebergewicht ringen, so hängt doch die letzte Entscheidung selten von dem Kampf allein ab. In großen Momenten bildet sich eine allgemeine Ueberzeugung aus, welche demselben eine gewisse Schranke zieht und gleichsam eine höhere und moderirende Gewalt ausübt.

Wie Heinrich IV. bisher noch immer als der Vorkämpfer der

1) Supplication et advis au roi de se faire catholique. Manuscr. der Bibliothek des Arsenales zu Paris Nr. 176.

protestantischen Interessen erschienen, ihm trotz seiner Erklärung von 1589 noch immer von dieser Seite die wesentlichste Unterstützung zugekommen war: so hatte es als eine gemeinschaftliche Angelegenheit der katholischen Welt gegolten, ihn zu bekämpfen. Daraus entsprangen jedoch Verhältnisse, die für das Selbstgefühl der besonderen Staaten auf der katholischen Seite nach und nach unerträglich wurden. Denn eben hierdurch gewann der Vorkämpfer des Principes, der König von Spanien, verbunden mit dem römischen Stuhl, ein alle Anderen erdrückendes Uebergewicht. Namentlich für die italienischen Staaten war die Existenz eines unabhängigen Frankreichs die Bedingung des eigenen politischen Lebens.

Zuerst gaben die Venetianer dieser Ueberzeugung Raum. Sie waren der Meinung, um der Religion willen möge das Oberhaupt derselben, der Papst, politische Feinde haben; einem einzelnen Staate komme das nicht zu. Irgendwo mußte doch endlich einmal wieder dieser Haß aufhören, der um der religiösen Differenz willen jedes andere Verhältniß abbrach. Die jüngeren Nobili, bei welchen diese Meinung herrschte, nahmen damals einen großen Antheil an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und nur mit wenigen Stimmen war der Vorschlag, eine Gesandtschaft an die Königin Elisabeth zu schicken, zurückgewiesen worden. Wie viel mehr aber fanden diese Betrachtungen auf einen Fürsten Anwendung, der schon erklärt hatte, zum Katholicismus zurückkehren zu wollen! Die Venetianer waren unter den Katholiken die ersten, welche Heinrich den IV. anerkannten; sie gewährten ihm Geldunterstützungen, sie wünschten nichts mehr als seinen Sieg [1]).

Noch eigenthümlicher war das Verhältniß des Großherzogs Ferdinand von Toscana, der nicht allein durch Besorgniß vor Spanien, sondern hauptsächlich durch Eifersucht auf Savoyen aufgeregt wurde. Hätte ihm Philipp II. nachgegeben, was er wünschte, sich selbst in Besitz von Marseille zu setzen, so möchte Ferdinand sich vielleicht der Ligue angeschlossen haben. Aber Philipp antwortete auf diesen Antrag: die Zeiten Carls V., in denen Toscana begünstigt worden war, seien vorbei. Seitdem ergriff der Großherzog die Sache Heinrichs IV., unterstützte ihn mit Geld zur Werbung von Schweizern und zur Besoldung anderer Truppen, vermittelte ihm ein besseres Verhältniß zu dem Herzoge von Lothringen, seinem Schwager, und, was die Hauptsache ist, eröffnete ihm sogar durch den Cardinal To-

1) Relatione di Venetia 1590. Manuscr. der Bibl. Barberini.

lebo einen freilich unbestimmten, aber vielversprechenden Eingang in Rom. Dafür aber, denn schon fange man an, ihn als einen Abtrünnigen anzusehen, verlangte er nun auch von dem Könige seinen Uebertritt zum Katholicismus. Er rieth ihm denselben nicht allein an, sondern er drang darauf, innerhalb einer bestimmten Frist, nach deren Ablauf er sonst genöthigt sein werde, sich von ihm loszusagen.

So kamen zu den französischen die allgemeinen europäischen Verhältnisse, um den Uebertritt des Königs rathsam zu machen. Es scheint, als habe man protestantische deutsche Fürsten vermögen wollen, im voraus ihre Einstimmung zu geben; das ließ sich jedoch, wie leicht begreiflich, nicht erreichen. Fragen wir nach der Meinung des Königs selbst, so wäre sie dahin gegangen, die Ligue erst zu besiegen, oder sich mit ihr auszusöhnen, und dann überzutreten[1]. Allein bei der in Frankreich und dann auch in Italien obwaltenden Gefahr durfte er auf diese ungewissen Erfolge nicht warten. Der Uebertritt mußte zugleich ein Mittel des Sieges und der Aussöhnung werden.

Es ist nicht die ganze Wahrheit, aber es ist etwas Wahres daran, wenn Heinrich IV. seinen Freunden erklärte, er bringe seine Ueberzeugung seiner Pflicht zum Opfer. Die Beruhigung Frankreichs, die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtes in Europa betrachtete er als seine Pflicht.

Da konnte dann von den doctrinellen Fragen nicht viel die Rede sein; nur darauf kam es an, dem Fürsten seinen Uebertritt moralisch möglich zu machen.

Niemand hat hierauf einen größeren Einfluß ausgeübt, als Jacques Davy du Perron, der selbst von dem protestantischen Glauben, in dem seine eifrigen Eltern ihn erzogen hatten, zurückgetreten war. Es war ein Mann von allgemeiner literarischer Bildung, dem wohl auch poetische Versuche gelangen, von mannigfaltiger Wissenschaft, angenehmer Conversation. Seine Briefe haben einen Anflug von Schmeichelei, die doch nichts Zudringliches hat; eben durch einen Brief, in welchem sich eine glücklich geworfene Phrase findet, trat er

1) Egli avrebbe voluto prima vincere o pacificarsi con i catholici e poi abbracciar la loro religione. Galluzzi Storia di Toscana V, 156. Für diese Zeiten wäre eine authentische Mittheilung der Relationen aus Frankreich an den Großherzog und der wichtigsten Berichte sehr wünschenswerth. Ueber die Sendung nach Deutschland hat Rommel eine Notiz N. Hess. Gesch. I.

dem Könige näher; dann hat sich Sully seiner angenommen und ihn von Stufe zu Stufe emporgebracht.

Eines der vornehmsten Argumente, womit man dem Könige beikam, war die Behauptung, daß die römische Kirche trotz aller ihrer Mißbräuche immer die Kirche bleibe und die Mittel des Heils darbiete [1]). Es gab protestantische Geistliche, die, eben von Genf kommend, das dennoch bestätigten. Andere, durch die politische Lage gefesselt, zogen vor, zu schweigen; sie kannten die Hinneigung des Königs, die Unvermeidlichkeit des Schrittes; einer förmlichen Disputation wichen sie aus: denn auch als Sieger würden sie besiegt erscheinen.

Heinrich IV. erschrak, als man ihm eine Verleugnung einer ganzen Reihe von Lehren, die er bisher bekannt hatte, anmuthete; er wies die Unterzeichnung eines so ausführlichen Glaubensbekenntnisses von sich [2]).

Seine Stimmung erhellt aus dem oft gedruckten Briefe, den er Freitag den 23. Juni an Gabrielle d'Estrées geschrieben hat. Er war den Abend zuvor in St.-Denis angekommen. „Heute", sagt er, „fange ich an mit den Bischöfen zu reden. Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung machen".

An diesem 25. Juni nun, in der Kirche zu St.-Denis, zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges, gab Heinrich die feierliche Erklärung, daß er in der römischen apostolischen katholischen Kirche leben und sterben, dieselbe beschützen und vertheidigen wolle. Hierauf ertheilte ihm der Erzbischof die Absolution und nahm ihn in den Schooß der Kirche auf.

Es ist nicht die mit Feuer und Schwert verfolgende Kirche, zu welcher Heinrich übertritt; diese hätte ihn von sich gestoßen: es sind zunächst die Doctrinen des royalistischen Clerus, denen er sich anschließt, und die ihn aufnehmen. Sie lassen eine Toleranz der Hugenotten zu; das ganze Ereigniß schließt sie ein.

Auch die katholischen Großen, die den König umgaben, hatten

1) Aubigné Hist. univ. III, 291.

2) Il dit à Mr. du Plessis, que luy étant présentée à signer une profession de foy, en la quelle il abjuroit par le menu tous les points controvers avec les papistes et juroit les contraires, il en eut horreur et le refusa, les priant de se contenter, qu'il rentroit en l'église, en espérance, de la balaier un jour puisqu'il seroit dedans. (Vie de du Plessis Mornay 186.)

den Hugenotten die Herstellung der alten Pacificationsedicte, die durch die Ligue zurückgenommen waren, versprochen. Der König berief Deputirte der reformirten Kirchen ein und verdachte es ihnen eigentlich, daß sie sich der günstigen Umstände nicht so gut bedienten, wie sie wohl gekonnt hätten. Als sie im September zu Mantes zusammenkamen, hatte er nichts dagegen, daß sie ihren Schwur, in ihrer Religion zu leben und zu sterben, erneuerten; und an die Wiederherstellung der Pacificationsedicte ward wenigstens sogleich Hand gelegt.

Früher vollzogen, hätte Heinrichs IV. Uebertritt zum Katholicismus nur eine geringe Wirkung hervorbringen können. Viel zu stark war bisher die Faction, die ihn unter allen Umständen für unannehmbar, der kirchlichen Absolution unfähig erklärte; regte sich doch sogar in der sogenannten dritten Partei dieselbe Meinung, daß man einen König haben müsse, der nie zu den Hugenotten gehört habe. Die allgemeine Richtung der Gemüther ging damals noch auf die Verbindung des ausschließenden Katholicismus und der städtischen Freiheiten unter dem Schutze der Spanier; deren Waffen und Geld hielten noch alles in Abhängigkeit und Erwartung. Die Feldzüge gegen Alexander Farnese würden nicht besser ausgefallen sein, wenn Heinrich katholisch gewesen wäre.

Jetzt aber lebte dieser große Kriegsführer nicht mehr; die Geldleistungen der Spanier waren sparsam, ihre Truppen entfernt. Ihre früher von den Franzosen selbst genährten Prätensionen kamen diesen jetzt unerträglich vor. In Heinrich IV. fingen sie an den Vorfechter der nationalen Unabhängigkeit zu erblicken und zugleich den Retter aus den unerträglichen Unordnungen und Verwüstungen des Krieges. Alle fühlten wieder das Bedürfniß einer angestammten und festen Gewalt. Und sollten sie dann an den nicht ganz erfüllten Forderungen der strengen Doctrin Anstoß nehmen? Der Menge der Menschen pflegen nur die großen Momente der Lehre einzuleuchten: das Wesentliche lag in dem Uebertritt an sich.

Die Ligue fühlte im ersten Augenblicke, wie sehr sie dadurch ins Gedränge gerathe, und nahm sich noch einmal zusammen. Unter der Führung des Legaten vereinigten sich Mayenne, Guise, Aumale, Elboeuf, la Chastre, Rosne, St.-Paul, der Erzbischof Espinac und die Bevollmächtigten Mercoeurs, ihren Bund aufrecht zu erhalten, keinen Frieden mit „Navarra“ zu schließen, vielmehr den Krieg wieder zu erneuern, sobald nur die spanische Hülfe angelangt und ein Einverständniß über die der Monarchie zu gebende Form getroffen

worden sei. Eben dies aber war und blieb unmöglich. Feria und die Spanier hielten den Gedanken fest, Guise zu befördern; Mayenne war nicht dazu zu bringen, dies zu genehmigen. Zuweilen machte er Ausstellungen gegen die Person seines Neffen, zuweilen erhob er persönliche Ansprüche, die sich niemals gewähren ließen; endlich sagte er gerade heraus: Franzose gegen Franzose, da wolle er Niemand weichen.

Feria dachte ihm eine andere Partei entgegenzusetzen, unter Guise und Aumale, der sich auch Espinac anschloß; aber das bewirkte nur, daß alles sich auflöste.

Nemours suchte Lyon für sich selbst einzunehmen; Mercoeur verfolgte seine eigene Politik in Bretagne. Tassis bemerkt, jeder Gouverneur eines Landstriches, jeder Befehlshaber eines Schlosses geberde sich, als sei er König, und eigne sich die öffentlichen Gelder an; dasselbe geschah von den Städten. Von Zusammenhang und allgemeiner Ordnung war so wenig zu spüren, daß die ständischen Deputirten in Paris nur noch von den Geldunterstützungen der Spanier erhalten wurden [1]).

Unter diesen Umständen verweigerte Heinrich IV. die Verlängerung des Stillstandes. Wenn man sich erinnert, daß Mayenne einst bei dem Abschlusse desselben als sein Motiv dabei bezeichnet hatte, die Union werde sonst nicht mehr zusammenhalten, so kann man ermessen, welche Wirkung dieser Schritt haben mußte.

Der Krieg brach wieder aus; Heinrich war bei weitem der Mächtigere im Felde; die Ligue, in vollem Verfall, gewährte keinen Schutz wider ihn. Was blieb den Gefährdeten, die sich bedroht sahen, und den Ehrgeizigen, die noch weiter emporzukommen wünschten, übrig, als sich dem König anzuschließen, dem sie sich bisher entgegengesetzt hatten?

Die nächste Wirkung des Religionswechsels lag darin, daß Viele, die zu Heinrich überzugehen wünschten, dies nun ohne Beschämung zu thun vermochten.

War der Protestantismus Heinrichs oft auch nur ein Vorwand des Widerstandes gewesen, so war es immer von dem größten Werthe, daß derselbe weggeräumt wurde. Aber bleiben wir nicht allein bei den persönlichen Gesichtspunkten stehen, so wirksam sie waren. Andere gab es doch auch, die in der Unterwerfung unter

1) Los consejeros han de comer de alli. (Pap. v. Simancas.)

den gebornen und jetzt katholischen König das einzige Mittel sahen, die Verwirrungen des Landes zu beendigen.

Der erste namhafte Kriegsanführer, der sich entschloß, von der Ligue zum König überzugehen, war ein Mann, der ihn bei seiner Thronbesteigung zuerst verlassen hatte, weil er, wie er sagte, einem Hugenotten nicht dienen könne: jetzt erklärte er, nachdem der König katholisch geworden sei, gebe es keinen rechtmäßigen Grund mehr, ihm den Gehorsam zu versagen: ihn zu bekriegen, würde nicht mehr eine Handlung der Religion, sondern nur ein Act des Ehrgeizes und der Usurpation sein [1]. Es war Vitry, Gouverneur von Meaux; die Stadt, der er ihre Schlüssel zurückgab, folgte freiwillig seinem Beispiele. Für die Spanier wurde der Verlust dieses Platzes doppelt empfindlich, weil er die Verbindung zwischen den Niederlanden und Paris vermittelte.

Der Nächste, der diesem Beispiele folgte, war einer der vertrautesten Anhänger der Guisen, la Chastre, welcher Orleans und Bourges zu Heinrich IV. hinüberführte. Er gab als Grund an, man habe daselbst gefürchtet, unter fremde Herrschaft zu gerathen, und sei nun der Erhaltung der Religion versichert [2]; er forderte Guise auf, sich ebenfalls von den Fremden nicht länger betrügen zu lassen.

Feria giebt beide Ereignisse den Vernachlässigungen Mayenne's Schuld, den man nur vergebens gewarnt habe; namentlich hätte er recht gut den Katholiken von Orleans zu Hülfe kommen können, wenn er gewollt hätte; er mache den Béarner zum Könige [3].

Bald fiel durch die Entzweiung der Liguisten auch Lyon in die Hände Heinrichs; das Parlament von Aix fing wieder an, in seinem Namen Recht zu sprechen. Noch einmal hatte der römische Hof die Obedienzerklärung Heinrichs IV. nicht ohne officielle Härte von sich gewiesen; aber das hinderte die Franzosen nicht, sich ihrem Könige zuzugesellen. Die Krönung desselben in Chartres, 27. Februar 1594,

1) Le manifeste de M. de Vitry Gouverneur de Meaux 1594. In der Vorrede heißt es: Ce scrupule (de religion) cessant, celuy est misérable, voyre exécrable, qui se targue de ce faux prétexte.

2) Vgl. seine Erklärung bei Bouillé IV, 266.

3) Im Widerspruch mit dem, was sonst erzählt wird, berichtet Feria, daß Mayenne den Abfall Vitry's wenig empfunden habe: quedo tan poco disgustado da Vitri, avendo hecho tan grande traicion que despues della le embio certas joyas.

ward im Geiste der Opposition gegen Rom vollzogen; denn es würde heißen, sagte man, die Rechte der Krone in Zweifel stellen, wenn man diese Handlung deshalb aufschieben wolle, weil die Absolution des Papstes noch nicht erfolgt sei. Vielleicht war der Papst mit dieser Nichtachtung seiner Autorität nicht so unzufrieden, wie es aussah; aber im Lande hatte Niemand eine Ahnung davon; auch ohne die Einwilligung Roms gaben die Provinzen ihre Beistimmung freudig zu erkennen [1]).

Indessen bereitete sich auch in der Hauptstadt alles zu einem großen Umschwunge vor. In den verschiedenen Quartieren gab es bestimmte Häuser, wo sich die Anhänger des Königs versammelten und sich über ihre Schritte, ja über ihre Art, sich auszudrücken, verabredeten. Auch bei dem Volke fanden sie jetzt Gehör, das der Declamationen der Prediger müde war und ohne Frieden nicht leben konnte; zum Frieden aber, sagte man ihm, könne es nicht gelangen, ohne den König anzuerkennen, der das Land umher beherrsche. Anfangs hatte man Heinrich fast wie einen Fremden betrachtet; wie viel aber hatte er seitdem durch tapfere Kriegsthaten von sich reden gemacht! Der Ruf seiner übrigen persönlichen Eigenschaften ging von Mund zu Munde: „er sei gut und verständig; man müsse sich in seine Arme werfen." Fanatische Meinungen, politischen oder religiösen Inhalts, sind dem Nebel zu vergleichen, der, plötzlich aufsteigend, den Anblick der Dinge dem Auge verhüllt; es kommt eine Zeit, wo er fällt. Mayenne vertauschte den Gouverneur der Stadt, der sich den Gemäßigten beigesellte [2]), mit einem anderen von rein liguistischem Rufe, demselben Grafen Brissac, der die Barricaden geleitet hatte. Allein so ganz zuverlässig war auch dieser nicht mehr; wie früher von Heinrich III., so fühlte er sich jetzt von den Guisen zurückgesetzt [3]); er gab der allgemeinen Bewegung nach, statt ihr zu wider-

1) Heinrich bezeichnet die Krönung als action sainte, où le peuple constitue beaucoup d'efficace. Toute l'église (a été) pleine de peuple, qui a monstré, par trois signes d'allégresse, toute l'affection, qui se peut tesmoigner envers son prince. Lettre à M. de Beauvoir 1594 dern. févr. Lettres miss. IV, 101.

2) Ibarra fügt hinzu: von Ständemitgliedern, die noch immer zugegen waren, sei Mayenne aufgefordert worden, que echasse fuera los enemigos y meter mas gente de S. Md. (Spanier); aber er habe gefürchtet, dann nicht Herr zu bleiben.

3) pieno di occulto dolore; Davila XIV, 909. Commentarii: In Poitou la maggior parte de gentilhuomini si misero col duca d'Elboeuf;

stehen. Als ihm Heinrich anbot, ihn zum Marschalle von Frankreich zu erheben, trug er kein Bedenken, von der Partei, zu deren Bildung und Erfolg er das Meiste beigetragen zu haben behauptete, zurückzutreten und sich mit dem Könige zu verbinden. Die städtischen Behörden standen mit ihm im Einverständniß; am 22. März 1594 konnte Heinrich IV. ohne allen Widerstand in Paris einziehen. In vollen Waffen, mit dem in seinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbusch auf dem Hut, an der Spitze eines zahlreichen Adels, von den Schützen seiner Garde umgeben, durchschritt er die Straßen. Als er bei Notre-Dame anlangte, sammelte sich die Menge um ihn und begrüßte ihn mit tausendfachem Lebehoch. Zuweilen kam es ihm fast wie ein Traum vor, daß ihm nun das lange Gewünschte und so oft mit den Waffen Versuchte, die Rückkehr in die Hauptstadt, so leicht und mühelos gelungen war. Die Dinge waren aber allmählich dahin gereift. Die Spanier ließ er wissen, er sei gekommen, das in Besitz zu nehmen, was ihm gehöre; das Volk habe seinen König gerufen. Nicht ohne Würde war die Antwort Feria's: er sei nur hierher geschickt, das Volk zu beschützen; da es sich ergeben habe, so werde er mit seinen Soldaten die Stadt verlassen, was er dann auch ungesäumt vollzog.

Einer der ersten Besuche Heinrichs galt der Herzogin von Montpensier, die als seine bitterste Feindin angesehen ward: sie war erstaunt, daß sie bei ihm so viel Gnade fand; aber die Guisen wie das Haus Lothringen mit sich zu versöhnen, darauf war jetzt eine der vornehmsten Absichten Heinrichs gerichtet. Eine Anzahl der heftigsten Prediger, unter ihnen Boucher, verließ die Stadt mit den Spaniern; andere folgten diesen freiwillig nach; noch andere wurden genöthigt, sich zu entfernen. In allen Quartieren gab es unter den Bürgern eifrige Anhänger von ihnen, die ihnen folgen mußten; allen anderen wurde volle Amnestie gewährt; statt der geistlich-populären hörte man jetzt wieder die royalistischen Doctrinen verkündigen. In St.-Germain l'Auxerrois trat ein royalistischer Prediger auf, des Namens Bellanger, der die bisherigen Lehrer für Verführer des Volkes erklärte, hauptsächlich von dem Gehorsam sprach, den man den Königen schuldig sei, und es als Ketzerei bezeichnete, das Gegentheil zu behaupten. Der König war selbst zugegen und hatte seinen Platz dem Prediger gegenüber [1]).

havendo lui preso con consenso di cittadini il governo di Poitiers et exclusone Brissac.

1) L'Etoile 220.

Da zögerte auch Villars zu Rouen, obwohl er in die letzte Erneuerung der Ligue zugleich mit Brissac einbegriffen war, nicht länger, seinen Frieden zu machen. Auch er bekam ansehnliche Geldverwilligungen und behauptete die ihm übertragene Würde eines Admirals. Dagegen bewirkte er, daß Rouen, Havre und eine Anzahl von anderen Städten den König anerkannten; der König spricht die Hoffnung aus, daß die Beruhigung des ganzen Königreiches sich an den Besitz dieser schönen, großen und reichen Provinz knüpfen werde [1]). Paris, Orleans und Rouen waren immer als die drei Hauptstädte der Ligue angesehen worden; sie waren jetzt sämmtlich wieder in des Königs Händen; bald folgten ihnen auch die Städte der Picardie. Es geschah, was von jeher in Frankreich geschehen war und noch öfter geschehen sollte. Eine große und unwiderstehliche Bewegung der Geister hatte in die Ligue getrieben, eine andere führte zum Gehorsam zurück. Niemand vermochte sich die Gründe der allgemeinen Umkehr zu erklären, die man vor Augen sah. Diese Umwandlung der Gesinnung bezeichnete man damals mit dem Worte Revolution.

1) Henry IV à M. de Bourdeille 31 Mars 1594. Lettr. miss. IV. 130.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Comp. in Altenburg.